Ad Bibliothecam
Academiæ Scientiarum
Electoralis Boicæ Monachii

H. nat. 394-6

<36605883090015

<36605883090015

Bayer. Staatsbibliothek

H. Nat. 394.

Hist. natur. Lexica 9.

~~H. N. No 38.~~

Neuer Schauplatz der Natur

Sechſter Band

N bis Q.

Neuer
Schauplatz der Natur

nach den
richtigſten Beobachtungen und Verſuchen
in
alphabetiſcher Ordnung
durch eine

Geſellſchaft von Gelehrten

Sechſter Band

Leipzig
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1778.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht
zum ſechſten Bande.

Nachdem nunmehr, in einer ununterbroche- nen Reihe, von dieſem Schauplatze der Natur halbjährig ein Band iſt geliefert wor- den, und das Werk ſich ziemlich dem Ende na- het: ſo rechnen es ſich die Verfaſſer aus verſchie- dentlichen Urſachen beynahe zur Pflicht, ſich den Leſern bekannt zu machen. Denn einmal haben ſie in manchen öffentlichen Blättern dieſerwegen ganz unrechte Muthmaßungen geleſen, worinnen auch wohl die Einrichtung der Ausgabe unrichtig

iſt angegeben worden. Nachgehends halten ſie die Bekanntmachung ihrer Namen anitzt auch dieſerwegen nützlich, damit alle Leſer und Beurtheiler wiſſen, an wen ſie ſich, der unterſchiedlichen Artikel wegen, zu halten haben. So, wie daher in der Vorrede zum erſten Bande, eine kurze Nachricht von dem ganzen Plane dieſes Werkes, und deſſen itziger Einſchränkung Nachricht gegeben worden iſt: ſo wird gegenwärtig eine gleichmäßige von der Verbindung und den Arbeiten der Verfaſſer ſelbſt mitgetheilet. Anfänglich hatten ſich zu Ausführung des, in gedachter erſten Vorrede erwähnten, weitläuftigen Entwurfes bloß die vier hieſigen Herausgeber der Londoner philoſophiſchen Transactionen, nämlich Hr. D. Langguth, Hr. D. Böhmer, Hr Prof. Titius und Hr. D. Zeiher vereiniget. Sie arbeiteten auch ſchon einige Zeit an der nähern Berichtigung ihres Entwurfs und machten die Vorberei-

bereitungen zum Werke ſelbſt; ja ſie ſetzten dem Werke ſchon unter ſich diejenigen engern Schranken der bloßen Naturgeſchichte, welche in der Vorrede zum erſten Bande angezeiget worden, und in welchen es zeither geblieben iſt. Es ſchien aber bald im Anfange einer und der andere dieſer vorgedachten Mitarbeiter, für ſeine übrigen Geſchäffte, noch zu viel Gegenſtände in ſeiner Abtheilung zu haben, die ihm bey Fortſetzung der Artikel zu ſtark anwachſen und dem Drucke Hinderniß in Weg legen möchten. Hierzu kam, daß Herr D. Zeiher, ſeiner andern Geſchäffte und ſeines Amtes in Dresden halber, öfters geraume Zeit abweſend ſeyn mußte, und dadurch an Ausführung der übernommenen Gegenſtände von Mineralien und Inſecten merklich gehindert wurde. Dieſe Urſachen bewogen die andern Mitarbeiter ſich annoch mit etlichen wenigen Freunden zu verbinden, und die Arbeiten

ſolchergeſtalt unter ſich zu theilen: damit jeglicher, auf alle Fälle, zu Leiſtung deſſen, was er auf ſich genommen, Zeit und Luſt haben möchte. Demnach traten noch Herr Prof. Ebert allhier, und Herr D. Nürnberger, Bibliothekarius bey hieſiger Univerſitätsbibliothek, Herr Bergrath Pörner in Meißen, und Herr Prof. Müller in Erlangen, der Herausgeber des Linnäiſchen deutſchen Thierſyſtems, zu den vorigen Mitarbeitern; und nun ward die Arbeit mehr vertheilet. Herr D. Langguth übernahm die Bearbeitung der Artikel von Fiſchen; Herr D. Böhmer das ganze Pflanzenſyſtem und alles was dahin gehöret; aus einer ihm eigenen durch ſehr viele Jahre her erworbenen Kenntniß. Herr Prof. Titius behielt unter den Thieren nur die Beſchreibungen der Vögel. Herr Prof. Ebert nahm die vierfüßigen Thiere und die ganze allgemeine Phyſik, und Herr D.

Nürnberger die allgemeine Beſchreibung der Theile im menſchlichen und thieriſchen Körper. Herr Bergrath Pörner beliebte, ſeiner beſondern Erfahrung wegen von dergleichen Sachen, die geſammten mineraliſchen Aufſätze; und endlich Herr Prof. Müller wählete ſich die Inſecten, Würmer und Conchylien. In dieſer Vertheilung blieben die Verfaſſer während des erſten Bandes. Gleich beym Anfange des zweyten ſtarb Hr. Prof. Müller, und die beyden hieſigen Freunde, Hr. D. Böhmer und Herr Prof. Ebert ſahen ſich genöthiget, erſterer die Würmer, Muſcheln und Schnecken, dieſer die Inſecten, zur fernern Beſchreibung in dem Werke, auf ſich zu nehmen. Sie entſchloſſen ſich, unerachtet ihre Abtheilung dadurch, zumal bey den vielfältigen Amts- und andern gelehrten Arbeiten, ungemein anwuchs, um ſo viel geneigter dazu, weil der

verſtorbene Hr. Prof. Müller entweder den hieſigen Plan nicht genugſam vor Augen, oder keine Zeit zu dieſer Arbeit hatte. Denn ſeine Artikel fielen ſo kurz und unvollſtändig aus, daß die übrigen Verfaſſer bereits ſelbſt darüber kein Gefallen bezeugeten; gleichwohl ſich anfänglich nicht getraueten, dieſe Aufſätze zu ergänzen, oder ſogleich umzuarbeiten. Hiernächſt blieb bey ſolcher Vertheilung die ganze Ausgabe und der Druck des Werkes unter den Augen faſt aller Verfaſſer und an einem Orte; welches bey ſo vielen unterſchiedlichen Namen von Perſonen und Sachen, allerdings nöthig ſchien. Auf ſolche Weiſe haben die benannten Verfaſſer bisher das Werk fortgeſetzet, und hier zu Wittenberg die Richtigkeit des Druckes beſorget. Es iſt daher niemand unter ihnen Director deſſelben, ſondern die Aufſätze werden gemeinſchaftlich zur Druckerey hingegeben, und

von den Verfaſſern ſelbſt im Drucke berichtiget. Dieſe kurze Anzeige von den ſämmtlichen Mitarbeitern an dem Werke, davon bereits das Nöthige im 38ſten Stücke des hieſigen Wochenblattes vom vorigen Jahre, dem Publico iſt bekannt gemachet worden, kann vermuthlich den Titel des Werkes rechtfertigen, welches wirklich von einer Geſellſchaft gelehrter Freunde geſchrieben wird. Sie kann auch dem Leſer dasjenige ſattſam beſtätigen, was vor dem erſten Bande von Ausarbeitung der Sachen, von dem Fleiße der Verfaſſer, von ihrer genugſamen Kenntniß und guten Auswahl der Gegenſtände, von den gehörigen Schranken des Vortrags, u. ſ. w. iſt geſaget worden.

So weit es zur Zeit das Anſehen hat, ſind die mehreſten Leſer und Beurtheiler mit den Aufſätzen der Verfaſſer und der ganzen Einrichtung zufrieden geweſen. Dieſen letztern kann es daher

nicht

nicht anders, als zum beſondern Vergnügen gereichen, wenn ſie ſolchergeſtalt ihre Abſicht möglichſt erreichet haben. Sie haben ſich dabey zugleich angelegen ſeyn laſſen, auch denjenigen Erinnerungen möglichſt nachzukommen, welche einige auswärtige Freunde in ihre Beurtheilungen eingeſtreuet hatten. Einige derſelben glaubten anfänglich, die Artikel dürften hin und wieder das Maas überſchreiten; weil ſich in den erſtern Buchſtaben einige etwas lange Aufſätze befanden. Aber man wird in der Folge gefunden haben, daß durch dieſe ausführlichen Artikel vieles zum Voraus iſt mitgenommen und behandelt worden, welches in der Fortſetzung unterſchiedliche andere ganze Aufſätze erfordert hätte: da man Gegentheils ſich nunmehr auf einen ſolchen längern Artikel hat beziehen, und mehrere andere hat erſparen können. Wir wollten im Gegentheil behaupten,

haupten, die ſämmtlichen Sachen wären eher kürzer, als weitläuftiger beſchrieben worden. Denn die Verfaſſer ſind an ſich keine Freunde vom Weitſchweifigen. Deswegen haben ſie ſich gleich anfangs aller Anführungen, und aller Entlehnungen ganzer Beſchreibungen aus andern Schriftſtellern begeben. Einige wenige allgemeine Begriffe von höhern Abtheilungen und Ordnungen der Dinge haben freylich länger als andere ausfallen müſſen, wenn ſie gleich nur in den engſten Schranken ſind vorgeſtellet worden. Dahin gehören die Artikel Fiſch, Pflanze, u. a. m. Andere Freunde haben bey dem Werke Kupfer gewünſchet; den Verfaſſern ein etwas ſeltſamer Wunſch! Von welcher Sache hätte man denn Kupfer und Abbildungen geben ſollen? Von den bekannten und gemeinen? So wäre ihrer eine für Käufer und Verleger läſtige Menge geworden.

Von ſeltenen Stücken? Wer will über die zur Abbildung erforderliche Seltenheit genugſam Richter ſeyn? Und wie vielen iſt denn bloß mit dem Seltenen gedienet? indem vieles davon mehr ſpeculativ, als nützlich iſt. Indeſſen haben die Verfaſſer ſchon bey der erſten Grundlage des Werkes an einige Kupfer gedacht, und ſind der Meynung geweſen: es würden ſich am Ende, wenn die ſämmtlichen Sachen abgehandelt ſind, von etlichen durchaus nützlichen, beſonders der Wirthſchaft vortheilhaften, Gegenſtänden und ganzen Klaſſen, Kupfer beyfügen laſſen, wenn es die Leſer verlangen möchten. Solches wären z. B. die richtigen Abbildungen von den geſammten Futterkräutern; die Zeichnungen von giftigen und ſchädlichen Pflanzen; die wahrgenommenen Verbeſſerungen bey einem und dem andern Geſchöpfe oder natürlichen Producte, wo die bishe-

rigen Erklärungen und Vorſtellungen bey den Autoren nicht gehörige Genüge leiſten, u. ſ. w. Alsdenn würde ſich auch näher über die Seltenheit der vorzufallenden Sachen urtheilen laſſen. Noch andere Leſer haben Sachen vermiſſen wollen, wenn ſie ſelbige nicht gleich im Anfange eines Artikels, der in ein anderes Reich, als die geſuchte Sache gehörete, erblicket haben. Sie finden indeſſen Dinge gleiches Namens jederzeit unter einem Artikel, nur in verſchiedentlichen Abſätzen. Sollte indeſſen in einem Stücke etwas übergangen, oder nachher wichtige neue Entdeckungen vorgefallen ſeyn, ſo könnte dieſes irgend in einem Supplementbande nachgehohlet werden.

Bisher iſt nun, wie bekannt, alle halbe Jahre ein Band geliefert worden. Diesmal müſſen wir die Leſer bitten, ein Jahr in Geduld zu ſeyn, ehe der nächſte ſiebente Band erſcheint. Unvermeidliche Hinderniſſe, die ſich in den Aem-

tern

tern und Arbeiten der Verfaſſer den gegenwärtigen Sommer hindurch ereignen, ſind Urſache, daß ſie an die Fertigung eines Bandes zur Michaelmeſſe nicht wohl Hand anlegen können. Zu Oſtern des folgenden Jahres wird dagegen der nächſte Band unausbleiblich erſcheinen, dem die wenigen übrigen, bis zum Ende des Werkes, wie bisher, ſicherlich jedes halbe Jahr folgen ſollen. So viel wir voraus ſehen, dürften ohnedem nur noch drey oder höchſtens vier Bände übrig ſeyn. Und gleichwie wir unſern Leſern für zeitherigen Beyfall, Aufmerkſamkeit, zum Theil auch geneigte Nachſicht, allen billigen Dank ſchuldig ſind, ſo laſſen wir es uns eifrigſt angelegen ſeyn, gleiche Gefälligkeit auch bey den künftigen Bänden zu verdienen und zu erlangen. Geſchrieben zu Wittenberg, den 4 May 1778.

N.

Nabel.

Vmbilicus. Man verſteht eigentlich hierunter diejenige Erhöhung, welche in der Geſtalt einer ziemlich anſehnlichen Narbe oder Warze auf der Mitte des Unterleibes zum Vorſcheine kömmt, und gleichſam den Mittelpunct deſſelben ausmachet. Sie entſteht nämlich von der nach der Geburt erfolgten Ablöſung der Nabelſchnur, es mag ſelbige entweder mit einem ſchneidenden Werkzeuge, wie bey den Menſchen, oder durch das Abbeißen, wie bey den Thieren geſchehen, worauf denn ſowohl ſämmtliche Nabelgefäße, als die auswendige Scheide oder Bedeckung derſelben, mit den allgemeinen Decken und Fleiſchfaſern der Unterbauchsmuskeln in eins zuſammenverwachſen und auf ſolche Art dieſe narbichte Erhöhung hervorbringen. Im weitläuftigen Verſtande wird auch hierunter die, um dieſen Mittelpunct beynahe zween Querfinger breit rings herum befindliche, Gegend begriffen, und darum beſonders die Nabelgegend, regio vmbilicalis, genannt.

Nabelkräuſel.

S. Kräuſel.

Nabelkraut.

S. Becherkraut, Durchwachs und Frauenflachs.

Nabelſaamen.

S. Klebkraut.

Nabelſaamenkraut.

Omphalodes Tourn. Hr. v. Linne' hat dieſes Geſchlecht mit der Hundszunge vereiniget, und in

in der Blume kommen beyde mit einander überein, auch die vier Saamen ſind in beyden nicht füglich als nackend anzunehmen, indem ſelbige noch eine beſondere Schale bedecket; dieſe aber iſt bey den Hundszungenſaamen platt nnd rauh, bey unſern Pflanzen aber umgiebt den Saamen ein großer, glatter, nabelförmig ausgehöhlter und gefranzter Rand, als ob ein beſonderes Näpfchen damit verwachſen wäre; daher auch Herr Ludwig dieſes Geſchlecht beſonders beybehalten und von Heiſtern Vmbilicaria genannt worden. Es ſind zwo oder drey Arten davon bekannt.

1) Das kriechende breitblätterichte Nabelſaamenkraut, Omphalodes ſymphyti folio. Cynogloſſum omphalodes Linn. wächſt in Portugall, auch in Crain. Die zäſerichte, ſchwarze Wurzel treibt zuerſt niedrige, aufgerichtete Stängel und nachher auch kriechende Ranken; dieſe ſchlagen häufig Wurzeln, blühen aber nicht, da hingegen jene im März und April häufige Blumen treiben. Die Blätter ſind mit ſteifen Haaren beſetzet, geſtielt, mehr ey- als herzförmig, zugeſpitzet, am Rande ganz. Die Wurzelblätter ſind von deneu am Stängel nicht unterſchieden, nur iſt ihr Stiel länger. Der blühende Stängel wird ohngefähr einen halben Fuß hoch, und treibt aus dem Blätterwinkel am Ende lange, in einige Zweige abgetheilte Blüthſtiele, daher die Blumen einen kleinen Strauß vorſtellen. Das Blumenblatt iſt ſchön blau gefärbet und in der Mitte mit einem weißen Sternchen bezeichnet. Dieſes Pflänzchen iſt im Frühjahre eine Zierde in den Gärten, es dauert ohne Wartung im Freyen und wuchert mit ſeinen Ausläufern in einem guten Boden häufig. Da aber die Wurzeln ſich in einander verwirren und dabey endlich eingehen, ſoll man ſolche alle zween oder drey Jahre umpflanzen und aus einander reißen. Saamen haben wir nicht erhalten. Die Blumen können zwar den Bienen wenig Ausbeuthe geben, ſind ihnen aber wegen Mangel anderer zu der Zeit angenehm.

2) Schmalblätterichtes wollichtes Nabelſaamenkraut, Omphalodes lini folio glabro. Cynogloſſum linifolium Linn. wächſt auch in Portugall, iſt aber nur ein Sommergewächſe. Das Pflänzchen iſt mit einem dichten, aber dünnen wollichten Weſen bedecket, ſilberfärbig und glänzend. Die zäſerichte Wurzel treibt einen aufgerichteten, und mit vielen Zweigen verſehenen, einen Fuß hohen Stängel. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſitzen platt auf, ſind nicht gleich breit und lanzetförmig, wie Herr von Linné annimmt,

nimmt, ſondern länglicht, und nur die obern gehen etwas ſpitzig zu, da hingegen die untern ſich ganz ſtumpf endigen. Die äſtigen und faſt nackenden Blüthſtiele treiben aus dem Blätterwinkel und die weißen Blumen öffnen ſich im Brach- und Heumonathe. Man ſäet den Saamen im Frühjahre, und nicht, wie Miller verlanget, im Herbſte in das freye Land, und wenn die Pflanzen nur vom Unkraute rein gehalten und zuweilen begoſſen werden, erhält man gewiß wieder reifen Saamen.

3) Schmalblätterichtes rauhes Nabelſaamenkraut, Cynogloſſum luſitanicum Linn. iſt der zwoten Art ähnlich und vielleicht nur eine Abänderung davon. Die Stöckchen ſind höher und nicht wollicht und weich, ſondern rauh anzufühlen; auch die Wartung iſt nicht verſchieden.

Nabelſchnur und Nabelſtrang.

S. Nachgeburt.

Nachenkraut.

Nachenkraut iſt die Ueberſetzung von Cymbaria Linn. Hr. Meſſerſchmid hat die Beſchreibung dieſer Pflanze, welche in Daurien wächſt, und Herr Gmelin die Abzeichnung Herrn Ammannen mitgetheilet. Es hat ſolche viel ähnliches mit dem Löwenmaule. Die dauernde, ſeitwärts kriechende Wurzel treibt einige ſchwache, ſelten über einen halben Fuß hohe, wollichte Stängel, an welchem wechſelsweiſe ſchmale, ſpitzige, dem Frauenflachſe ähnliche, aber kleinere und wollichte Blätter ſitzen. Aus dem Blätterwinkel entſtehen kurze einblümichte Stiele. Der Kelch giebt das Hauptunterſcheidungszeichen. Es iſt ſolcher in zwölf Einſchnitte getheilet, davon zween einander gegen über geſtellet, ausgebreitet und ſtärker, die übrigen zehne aber aufgerichtet und ſchmäler ſind. Des großen Blumenblattes weite Röhre theilet ſich in zwo ſtumpfe Lippen und die obere rückwärts gebogene in zween, die untere in drey Einſchnitte. Es iſt ſolches gelb und innerlich roth geflecket. Zween längere und zween kürzere Staubfäden ſitzen an der Blumenröhre. Der Griffel iſt am Ende umgebogen, und mit dem ſtumpfen Staubwege beſetzet. Das eyförmige Saamenbehältniß wird von dem Kelche bedecket, öffnet ſich mit zween nachenförmigen Klappen, und enthält in einem Fache viele eckichte Saamen.

Nachgeburt.

After, Secundae, Secundinae. Man begreift unter dieſer Benennung eigentlich dasjenige beſondere Werkzeug, vermittelſt welchem die junge Frucht ſowohl bey dem Menſchen, als bey einem jeden

den lebendig gebährenden Thiere mit der Mutter in Mutterleibe zuſammenhängt oder in Verbindung ſteht, worinnen ſelbige ſelbſt eingeſchloſſen liegt, und welches allemal nach erfolgter Geburt entweder zugleich mit der Frucht zum Vorſcheine kömmt, oder wenigſtens, ſobald die Frucht davon abgelöſet worden, manchmal durch beſondere Handgriffe herbeygeſchaffet und hervorgezogen werden muß. Eigentlich rechnet man zur Nachgeburt drey weſentliche Stücke, nämlich die Fruchthäute, membranae, den Mutterkuchen, placenta vterina, und die Nabelſchnur ſamt ihren Gefäßen, funiculus vmbilicalis. Erſtere, oder die Fruchthäute ſind beſondere dünne Blaſen, welche die Frucht im Mutterleibe auf gleiche Weiſe in ſich faſſen, als ohngefähr die Schale am Ey das Küchlein enthält.

Die äußerliche dieſer Fruchthäute, oder das ſo genannte Lederhäutchen, chorion, ſ. membrana reticularis, iſt vor der folgenden dick, ſchwammicht, wollicht, ganz voll Adern, und beſteht aus zwo unterſchiedenen Schichten, wovon die inwendige zwar mit der auswendigen feſte zuſammenhängt, dieſe aber an einem Orte von jener ganz abgeht und theils die hintere Fläche des Mutterkuchens überzieht, theils mit ihren vorragenden, zottichten Fäden ſich in die Höhlen der Mutter ſelbſt einſetzet, mit der es auch ſonſt noch durch die Gefäße auf eben dieſe Art in zuſammenhängender Verbindung ſteht. Man findet dieſe äußerliche Fruchthaut überhaupt in allen vierfüßigen Thieren und ſelbſt in denjenigen, welchen man ſchwerlich einen Mutterkuchen zugeſtehen kann, z. E. im Schweine und dergleichen. Wenn in der Gebährmutter zween oder mehrere Früchte vorhanden ſind, ſo pfleget dieſe erſte Fruchthaut mit der folgenden in eins zuſammen zu laufen und gleichſam eine Art von Scheidewand zu machen. Doch findet man auch bey Thieren, welche zugleich viele Jungen zur Welt bringen, daß jede Frucht dieſe erſte Fruchthaut ganz eigen und beſonders beſitzt. Es folget auf dieſe eine zwote innerliche Fruchthaut, oder das ſo genannte Schafhäutchen, amnios, welches ſich von jenem darinnen unterſcheidet, daß es dünner, dem Anſehen nach faſt ganz ohne Gefäße und gleichſam durchſichtig iſt. In derſelben befindet ſich die bekannte Amnionsflüßigkeit, welche eine klebrichte, durchſichtige und gallertartige Feuchtigkeit vorſtellet, von welcher ſich nicht einmal beſtimmen läßt, woher ſie eigentlich entſtehe, ob ſie durch die Schweißlöcher der Haut ausdünſte, oder ob ſie ſonſt durch die feinern Gefäße der erſtern

Haut allmählig durchſchwitze und ſich darinnen ſammle. Eben ſo wenig iſt der beſtimmte Nutzen dieſer Feuchtigkeit bekannt, ob ſelbige der Frucht im Mutterleibe in den letztern Monathen zu einer Nahrung diene, oder ob ſie bloß die engen Wege, durch welche die Frucht durchgehen muß, erſchlaffe und ſchlüpfrig mache, und auf ſolche Art die Geburt erleichtern helfe? Man trifft die zwote Fruchthaut bey allen vierfüßigen Thieren von kalten Blute an, und es haben auch die Inſecten dergleichen, doch iſt dieſe Bekleidung bey ihnen gemeiniglich härter und die Flüßigkeit darinnen nicht ſo deutlich. Uebrigens richtet ſich auch dieſe Haut nach der Anzahl der Frucht, ſowohl bey den Menſchen, als bey den Thieren, und nur alsdenn iſt das Schaafhäutchen nicht vielfach, ſondern einfach vorhanden, wenn die Früchte widernatürlicher Weiſe zuſammengewachſen ſind. Es ſcheint, als ob die erſtere Fruchthaut außerdem, daß ſie die Nabelgefäße unterſtützet, etwas von demjenigen Safte, welcher die Nahrung der Frucht bewerkſtelliget, aus der Mutter einſauge, ſo wie dieſe zwote die Amnionsfeuchtigkeit in ſich faſſet, und das ganze Ey um und um einſchließt. Außer dieſen findet man auch noch bey den meiſten vierfüßigen Thieren eine dergleichen dritte, nämlich die ſo genannte Harnhaut, Alantois, ſ. membrana farciminalis, welche ungemein groß, gemeiniglich ſehr lang, beynahe walzenförmig, aber von ungleicher Breite, in zwey Hörner diſſeits und jenſeits ausgebreitet, und übrigens mit einem gelben, ſalzichten, oder auch wohl ſtinkenden Safte erfüllet iſt. Man muß ſie gemeiniglich zwiſchen der erſten und zwoten Fruchthaut ſuchen, und da dieſelbe ſich nicht nur bis zur Blaſenſchnur erſtrecket, und vermittelſt derſelben mit der Blaſe ſelbſt zuſammenhängt, ſondern da man auch wahrnehmen können, daß eingeſprützte Feuchtigkeiten und die eingeblaſene Luft einen freyen Durchgang durch dieſe Haut bis zur Blaſe ſelbſt gehabt, ſo läßt ſich aus dieſem allen mit größter Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß dieſe Harnhaut ein beſonderer Sammelkaſten des angehäuften und aufgeſammelten Urins im Mutterleibe ſeyn möge. So ſehr auch einige berühmte Zergliederer für die Gegenwart des Harnhäutchens bey den Menſchen geſtritten, ſo wenig haben es andere durch das mühſamſte Nachforſchen ausfündig machen können, weswegen man denn bey ſo mangelhaften Erfahrungen bewährter Augenzeugen es denſelben bis jetzo noch abſpricht.

Den zweeten Theil der Nachgeburt machet der Mutterkuchen, Pla-

Placenta vterina, aus, welcher einen runden, acht bis neun Zoll breiten und zween Zoll dicken Kuchen vorſtellet, deſſen eine hintere Fläche ein wenig gebogen und erhaben, uneben, mit allerhand Furchen und Erhöhungen beſetzet, gegen die Mutter zu gerichtet, die andere vordere Fläche aber, welche eigentlich die Frucht in ſich faſſet, und aus welcher die Nabelſchnur entſpringt, etwas hohl, voller großer und ins Auge fallender Gefäße und mit den Fruchthäuten überzogen iſt.

Die Anzahl dieſes beſondern Eingeweides richtet ſich bey den Menſchen nach der Menge der Früchte, daher es einfach bey einzelnen Früchten, und gedoppelt bey Zwillingen angetroffen wird, nämlich im letztern Falle alſo, daß beyde Kuchen zwar zuſammengewachſen ſind, in Anſehung der Gefäße aber eigentlich in keiner Gemeinſchaft unter einander ſtehen. Ohnerachtet einige, durch beſondere wahrgenommene Waſſerbläschen verführt, den Bau des Mutterkuchens durchaus für drüſenhaft haben ausgeben wollen, ſo ſcheint ſelbiges doch mehr ein lockeres ſchwammichtes Gewebe von unzählichen kleinen Gefäßen auszumachen, welche als eben ſo viele zarte Zeräſtelungen von den Nabelpuls- und Blutadern herzuleiten ſind. Die letztern Endungen dieſer blut- und pulsaderichten Gefäße, welche als beſondere kleine Haargefäße an der hintern Fläche des Mutterkuchens hervorragen und das zottichte und flockichte Weſen derſelben ausmachen, ſtecken wie kleine Würzelchen in den Grübchen und hohlen Schweißlöchern der inwendigen Fläche der Mutter ſelbſt, doch iſt der eigentliche Verbindungsort ſehr ungewiß und unbeſtimmt, da der Mutterkuchen bald hier, bald da, am gewöhnlichſten aber hinten am Obertheile oder Grunde mit der Gebährmutter zuſammenhängt. Man findet dieſen Kuchen auch bey den vierfüßigen Thieren, ingleichen bey ſolchen Amphibien oder kaltblütigen Thieren, welche lebendige Junge zur Welt bringen, ſo wie bey den Fiſchen ſolcher Art. Dahingegen fehlet ſolcher allen Eyerlegenden und ſcheint die Natur den Mangel dieſes anſehnlichen Theils, z. E. bey den Vögeln, durch den Dotter erſetzet zu haben. Diejenigen, welche dem Pferde und dem Schweine keinen Mutterkuchen haben zugeſtehen wollen, ſcheinen dadurch verſtöhret worden zu ſeyn, daß ſie dieſe Unterſuchungen allzufrühe, nämlich in den erſtern Entſtehungszeiten der Frucht angeſtellet, wo freylich bloß das Lederhäutchen mit der Gebährmutter anhängend, der Mutterkuchen aber nicht ſo deutlich wahrzunehmen iſt, als welcher ſich erſt nach

und nach, nämlich bey zunehmenden Wachsthume der jungen Frucht deutlicher entwickelt. Gleichwie bey den gras- und fleiſchfreſſenden Thieren der Thierkuchen eben ſo, wie bey den Menſchen, ein einfaches und durchaus gleichartiges Stück ausmachet, ſo blühen hingegen bey dem wiederkäuenden und gehörnten Viehe aus der äußerlichen Fruchthaut unzehliche kleine erhabene Hügelchen oder Taſchendrüſen, Cotyledones, hervor, die alle unter einander zuſammenhängen, und gleichſam eben ſo viele einzelne Thierkuchen auszumachen ſcheinen. Schon aus dem genauen Zuſammenhange des Mutterkuchens mit der Gebährmutter und der eingeſchloſſenen Frucht läßt ſich ſehr wahrſcheinlich vermuthen, daß vermittelſt deſſelben ein wechſelſeitiger Kreislauf des Blutes und des Nahrungsſaftes zwiſchen der jungen Frucht und der Mutter unterhalten werde. Noch mehr aber beſtätigen ſolches gewiſſe ſeltſame Wahrnehmungen, vermöge welchen man nach einem erfolgten unglücklichen Falle einer ſchwangern Frauensperſon und daraus entſtandenen Verletzung eines anſehnlichen Blutgefäßes im Unterleibe und tödtlichen Verblutung, nach dem Tode derſelben, den Mutterkuchen an der Gebährmutter zwar noch anhängend, die todte Frucht aber ganz vom Blute erſchöpft, und deſſen Herz und Gefäße ausgeleeret erſehen. Ein andermal erfolgte auf die glückliche Geburt des Erſtlings eines Zwillings plötzlich eine tödtliche Verblutung, und man fand nach dem Tode der Mutter die andere Zwillingsfrucht zwar noch in ihren Häuten eingewickelt, durch den Mutterkuchen mit der Gebährmutter annoch genau vereiniget, übrigens aber todt und ganz ohne Blut, das wahrſcheinlicherweiſe durch den vom Abgange des erſtern Mutterkuchens entblößten Orte herausgefloſſen ſeyn mochte. Da aber außerdem die im Mutterleibe enthaltene Frucht, weder Athem holet, noch ſonſt zu den Lungen deſſelben Blut gelanget, ſo möchte man faſt muthmaßen, als ob der Mutterkuchen an die Stelle der Lungen trete, und als ob derſelbe unterdeſſen das Werkzeug der Blutmachung abgebe, wozu ſelbiger um ſo viel mehr geſchickt iſt, da das Blut ſich durch die kleinen Haargefäße ſo mühſam hindurchdrängen muß, und dadurch eine vollkommene und genauere Miſchung erhält.

Das dritte Stück der ganzen Nachgeburth machet endlich die Nabelſchnur, oder der ſogenannte Nabelſtrang, funiculus vmbilicalis, aus, welcher unter der ſonderbaren Geſtalt, einer aus kleineren Fäden zuſammengewun-

denen Schnur oder gedreheten Strickes erſcheint, und eben daher dieſe Benennung erhalten hat. Es beſteht ſelbige nämlich aus zwo beſondern Nabelpulsadern, einer Nabelblutader und der ſogenannten Nebenblaſe oder Blaſenſchnur, welche Theile beſonders übereinander gewunden und gedrehet, und äußerlich mit einer gemeinſchaftlichen dicken, übrigens aber ziemlich ſchwammichten und lockern Haut überzogen, und darinnen eingeſchloſſen ſind, zwiſchen deren Zellgewebe immer ein klebrichter Saft befindlich iſt. Dieſe Nabelſchnur nimmt in der inwendigen Fläche des Mutterkuchens ihren Anfang, und endiget ſich äußerlich am Nabel der jungen Frucht. Außerdem, daß ſelbige ziemlich einen ſtarken Finger oder Daumen dicke iſt, ſo erſtrecket ſich ihre Länge meiſtentheils von zwo, drey bis vier Spannen. Die Natur ſcheint bey dieſer Einrichtung eine doppelte Abſicht zu verrathen, damit nämlich theils die Frucht im Mutterleibe ſich deſto freyer bewegen könne, ohne daß dadurch der Mutterkuchen von der Mutter ſelbſt abgeriſſen werde; theils auch, damit nicht ſogleich eine tödtliche Verblutung ſich ereigne, wenn etwa, nachdem die Frucht zur Welt gebohren worden, die Unterbindung der Nabelſchnur nicht alſobald veranſtaltet werden können. Mit den eigentlichen Hauptbeſtandtheilen der Nabelſchnur hat es denn nun folgende Bewandniß: es entſpringen nämlich erſtlich entweder aus der großen Pulsader, oder aus den Unterbauchs⸗ oder Beckenſchlagadern auf beyden Seiten die beyden Nabelpulsadern, arteriae vmbilicales duae, welche ſich ſeitwärts an der Harnblaſe hinſchleichen, ſich bis zu der Oeffnung des Nabels erſtrecken, und von da ſich durch die ganze Länge der Nabelſchnur alſo verlängern, daß ſie ſich beyde übereinander in ſchneckenförmigen Krümmungen winden, bis ſie endlich in der Oberfläche des Mutterkuchens, woſelbſt ſie ſich in unendlich kleine und zarte Aeſte zertheilen, und die ganze Subſtanz deſſelben durchweben, ihr Ende gewinnen. Man bemerket an ihnen hin und wieder beſondere knollichte Abſätze oder Knoten, welche, wenn man die Nabelſchnur ausdehnet, oder die Adern ſelbſt aufbläßt, verſchwinden. Die Anzahl derſelben iſt eigentlich für beſtändig zweyfach, und beyde gemeiniglich gleich groß, ohnerachtet man bisweilen eine vor der andern ein wenig größer wahrnimmt, auch wohl eben nicht gar ſo ſelten nur eine einzige antrifft. Bey den vierfüßigen Thieren findet ſich außer dieſen gewöhnlichen beyden, noch wohl gar manchmal eine

beitte ein, welche aus der Gekröſepulsader entſteht, und darum die Nabelgekröſepulsader genannt werden könnte, die man nichts deſto weniger auch bey den Menſchen, obſchon überaus klein, und daß ſie ſich gegen den Nabel ſelbſt mit einigen Zweigen unvermerket verloren, wahrgenommen hat. Bey den Vögeln giebt es drey Schlagadern, welche man mit den Nabelſchlagadern vergleichen könnte, und welche faſt eben in einer ſolchen Scheide aus dem Körper der Frucht in die Nachgeburth laufen. Die Dotterſchlagader entſteht aus der Gekröſeſchlagader, und ihre Aeſte ſind die überaus ſchönen Gefäße, welche im Anfange der Brütung auf der Haut des Dotters liegen. Dieſe hat mit der Nabelgekröſeader eine Aehnlichkeit. Die linke Nabelſchlagader iſt ein Fortſatz der linken Beckenſchlagader, welche aus dieſem Grunde viel breiter als die rechte iſt, und welche ſich dann mit ihren zarten Aeſtchen über die ganze Fläche der inwendigen Dotterhaut verbreitet; die rechte hat zwar einige Aehnlichkeit mit der vorigen, iſt aber nur übrigens kleiner, und dehnet ſich kaum über die Nabelſcheide hinaus. Zweytens befindet ſich unter dieſen beyden Nabelſchlagadern gewöhnlichermaaßen die Nabelblutader, Vena vmbilicalis, welche zweymal dicker iſt, als jene. Es entſpringt ſelbige mit einer unzähligen Menge kleiner, zarter Gefäße aus der Subſtanz des Mutterkuchens, welche aber außer demſelben bald in einen einzigen Stamm zuſammenlaufen, der alſo einfach durch die ganze Nabelſchnur ſcheint, und äußerlich von beyden Nabelſchlagadern umwunden, fortläuft. Sie geht eigentlich viel gerader durch das ſchwammichte Weſen der Nabelſchnurſcheide, und iſt darum viel kürzer als die Nabelſchlagadern, ohnerachtet ſie ebenfalls bisweilen beſondere Krümmungen und abgeſetzte Knoten machet, welche aber verſchwinden, ſobald die Ader ſelbſt aufgeblaſen, oder ausgedehnet wird. Nachdem ſie endlich am Nabel der Frucht ihre Scheide verlaſſen, und ſich ſeitwärts gegen die Leber derſelben zugewendet, ſo gewinnet ſie eines Theils in dem hohlen Sacke der Pfortader ihr Ende, theils breitet ſie ſich mit kleinern Zeräſtelungen, welche mit den Pfortadergefäßchen zugleich fortlaufen, durch die ganze Subſtanz der Leber aus. Es gehöret unter die ſeltenen Fälle, daß man die Nabelblutader bey den Menſchen doppelt, wiewohl öfterer geſpalten antreffen ſollte, da hingegen die vierfüßigen Thiere allemal zwo Nabelblutadern haben, welche durch die ganze Nabelſchnur von einander unterſchieden ſind, und erſt bey dem Nabel in eins

zuſammenlaufen. Auch findet man bey den meiſten derſelben eine Nabelgekröſeader, welche von der Pfortader entſteht, wenigſtens am Hunde, an der Katze, am Löwen, am Kaninichen, auch bisweilen am Menſchen. Die Vögel beſitzen ihrer ebenfalls zwo, wovon die eine, welche aus dem Dotter entſpringt, ſich in die Leberader einſetzet, die andere aber unterhalb dem Herzen ſich in die Hohlader einpflanzet. Gleichwie nun durch die Nabelblutadern das Blut und die eigentliche Nahrung vermittelſt des Mutterkuchens von der Mutter ſelbſt eingeſogen, und ſo bis zur Leber hingeſchaffet wird, von dannen es durch einen beſondern blutaderichten Gang, canalis venoſus, unmittelbar zur Hohlader gelanget, alſo wird das zurückfließende und übriggebliebene Geblüte durch die beyden Nabelſchlagadern von der Frucht abgeleitet, und der Mutter wiederum überliefert, und es ſcheint, als ob die Natur darum Vorzugsweiſe gewöhnlichermaaßen zwo ſolche Schlagadern vor einer Blutader hier veranſtaltet, um einer tödtlichen Verblutung vorzubauen, wenn etwa ja durch einen ungefähren Zufall der Nabelſtrang ſelbſt zerriſſen werden ſollte, oder wenn derſelbe ſonſt nach erfolgter Geburth nicht alſobald unterbunden werden könnte. Endlich enthält auch noch der Nabelſtrang die ſogenannte Blaſenſchnur, vrachus. Es ſtellet dieſe bey den Thieren einen beſondern hohlen Canal vor, welcher ſich von dem Grunde der Urinblaſe an, und zwar aus dem Mittelpuncte derſelben, längſt durch die ganze Nabelſchnur, bis zur Harnhaut erſtrecket. Sie iſt auch bey den Menſchen anzutreffen, nur daß ſie bey dieſen überaus enge und dünne, nichts deſto weniger aber ebenfalls hohl und offen iſt, und wahrſcheinlicher Weiſe ſich entweder an der inwendigen Fruchthaut des Mutterkuchens verliert, oder ſich nach den Wahrnehmungen einiger berühmter Zergliederer mit einem Bläschen, welches darum für die Harnfruchthaut bey den Menſchen gehalten wird, endigen ſoll. Und dieſe Blaſenſchnur ſowohl, als die Harnhaut werden, da ſie beyde in einer ſo genauen Verbindung ſtehen, für das Behältniß angeſehen, worinnen ſich der Urin während der Zeit, da die junge Frucht ſich noch im Mutterleibe befindet, allmählich ſammlet. Es vertrocknen endlich nach und nach ſowohl die Nabelblutader, als beyde Nabelſchlagadern, und die Blaſenſchnur, in ſo ferne ſie nämlich inwendig im Unterleibe der jungen Frucht befindlich ſind, und verwandeln ſich in bloße Bänder. Dieſe Nabelſchnur nun ſcheint ein ſo unentbehrliches Stück einer jeden jungen Frucht zu ſeyn,

daß ſie darum bey allen vierfüßigen Thieren, bey den Zwitterthieren oder Amphibien, und ſelbſt bey den Fiſchen anzutreffen iſt. Die Vögel haben ſtatt derſelben eine ähnliche Scheide, welche aus den Decken des Unterleibes beſteht, und in welcher ſich die Dottergefäße, die Gefäße der Adermembranen, und der Gang des Dotters befindet; ja man könnte ſogar bey den Pflanzen Theile anführen, welche mit der Nabelſchnur einige Aehnlichkeit haben. Es iſt ſelbige auch darum einer der erſten Theile einer Frucht, und ſie erſcheint an dem Hühnchen noch eher als das Herz und die rothe Farbe, und enthält bereits wirkliches Blut in der vierzigſten Stunde. Faſt eben ſo zeitig, und ſobald man nur Spuhren einer, ſelbſt der kleinſten Frucht entdecken kann, offenbahret ſie ſich auch bey den Menſchen, vierfüßigen und übrigen Thieren, und nimmt nach und nach ſowohl an ihrer Länge, als in ihrem Umfange zu. Bey den Menſchen wird die Nabelſchnur, ſobald die Frucht aus Mutterleibe heraus, doppelt unterbunden, und zwiſchen dieſem doppelten Bande abgelöſet, bey den Thieren aber pfleget ſie die Mutter ſelbſt aus einem angebohrnen Inſtinkt mit den Zähnen abzubeißen.

Nachtblume.

S. Jaſmin.

Nachtfiſch.

Nachtfiſch, in der Lucernerſee, Albula Caerulea des Geſners, S. 187. b. Salmo Albula, L. gen. 178. ſp. 6. Trutta Edentula, 1. des Kleins, eine Art der Fohren. ſ. auch unſere Artikel, Baal, Th. I. S. 465. und Forelle, Th. III. S. 178.

Nachtigall.

Luſcinia. Dieſer bekannte und vorzüglich ſchön ſingende Vogel gehöret unter die weitläuftige Zahl der kleinen Vögel, die vorne mit drey Zähen und einem hinten verſehen ſind. Der Schnabel iſt dünne, lang und ſtumpf an den Schneiden, die Nägel an den Füßen ſind kurz, und einander gleich, der hinterſte Zähe ohne Sporn. Klein ſetzet die Nachtigall unter das Obergeſchlecht der Fliegenſtecher, und machet den Namen derſelben zum allgemeinen Namen, der mit der Grasmücke einerley iſt: unerachtet die Arten der Vögel, die dieſen Namen führen, verſchieden ſind. Von der äußern Farbe zu urtheilen, ſo zeichnet ſich ſelbiger gar nicht aus. Kopf, Hals, Rücken, bis auf den Schwanz hellbraun, und die ganze obere Grundfarbe grau, mit wenig Ziegelfarbe vermiſchet. Kehle, Bruſt und Bauch ſchmutzigweiß, Bürtzel und Schwanz röthlicht. Die Augen

groß und ſcharfſehend, Füße hoch, zum Hüpfen ſehr geſchickt, und bräunlicht. Die wenigen Arten ſind 1) die gemeine Nachtigall, große und kleine, Luſcinia maior et minor, davon es zwo Gattungen geben ſoll: die eine den Rothvogel oder Tagſchläger, weil er des Tages vorzüglich ſingt; die andere, den Sproſſer, der etwas größer fällt, vornehmlich nur des Nachts ſingt, und davon Nachtſchläger genannt wird. 2) ſchwarzbunte Nachtigall, Luſcinia ex fuſco et luteo varia. Schnabel ſchwarz, Kopf tief dunkelbraun mit ſchmalen weißen Linien über den Augen, Rücken ſchwarzbraun, mit feinen weißen Linien an den Spitzen der Federn, Bauch und Füße gelblicht 3) Bengaliſche Nachtigall am Kopfe zu den Seiten nebſt unterm Leibe gelb, Rücken und Schwanz grün, Flügel ſchwarz, mit zwo Queerlinien, und vier langen ſchwarzen Linien gezeichnet. 4) Jamaikaſche Nachtigall. Rücken, Flügel und Schwanz dunkelbraun, Unterleib goldgelb, Füße ſchwärzlicht. Männchen und Weibchen ſind bey den Nachtigallen ſchwer zu unterſcheiden. Sie nähren ſich von allerley Würmern und Inſecten, von Ameiſeneyern, auch ſuchen ſie die kleinen grünen Baumraupen gern für ihre Jungen auf. Sie brüten nur einmal im Jahr, machen ihr Neſt in Gebüſche und Hecken, ganz auf dem Erdboden, unter andern Kräutern, gemeiniglich gegen die Morgenſonne, damit ſie über die Hälfte des Tages im Schatten bleiben; und zwar unweit einem fließenden Waſſer oder einer Springquelle. Das Neſt iſt halbkugelförmig, aus Baumblättern und Graswurzeln verfertiget, auch inwendig mit dürrem und ganz weichem Graſe bekleidet. Es iſt dabey ſo verſtecket, daß man es ſchwerlich finden und gewahr werden kann. Die Eyer ſind dunkel olivenfarbig, und von ſehr dünner Schale. Gewöhnlichermaaßen bringen ſie vier bis fünf Jungen aus. Wo ſich die Nachtigallen aufhalten, da leiden ſie nicht viel ihres gleichen in der Nähe; und daher kömmts, daß man immer nur wenig Paare in den ſchattenreichſten, dickſten Gegenden findet. Sie ſind übrigens im Frühjahr bey ihren Ständen leicht zu fangen, entweder aus Einfalt, oder aus Neugier: denn man machet meiſtens eine kleine Grube in den Erdboden, mit eingelegten Ameiſeneyern, oder Würmern, und richtet darüber eine Falle oder Netz auf, welches zuſchlägt, wenn der Vogel hineintritt. Man hält die Nachtigallen für Zugvögel, für ſolche, die ſich früh bey uns verlieren, ſchon zu Ende des Auguſts, wenn ſie ausgebrütet haben,

ben, und erſt am Ende des Aprils wiederkommen. Sicherlich aber verbergen ſie ſich nur in die unwegſamſten Gegenden, wie andere kleine Vögel. Sie fangen mit dem Monath May zu ſingen an, ſetzen es Tag und Nacht fort, und halten damit, nach Beſchaffenheit der guten Witterung, bis nach Johannis, in die Mitte des Junius aus.

Nachtkerze.

Wir verſtehen hierunter Onogram Tourn. oder Oenotheram Linn. Gelber Weiderich iſt zwar ein mehr bekannter Name; dieweil aber auch andere Geſchlechter ſolchen führen, haben wir, um alle Verwirrung zu vermeiden, lieber jenen gewählet. Der Kelch ſteht auf dem Fruchtkeime, fällt ab, und beſteht aus einer langen Röhre und vier ſpitzigen Einſchnitten; wo dieſe ihren Urſprung nehmen, ſitzen vier eben ſo lange, aber breitere, herzförmige, ausgebreitete Blumenblätter und am obern Theile der Röhre des Kelches acht kürzere, gekrümmte Staubfäden; der lange, walzenförmige Fruchtkeim trägt einen dünnen Griffel mit vier dickern, rückwärtsgebogenen Staubwegen. Das lange, viereckichte Saamenbehältniß öffnet ſich mit vier Klappen, und enthält in vier Fächern viele kleine Saamen. Von dem Weiderichröslein, welches das nahverwandte Geſchlecht iſt, unterſcheidet ſich die Nachtkerze durch den Saamen, welche bey jenem mit einer wollichten Haarkrone beſetzet, bey dieſem aber blos oder nackend ſind. Herr v. Linne' hat zehen Arten beſtimmet. Wir erwähnen davon

1) die zweyjährige Nachtkerze mit borſtigem Stängel, Garten- oder franzöſiſche Rapunzeln, Rübrapunzel, gelber Gartenweiderich, Weinblume, Rhapontica, Oenothera biennis. Iſt ein zweyjähriges Virginiſches Gewächſe, welches ſich durch den häufig ausfallenden Saamen dergeſtalt in hieſigen Gärten vermehret hat, daß es zu einem Unkraute geworden, und ſogar an ungebauten Oertern und in dem Flugſande, wie die gemeine Königskerze, angetroffen wird. In den Gärten iſt die Wurzel dicke, ſtark und fleiſchicht, und den erſten Sommer hindurch, auch den Winter über mit vielen langen, eyförmig zugeſpitzten, platten, und am Rande zart eingekerbten, weichhaarichten Blättern beſetzet. Der im zweyten Jahre hervortreibende eckichte Stängel wird vier bis fünf Fuß hoch, und iſt mit borſtigen Haaren und vielen Zweigen beſetzet. Die Blätter am Stängel ſind den Wurzelblättern ähnlich, aber ungeſtielt. In dem Blattwinkel ſitzen die Blumen einzeln, ſtellen aber gleichſam unter

ſich eine Aehre vor. Es brechen faſt den ganzen Sommer hindurch immerfort neue hervor, und ſie haben einen ſchwachen, doch angenehmen Geruch. Die Blumenblätter ſind gelb, und faſt kürzer als die haarichten Kelcheinſchnitte; um den Boden des Kelches ſitzen äußerlich vier gelbe Warzen. Der eine Staubweg iſt länger als die drey übrigen, alle ganz mit dem Blumenſtaube bedecket. Die Frucht iſt walzenförmig, mit vier Furchen durchzogen. Man hat ſeit ohngefähr vierzig Jahren dieſe Pflanze in den Gärten erzogen, um die Wurzel als einen Sallat zu genießen. Dieſe ſchmecket roh ohngefähr wie Paſternack und wird wie der Sellerie zugerichtet. Es erfrieret ſolche nicht leicht im Winter; damit man aber auch bey ſtarkem Froſte dergleichen vorräthig haben möge, kann man ſie gegen den Herbſt ausheben, die Wurzelblätter behutſam abſchneiden, und in den Keller einlegen. Wenn der Stängel hervorgetrieben, wird die Wurzel holzicht und tauget nicht zum Gebrauch; daher man die Ausſaat jährlich vornehmen und nur einige wegen des Saamen bis in das zweyte Jahr ſtehen laſſen ſoll. Es fallen dieſe zwar häufig aus; da aber ſelbige auch vor den Winter ſchon wieder aufgehen, und im folgenden Frühjahre hurtig in den Stängel treiben, iſt es beſſer ſolchen im Frühjahre in guten, lockern Boden ordentlich auszuſäen, und die Stöcke nach Belieben zu verpflanzen. Die Blumen tragen vieles zur Sammlung des rohen Wachſes bey.

2) Die kleinblümichte Nachtkerze mit achttheilichter Frucht, Oenothera paruiflora L. Dieſe kömmt aus dem mitternächtlichen Amerika, und iſt außer der Blüthe der vorigen Art ganz ähnlich; wie denn auch ſelbige mit der folgenden viele Gleichheit zeiget. Die Einſchnitte des Kelches ſind drey- auch viermal ſo kurz, als deſſen Röhre, die Blumenblätter viel kleiner und ſchwefelgelb, und vorwärts ausgerändert; die Spitze des Saamenbehältniſſs iſt achttheilig. Die Haare, womit der Stängel beſetzet iſt, ſind weich, nicht borſtig, und ruhen auf keinen Erhebungen, wie bey der vorigen Art. Der Stängel, wie auch der Kelch ſind röthlicht.

3) Die kleinblümige Nachtkerze mit viertheiliger Frucht, Oenothera muricata L. wächſt in Canada, und iſt der zwoten Art ganz ähnlich, unterſcheidet ſich aber davon, daß das blühende Ende des Stängels weit über die Seitenzweige hervorraget, die Einſchnitte des Kelches nur um die Hälfte kürzer ſind als die Röhre deſſelben, die Blumenblätter ſaffranfärbig und völlig herzförmig und an der Frucht nur vier

Spitzen

Spitzen ſind. Der Stängel iſt rauh anzufühlen und mit rothen Düpfelchen beſäet.

4) *Die weiche ſchmalblätterichte Nachtkerze*, Onagra bonarienſis Dill. Oenothera molliſſima Linn. Dieſe jährige Art wächſt in Bonarien. Die Wurzel iſt zäſericht, der Stängel ohngefähr eine Elle hoch, in einige Zweige zertheilet, unterwärts braun, oberwärts grünlicht und haaricht. Die Blätter ſitzen wechſelsweiſe platt auf, ſind ſchmal, lang, lanzetförmig und am Rande etwas wellenförmig ausgebogen, weitläuftig und ſchwach ausgezahnt, und mit ganz weichen ſammetartigen Haaren auf beyden Seiten beſetzet. Die Blumen ſitzen, wie bey den übrigen Arten, einzeln am Blätterwinkel. Der Kelch iſt ganz haaricht, und die Einſchnitte ſind halb ſo lang als die Röhre deſſelben, die Blumenblätter anfangs gelblicht, verwandeln ſich aber nachher ins ſaffranfärbige und werden zuletzt bräunlich. Wenn ſie verwelken, ſchrumpfen ſie zuſammen und breiten ſich faſt niemals völlig aus, oder bleiben nur wenig ausgebreitet. Die Frucht zeiget vier geſpaltene Spitzen.

Die zwote und dritte Art kann man, wie die erſte, unterhalten. Sie dauern auch öfters länger als zwey Jahre; von den ausgefallenen Saamen wachſen ſelten neue Stöcke, und man muß daher ſolchen im Frühjahre lieber auf das Miſtbeet ausſäen. Die vierte Art blühet im erſten Jahre, und geht im Herbſte ein, verlanget auch keine beſondere Wartung. Wer einmal dergleichen im Miſtbeete oder ſonſt auf einer Rabatte erzogen, wird auch wieder von ſelbſt aufwachſende Pflanzen finden.

Nachtmenſch.

S. Orang-Utang.

Nachtrabe.

Ardea varia, und Schwenkfelds nycticorax. iſt der kleine bunte Reyger, oder Schildreyger, ſonſt auch Focke genannt. Außer den Charakteren der Reyger, hat er noch dies eigene: Schnabel und Füße blutroth; Kehle, Hals, Bruſt weiß. Unterleib gelblicht; Nacken und Rücken ſchwarzgrün; obere Seite der Flügel und Schwanz aſchblau; vom Kopfe hängen drey Federn herab. Er hat die Größe eines Birkhahns iſt in Schleſien und Ungarn vornehmlich zu finden. Von ihm iſt das Sprichwort für einen leichtfertigen Menſchen entſtaaden: ein loſer Focken, an dem nur drey Federn gut ſind. Es giebt eine Art grüner Nachtraben, mit ſchwarzen Schnabel, Hals und Bruſt ziegelroth, Kopf und Rücken grün, Flügel dunkelgrün, Füße ſchwarzbraun.

Nachtſchatten.

Nachtſchatten iſt der Name des Pflanzengeſchlechtes, welches Solanum heißt und einen einblätterichten, in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilten Kelch; ein radförmiges, in fünf, nach und nach rückwärts gebogene Lappen zerſchnittenes Blumenblatt; fünf kurze Staubfäden; dichte bey einander geſtellte und faſt verwachſene, oberwärts mit zwey Löcherchen verſehene Staubbeutel und einen etwas längern Griffel mit einem ſtumpfen Staubwege und eine rundliche, zwofächerichte Beere mit vielen kleinen, auf dem fleiſchichten Saamenhalter befeſtigte Saamen zeiget. Herr von Linne' und faſt alle neuern Kräuterlehrer haben mit dem Solano Tourn. auch deſſen Lycoperſicum und Melongena vereiniget, und ob wir gleich beyde unter Liebesapfel und Eyerſtaude beſonders angeführet, müſſen wir doch dieſer Vereinigung beypflichten. Es iſt aber dieſes auf ſolche Weiſe eines der weitläuftigſten Geſchlechter geworden und Herr von Linne' hat davon fünf und dreyßig Arten verzeichnet. Wir wollen nur die bekannteſten und merkwürdigſten davon ausleſen und ſolche unter zwo Abtheilungen bringen, nachdem die Pflanzen entweder Stacheln oder keine haben.

Zu den unbewehrten, oder welche keine Stacheln haben, gehören:

1) der gemeine **Nachtſchatten mit unterwärts hängenden weißen Blüthſträußern**, Saukraut, Solanum offic. C. B. Solanum nigrum Linn. wächſt überall, ſonderlich um die Miſtſtätte und in den Krautfeldern und iſt in den Gärten ein beſchwerliches Unkraut. Die faſerichte Wurzel dauert nur einen Sommer. Der grüne, rundliche, oder nur wenig geſtreifte Stängel erreichet ſelten über zween Fuß Höhe, breitet ſich durch die häufigen Zweige weit aus, und alles iſt mit Blättern häufig beſetzet. Dieſe ſind lang geſtielt, fangen breit an und laufen ſpitzig zu, mithin ſind ſie faſt eyförmig und am Rande in ſpitzige Zacken ausgeſchweifet. Gemeiniglich kommen zwey Blätter aus einem Orte und richten ſich auf eine Seite, welcher Stand vielen Arten des Nachtſchattens und auch andern damit verwandten Pflanzen eigen iſt; wie denn auch der gemeinſchaftliche nackende Blüthſtiel nicht aus dem Blattwinkel, ſondern aus den Zwiſchenräumen entſpringt und ſich in viele flach geſtellte Zweige vertheilet, an welchen die Blumen zwar einzeln ſtehen, unter ſich aber einen kleinen Strauß abbilden. Die Blumen hängen unterwärts. Das Blumenblatt iſt klein und weiß, die Beere aber ſchwarz und etwas größer als eine gemeine Erbſe. Es zeiget dieſe Art viele

Abänderungen und einige derſelben ſind ſo merklich unterſchieden, daß man ſie leicht für wirkliche Arten anſehen könnte. Außer der Farbe und Größe der Beeren, da ſelbige öfters roth oder gelb, auch von der Größe einer mittelmäßigen Kirſche ſich zeigen, findet man vorzüglich an dem Stängel und den Blättern merkliche Verſchiedenheiten. Dillenius im Elthamenſer Garten hat daher mehrere Arten beſchrieben, und obgleich Herr von Linné ſolche dafür nicht erkennen, ſondern nur als Spielarten annehmen will, hat er doch ſolche durch eigene Beynamen unterſchieden. Eine und die andere, welche bey uns im Garten unterhalten und jährlich aus Saamen erzogen worden, haben den, von Dillenius angemerkten Unterſchied unverändert erhalten, und könnten daher wohl als wahre Arten angeſehen werden. Wir wollen ſolche nach Hrn. v. Linné angeben. a) Gemeiner weitſchweifiger Nachtſchatten, Solanum nigrum patulum. Hort. Elth. fig. 355. Der Stängel iſt glatt, wenig geſtreifet, treibt viele Zweige, und dieſe verbreiten ſich immer in neue, wodurch die Pflanze ſich weit ausbreitet. Der vornehmſte Unterſchied aber iſt in den Blättern, welche mehr länglicht und am Rande völlig ganz ſind. b) Gemeiner rauher Nachtſchatten, Solanum villoſum. Dill. fig. 353. Die ganze Pflanze iſt mit weichen Haaren beſetzet, und die Enden der Zweige erſcheinen faſt wollicht und bläulicht; die Beeren ſind gelblicht. c) Guineiſcher großbeerichter Nachtſchatten, Solanum Guineenſe. Dill. fig. 354 Der Stängel wird zuweilen gegen zwo Ellen hoch, und zeiget merkliche Ecken, welche mit kurzen, ſtumpfen Erhebungen oder Stacheln beſetzet ſind. Die Blätter ſind groß, an beyden Enden ſpitzig und meiſtens völlig ganz; das Blumenblatt fällt ins bläulichte; die Beeren ſind ſchwarz und von der Größe einer Kirſche. d) Virginiſcher großeckichter Nachtſchatten, Solanum virginicum Dill. 356. Die Blätter ſind meiſtentheils tief eingeſchnitten, die Blumen größer und mehr violetfärbicht, und die Stängel mit mehr vorragenden Ecken, und dieſe mit ſtachlichten Erhebungen beſetzet, und die Beeren ſchwarz. Herr von Linné füget dieſen noch bey e) den Judaiſchen Nachtſchatten, Iudaicum, deſſen Stängel und Zweige mit gekrümmten Stacheln beſetzet ſind. Alle dieſe kann man in den Gärten ohne Kunſt jährlich aus den Saamen erziehen.

Unſer Nachtſchatten beſitzt eine ſchmerzſtillende oder einſchläfernde, und wohl gar ſchädliche Eigen-

genſchaft, und wird daher unter die Gifte gezählet. Die nahe Verwandſchaft mit dem Dollkraute ſcheint dieſes zu beſtätigen, und daher hat man faſt alle zu dieſer Familie gehörigen Pflanzen, Solanaceas, für verdächtig ausgegeben. Wepfer giebt eine Nachricht von drey Kindern, welche davon vergiftet worden; Boerhaave hat auch wahrgenommen, wie der Genuß der Beeren bey Kindern Zuckungen und Krämpfe, und bey Hünern den Tod verurſachet, und in dem Commerc. litt. Norib. 1731. lieſet man, wie das Kraut ſtatt der Melte, gekochet uud gegeſſen, giftige Wirkungen geäußert. Doch will Schwenkfeld verſichern, daß die Beeren von den Landleuten an einigen Oertern ohne Schaden gegeſſen würden; und Dioſcorides will ſogar die Blätter unter die Küchengewächſe zählen. Man geht aber am ſicherſten, wenn man den innerlichen Gebrauch gänzlich vermeidet, und nur die friſchen Blätter, zerquetſcht als einen Umſchlag, oder den ausgepreßten Saft äußerlich bey Entzündung, ſchmerzhaften goldnen Ader, verhärteten Geſchwülſten und krebsartigen Geſchwüren, und überhaupt in ſolchen Fällen anwendet, wo das Tollkraut empfohlen worden. Doch wirket dieſes gewiß durchgehends ſtärker, als unſer Nachtſchatten. Daher vermuthet auch Herr Spielmann ſehr wahrſcheinlich, daß gemeiniglich, wenn von den ſchädlichen Wirkungen des Nachtſchatten die Rede iſt, nicht ſowohl dieſes als das Tollkraut ſelbſt verſtanden werde. Den Aufguß auf funfzehen Gran Blätter, drey Quentchen Saft von den Blättern, und zwey Quentchen von dem Saft der Beeren, hat Spielmann ohne Schaden verſchlucken laſſen. Und Herr Gueur, in der Geſchichte der giftigen Pflanzen in Elſaß, hat den Aufguß von funfzehen Gran Blättern ſelbſt ohne bemerkte Wirkung getrunken, auch verſchiedenen Kranken von dem ausgepreßten Safte ein halbes und ganzes, auch nach und nach bis zu zwey Quentchen, ohne allen Schaden, nehmen laſſen. Herr Gataker hingegen empfiehlt behutſam damit umzugehen, von einem Grane anzufangen, dieſen mit zwey Loth kochendem Waſſer zu verſetzen, nach und nach bis auf fünf bis ſechs Gran zu ſteigen, und den Gebrauch gänzlich aufzuheben, wenn nicht entweder häufiger Schweiß oder Urin, oder Stuhlgang erfolget. Auf dieſe Weiſe hat derſelbe den einſeitigen Schlagfluß, auch die Waſſerſucht geheilet. Die Wurzel von dieſer Art ſtatt der Saſſaparille zu gebrauchen, wird wohl niemanden im Ernſte einkommen. Ganz anders verhält es ſich mit der folgen=

genden. Die Beeren ſollen Füchſe und Wölfe gern freſſen.

2) Strauchartiger kletternder Nachtſchatten mit ganzen und dreyfachen Blättern, ſteigender Nachtſchatten, Bitterſüße, Hindſchkraut, Alpranken, Alfranken, wild Je länger je lieber, Mäuſeholz, wilde Stickwurz, Solanum ſcandens, Dulcamara C. B. Amara dulcis, Solanum Dulcamara Linn. Es wächſt dieſe Art in Deutſchland an den Gräben und Dämmen, in feuchten Gebüſche, auch wohl in guten Grunde, um die lebendigen Zäune, die Wurzel iſt holzicht, in viele Aeſte verbreitet, und mit Zäſerchen beſetzet. Sie treibt ſtarke und holzichte, dauerhafte Stängel oder Ranken, welche mit ihren Zweigen an allen nebenſtehenden Bäumen und Sträuchern hinaufklettern, und überall, wo ſie auf feuchten Boden zu liegen kommen, Wurzeln faſſen. Sie ſind anfangs grün, und bekommen nach und nach eine aſchfarbene, endlich ſchwarzgraue Rinde. Die langgeſtielten Blätter ſind den Blumenſtielen gegenüber geſtellet, unterwärts an den Ranken völlig ganz, herzförmig zugeſpitzet, oberwärts aber in drey, auch nur in zween Lappen abgetheilet, und gleichſam ſpondongförmig. Der nackende, gemeinſchaftliche Blüthſtiel treibt ſeitwärts aus den jungen Zweigen, und theilet ſich in kurze, gabelförmige Zweige, an welchen die Blumen büſchelweiſe hangen. Die Blüthzeit iſt vom Juli bis zum September. Die Einſchnitte des Kelches ſind kurz und braunroth; das Blumenblatt iſt blau, violet oder auch weiß, und in der Mitte um die Staubfäden mit zehen hellgrünen Punkten gezieret. Herr Pollich fraget, ob dieſes nicht für Honigbehältniſſe zu halten, welches nicht geſchehen kann, da ſolche immerfort trocken erſcheinen. Die Beeren ſind eyförmig, roth. Im Garten findet man außer der Spielart mit weißen Blumen, auch eine mit vergoldeten, und eine andere mit verſilberten Blättern, welche man aber im Scherbel unterhalten, und den Winter über in ein gemeines Glashaus ſetzen muß, indem die Blätter im freyen Lande gar leicht die natürliche Grüne wieder annehmen. Es kann dieſe Pflanze auf mancherley Art nützlich ſeyn. Die Wurzeln gehen ſehr tief unter ſich, und es können ſolche bey Waſſerdämmen, mit eingeleget werden. Sie dauren gut im Waſſer, bewurzeln den Grund, und wachſen aus der größten Tiefe heraus und wieder herunter, und nehmen den Schlamm und die Erde zwiſchen ſich auf. Das Holz von den Ranken iſt gelblicht und zähe, und wird zu feinen Reifchen, auch zum Korbflechten gebrauchet.

Die Schale der Ranken hat im friſchen Zuſtande einen widrigen Geruch, der den Kopf etwas einnimmt, und einen bittern Geſchmack, der ſich unter dem Kauen allmählich in eine unangenehme Süßigkeit verwandelt. Bey der trocknen Rinde verliert ſich alles dieſes unangenehme gänzlich. Wegen des widrigen Geruches heißt das Holz Mäuſeholz, es vertreibet die friſche Pflanze Ratten und Mäuſe, und wird als eine Witterung gebrauchet. Die Blätterſtiele, Stipites, wie Herr von Linné ſchreibt, oder vielmehr die jungen Zweige und die Rinde ſind eine längſt bekannte Arzeney wider das Keuchen der Pferde und des Rindviehes. Dieſe Krankheit wird an einigen Orten Hinſch genannt, und daher führet die Pflanze den Namen Hinſchkraut. Gegen die Engbrüſtigkeit und anfangende Lungenſucht, Krätze, laufende Gicht und andere Gliederſchmerzen, böſe Geſchwüre und die Liebesſeuche; auch wider die Steinſchmerzen ſollen dieſe Stücke, nach den neueſten Erfahrungen der berühmteſten Aerzte, vortreffliche Dienſte leiſten. Der mit Waſſer davon bereitete Trank ſoll alle Ausführungen, den Stuhlgang, Schweiß, monathliche Reinigung, Urin, u. ſ. f. befördern, und mit der Senecawurzel faſt gleiche Kräfte zeigen. Herr von Linné fordert die Aerzte auf, zu unterſuchen, was dieſer Nachtſchatten wider das Gift der einheimiſchen Schlangeu, und bey Entzündungsfiebern vermögend ſeyn möchte; und zieht den Trank allen andern ſogenannten blutreinigenden, von den ausländiſchen Hölzern bereiteten Tränken, weit vor. Boerhaave hat gleiches Urtheil gefället, auch den Gebrauch davon in einem Tranke wider das Seitenſtechen empfohlen. Fuller will auch beobachtet haben, wie dadurch der Urin von dem aufgelößten Geblüthe eine ganz ſchwarze Farbe angenommen, und daher den Gebrauch des wäſſerichten Aufguſſes bey Quetſchungen, und überhaupt, wo geronnenes Geblüthe zugegen, ernſtlich anrathen. In den Apotheken findet man nur die getrocknete, und durch die Länge der Zeit ganz unkräftig gewordene Wurzel, daher man wohl ſagen könnte, daß dieſe kräftige Pflanze noch nicht recht mode, und auch vielleicht deswegen von Herr Spielmann in der Materia Medica nicht einmal erwähnet worden. Sie verdienet aber die Aufnahme billig, oder man kann lieber ſolche täglich friſch einſammlen, um ſich deſto ſichere Rechnung auf ihre Wirkung machen zu können. Murray empfiehlt die Zweige im Frühjahre und Herbſt zu ſammlen, wenn ſolche ohne Blätter ſind. Alle neuern Aerzte halten die Pflanze für unſchädlich,

ſchädlich. Warum mag doch Herr Pollich derſelben eine einſchläfernde Wirkung zueignen? Es gilt nicht immer die Regel, daß Pflanzen von einem Geſchlechte auch gleiche Wirkungen beſitzen. Die Beeren purgieren; wenn aber davon dreyßig Stück einem Hunde oder andern Thiere gegeben werden, ſollen in etlichen Stunden ſchwere Zufälle darauf erfolgen. Mithin verräth ſich dadurch die allgemeine ſchädliche Eigenſchaft der Nachtſchatten, obgleich die andern Theile dieſer Art unſchädlich und höchſt nützlich ſind.

Man könnte mit dieſer Pflanze, wie auch in England geſchieht, Sommerlauben und ſchattichte Mauern überziehen, nur wächſt ſie im trocknen Boden ſparſam, und die Ranken ſteigen nicht genug in die Höhe. Die Vermehrung kann aus den Saamen geſchehen, leichter aber durch die Schößlinge und Zweige, welche, gleich den Weiden, in kurzer Zeit Wurzeln austreiben, wenn ſie in das Waſſer oder feuchten Boden geſetzet werden. Die buntblätterichten Spielarten kann man allein auf dieſe Art fortpflanzen.

3) **Baumartiger immergrünender Nachtſchatten mit lanzetförmigen ausgeſchweiftē Blättern, Corallenbaum, Corallenkirſchenbaum,** Amomum Plinii, Solanum pſeudocapſicum L. Dieſes Bäumchen oder Strauch ſtammet aus Madera her, erreichet in unſern Gärten die Höhe von drey bis fünf Fuß, und iſt auch den Winter über mit Blättern und den rothen Früchten beſetzet. Der Stamm iſt holzicht, die jungen Aeſte aber und die Blätter ſind ſchön grün. Die untern Blätter an den Aeſten ſind gemeiniglich kürzer, eyförmig und ſtumpf, die obern aber länger, lanzetförmig, und am Rande etwas wellenförmig ausgeſchweifet. Die weißen Blumen ſtehen ſeitwärts öfters einzeln, zuweilen theilet ſich der Stiel, und trägt zwo oder mehrere Blumen. Plattaufſitzende Dolden haben wir nicht geſehen, wie Herr von Linne angiebt. Die Kelcheinſchnitte ſind ſtumpf, der Länge nach mit einer erhabenen Linie beſetzet. Die Staubbeutel äußerlich ſafranfärbig, und der Griffel raget ein wenig über ſolche hervor. Die Frucht iſt anfangs grün, zuletzt zinnoberroth und glänzend, und erlanget die Geſtalt und Größe einer Kirſche. Die alten Blätter fallen meiſtentheils im Frühjahre ab, es treiben aber alsbald wieder neue hervor. Die Vermehrung geſchieht am beſten durch den Saamen, welcher auf ein Miſtbeet ausgeſtreuet wird. Die Stöcke hält man in Töpfen, bringt dieſe gegen den Winter in ein gemeines Glashaus, und ſetzet ſolche an einen Ort, wo ſie der

freyen Luft zuweilen genießen können. Sind ſie zu ſehr eingeſperret, oder ſtehen an einer feuchten Wand, verderben ſie leichtlich. Alte Bäumchen ſind ſehr dauerhaft. Man kann ſie auch, um mehrere Früchte zu erhalten, den Sommer über ins freye Land, und gegen den Herbſt wieder in die Töpfe ſetzen. Im Sommer verlangen ſie viel Waſſer, auch bekömmt ihnen das öftere Verſetzen recht wohl. Außer der Zierde, welche die lange aufſitzenden Früchte geben, hat man keinen Nutzen davon zu erwarten.

4) Bonariſcher Nachtſchatten mit ausgeſchweiften zackichten Blättern, baumartiger Nachtſchatten mit Cartoffelblumen, Solanum bonarienſe. Der holzichte Stängel wird einige Ellen hoch. An den jüngern Trieben ſtehen gemeiniglich einige Stacheln, welche aber bald vergehen. Die geſtielten Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſind dem gemeinen Bilſenkraute faſt ähnlich, etwas weniges haaricht, oberwärts dunkel, unterwärts blaßgrün, in der Mitte mit einem weißlichen Nerven durchzogen, länglicht oder keilförmig, ſtumpf ausgeſchweifet und in große, ſtumpfe Lappen ausgezacket. An dem obern Theile des Stammes und der Aeſte ſitzen die Blumen büſchelweiſe bey einander; der gemeinſchaftliche Blumenſtiel ſteht den Blättern gegenüber. Die Blumen hangen anfangs unterwärts, richten ſich aber in die Höhe, wenn ſie aufgeblühet. Das Blumenblatt iſt groß, weiß, in der Mitte etwas gelblicht, die Einſchnitte ſind gefranzet und krauſe, die Staubbeutel ſaffranfärbig und etwas unterwärts gebogen. Die Frucht iſt groß, kugelförmig, gelb. Herr von Linné merket an, wie viele Blüthen unfruchtbar wären. Wird aus den Saamen, auch Zweigen erzogen; die Stöcke können zwar den Sommer über in der freyen Luft ſtehen; wenn ſie aber daſelbſt nicht einen guten Schutz haben, hält man ſie lieber im Glashauſe; ſie verlangen luftige Wärme und viel Waſſer, auch öfters Verpflanzen.

5) Knollichter Nachtſchatten mit gefiederten Blättern, Solanum tuberoſum L. Von dieſer Art haben wir unter Erdäpfel gehandelt.

Stachlichte Arten ſind

6) Campecher Nachtſchatten mit herzförmig unordentlich ausgezackten Blättern und ſtachlichten Kelchen, Solanum Campechienſe Linn. Dillenius hat den Saamen aus Campeche erhalten. Die Pflanze iſt jährig, und faſt an allen Theilen ſtachlicht und zugleich mit wollichten Haaren beſetzet. Der Stängel mit den Zweigen wird einen bis zween Fuß hoch, iſt an der einen Seite grün,

grün, an der andern dunkelpurpurfärbig und mit vielen Stacheln beſetzet. Die Blätter ſind groß, verſchiedentlich und ungleich eingeſchnitten und die Einſchnitte ausgezahnt, unterwärts mehr, als oberwärts ſtachlicht, und auf beyden Seiten zugleich mit ſternförmigen weichen Haaren gezieret. Zwo oder drey Blumen ſitzen an dem gemeinſchaftlichen ſtachlichten Stiele, ſie ſind von mittlerer Größe und das Blumenblatt iſt blaß violetfärbig, der Kelch beſonders mit vielen Stacheln beſetzet und die Beeren weiß. Oefters ſind die Blumen nur männlichen oder weiblichen Geſchlechts. Die Vermehrung muß aus den Saamen auf dem Miſtbeete geſchehen.

7) Virginiſcher Nachtſchatten mit tief zerſchnittenen lappichten Blättern und ſtachlichten Kelchen, Solanum americanum ſpinoſiſſimum Dill. Solanum virginianum Linn. iſt auch eine jährige Pflanze. Der Stängel wird ohngefähr anderthalb Fuß hoch, und iſt bey dem Abgange der Zweige hin und her gebogen, dunkelroth und mit vielen weißen Stacheln bewaffnet. Die geſtielten Blätter ſind auf beyden Seiten, auch zuweilen am Rande, ſtachlicht, groß, breit, der Länge nach in ausgezackte, ſtumpfe Lappen tief eingeſchnitten und mit weißlichten Adern durchzogen. Sechs oder ſieben Blumen machen gleichſam eine kurze Aehre, gleichen dem Borretſch und ſind violetfärbig. Die Staubbeutel ſind weniger, als bey andern Arten, von einander abgeſondert. Der Kelch iſt auch ſtachlicht. Die Beeren ſind anfangs grün und weißſcheckicht. Die Vermehrung geſchieht allein durch den Saamen.

8) Strauchartiger Nachtſchatten mit ausgezackten, rauchlichten Blättern und unbewehrten Kelchen. Staudiger, oſtindiſcher, ſtachlichter, äpfeltragender Nachtſchatten mit blauen Boragenblumen, Solanum indicum Linn. flore boraginis Dill. wächſt in beyden Indien. Der holzichte Stängel erreichet ohngefähr anderthalb Ellen Höhe und treibt von unten aus Zweige, welche mit Stacheln beſetzet ſind. Auf den Blättern ſtehen wenig Stacheln, und gemeiniglich ſieht man einige auf den Adern. Die Blätter ſind lang und breit, in ungleiche Zacken ausgeſchweift, anfangs wollicht, zuletzt mehr borſtig, doch läßt ſich dieſe Rauhigkeit leichter fühlen als ſehen. An den alten Aeſten ſind die Blätter und Blumen kleiner als an den jungen. Fünf bis ſechs Blumen ſtehen auf einem gemeinſchaftlichen Stiele und ſind der vorherſtehenden Art gleich, die Farbe des Blumenblattes fällt aus dem

Blauen ins Purpurfärbige, und die Einſchnitte ſind am Rande kraus. Der Kelch iſt rauch. Die Blumenſtiele ſind bisweilen ſtachlicht. Die Frucht gleicht einem kleinen Apfel. Die Wartung wird mit der vierten Art übereinkommen.

9) Caroliniſcher Nachtſchatten mit ausgeſchweiften ſpitzigen Blättern und langen Blumenähren, Solanum carolinenſe Linn. et Dill. Dieſer wächſt in Carolina. Der Stängel ſcheint zwar ſtrauchartig, dauert aber nur einen Sommer aus, erreichet einen bis zween Fuß Höhe, und treibt einige rauche, mit wenig Stacheln beſetzte und an den Gelenken hin und her gebogene Aeſte. Die Blätter ſind faſt dem Eichenlaube ähnlich, am Rande in ganze Lappen ausgeſchweifet, auf beyden Flächen etwas rauch, und auf den mittelſten Nerven, nicht aber auf deſſen Zweigen mit Stacheln beſetzet. Die Blumen ſtellen eine lange einfache Aehre vor, hängen unterwärts und gleichen den vorherſtehenden Arten. Das Blumenblatt zeiget öfters ſechs Einſchnitte und iſt violet purpurfärbig. Der Kelch iſt rauch, die Frucht klein und gelb; die Wurzel dauert den Winter über und treibt jährlich einen neuen Stängel.

10) Strauchartiger Nachtſchatten mit federartig abgetheilten Blättern und ſtachlichten Kelchen, Solanum africanum nigricans boraginis flore Herm. Lugd. Solanum Sodomeum Linn. wächſt in Afrika. Der Stängel iſt holzicht, ſchwärzlich, einen bis zween Fuß hoch und mit Stacheln beſetzet. Die immergrünenden Blätter ſind länglicht, der Länge nach auf Art der gefiederten in ſtumpfe eingekerbte Lappen tief zerſchnitten, auf den Nerven und deſſen Zweigen mit Stacheln bewaffnet und dunkelgrün. Der Kelch führet auch Stacheln. Das Blumenblatt iſt hellblau und die Beeren gelb oder ſchwärzlich. Die aus Saamen erzogenen Stöcke haben gemeiniglich den erſten Sommer geblühet und ſind oft im Winter eingegangen. Im Glashauſe verlangen ſie gute Aufſicht, damit ſie der Schimmel nicht tödtet.

Dieſe fünf Arten haben viel Aehnlichkeit unter einander und laſſen ſich ſchwer durch eigene Merkmale unterſcheiden. Wenn man ſolche bey einander hat, wird man durch angeſtellte Vergleichung den Unterſchied gewiſſer bemerken können.

11) Bahamiſcher Nachtſchatten mit ausgeſchweiften Blättern und ſchmalen Blumeneinſchnitten, Solanum Bahamenſe Linn. iſt ein immergrünender Strauch, deſſen Stängel ohngefähr zween Fuß Höhe erreichen

chen und wenig oder gar keine Zweige treiben; dieſe, wie auch die Blätter ſind mit vielen Stacheln beſetzet; an den Zweigen aber mangeln ſolche gemeiniglich, und ſelbige ſind nur mit einer ſpreuartigen Wolle überzogen. Die Blätter ſind länglicht, in kleine ſtumpfe Lappen ausgeſchweifet, am Rande rückwärts gebogen und auf der untern Fläche gedüpfelt. Die Blumen ſtellen eine Aehre vor, das Blumenblatt iſt klein, purpurfärbig, mit fünf ſchmalen jederzeit rückwärts gebogenen Einſchnitten.

12) Stachlichter wollichter Nachtſchatten, Solanum tomentoſum Linn. wächſt in Aethiopien und iſt faſt in allen Theilen mit einer weißgrauen Wolle überzogen und mit dünnen Stacheln beſetzet. Der Stamm erreichet gegen vier Fuß Höhe. Die Blätter ſind herzförmig, ſtumpf, ausgeſchweift und gemeiniglich nur auf den mittelſten Nerven ſtachlicht. An den jungen Blättern iſt der Rand mit einem violetnen Staube beſtreuet. Die Wartung dieſer und der vorherſtehenden Art kömmt mit den übrigen ausländiſchen und ausdauernden überein.

13) Stachlichter wollichter und herzblätterichter Nachtſchatten, Solanum mammoſum Linn. Dieſe jährige Art kömmt aus Virginien und Barbados. Der krautartige Stängel iſt mit Stacheln beſetzet. Die Blätter ſind faſt ſo breit als lang, herzförmig, in tiefe Lappen getheilet, und auf beyden Flächen mit Stacheln und feinen, dicht an einander gewebten Haaren beſetzet. Die Frucht iſt goldgelb und gleicht der Geſtalt und Größe nach einer kleinen umgekehrten Birne. Die Vermehrung geſchieht durch Ausſtreuung des Saamens auf das Miſtbeet.

Nachtſchatten, amerikaniſcher, S. Phytolacca.

Nachtſchatten, brauner, ſchwarzer, weißer, S. Braunwurz.

Nachtſchatten, kletternder, S. Baſell.

Nachtſchatten, rother, S. Judenkirſche.

Nachtſchatten, Wald- S. Dollbeere.

Nachtſchwalbe.

Nachtſchwalbe iſt die großbärtige Schwalbe, welche auch ſonſt unterm Namen des Milchſaugers, und der Hexe vorkömmt; davon oben bey dieſen Artikeln zu ſehen iſt.

Nachtſpinne.

Aranea nocturna Linn. Eine Spinne von mittelmäßiger Größe, welche hin und wieder in den euro-

ropäiſchen Wäldern gefunden wird. Sie hat auf dem ſchwarzen Hinterkörper zween weiße Puncte, und nahe bey dem Bruſtſtücke einen weißen, halbmondförmigen Flecken. Sie pfleget den Tag über gemeiniglich zu ruhen und nur des Nachts herum zu laufen; welches zu der angeführten Benennung Anlaß gegeben hat.

Nachtviole.

Nachtviole kann man füglich das Geſchlechte Heſperis nennen, obgleich nur zwo Arten mit dieſem Namen beleget werden. Herr Planer hat davor Wendelblume gewählet. Der Kelch beſteht aus vier aufgerichteten, oberwärts faſt über einander liegenden, unterwärts von einander abſtehenden Blättern, davon zwey am untern Ende höckericht ſind. Die vier kreuzweis geſtellten, ſchief gerichteten, gleichförmigen Blumenblätter beſtehen aus dem dünnen Nagel, welcher mit dem Kelche gleiche Länge hat, und dem ſchiefen, etwas zurückgebogenem, Rande. Von den ſechs Staubfäden ſind vier längere und zween kürzere, und zwiſchen jedem kurzen und deren Fruchtkeime ſitzt eine ſpitzige Honigdrüſe; auf dem Fruchtkeime ruhet der unten geſpaltene und oben wieder vereinigte Staubweg. Die Schale iſt lang, platt, zwofächericht, und die beyden Klappen haben mit der Scheidewand gleiche Länge. Die Saamen ſind klein und eyförmig. Herr v. Linne' hat ſechs Arten angeführet.

1) Schöne wohlriechende Nachtviole mit ſpitzigen Blumenblättern. Frauenviole. Winterviole. Schotenviole. Matronenblume. Damaſkenblume. Muſcatenblume. Viola matronalis. Heſperis matronalis L. Dieſe, in den Gärten faſt einheimiſch gewordene, Pflanze ſtammet aus Italien her. Die fäſerichte Wurzel iſt zweyjährig. Der Stängel ſteiget zwar zween bis drey Fuß hoch gerade auf, treibt aber aus dem Blätterwinkel viele Zweige. Beyde ſind mit vielen, etwas rauhen, lanzetförmigen, ausgezahnten Blättern beſetzet. Jedes Zähnchen am Blatte iſt an der Spitze mit einem kleinen Knöpfchen beſetzet. Man muß ſich wundern, wie in dem Theile, welcher von Geoffroi Materia medica nach deſſem Tode erſchienen, die Blüthe mit der Rauthe verglichen worden. Die Zweige endigen ſich mit langen Blumenähren. Der Kelch iſt theils roth, theils grünlicht und kürzer als die Blumenblätter; dieſe ſind eingekerbet mit einer vorragenden Spitze. Herr Geoffroi zählet bey jedem kurzen Staubfaden zween, und bey jedem längern eine Drüſe. Die Farbe der Blüthe, welche im May und Junius erfolget, iſt

iſt an den Stöcken verſchieden. Die natürliche iſt roth; man findet auch welche mit fleiſchfarbenen und ganz weißen Blumen. Um dieſe, ſo genannten einfachen, Stöcke zu erhalten, darf man den Saamen nicht beſonders ausſtreuen. Es werden von den im Auguſt reifen Schoten und daraus gefallenen Saamen genug Pflanzen von ſelbſt hervorwachſen. Ganz anders verhält es ſich mit den gefüllten Sorten. Man unterhält davon beſonders zweyerley, die weiße und roth gefüllte; zuweilen findet man auch die dritte mit grünen ungeſtalteten Blüthen. Dieſe tragen keinen Saamen und die Vermehrung muß durch Theilung der Wurzel, oder, welches noch vortheilhafter iſt, durch Zweige geſchehen. Die weiße Sorte iſt die ſchönſte, indem die Blumen größer ſind, in mehrerer Anzahl und dichter bey einander ſtehen, und öfters eine ſpannenlange Aehre abbilden. Der Geruch, welcher ſich gegen Abend empfinden läßt, iſt bey ungefüllten und weißen gefüllten Blumen am ſtärkſten. Die Blätter an den Stängeln der weiß gefüllten Stöcke ſind auch breiter. Die jungen gefüllten Stöcke blühen viel ſchöner als die ältern, und dieſe dauern länger als zwey Jahre, werden aber immer ſchlechter und öfters von einer Made getödtet. Dieſe ſetzet ſich von außen in die Herzen der Pflanzen, und machet, daß die Blätter oben ganz zuſammen kleben und verwelken, wenn man nicht bey Zeiten ſolche aufſuchet und zerſtöhret, oder es dringet auch ein Wurm durch die Wurzel in den markichten Theil des Stängels, oder dieſer wird von andern Urſachen ſchwarz, und die Stöcke vergehen, ehe man es vermuthen ſollte. Man ſoll daher auch, wenn man die Zweige zur Verpflanzung abſchneidet, das Mark betrachten, und diejenigen, worinnen ſolches ſchwarz angelaufen iſt, nicht ſtecken, es wird ſicher nichts daraus. Man ſchneidet die Zweige ab, wenn ſie bald verblühet haben, ſie mögen dicke oder dünne ſeyn, theilet ſolche in mehrere Stöcke, bricht die untern Blätter behutſam ab, ſtecket ſelbige tief und daß nur ohngefähr zwey Blätter über der Erde zu ſtehen kommen, auf ein Beet, welches Schatten, und eine mehr feſte, leimichte, als lockere und fette Erde hat. Ueberhaupt gedeihen die Stöcke im leimichten Boden am beſten, und dauern darinnen am längſten aus. Auf friſch gedüngten Erdreiche kommen ſie gar nicht fort, und wollte man Holzerde untermengen, ſo muß dieſe ganz tief untergebracht werden, damit die Wurzel ſolche kaum berühre. Die jungen Stöcke pflanzet man in Töpfe oder ins freye Land, jedoch gleich an den

Ort,

Ort, wo ſie ſtehen bleiben ſollen, indem ſie das öftere Verſetzen nicht gut vertragen. Die Stöcke mit grünen Blumen werden nicht geachtet, weil ſelbige gar keinen Geruch von ſich geben. Es entſtehen ſolche gleichſam von ohngefähr; manches Jahr findet man gar keine, zuweilen haben wir mehrere angetroffen, auch geſehen, daß auf einem Stocke einige weiße, andere grüne Blumen getragen. Herr von Haller nennt die grüne Blüthe eine Krankheit der weißen, und davor kann es wohl gehalten werden.

Die Sibiriſche Nachtviole, welche Herr von Linné ehedem als eine beſondere Art angeführt, hält derſelbe nunmehr für eine Abänderung der jetzt beſchriebenen. Der Hauptunterſchied beſteht in den Blumenblättern, welche ganz ſtumpf und nicht eingekerbt ſind.

2) **Die ſchöne wohlriechende Nachtviole mit ſtumpfen Blumenblättern.** Dieſes iſt Heſperis inodora Linn. und nach aller Vermuthung verſteht Hr. v. Linné hierunter diejenige Art, welche Herr von Haller bey dem Rupp unter dem Namen Heſperis ſylveſtris inodora abzeichnen laſſen, dieſer auch in der Hiſt. ſtirp. Helvet. und Herr Cranz Faſc. I. beſchrieben. Sie wächſt in Oeſterreich, in der Schweiz, auch in Deutſchland, und iſt nicht geruchlos, ſondern ob ſie gleich den Tag über gar nicht riecht, ſo duftet ſie doch des Abends, wie Herr von Haller und Cranz verſichern, einen angenehmen Geruch aus. Das äußerliche Anſehen kömmt mit der erſten Art gänzlich überein. Die Wurzel dauert ein, auch vielleicht zwey Jahre. Der Stängel iſt ohngefähr eine Elle hoch, rauch, und die abgehenden Zweige biegen ſich unterwärts. Die Blätter ſind kurz geſtielt, rauch, lanzetförmig, ziemlich tief und ſcharf ausgezahnt. Der Kelch iſt weißgrünlicht; die Wurzel der blaßröthlichen Blumenblätter ſind etwas länger und der eingekerbte Rand, nach Herrn von Hallers Beſchreibung, mit einer Spitze, wie bey der erſten Art, verſehen. Die Schote iſt dicker und gleichſam durch Gelenke abgetheilet. In dem Garten ſind die Blätter breit und faſt herzförmig, und die Blumen meiſtens ganz weiß. Aus Herr Cranzens Wahrnehmungen bemerken wir noch, wie der Stängel, die Blätter und der Kelch mehr klebricht als rauch ſind, die untern Blätter auf einem dicken Stiele ruhen, die obern aber ganz platt anſitzen, keine derſelben eine ſponbonförmige, die obern aber eine herzförmige Geſtalt haben, und mit dem vorragenden Lappen die Aeſte umgeben. Den Rand der Blumenblätter beſchreibt derſelbe ſtumpf, und in der Claſſ. cruciformi emendata ſetzt er noch hinzu,

zu, daß keine Spitze daran wahrzunehmen ſey. Es giebt dieſe Pflanze ein Beyſpiel, wie ſchwer es öfters ſey, nahverwandte Arten von einander zu unterſcheiden und die nach dem Geburtsorte veränderlichen Umſtände mit einander zu vereinigen. Es ſoll dieſe Art auch zuweilen mit grünen Blumen ſpielen, und in der Onomatol. botan. wird auch die gefüllte Spielart angeführet und von deren Vermehrung gehandelt, welches aber vielleicht allein auf die erſte Art paſſen dürfte.

3) Die traurige wohlriechende Nachtviole mit ungetheilten Schoten, Heſperis odoratiſſima. Heſperis triſtis Linn. wächſt in Ungarn und Oeſterreich. Die zäſerichte Wurzel iſt zweyjährig, der Stängel ohngefähr einen Fuß lang, mehr geſtreckt als aufgerichtet, in viele Zweige verbreitet und mit Borſten beſetzet. Die Blätter ſind blaßgrün, an der Wurzel und unten am Stängel kurz geſtielt und eyförmig, die obern ſitzen platt an und zeigen ſich herzförmig. Die Blumen erſcheinen im Junius in langen lockern Aehren, und die gleichſam verſchloſſenen, ſchmutzigen Blumenblätter ſind mit dunkelvioletfärbigen Adern durchzogen. Der Geruch der Blüthe iſt gegen Abend ſtark und angenehm. An den langen, platten Schoten ſcheint die Scheidewand über die Klappen hervorzuragen, oder der vordere Theil der Schote iſt inwendig leer und ſtellet äußerlich einen verlängerten Fortſatz vor. Man kann dieſe allein aus dem Saamen erziehen, ſolchen auf ein Miſtbeet, oder auch ins freye Land ausſtreuen, und die jungen Pflanzen nach Belieben auf Rabatten verſetzen. Sie blühen im zweyten Jahre, und gehen alsdenn gemeiniglich ein. Zuweilen haben ſie auch drey Jahre ausgedauert. Der Geruch machet die Pflanze ſchätzbar, ſonſt hat ſie ein ſchlechtes Anſehen.

4) Die wohlriechende Nachtviole mit dreyſpitzigen Schoten. Herr von Linné nannte ſolche ehedem Cheiranthus lacerus, iſt aber in der Murrayiſchen Ausgabe Heſperis lacera. Sie kömmt aus Portugall und iſt ein Sommergewächſe. Der geſtreifte Stängel wird ohngefähr einen Fuß hoch und treibt wenig Zweige. Die untern Blätter ſind faſt dem gemeinen Löwenzahne ähnlich, lang, ſchmal, ſpitzig und der Länge nach in aufgeworfene Lappen zerſchnitten, die obern, welche auch weniger oder gar nicht geſtielt erſcheinen, ſind mehr lanzetförmig und ſcharf eingekerbt. Die Blüthen ſtehen in lockern Aehren. Der Kelch iſt haaricht und die Blumen ſpielen aus dem gelben ins purpurfärbige. Die Schale iſt knoticht und mit drey Spitzen geendiget. Die Blumen geben

des Abends einen angenehmen Geruch von ſich. Die Vermehrung geſchieht auf dem Miſtbeete durch den Saamen.

Nachtvogel.

Phalaena. Dieſen Namen giebt man allen Schmetterlingen, welche nur des Nachts herumfliegen. Sie haben bürſtenartige Fühlhörner, die von der Wurzel bis zur Spitze nach und nach dünner werden. Die Flügel hängen, wenn ſie ſitzen, mehrentheils nieder. Man kennet ſchon über vierhundert Arten von dieſem Geſchlechte, von welchem unter dem Artikel Schmetterling nähere Nachricht folgen ſoll. Die meiſten kleinern Arten pflegt man gemeiniglich Motten zu nennen. Der merkwürdigſte unter allen Nachtvögeln iſt der Seidenwurm, Phalaena mori Linn. welchem wir einen beſondern Artikel widmen wollen.

Nacken.

Ceruix, Genicke. Mit dieſem Namen wird eigentlich die hinterſte Gegend am Halſe oder derjenige Theil deſſelben beleget, welcher ſich von dem Ende des Hinterhauptes an, einige Querfinger oder einer mäßigen Hand breit über die Halswirbelbeine herunter erſtrecket. Die Seitentheile dieſer Gegend führen keinen beſondern Namen, die vordere aber, dieſem gegenüberſtehende ſtellet die Kehle vor. Das lateiniſche Wort ceruix wird manchmal auch im allgemeinen Verſtande für den ganzen Hals überhaupt genommen, auch im figürlichen bisweilen einzelnen Theilen des Körpers beygeleget, wie z. E. ceruix vteri, der Mutterhals.

Nackende Erbſe.

S. Bonduc.

Nackende Hure.

S. Zeitloſe.

Nackende Jungfer.

Es giebt zwar viele Pflanzen, welche die Blumen ohne Blätter hervortreiben und in dieſem Verſtande nackend ſind, daher auch eine dergleichen nackende Hure genannt worden. Da aber die Hurerey bey dem Gewächsreiche nicht ſtatt findet, oder vielmehr eine ganz gewöhnliche Sache iſt, wollen wir dieſe lieber unter Zeitloſe anführen, nackende Jungfer aber das Geſchlechte Bulbocodium nennen. Herr Planer giebt dieſem den Namen Uchtblume. Es führen aber zwey verſchiedene Geſchlechter den Namen Bulbocodium. Dasjenige, welches Tournefort beſtimmet, hat Hr. v. Linné ehedem mit dem Safran und zuletzt mit Ehrenſchwerd vereiniget, das andere, welchem Herr von Linné dieſen Namen zugeeignet, beſteht nur aus einer Art, welche

che ehedem zu der Zeitloſe gerechnet worden. Da nun dieſe von der Zeitloſe getrennet werden muß und ein eigenes Geſchlecht ausmachet, hat Herr von Linné ſelbigem obigen Tournefortiſchen, nunmehr leer ausgehenden Namen beygeleget. Hätte man nicht lieber, um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden, einen neuen wählen ſollen? und wenn jemand das Bulbocodium Tourn. mit einem andern Geſchlechte nicht vereinigen, ſondern, wie auch Herr Ludwig gethan, ferner beybehalten wollen, müßte das Linnäiſche Geſchlecht nothwendig einen andern erhalten. Herr Böhmer hat deswegen ſolches Celſia genannt, indem er die Celſiam Linn. mit der Königskerze vereiniget hat und dadurch des Schwediſchen Gottesgelehrten, Olai Celſii, welcher, wegen einer gelehrten Abhandlung von den Pflanzen, ſo in der heiligen Schrift vorkommen, ſich um Gewächskunde höchſt verdient gemachet, Andenken beybehalten wollen. Dieſe Celſia Boehm. oder Bulbocodium L. iſt demnach unſre nackende Jungfer, und obgleich die Blume von einigen Blättern umgeben wird, haben wir doch dieſen Namen behalten, um dadurch zugleich die nahe Verwandtſchaft mit der Zeitloſe anzuzeigen. Die ältern Schriftſteller nannten ſelbige Colchicum vernum, und Herr Gleditſch ſpaniſchen frühen Mottenſaffran. Sie wächſt in Spanien. Die knollichte oder zwiebelartige und mit einer braunen Schale bedeckte Wurzel treibt einige ganz ſchmale lanzetförmige Blätter und zwiſchen dieſen im März eine purpurfärbige Blume hervor. Es beſteht ſelbige aus ſechs Blumenblättern, deren lange Nägel eine trichterförmige Röhre abbilden und der aufrechtſtehende Rand lanzetförmig und vertieft iſt, ſechs Staubfäden und einem Griffel mit drey ausgehöhlten Staubwegen. Das dreyeckichte, zugeſpitzte Saamenbehältniß enthält in drey Fächern viele Saamen. Die Vermehrung geſchieht am beſten durch die Bruth der Wurzel, welche alle drey Jahre aus der Erde genommen und etliche Wochen außer der Erde aufbewahrt, und übrigens, wie andere dergleichen Zwiebelgewächſe, in leichten guten Boden gewartet wird.

Nadel.

S. Flügelnadel und Schnauzennadel.

Nadelblume.

Nadelblume nennet Herr Planer das neuerlich vom Herrn Linné beſtimmte Pflanzengeſchlecht, Vatica. Die Blume beſteht aus dem einblätterichten, fünffach eingekerbten Kelche, fünf Blumen-

menblättern, funfzehen Staubfäden mit vierfächerichten Staubbeuteln, und einem fünffach geſtreiften Griffel mit ſtumpfen Staubwege. Die Pflanze wächſt in China, und iſt zur Zeit wenig bekannt.

Nadelfiſch.

Nadelfiſche nennet Müller das 141ſte Thiergeſchlecht des Ritters von Linné, Syngnathus, Fiſche, die keine Bauchfloßen haben, und deren Körper aus Gelenken zuſammen geſetzet iſt. ſ. unſern Artikel Fiſch, Th. III. S. 70. Das griechiſche Wort bedeutet feſt auf einander ſitzende, und lange, enge Röhren vorſtellende, Kiefern; und weil dieſe Art der Fiſche überhaupt dünne und lang ſind, werden ſie gar ſchicklich Nadelfiſche genennet, wiewohl ſie deswegen mit den Meernadeln, einer eigentlichen Art Fiſche, nicht zu verwechſeln, da der Ritter ſeine Syngnathus nur zu den ſchwimmenden Amphibien rechnet. Nach ſelbigem kommen denſelben folgende Geſchlechtszeichen zu: Ein in einen cylinderartigen Rüſſel auslaufendes Maul, deſſen Oeffnung mit einem, am Unterkiefer befeſtigten, Deckel zu verſchließen; mit einem Deckel belegte Luftwege; ein in dem Nacken zum Athemholen beſtimmtes Luftloch; ein aus Gelenken beſtehender Körper, und am Bauche ermangelnde Floßen. Folgende ſieben Arten werden von dem Ritter angeführet.

1) Syngnathus Typhle, L. nach Müllern der Blindfiſch; nach dem Artedi, ſyn p. 1. ſp. 2. Syngnathus, corpore medio hexagono, cauda pinnata. Solenoſtomus, 2. Kleinii, eine Röhrholſchnauze; ſ. dieſen Artikel, und unſern Artikel, Blindfiſch, Th. V. S. 846. wo ſtatt einer 7. eine 1. ſtehen ſollte. Da Müller den Coluber Typhlus, Linn. gen. 125. ſp. 22. das Kleinauge bereits benennet, ſo will er deswegen den gegenwärtigen Typhle auch Blindfiſch nennen, ob ihn gleich die Franzoſen Aiguille de Mer, und Trompette; die zu Marſeille Gagnola; die Engländer Needle Fiſh, Hornfiſh und Garfiſh; und die Holländer Zeſkantige Naald-Viſch. heißen. Seine harte Haut beſteht aus vielen, im Umfange herumgehenden, und mit einer erhabenen Nath gleichſam an einander geketteten, ſechseckicht gebogenen Flächen, oder Blättern, ſo, daß der Fiſch am obern Körper einen ſechseckichten, am untern einen viereckichten, und endlich am ſpitzigen Schwanze einen runden Umfang hat. Die Anzahl dieſer Blätter oder gelenkenähnlichen Abtheilungen, iſt am Körper achtzehen, und am Schwanze ſechs und dreyßig; die Bruſt- After- und Schwanzfloßen ſind ſtrahlicht

und klein, aber nicht anders, als wenn ſie im Waſſer ſchwimmen, zu erkennen. Man entdecket auf dieſe Art in den Rückenfloßen, nach dem Linne', ſechs und dreyßig, in den Bruſtfloßen vierzehen, in den Afterfloßen drey, und in der Schwanzfloße zehen Stralen; nach dem Gronov aber fanden ſich in der Rückenfloße nur ſieben Finnen; in der Bruſtfloße neun, am After gar keine, und in der Schwanzfloße zwölf Finnen, welche Art dem ungeachtet auch hieher gerechnet wird. Bey der Länge von einem Schuh iſt der dickſte Theil des Körpers nicht über einen Schwanenkiel dicke, und dieſe ſind wohl, unter den gemeiniglich zu fangenden, die größten; doch werden auch zuweilen Ellen lange und Fingers dicke angeführet, ſo daß ſie denn wohl einer Waſſernatter ähnlichen, und den Namen Typhle marina verdienen. In der Oſt- und Nordſee iſt ihr Aufenthalt. Nach dem Klein gebiert er lebendige Junge; und ſeine harte Haut iſt gleichſam bunt und ſchön ausgeſtochen. Sonſt iſt er auch Acus Ariſtotelis, oder Acus ſecunda ſpecies, des Bellons, Rondelets, und Geſners, S. 49. eine Art der Hornfiſche, oder Trommeter; Typhle marina antiqu. bey dem Bellonius, und Caecilia des Sittardi; ſ. des Geſners Nomencl. fol. 92. und von der Benennung Τύφλη, Τυφλῖνος, fol. 285. und Willughbey p. 158. Tab. I. fig. 25.

2) Syngnathus Acus, Linn. die Mülleriſche Spitznadel. Artedi, ſyn. p. 2. no. 3. Syngnathus, corpore medio heptagono, cauda pinnata. Solenoſtomus, 3. Klein. ein Röhr-Hohl-Schnauze. Dem Baue und der Haut nach der vorigen ähnlich, nur etwas länger; der obere Kiefer ſiebeneckicht; der untere fünfeckicht und der Schwanz viereckicht. (Nach dem vom Klein angeführten Artedi, iſt der Fiſch, vom After bis zum Schwanze viereckicht, nach dem Willughb. vom After bis zum Ende der Rückenfloße fünfeckicht, und unterwärts bis zur Schwanzfloße viereckicht.) Die Anzahl der Blätter oder Gelenke beläuft ſich am Körper, nach dem Ritter, auf zwanzig, und am Schwanze auf drey und vierzig. Nach zween Exemplarien ſind in der Rückenfloße ſieben bis acht und dreyßig, in der Bruſtflöße zwölf, in der Afterfloße fünf, und in der Schwanzfloße zehn Finnen zu zählen. Die Weibchen haben, nach Müllern (aus dem Rondelet) hinter dem Nabel auswendig einen langen Sack oder Blaſe, (rimam, einen langen Spalt im Bauche) der mit Roggen wie Rübſaamen angefüllet iſt, und in welchem ſich die Jungen, (wie Rondelet und andere mit eigenen

genen Augen geſehen) ſchon entwickeln und Leben bekommen. Ihr Aufenthalt iſt ebenfalls in der Nordſee und mittelländiſchem Meere. Sie kriechen gern im naſſen und weißen Sande an den Stranden, wo man ſie mit einem Spadel leicht ausgräbt, und dienen ſie den Fiſchern zur Lockſpeiſe. Eingeſalzen werden ſie als eine Delicateſſe verſpeiſet. Ihre Größe iſt zu ein bis zween Schuhen. Wir bekamen, ſetzet Müller hinzu, einmal ein Weibchen mit oberwähntem Sacke aus Curacao, welches anderthalb Schuh lang war. Nach dem Artedi und Willughb. S. 159. iſt er Acus Ariſtotelis, Species altera maior; wie er denn auch wirklich größer iſt als der vorhergehende; dennoch nennet ihn Geſner auch Typhle.

3) Syngnathus Pelagicus, Linn. nach Müllern der Corallenſauger. Osbeck, itin. 105. hat ihm zuerſt den Beynamen gegeben, dieſer Fiſch hält ſich vorzüglich am Vorgebirge der guten Hoffnung in einer Meersgegend auf, die reich an Corallenmooß und feinen Horncorallen iſt, und von den Holländern Kroos-Zeē genennet wird. Hier hat ihn Osbeck gefunden, wo er vermuthlich ſeine Nahrung von den Corallenpolypen erhält; daher der Beyname Pelagicus, und der deutſche Corallenſauger. Nach dem Ritter ſtehen die Bruſt- und Schwanzfloßen mit ihren Stralen ausgebreitet; der After hat gar keine Floße, und der Körper iſt ſiebeneckicht. Die Gelenke des Körpers ſind ebenfalls ſiebeneckicht, achtzehen an der Zahl, und des Schwanzes viereckicht, zwey und dreyßig an der Zahl. In der Rückenfloße werden ein und dreyßig, in der Bruſtfloße vierzehen, und in der Schwanzfloße zehen, Finnen gezählet. Von dem Dr. Garden hat doch der Ritter einmal eine Art aus Carolina erhalten, die am Körper fünf und zwanzig Gelenke; in der Rückenfloße drey und dreyßig Finnen, und an dem viereckichten Schwanze auch zwey und dreyßig, Finnen gehabt.

4) Syngnathus Aequoreus, Linn. die Müllerische Meernadel; welcher Art die Bruſt- und Afterfloßen mangeln, und die Rückenfloße dreyßig Finnen hat; die Schwanzfloße aber fächerförmig geſtralet iſt, und fünf Finnen führet. Der Körper iſt gleichfalls eckicht. Müller ſtellet auf der Tab. X. fig. 5. Tom. III. eine Amboiniſche Meernadel vor, die aber Bruſtfloßen, und außer ſelbigen noch eine andere Art der Dorne oder Stacheln am Körper hat; auch nicht in einen ſpitzigen, ſondern in eine, einer Lichtflamme ähnliche, Floße ausläuft.

5) Syngnathus Ophidion, Linn. die Mülleriſche Seenatter; des

des Artedi, ſyn. 2. no. 4. Syngnathus teres, pinnis pectoralibus caudaeque carens. Suec. Haunal; nach Müllern Hafs-Nahl. Nach dem Willughbey p. 160. iſt er Piſciculus, Acui Ariſtot. congener; Acus lumbriciformis, aut ſerpentinus, (nicht ſeptimus) und nach dem Raius, Ophidion lumbriciforme. Bey dem Klein iſt er Solenoſtomus, 18. auch wohl 15. eine Röhrhohlſchnauze, der nach dem belobten Willughb. in Cornwall von den Kindern Sea-Adder, d. i. Vipera marina, eine Seenatter, genannt werde, und kaum die Größe einer Rabenfeder, ſelten einer Gänſefeder, erreiche. Zu den Benennungen hat, nach Müllern, die runde Geſtalt des Körpers, und der Mangel an Bruſt- Bauch- After- und Schwanzfloßen, wodurch er eine Schlangengeſtalt bekommen, Anlaß gegeben; jedoch ſind von dem Artedi und Gronov in der Rückenfloße vier und dreyßig bis zwey und vierzig Finnen gezählet worden. Der Körper hat keine Schuppen, ſondern iſt, wie die Spuhlwürmer, gleichſam geringelt, gegen ſechs Zoll lang und nicht dicker als eine Schreibefeder, der Rüſſel iſt kürzer, als an andern Nadelfiſchen; nach dem Klein und ſeiner Zeichnung, Miſſ. IV. Tab. V. fig. 4. ſehr kurz, und mit einer ziemlich langen und ſchmalen Rückenfloße. Das von Müllern Tom. III. Tab. XII. fig. 5. gezeichnete Exemplar iſt von dem Kleiniſchen gänzlich verſchieden. Er iſt auch ein Einwohner der Oſt- und Nordſee.

6) Syngnathus Barbarus, L. der Mülleriſche Kahlſchwanz unter ſeinen Nadelfiſchen; deſſen Benennung, Barbarus, vermuthlich von ſeinem Aufenthalte an der Küſte der Barbarey hergenommen; die Mülleriſche aber bezieht ſich auf den ſpitzigen Schwanz, der, wie der Bauch und After, ohne Floßen iſt. Sein Körper iſt ſechseckicht, und die Rückenfloße hat drey und vierzig und die Bruſtfloße zwey und zwanzig Finnen.

7) Syngnathus Hippocampus, Linn. Müllers Seepferdchen ſeiner Nadelfiſche. Er iſt Kleinii Crayracion, 32. ein Kropffiſch, welcher Artikel die ganze Geſchichte dieſes Fiſches enthält und B. IV. S. 805. u. f. nachzuſehen.

Wir fügen dieſen Nadelfiſchen noch eine Gattung bey, die eine Art von Nadelfiſchen oder Spitzſchwänzen, Acus aut Taenia, zu ſeyn ſcheint. Ruyſch führet ihn in ſ. Th. Anim. unter ſeinen Amboiniſchen Fiſchen, Tab. IV. no. 17. auf, unter dem Namen de Ledenviſch, welchen man den Glieder- oder Gelenkfiſch nennen könnte, weil er gleichſam ganz aus durch eine dünne Sehne zuſam-

mengereiheten Gliedern beſtehe; und alſo, was an ihm beſonders angemerket zu werden verdiene, daß er nämlich noch einmal ſo lang, als er iſt, ausgedehnet werden könne, dergeſtalt, daß alle Gelenke aus einander wichen, und der Fiſch nur durch dieſe dünne Sehne noch zuſammen hieng; würde er aber alſo ins Waſſer geworfen, ſo zöge er ſich alsbald zuſammen und ſchwimme unbeſchädigt in der Geſchwindigkeit davon. Statt des Schwanzes habe er eine dünne, ziemlich lange, Borſte, die nicht dicker, als ein leinener oder Zwirnfaden ſey.

Belobter Ruyſch führet eben daſelbſt, no. 18. einen Fiſch, de Fluiter, an, den er aber ſelbſt den Petimbuaba, oder Tabakpypviſch, alior. zu ſeyn erachtet; daher wir ihn unter dieſem Artikel, wie auch unter des Kleins Röhr-Hohl-Schnauzen, Solenoſtomis no. 4. und 5. zu beſchreiben uns vorbehalten, und indeſſen auf des Catesbey, Braſilianiſchen Petimbuabo, oder Tobacco pype Fiſh, p. et Tab. XVII. verweiſen.

Nadelfiſch, Acus, ſ. unſern Artikel Meernadel, Acus marina, Th. V. S. 526. und Maſtaccembelus. 1. des Kleins, ein Wurfſpieß.

Nadelfiſch, großer und kleiner, mancherley Arten; Klein. Hieher gehört, nach Richtern, die Trompete, die Seeblindſchleiche, die Seeotter, die Seehummel, die Tabackpfeife, das Hoſen- oder Strumpfband; wovon unter jedes Namen ſ. angeführten Artikel.

Nadelhaber.

S. Federgras.

Nadelholz.

S. Baum.

Nadelkerbel.

Weil das Geſchlechte Scandix mit dem Kerbel nahe verwandt, behalten wir dieſen Namen. Von dieſer Verwandtſchaft und den Geſchlechtskennzeichen haben wir bey dem Kerbel gehandelt, und wollen hier nur die bekannteſten von denjenigen Arten anmerken, welche Herr von Linné unter Scandix oder Nadelkerbel anführet.

1) Langgeſchnäbelter glatter Nadelkerbel, Hechelkamm, Venusſtiel, Schnabelmöhren, Scandix pecten veneris Linn. wächſt in einigen Gegenden Deutſchlands unter dem Getraide und iſt ein Sommergewächſe, welches auch in den Sommermonathen blühet. Der äſtichte Stängel erreichet ſelten die Höhe eines Fußes. Die Blätter ſind rauchlicht, lang, in Verhältniß ſchmal und verſchiedentlich gefiedert, die Blättchen zart zerſchnitten, und zuletzt in zween

zween oder drey ſchmale, lanzetförmige Lappen getheilet. Die Dolde unterſcheidet ſich merklich von allen übrigen, und beſteht aus wenigen, auch wohl nur zween Hauptſtrahlen, und auch dieſe tragen wenig Blumen. Die allgemeine Hülle fehlet ganz, die beſondere aber beſteht aus fünf bis ſieben breiten Blättchen. Die weißen Blumenblätter ſind an den äußerlichen Blüthen ganz und einander gar nicht ähnlich, das äußerſte davon iſt viel größer; die innerlich geſtellten Blumen zeigen mehr Aehnlichkeit, von welchen auch einige nur männliche ſind. Die Frucht iſt unterwärts etwas geſtreift, im übrigen aber ganz glatt und mit einem vorzüglich langen Schnabel oder Fortſatze geendiget. Die ältern Aerzte bedienten ſich dieſer Pflanze als eines urintreibenden Mittels; kräftigere haben ſie ganz außer Gebrauch geſetzet.

2) Wohlriechender gefurchter Nadelkerbel, Spaniſcher Kerbel, Anieskerbel, Myrrhis auch Cicutaria odorata. Scandix odorata Linn. wächſt auf den Alpen in Italien und der Schweiz. Die ganze Pflanze giebt einen Geruch von ſich, welcher dem Anis oder Fenchel gleicht. Die Wurzel iſt lang und geht tief in die Erde. Die Blätter ſind vielfach gefiedert und in Zweige abgetheilet, rauch, ganz weich anzufühlen und weißlicht; die letzten Blättchen oder Lappen derſelben eyförmig und ſpitzig eingekerbet. Die allgemeine Hülle beſteht gemeiniglich nur aus einem, die beſondere aber aus fünf weißlichten, großen Blättern. Die Blumen zeigen ſich den Sommer über, alle ſind weiß, die äußerlichen Zwitter und an dieſen die Blumenblätter herzförmig, das äußerſte davon aber iſt viel größer, die inwärts geſtellten Blumen ſind gemeiniglich männliche und ihre Blätter zwar auch eingekerbet, aber faſt von einerley Größe. Die Saamen ſind groß, ſchwarz, glänzend, mit drey erhabenen Linien und drey tiefen Furchen bezeichnet. Es läßt ſich dieſe Pflanze füglich im Garten, im ſchattichten, lockern, feuchten Boden unterhalten, verträgt aber nicht viel Hitze. Die Vermehrung kann durch den Saamen und die Wurzel geſchehen. Es iſt ſolche nicht im Gebrauche. Herr Hofrath Gleditſch aber empfiehlt ſie ſowohl wegen der Arzneykräfte, als wegen der Eigenſchaft, die ſie hat, das Vieh zu nähren und die Milch ſtark zu vermehren, wie auch, daß ſelbige zeitig und ſchon im April bey der Stallfütterung genützet werden könnte. Die Bienen lieben die Blumen, wie den Fenchel. Wenn man die Blätter von dieſer Pflanze mit der Gartenmelte kochet, erhält ſelbige einen viel angeneh-

mern, der Dille faſt ähnlichen Geſchmack. Die Köche wiſſen davon guten Gebrauch zu machen.

3) Knotichter, rauher Nadelkerbel, Scandix nodoſa Linn. Das eigentliche Vaterland dieſer jährigen Pflanze iſt Sicilien, ſelbige iſt aber in den botaniſchen Gärten faſt einheimiſch geworden, und wächſt häufig von dem ausgefallenen Saamen von ſelbſt hervor. Der äſtichte Stängel iſt blaulicht angelaufen und mit borſtigen Haaren beſetzet und unter den Knöten ſtark aufgeſchwollen. Die Blätter ſind gefiedert; die Blättchen ſtehen weit aus einander und ſind federartig zerſchnitten und ausgezahnt. Den Blättern gegen über entſtehen die Zweige, welche ſich entweder in neue verlängern oder mit einer Dolde endigen. Die Hauptdolde iſt dreyſpaltig und mit keiner Hülle umgeben; die beſondere beſteht aus fünf bis acht Blüthen und iſt mit eben ſo viel Blättern umgeben. Die lange Frucht iſt an beyden Enden etwas dünne, borſtig und geſtreift.

4) Glattſtänglichter Nadelkerbel mit borſtigen Saamen. Scandix Anthriſcus Linn. Caucalis fol. Chaerophylli Riu. Herr von Haller rechnet dieſe Art wegen des Saamens zu dem Klettenkerbel. Es findet ſich dieſes Sommergewächſe auch in Deutſchland. Der ſchwache Stängel erreichet einen, auch zween Fuß Höhe. Die Blattſcheiden ſind wollicht und die Blätter rauchlicht, dreyfach gefiedert und die letzten Lappen lanzetförmig, ganz, oder eingekerbet. Die Dolde iſt klein, und die beſondere beſteht ohngefähr aus vier oder fünf Blüthen. Die allgemeine Hülle fehlet, die beſondere beſteht aus vier oder fünf lanzetförmigen Blättern. Alle Blumen ſind Zwitter, die Blumenblätter einander nicht ähnlich und weiß, die Saamen geſchnabelt und borſtig.

Unter dieſem Geſchlechte führet Herr von Linné auch unſern Gartenkerbel mit Namen Scandix Cerefolium an, welchen wir beym Kerbel beſchrieben haben.

Nadelſchnecke.

Ehedem pflegte man alle diejenigen einſchalichten Gehäuſe, welche lang und ſchmal in die Höhe gewunden ſind, Nadelſchnecken, oder Schraubenſchnecken, oder auch Hirſchhörner zu nennen. Weil aber die Geſtalt der Schale nach den neueſten Naturlehrern und vornehmlich nach Herrn von Linné Grundſätzen zu Beſtimmung der Geſchlechter nicht hinreichend iſt, hat der Ritter dieſe alle nach ihren beſondern Merkmalen unter andere Geſchlechter vertheilet, und man findet bey demſelben unter den Stachel- und Flügelſchnecken, ingleichen unter den Kinkhörnern, Walzen und Mondſchnecken

ſchnecken dergleichen, je nachdem ſolche in den übrigen Merkmalen mit dieſen oder jenen übereinkommen. Da wir des Hrn. v. Linné Eintheilung bey den Conchylien bisher zur Richtſchnur angenommen, müſſen wir auch dabey bleiben, und können daher alle ſo genannte Spindeln nicht zugleich anführen, ſondern bey den eigentlichen Geſchlechtern, oder deren Unterabtheilungen erwähnen. So werden wir diejenigen, welche zu den Stachelſchnecken gehören, unter Schnauzennadel, welche zu den Mondſchnecken gerechnet worden, unter Schraube, und welche Flügelſchnecken ſind, unter Flügelnadel anführen, hier aber von den Kinkhörnern und Walzen diejenigen beſchreiben, welche wegen der Geſtalt Nadeln genannt werden.

Diejenigen Nadeln, deren Schale gewunden und am erſten Gewinde mehr bauchicht iſt, und bey welchen die ovale Mündung an der rechten Seite in eine kurze rinnenartige, ſtumpfe und abgeſtutzte Spalte ausläuft und an der Spindel keine Falten zeigen, gehören zu den Kinkhörnern und machen beym Herrn von Linné die achte Abtheilung derſelben aus, und werden von Herr Müllern überhaupt Nadeln genannt. Es ſind zehn Arten davon angegeben.

1) Stricknadel, auch große Seenadel, die Pfrieme, das dicke Tiegerbein, von den Holländern Marlpriem, und beym Hrn. von Linné Buccinum maculatum. Die Schale iſt dicke, ſchwer, lang und ſchmal, öfters einen halben Schuh lang, unten am dickſten Ende faſt anderthalb Zoll breit und läuft pyramidenförmig aus. Die Farbe iſt wie Elfenbein, die Gewinde aber, welche weder eingeſchnitten, noch mit ſtarken Abſätzen verſehen ſind, gelb, und jedes oben mit einer Reihe großer, ſtahlblauer, brauner oder auch röthlicher Flecken umgeben, unter welcher ſich eine andere Reihe kleiner Flecken herumzieht. Die Mündung iſt mit einem dünnen kleinen Deckel, welcher das Thier kaum bedecken kann, verſchloſſen. Das Fleiſch des Thieres iſt weiß und zähe und tauget nicht zu eſſen. Es liegt auch, nach Rumphs Berichte, in dem Fleiſche ein giftiges Beinchen verborgen, deſſen Stiche für tödtlich gehalten worden. Und eben ſo ſoll auch eine Verwundung mit der Schärfe, oder auch mit der Spitze der Schale große Schmerzen verurſachen. Man erhält dergleichen aus beyden Indien.

2) Tiegernadel, heißt auch Pfrieme, oder das dünne, oder das gefleckte Tiegerbein, holländiſch Tygerpen und beym Herrn von Linné Buccinum ſubulatum. Die Schale hat mit der vorherſtehenden gleiche Bauart, wird aber

unten nicht ſo breit, ſondern iſt durchaus ſchmäler, auch leichter, übrigens mit niedlichen Reihen viereckichter, braunrother, in gleicher Entfernung ſtehender Flecken umgeben und gleichſam getiegert, davon eine Reihe am obern Theile eines jeden Gewindes, die andere aber in der Mitte, oder nach unten zu bis in die feine Spitze herunterläuft. Man findet weiße und röthliche, und die Flecken ſind bald braun, bald roth, bald ſchwarz. Es giebt auch eine röthliche Art mit ganz weißen runden Flecken, welche den Rand der Gewinde umgeben. Man erhält dergleichen aus Indien öfters von der Länge eines halben Schuhes.

3) Die gekerbte Nadel, Buccinum crenulatum Linn. Dieſe unterſcheidet ſich von den vorherſtehenden dadurch, daß der Rand der Gewinde an ihrem Umlaufe eingekerbet oder ringsherum mit ſtumpfen Zähnchen beſetzet iſt. Man findet weiße, gelbliche, auch hellbraune, und entweder mit dünnen Strichen, oder mit Reihen weit aus einander ſtehenden Puncten umgeben. Sie werden in Oſtindien und Afrika gefunden.

4) Bandirte Nadel, Buccinum vittatum Linn. Dieſe Nadel iſt kurz und dicke, weiß, und führet zur Scheidung der Gewinde, welche gedoppelt und gekerbet ſind, eine doppelte Schnur, die ſich bis zur Spitze herumzieht.

5) Geſtriegelte Nadel, Buccinum ſtrigilatum Linn. Sie iſt klein und dünne, heißt daher auch die feine Nadel, Pickenier, auch das Einhorn und holländiſch Naalde-Pen. Die Gewinde ſind gedoppelt oder getheilet und ſchief geſtreift. Oſtindien.

6) Nähenadel, Buccinum duplicatum L. Sie iſt auch ſehr dünne und verhältnißmäßig lang, aber klein, auch die Gewinde ſind getheilet, aber gerade geſtreift. Oſtindien.

7) Lanzennadel, Buccinum lanceatum Linn. hat mit no. 5. und 6. einerley Bauart, auf dem weißen Grunde aber ſtehen der Länge herab ziegelrothe Striche, welche nach einiger Einbildung Spieße oder Lanzen vorſtellen ſollen, daher wird ſie auch holländiſch Piekenier genannt. Sie iſt ſehr dünne und klein. Oſtindien liefert dergleichen in einigen Verſchiedenheiten.

8) Umwundene Nadel, Buccinum dimidiatum Linn. Die Holländer nennen alle diejenigen Nadeln omwonden Pennen, welche die Gewinde gleichſam durch ein ſchmales Band wieder übergewunden haben, wodurch ſich denn dieſelben als abgetheilet zeigen. Man erhält von der afrikaniſchen Küſte dergleichen große und kleine, rothe, gelbe und weiße, braun oder ſchwarzgefleckte, oder bleyfärbig geſtreifte. Es

ſind

ſind ſolche auch nicht allemal zugeſpitzet, ſondern zuweilen abgeſtutzet.

9) Gedruckte Nadel, Buccinum hecticum Linn. iſt der achten Art ganz ähnlich, der Rand aber von den Gewinden eingedrücket und verdünnet. Die Farbe iſt gemeiniglich gelbroth mit weißen Flammen beſetzet. Oſtindien.

10) Dornnadel, Buccinum murinum. Die Schale iſt ſchwarz, oft am untern Theile der Gewinde weiß; die Gewinde ſind einigermaßen eckicht. Die Schale zeiget drey dornichte Striche und iſt an der Mündung bäuchicht. Die Afrikaniſche Küſte.

Von den Walzen, welche ſpindelförmig gefaltet und an beyden Enden dünner ſind, und welche Herr Müller daher Spindelwalzen genannt, erhalten auch einige den Namen Nadel, als:

1) Die rauhe Nadelwalze, Voluta ſcabricula L. holländiſch ruuwe Penhooren. Die Schale iſt weiß mit gelben Flecken, ausgerandet, ſpindelrund, geſtreift, in die Quere gerunzelt, an der Spindel durchbohret, mit vier Runzeln beſetzet und an der Lippe gekerbet; das erſte Gewinde lang, die übrigen fünf bis acht Gewinde aber ſind mit einander nicht länger, als das erſte, und ſetzen immer kürzer ab. Oſtindien.

2) Geribbte Nadelwalze, Voluta ruffina Linn. Die Schale iſt der vorherſtehenden ganz ähnlich, ausgerandet, ſpindelrund, in die Quere gerunzelt, an der Spindel mit Falten beleget, an der Lippe mit runden Wärzchen gekerbet, von Farbe aber gelb und mit niedlichen ſchwarzen oder braunen Strichflecken reihenweiſe in die Quere herum bezeichnet. Oſtindien.

3) Staatenfahnennadel, Voluta ſanguiſuga L. Die Schale iſt unten ausgerandet und die Länge herab mit Furchen und in der Quere mit tiefen Strichen überzogen, woraus eine Art Gitterwerk entſteht, welches oft mit weiß- und blauen Strichen ſchön bandiret, oder mit gelben oder rothen Puncten reihenweiſe beſetzet iſt; daher hat ſie obigen Namen erhalten, wird aber auch von den Holländern Paternoſter, und ſonſt die Corallenſchnur, und das gekörnte Thürmchen genannt. Indien.

4) Braune Bandnadel, Voluta caffra Linn. Die Holländer nennen alle diejenigen, welche auf einem gleichfärbigen Grunde mit einem anders gefärbten Bande niedlich umgeben ſind, Band-Pennen. An dieſer braunen iſt die Grundfarbe dunkelcaſtanienbraun und auf den Gewinden zieht ſich ein gelblichtweißes Band von unten bis zur oberſten Spitze herum. Sonſt iſt die Schale ausgerandet, ſpindelförmig rund und glatt; die Gewinde am Wirbel

 ſind

ſind faltenartig geſtreifet und die Spindel hat vier Falten. Es giebt einige Verſchiedenheiten mit gefaltenen Schalen. Aſien.

5) Schwarze Bandnadel, Voluta morio Linn. Die Schale iſt weniger ausgerandet, die Spindel hat nur drey Falten, die Grundfarbe iſt ſchwarz und mit einem gelben Bande umgeben, wiewohl auch in dieſer Abſicht Verſchiedenheiten ſtatt haben. Sonſt iſt die Schale der vorherſtehenden gleich.

6) Fuchsthurm, das Thürmchen, Voluta vulpecula Linn. Die Schale iſt der vorigen faſt ähnlich, aber etwas eckicht, ganz fuchsroth und in die Quere einigermaßen geſtreifet; die Spindel hat vier Falten und die Lippe iſt inwendig. Einige haben gar keine Bänder, andere ſind bandirt, und die Farbe fällt ſehr verſchieden aus, gelb, braun, pomeranzenfärbig. Ueberhaupt ſpielen die Bandnadeln mit den Farben ſehr, und die Zahl der Falten an der Spindel iſt nicht füglich genau anzugeben. Vielleicht hat, wie Herr Müller erinnert, Herr von Linné die Arten ohne genugſamen Grund vervielfältiget. Alle kommen aus Oſtindien.

7) Knotichte Bandnadel, Voluta plicaria Linn. Die Schale iſt weiß mit einem breiten, pomeranzenfärbigen, gefleckten, auch zuweilen mit einem ſchwarzen, ſchmalen unterbrochenen Bande unterhalb dem breiten umgeben. Sonſt iſt die Schale eckicht gefalten, und die Falten endigen ſich an den Gewinden in knotichte Erhöhungen; die Lippe iſt inwendig glatt, an den Seiten gebogen, unten etwas ausgeſchweifet und krumm. Die Holländer nennen dieſe Art auch geknobbelde Band-Pen. Indien.

Herr Geoffroi beſchreibt eine beſondere und von andern nicht angemerkte Schnecke unter dem Namen Turbo acutiſſimus, fragilis, oder l'Aiguillette. Die Nadel oder Senkel; das kleine Gehäuſe iſt lang, dünne, und ſo fein, als eine Nadel, weiß, zerbrechlich, und beſteht aus ſechs Gewinden. Sie wird um Paris an den alten Mauern unter dem Mooſe, gemeiniglich aber leer, angetroffen.

Nadeltwalch.

S. Federgras.

Nägel, wohlriechende.

S. Deckelſchnecke.

Nägelein.

S. Nelken.

Nägelein, gelbe, S. Leucojen.

Nägelkraut.

S. Habichtkraut, Hungerblümlein und Tapetenkraut.

Näglеingras.

S. Riedgras und Schmielen.

Nägleinnuß.

S. Nelkennuß.

Nätſch.

S. Borſtengras.

Nagaß.

Die Japaner kennen allerley Gattungen der Wallfiſche, welche ſowohl der Benennung, als der Geſtalt und Größe nach, von einander unterſchieden ſind. Der Nagaß hat gemeiniglich zwanzig bis dreyßig Klafter in die Länge. Er kann zwo bis drey Stunden unter dem Waſſer aushalten; da hingegen andere Wallfiſche alle Augenblicke über das Waſſer kommen und Odem holen müſſen. S. A. Reiſen, B. XI. S. 695.

Nagel.

Vnguis. Man verſteht unter den Nägeln diejenigen breiten, dichten, durchſichtigen, weißen und hornartigen kleinen Tafeln oder Lagen, womit der äußerſte und oberſte Theil des letzten Fingergliedes und derer Fußzehen, alſo bedecket iſt, daß die gewölbte Fläche aufwärts, die hohle aber unterwärts gekehret ſteht. Die Größe derſelben iſt der Größe der Finger- oder Fußzehenſpitze, worauf dieſelben ſitzen, gemäß, und die Farbe richtet ſich, da es, eigentlich durchſichtige Körper ſind, nach der darunter befindlichen Hautſchicht, und ihrer Beſchaffenheit, je nachdem ſelbige blaßroth, oder bleich ausfällt. Man bemerket an einem jeden Nagel drey beſondere Theile, nämlich den vorderſten, äußerſten, oder ſogenannte Nagelſpitze, apex vnguium, welche frey am Nagel vorſteht, ziemlich dicht und hart iſt, und wenn ſie abgeſchnitten worden, nach einiger Zeit wieder zum Vorſchein kommt; ferner den mittleren Theil, welcher längſt ausgewölbet, auf beyden Seiten abhängig, und übrigens mit der Oberhaut einfarbicht und genau verwachſen iſt, und endlich die der Nagelſpitze entgegen geſetzte Wurzel, radix vnguium, die dünner und weicher als jene, und entweder ganz, oder doch größtentheils unter einer Falte der Oberhaut verborgen iſt. Es läßt ſich an dieſer Wurzel oberwärts ein beſonderer weißer und hellglänzender Fleck unterſcheiden, welchen man wegen der halbmondenförmigen Geſtalt, die er an ſich hat, mit der Benennung des Mondes lunula, beleget. Ein jeder Nagel beſteht daher aus verſchiedenen, über, aber dicht an und auf einander liegenden hornartigen durchſichtigen Schichten, welche zwar einerley Dichtigkeit, nicht aber einerley Länge haben, und wovon jede einzeln betrachtet, wiederum

derum aus neben und an einander hängenden, ebenfalls hornartigen Faſern zuſammen geſetzet iſt. Die äußere Schicht iſt die längſte, weil dieſe ſich von der Nagelſpitze an bis an die Wurzel erſtrecket; die zwote iſt ſchon etwas kürzer, weil nämlich ſelbige, von der Spitze an gerechnet, nur dicht bis an die Wurzel deſſelben reichet, und die darauf folgenden nehmen ſtufenweiſe ihrer Länge nach mehr und mehr ab, und erreichen zuletzt kaum noch den mittlern Theil des Nagels; daher es denn kommt, daß die Nagelſpitze allemal am dichteſten und feſteſten iſt, und je weiter der Nagel von da nach der Wurzel zugeht, allmählich immer dünner und weicher wird. Jede Schicht hat bey ihrem Anfange und an ihrer inwendigen Seite ganz kleine ſchieflaufende Vertiefungen, worinnen die nächſten Hautwärzchen ſtecken, unt wodurch eben der Nagel mit ſeiner ganzen inwendigen Fläche auf der Oberhaut aufſitzet und feſte mit ihr verbunden iſt. Eben darum werden die Nägel von einigen für verhärtete Hautwarzen, von andern für einen bloßen Anhang oder Fortſatz des Oberhäutchens, auch wohl für hartgewordene Verlängerungen derer hier umherliegenden Nerven oder Sehnenhäute ausgegeben. Eine in der Zergliederungskunſt ſehr bekannte Erfahrung ſcheint denenjenigen zu einigem Grunde der Wahrſcheinlichkeit zu dienen, welche die Nägel als bloße Fortſätze der Oberhaut anſehen. Man weis nämlich, daß, wenn der Finger eines todten Körpers lange genug im heißen Waſſer gelegen, oder ſonſt ſchon einigermaaßen faul geworden, und man alsdenn die Oberhaut von demſelben mit leichter Mühe abſtreifen kann, der Nagel ſelbſt von dem loſen Oberhäutchen ſich eben nicht trenne, ſondern feſt daran ſitzen bleibe, und ſo zugleich mit demſelben ſich vom Finger ablöſen, und herunterziehen laſſe. Hiernächſt läßt ſich dieſes noch mit einer zwoten Wahrnehmung unterſtützen, weil nämlich diejenigen Stellen der Finger und Zehen, auf welchen eigentlich die Nägel ſitzen, vom Oberhäutchen entblößet ſind, als welches nur ein wenig über die Wurzel des Nagels herübergeht, und ſich daſelbſt daran, ſo wie auch rund herum an dem ganzen untern Rande deſſelben befeſtiget. Da übrigens die äußerliche Bauart und Beſchaffenheit der Nägel, mit derjenigen, welche dem Oberhäutchen eigen iſt, keinesweges zu vergleichen, ſo kann man ſelbige auch füglich als beſondere und ganz eigene Theile des Körpers annehmen und betrachten. Bisweilen geſchieht es auch, obſchon ſehr ſelten, daß ſich am Ende des zweyten Fingergliedes, wenn nämlich

lich das erſte durch einen Zufall verloren gegangen, ein ganz neuer Nagel anſetzet und zum Vorſchein kommt.

Man ſchließt inzwiſchen aus der Aehnlichkeit, daß eine eigene Materie, welche den Nägeln ihre Nahrung und Wachsthum verſchaffet, ihnen durch eigenthümliche zuführende Nahrungsgefäße, eben ſowohl, als den Hautwärzchen überliefert werden müſſe, und daß vielleicht durch eben dieſe Gefäße die Nägel beſonders mit dem Oberhäutchen in einiger Verbindung ſtehen mögen. Ob aber ein ſolcher Zufluß der Nahrungsſäfte zu dieſen Theilen beſonders auch ſogar nach dem Tode fortdauern, und die Nägel auch noch alsdenn ſollten wachſen können, läßt ſich ſchwer begreifen, ohnerachtet man, der allgemeinen Sage nach, ſolches als eine unläugbare und unumſtößliche Wahrheit bisher immer behauptet, jedoch für falſch und ungegründet zu halten hat. Daß ſie übrigens dem Körper keinen geringen Nutzen leiſten, beweiſt der höchſt empfindliche Schmerz, welchen man auszuſtehen hat, wenn ſie ganz fehlen, oder man ſolche zu kurz oder knapp abgeſchnitten hat, und woraus man ſieht, daß ſie eigentlich die äußerſten Fingerſpitzen als beſondere Decken und Ueberzüge vor allerhand Unfällen und Ungemächlichkeiten, die ihnen von außen zuſtoßen könnten, beſchützen. Und wie wenig würden wir öfters im Stande ſeyn, feine und zarte Körper mit unſern Fingern genau anzufaſſen, wenn die Nägel uns hierzu nicht behülflich wären? So ſind ſie auch ebenfalls zuweilen die hülfreichen Werkzeuge, deren wir uns, von einem natürlichen innerlichen Triebe gedrungen, bedienen müſſen, uns allerhand beſchwerliche und unangenehme Empfindungen zu erleichtern, wenn wir nämlich bey Jucken und Freſſen der Haut uns mit den Nägeln gelinde kratzen, oder auch ſonſt mit ihnen den äußerlich prickelnden Wuſt und Schmutz davon losmachen, abſchaben und entfernen, und die Wilden, welche ſie wachſen laſſen, bedienen ſich ihrer, die Haut der Thiere damit zu zerreißen; aber ob ihre Nägel gleich viel größer als die unſrigen ſind, ſo kommen ſie doch mit dem Horne oder Spornen der Thiere in keine Vergleichung. Endlich tragen dieſe Theile nicht wenig zu einem deſto gewiſſern, leichtern und bequemern Gange bey, indem ſie vorzüglich ein ſchmerzhaftes Anſtoßen der äußerſten Fußzehenſpitzen gegen harte Körper, wodurch jene Handlung gar ſehr gehindert werden müßte, verhüten. Es ſcheinen dieſe Theile ein ſo weſentliches Stück eines thieriſchen Körpers auszumachen, daß ſie darum auch den übrigen Thieren

nicht mangeln, nur daß ſie bey einigen in Anſehung der äußerlichen Geſtalt, Größe und Farbe etwas anders ausfallen, ohnerachtet ſie übrigens mit der ganzen Subſtanz, und andern Eigenſchaften der Nägel völlig übereinkommen. Bey einigen vierfüßigen Thieren ſtellet dieſes nämlich der Huf, vngula, vor, welcher ein ganzes großes, mehr oder weniger ſchwarzes oder weißliches, übrigens ziemlich dichtes und feſtes Hornſtück ausmachet, das ebenfalls das vorderſte, äußerſte und letzte Glied der Füße bedecket, und welche hornichte Bedeckung ihnen geichſam anſtatt der Pantoffeln dienet, auf denen ſie ſicher treten, damit ſie nicht ſo leicht die darunter liegenden weichen Theile durch Anſtoßen an harte oder rauhe Körper verletzen können. Dergleichen behufte Thiere, animalia vngulata, aber haben entweder einen einfachen ſolchen Huf, oder es iſt derſelbe getheilet und geſpalten, und es pflegen ſogar einige Naturgeſchichtſchreiber von dieſem Umſtande den Grund zur beſondern Eintheilung dieſer Thiere zu entlehnen. Iſt der Huf einfach, ganz und ungetheilet, ſo heißen es einklauichte Thiere, animalia ſolipedia, wohin z. E. das Pferd und der Eſel, und das Zebra zu rechnen. Iſt derſelbe nur einmal geſpalten, ſo nennet man ſolches zweyklauichte Thiere, animalia biſulca, dahin beſonders alle gehörnte, und mit Geweihen verſehene, auch von den ungehörnten Thieren die Schweine gehören. Man findet ferner den Huf zweymal geſpalten, und dann heißen ſolches dreyklauichte, animalia triſulca, ſ. trichela, dergleichen das Naſenhorn, Rhinoceros; oder dreymal geſpalten, welches die vierklauichten Thiere, animalia terrachela, z. E. das Nilpferd, Hippopotamus, und endlich viermal geſpalten, welches die fünfklauichten Thiere, animalia pentachela, ſind, dergleichen der Elephant. Von allen dieſen unterſcheidet man die zehichte Thiere, animalia digitata ſ. vnguiculata, welche eine zwote und eigene Klaſſe ausmachen. Die Kennzeichen, welche dieſe von jenen abſondern, beſtehen darinnen, daß die letzten Fußſpitzen, nicht, wie bey jenen um und um in dieſer Horndecke eingefüttert verborgen liegen, ſondern nacket und bloß unten hervorragen, und daß das erſte Gelenke der Zehen allemal nur oberwärts mit einer ſchmalen, krumm gebogenen, und ſpitzigen Kralle, vnguis, welche weniger breit, als ein ordentlicher Nagel, verſehen iſt. Einige der zehichten Thiere bedienen ſich dieſer Kralle anſtatt eines Hackens, um ihren Raub oder Beute damit zu erſchnappen und anzufaſſen, z. E.

der Löwe, der Parder, der Tiger, der Bär, der Luchs u. ſ. w. andere anſtatt einer Waffe, um ſich damit gegen ihre Feinde zu vertheidigen, z. E. die Katzen, welche mit ihrer Kralle auf ihre Gegner losgehen, und ſie kratzen; noch andere gleichſam als beſonderer Klammern, welche an die Bäume einſetzen, wenn ſie ſelbige erſteigen wollen, z. E. die Eichhörnchen, Katzen, und dergleichen. Auch ſogar an den Schwimmfüßen der ſogenannten Zwitterthiere oder Amphibien werden dergleichen Krallen angetroffen, ſo wie bey dem ganzen Vogelgeſchlechte durchaus ſich ebenfalls ihre Zehenſpitzen mit einer mehr oder weniger ſtumpfen oder ſpitzigen Kralle endigen. Ohne dieſe Werkzeuge würden weder die meiſten Vögel auf den Aeſten der Bäume ſitzen, von einem zu dem andern bequem und ſicher klettern, oder ſonſt auf dürren Reiſern und andern runden dünnen Stäben ſich feſt erhalten können, noch ſonſt die Raubvögel im Stande ſeyn, ihre Beute zu erhaſchen, feſt zu halten, und mit ſich in der Luft fliegend fortzubringen. Endlich muß man die ſpitzigen Widerhacken, welche an den zarten Füßen mancher Inſecten hervorragen, auch für ſolche Nägel nach dem verjüngten Maaßſtabe anſehen; und vielleicht leiſten wohl ebenfalls die Krebsſcheeren dieſen Thieren wenigſtens einigermaaßen den Nutzen, welchen ſonſt andere Thiere von den Nägeln zu erwarten haben. Die Fiſche und Würmer ſcheinen übrigens die einzigen zu ſeyn, denen die Natur die Werkzeuge verſaget hat.

Nagel, S. auch Blumenblatt und Klippkleber.

Nagelherz.

S. Herzmuſchel.

Nagelkraut.

Dieſen Namen führen einige Pflanzen, und beſonders die beyden Geſchlechter Illecebrum und Polycarpon. Wir verſtehen hierunter das letzte, das erſte wird unter Tapetenkraut beſchrieben werden. Es iſt davon nur eine Art bekannt, welche man das vierblätterichte Nagelkraut nennet, Polycarpon tetraphylum. Es wächſt ſolches in Italien und in Languedoc. Die Wurzel iſt jährig. Der äſtichte Stängel wird kaum eine halbe Spanne hoch. Vier eyförmige, völlig ganze Blätter ſtehen wirtelförmig. Die kleinen Blümchen ſtehen auf gabelförmig getheilten Stielen; und zeigen fünf eyförmig zugeſpitzte, ausgehöhlte Kelch- und fünf ganz kurze, länglichte, eingekerbte Blumenblätter, drey kurze Staubfäden und drey noch kürzere Griffel mit ſtumpfen

Staubwegen. Die Frucht öffnet ſich mit drey Klappen, und enthält viele Saamen. Die Kelch- und Blumenblätter fallen nicht ab.

Nagelmuſchel.

S. Perlenmutter, Rinnendoublet und Waſchbecken.

Nagelroche.

Nagelroche, der Rochen, nach Müllern: Raia clauata, Linn. gen. 130. ſp. 8. Daſybatus clauatus, 6. Klein. ein Brummbeerſchwanz. ſ. dieſen unſern Artikel, Th. I. S. 993.

Nagmaul.

Nagmaul, in Beyern Schilus, ſonſt auch Nogemulus Germ. ein Sandbarſch, Xanti, Zander, Perca Lucioperca, Linn. gen. 168. ſp. 2. Müllers Sandbarſch, ſeiner Bärſchinge; Perca, 2. Kleinii, ein Parſch; ſ. dieſen Artikel.

Nagor.

Unter dieſem Namen beſchreibt der Graf von Büffon ein afrikaniſches, vierfüßiges Thier, aus dem Geſchlechte der Gazellen oder Antilopen, welches von dem Hrn. Pallas Antilope redunca genannt wird. Es iſt ohngefähr ſo groß, wie ein Reh, und hat über den ganzen Leib rothes Haar, aber keinen weißen Bauch, wie andere Gazellen. Die Hörner, welche noch nicht völlig ſechs Zoll lang und beynahe ganz glatt ſind, krümmen ſich ein wenig vorwärts.

Nahrungsſaft.

Nahrungsmilch, Chylus, Chymus. Dieſe beyden lateiniſchen Benennungen faſſen nicht einen gleich bedeutenden Begriff in ſich, ſondern müſſen genau von einander unterſchieden werden. Man verſteht nämlich unter dem einen den groben Nahrungsſaft, Chymus, welcher zuerſt entſteht, indem nämlich die durch das Kauen und durch die Beymiſchung des Speichels zermalmten und hinuntergeſchluckten Speiſen in den Magen, theils durch die periſtaltiſche Bewegung deſſelben, theils durch die Beymiſchung des Nahrungsſaftes in einen grauen Brey verwandelt worden, worinnen nicht nur die vielen öhlichten, fettichten, ſchleimichten Theile derſelben noch nicht gehörig aufgelöſet, vielmehr mit den wäſſerichten annoch verbunden, ſondern auch die nahrhaften und edlen Theile mit den unedlen und ſchlechten annoch vermiſchet, und folglich letztere von den erſtern noch keinesweges abgeſchieden ſind. Auf dieſe erſte Kochung erfolget eine zweyte, in welcher dieſe graue Breymaſſe, nachdem ſie aus dem Magen in den Zwölffingerdarm gelanget, daſelbſt durch den Einfluß der Galle und des Gekröſedrüſen-

ſedrüſenſaftes, auch im ferneren Durchgang durch die folgenden Gedärme und deren fortgeſetzte Bewegung in einen wirklichen weißen Milchſaft, Chylus, verwandelt wird. Dieſer unterſcheidet ſich denn nun vom erſtern ſowohl durch die weiße Farbe, und dadurch, daß er faſt in allen ſeinen Beſtandtheilen und übrigen Eigenſchaften mit der Natur einer ordentlichen Milch übereinkömmt, als auch, weil in demſelben blos die nützlichſten, beſten, der Miſchung der übrigen Säfte ähnlichſten, und zur Nahrung geſchickteſten Theile befindlich ſind, nachdem nämlich jene unächte, gröbere und ſchlechte vorher davon abgeſondert worden. Dieſer Saft wird von den Milchgefäßen aus der Darmhöhle eingeſogen, im Durchgange durch die Gekröſedrüſen von der zufließenden Lymphe theils verdünnet, theils noch mehr verbeſſert, ferner im Sammelkaſten geſammlet, durch den Bruſtcanal in die Höhe geführet, und endlich in der linken Schlüſſelblutader zuerſt dem Blute beygemiſchet. Es hat dieſe Nahrungsmilch einigermaaßen eine ſaure Eigenſchaft, vermöge welcher ſie der natürlichen Neigung des Blutes zur Fäulniß auf gewiſſe Art Einhalt thut, da es ſich alsbald in ſelbiges ergießt. Auch ſcheint einiger entfernter Nutzen deſſelben darinnen zu beſtehen, daß es eben der Blutmaſſe eine Materie zuführet, von welcher alle übrigen Säfte des Körpers weiter ausgearbeitet und vollkommener gemachet werden, auch aller Verluſt der feſten Theile wieder erſetzet, und ſo der ganze Körper gehörig ernähret wird. S. oben Bruſtgang, ingleichen Gedärme und Milchgefäße.

Najade.

Herr von Linne' nennet dieſes Pflanzengeſchlecht Najas und Michelli Fluuialis. Es iſt davon nur eine Art bekannt. Es wächſt ſolche in den europäiſchen Meeren, auch in Seen und ſtillſtehenden Gewäſſern in Italien und der Schweiz. Die Wurzel iſt ſeitwärts gerichtet, und durch Gelenke abgetheilet. Der grüne, krautartige Stängel rundlich, auch zuweilen mehr breit, hin und wieder mit einzeln Stacheln beſetzet, und in Zweige abgetheilet; zwey auch drey und vier Blätter ſtehen beyeinander, ſitzen platt auf und ſind beynahe mit einander verwachſen, faſt durchaus von gleicher Breite, am Rande ausgeſchweifet und gezahnet. Aus dem Blätterwinkel treiben einzelne Stiele, auf welchen einzelne, nach Herr von Linne' und Gouan in verſchiedenen Pflanzen, nach Vaillant und Michelli aber nur an verſchiedenen Orten einer

Pflanze, verſchiedene Blumen ſtehen. Die männliche geſtielte Blüthe zeiget einen walzenförmigen Kelch, welcher in zween rückwärts gebogene Einſchnitte getheilet iſt, und ein Blumenblatt, deſſen Röhre mit dem Kelche einerley Länge hat, und ſich in vier ſchmale, ſpitzige, rückwärts gewundene Lappen verlängert, nebſt einem einzigen platt aufſitzenden Staubbeutel. Bey der weiblichen, platt anſitzenden Blume fehlet der Kelch und das Blumenblatt, und man ſieht nur den eyförmigen Fruchtkeim mit dem Griffel und drey Staubwegen, welcher ſich in ein Behältniß mit vielen Saamen verwandelt.

Nanger.

Dieſen Namen führet, nach Hrn. Adanſons Berichte, eine Gazelle in Senegal, welche ſowohl in Anſehung der Geſtalt des Körpers, als auch in Anſehung der Farbe, eine große Aehnlichkeit mit unſerm Rehe hat, und von dem Herrn Pallas Antilope Dama genannt wird. Sie iſt viertehalb Fuß lang und drittehalb hoch. Ihre Hörner, welche eben ſo wenig, wie die Hörner der übrigen Gazellen abfallen, ſind ſchwarz, ohngefähr ſechs bis ſieben Zoll lang, und mit ihren Spitzen vorwärts gekrümmet. Dieſe Gazellen ſind ungemein artige Thiere und laſſen ſich leicht zahm machen.

Napäa.

Wir behalten dieſen Namen auch im Deutſchen. Es iſt dieſes Geſchlechte aus der Familie der Malven und dürfte nicht daraus verwieſen werden, wenn auch wirklich dem Geſchlechte nach verſchiedene Blumen auf zwo Pflanzen wohneten. Daher auch Herr von Linné ſolches lieber unter den Malven fernerhin laſſen, als, wie in der Murrayſchen Ausgabe geſchehen, mit denjenigen vereinigen ſollen, welche männliche und weibliche Blumen auf zween Stöcken tragen, zumal es noch nicht ausgemachet ſcheint, ob dieſes ſich wirklich alſo verhalte. Die Blume zeiget nur einen Kelch, es beſteht ſolcher aus einem Blatte, iſt gleichſam krugförmig geſtaltet, und fünffach eingeſchnitten. Die fünf Blumenblätter beſtehen aus ſchmalen, dünnen, unterwärts mit einander vereinigten Nägeln, und dem rundlichten, ausgehöhlten, ausgebreiteten Rande. Die vielen Staubfäden ſind unterwärts in ein Säulchen verwachſen, und der Griffel theilet ſich in viele, meiſtentheils zehen Staubwege. Die Frucht iſt tellerförmig, zeiget zehen Fächer, und in jedem liegt ein Saame. Bey den Blumen, welche man für männliche oder weibliche ausgiebt, ſind alle dieſe Theile zugegen, nur erfolget bey einigen keine Frucht, deswe-

deswegen hält man dieſe für männliche, und bey den ſogenannten weiblichen erſcheinen die Staubbeutel unvollkommen. Es ſind zwo Arten bekannt. Beyde wachſen in Virginien.

1) Die glatte Napäa, Napaea hermaphrodita oder laevis L. Die Pflanze iſt in allen Theilen glatt anzufühlen. Die daurende Wurzel iſt zäſericht. Der Stängel erreichet die Höhe von ſechs und mehr Fuß, treibt viele Zweige, und vertrocknet im Herbſte. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſind kurz geſtielet, mit zwo Blattanſätzen verſehen, die untern in fünf, die obern in drey ſpitzige, und ungleich ausgezahnte Lappen abgetheilet. Aus den Blätterwinkeln treiben lange, und in drey oder vier Zweige verbreitete, nackende Blüthſtiele. Die Blüthe iſt weiß, größer als bey der folgenden Art, und der Rand der Blumenblätter unordentlich eingekerbet oder zerriſſen.

2) Die rauche Napäa, Napaea dioica oder ſcabra Linn. Dieſe Pflanze iſt rauch anzufühlen. Die Wurzel iſt auch dauerhaft und zäſericht. Der Stängel erreichet faſt gleiche Höhe, treibt viele Zweige, und iſt geſtreifet. Die Wurzelblätter ſind ſehr lang geſtielet und ſcheinen ſchildförmig, ſind aber nur tief in neun Lappen zerſchnitten; der mittelſte iſt der größte, und alle ſind ungleich ausgeſchweifet und ausgezacket. Auf der untern Fläche erſcheinen neun dicke Nerven und wenig rauches. Die Blattanſätze an den Stängelblättern ſind breiter, am Rande haaricht; die Blätter gleichfalls bis an den Stiel in Lappen zerſchnitten, deren Anzahl ſich nach und nach vermindert, ſo daß die oberſten nur drey behalten. Die Blumen erſcheinen im Juli, ſind kleiner, und es ſtehen auf dem äſtichten und eckichten Stiele, welcher mit Deckblättern beſetzet iſt, mehrere bey einander. Herr von Haller bemerket, wie öfters viele Blumen gefüllet, und alsdenn die Staubbeutel unvollkommen wären, deswegen man vielleicht ſolche für weibliche angeſehen. Wir haben öfters am Kelche ſieben Einſchnitte und ſieben Blumenblätter wahrgenommen, und die letztern waren ſchneckenförmig gewunden. Die Staubfädenſäule war faſt durchaus ganz, und die Staubbeutel vollkommen und weiß, auch der Fruchtkeim mit dem Griffel zugegen; letzterer ließ ſich leicht bis auf den Boden in fünf auch ſieben ganze Griffel abtheilen. Den Saamen muß man aus Virginien erhalten, indem dergleichen in hieſigen Gärten ſelten oder gar nicht reif wird; doch kann man die ſtarken Stöcke theilen, und ſolche ohne Wartung das ganze Jahr hindurch im freyen Lande unter-

unterhalten. In ſchattichter Lage wachſen ſie ſtärker und höher, als in ſonnenreichen Oertern.

Napellenkraut.

S. Eiſenhüttlein.

Napfſchnecke.

S. Klippkleber.

Napfſteine.

Alveolen, Alueoli, ſind, wie Wallerius Mineral. S. 493. anmerket, ſchalenförmige Steine, auf einer Seite ausgehöhlet, auf der andern erhaben. Es vermuthet derſelbe, daß ſie in den abgetheilten Kammern der Orthoceratiten erzeuget werden.

Naphtha.

S. Bergbalſam.

Narbe.

S. Staubweg.

Narbenkraut.

S. Schwarzkümmel.

Narciſſe.

Dieſes bekannte Pflanzengeſchlecht zeiget bey der Blume eine lange, plattgedrückte, der Länge nach ſich öffnende und verwelkende Kelchſcheide. Sechs eyförmige, ſpitzige, platte, ſternförmig ausgebreitete Blumenblätter ſitzen an und um das ſiebende trichter- oder walzenförmige Blatt, in deſſen Röhre drey kürzere und drey etwas längere Staubfäden angeheftet ſind. Der ſtumpfe, dreyeckichte Fruchtkeim ſitzet unter den Blumenblättern, und trägt einen Griffel mit dreyſpaltigen Staubwege. Das rundlichte, dreyeckichte Saamenbehältniß öffnet ſich mit drey Klappen, und enthält in drey Fächern einige kugelförmige Saamen. Herr von Linné nimmt das ſiebende mittelſte Blumenblatt für ein Honigbehältniß an, da hingegen Herr Ludwig ſolches mit den andern vereiniget, und die Pflanze zu den einblätterichten Blumen gerechnet hat. Herr von Haller und Gouan ſcheinen gleiche Meynung zu hegen. Herr von Linné führet vierzehen Arten an. Wegen der großen Aehnlichkeit der meiſten Arten, der vielen Spielarten und unbeſtimmten Namen der Gärtner laſſen ſich ſolche ſchwer beſtimmen. Wir wollen die bekannteſten, mehr botaniſch, als gärtnermäßig, angeben.

1) Einblümichte weiße Narciſſe mit kurzen eingekerbten Honigbehältniſſe, weiße Narciſſe, weißer Stern, Joſephsſtefft, Narciſſus albus circulo purpureo C. B. Narciſſus poeticus L. Sie wächſt auf bergichten Wieſen in Italien und Languedoc wild. Die Zwiebel iſt mehr kugelförmig, als lang. Die Wurzelblätter ſind, ſoweit ſie aus der Erde ſtehen, ohngefähr einen

Fuß

Fuß lang, platt, durchaus von gleicher Breite, welche ohngefähr einen halben Zoll beträgt. Der eckichte, oder zuſammengedrückte, auf den beyden Seiten ſcharfe und nackende Stängel iſt nicht viel höher, und endiget ſich mit einer ſeitwärts, oder unterwärts gerichteten Blume. Die ſechs Randblättchen ſind weiß; das Honigbehältniß iſt ganz kurz, faſt radförmig, eingekerbet, oder ausgefranzet, mehr trocken als ſaftig, und am Rande röthlicht. Die Blüthzeit fällt insgemein in den May. Man findet dieſe Art in den Gärten häufig mit gefüllter Blume, bey welcher entweder nur die äußerlichen Blätter ſich vermehren, oder auch das Honigbehältniß vielfach erſcheint.

Die Wurzel dieſer und anderer Arten von Narciſſen erreget Erbrechen, und Boerhaave rechnet ſolche zu den Giften. Mit Honig, oder Oel abgerieben wird ſelbige bey Brandſchäden zum äußerlichen Gebrauche empfohlen; man giebt ſogar vor, daß dadurch die zerriſſenen Flechſen und Nerven wieder zuſammen geheilet würden. In neuern Zeiten machet man davon keinen Gebrauch in der Arzneykunſt, und unterhält die Pflanze nur wegen des angenehmen Geruches in den Gärten.

2) Einblümichte ganz gelbe Narciſſe mit langen glockenförmigen Honigbehältniſſe, gelbe Narciſſe, Hornungsblume, Märzblume, Märzbecher, gelber Stern, gelber Jacobsſtab, Narciſſus luteus, Narciſſus pſeudonarciſſus L. Dieſe wächſt in den Wäldern in Frankreich, Italien und der Schweiz. Ehe ſie blühet, kann man ſie von der erſten Art kaum unterſcheiden; die Blume aber bricht zeitiger, und bey uns im Märze und April hervor, und iſt in allen Theilen größer, auch durchaus gelb gefärbet. Der Becher oder Honigbehältniß iſt überaus groß, weit und ganz offen; die Länge deſſelben kommt mit den Blumenblättern faſt überein, und zeiget einen krauſen, aber nicht umgeſchlagenen Rand. Die Blume hat keinen oder ganz ſchwachen Geruch. Die gelbe Farbe iſt bald dunkler, bald bläſſer, und die gefüllten Blumen ſind auch zweyerley, indem entweder das Honigbehältniß ſich zugleich mit den andern Blättern vermehret, oder dieſe nur allein ſich vervielfältigen. Herr Hofrath Gleditſch merket an, wie der Honig, wenn dieſe Blume länger und häufiger blühete, weder der Sammlung, noch den Bienen zuträglich ſeyn dürfte.

3) Einblümichte weiß und gelbe Narciſſe mit langen glockenförmigen Honigbehältniſſe, Narciſſus albus, calice flavo C. B. Narciſſus bicolor Linn.

wächſt in dem mittägichten Europa, und iſt der zwoten Art ganz ähnlich; die ſechs Blumenblätter aber ſind weiß, und der Becher iſt dunkelgelb, mit einem mehr krauſen und gefranzten Rande.

4) Einblümichte ganz gelbe Narciſſe mit langen, ſechsſpaltigen Honigbehältniſſe, kleine gelbe ſpaniſche Narciſſe, Narciſſus minor. Spanien iſt das Vaterland, und zeiget auch viele Aehnlichkeit mit der zwoten Art. Es iſt aber ſolche, wie Herr von Linne angiebt, in allen Theilen viel kleiner, der Stängel nicht geſtreifet, die Blüthſcheide grün, die Blume mehr abhangend, und der Rand des Bechers wellenförmig krauſe, und ſechsfach geſpalten.

5) Einblümichte Narciſſe mit langen walzenförmigen abgeſtutzten Honigbehältniſſe, Narciſſus moſchatus Linn. wächſt auch in Spanien. Der Rand des Bechers iſt nicht krauſe oder gefranzt, ſondern abgeſtutzet. Die Blume riecht nach Bieſam, und iſt gelb oder weiß.

6) Einblümichte weiße Narciſſe mit kurzen Honigbehältniſſe und drey Staubbeuteln, Narciſſus albus oblongo calice C. B. Narciſſus triandrus Linn. wächſt auf den pyrenäiſchen Gebirgen. Iſt der erſten Art faſt ähnlich; die Wurzelblätter aber ſind viel ſchmäler, und ausgefurchet; die Blume iſt durchaus weiß; der glockenförmige Becher halb ſo lang als die Blumenblätter, und deſſen Rand aufgerichtet und eingekerbet. Gemeiniglich zählet man nur drey, doch auch zuweilen ſechs Staubfäden. Zuweilen ſitzen auch zwo Blumen auf einem Stängel.

7) Einblümichte Narciſſe mit langen gewundenen Honigbehältniſſe, Narciſſus flore fimbriato C. B. Narciſſus bulbocodium L. wächſt in Portugall. Der gewundene Becher iſt ſo lang als die Blumenblätter, und die Staubfäden nebſt dem Griffel ſind unterwärts gebogen.

8) Vielblümichte Narciſſe mit kurzen abgeſtutzten gefaltenen Honigbehältniſſe, Tazette, Narciſſus luteus polyanthos, Narciſſus Tazetta Linn. wächſt in Portugall und Spanien an der See. Die Wurzelblätter ſind platt und ſpitzig. Viele Blumen ſitzen auf einem Stängel; ſie haben einen angenehmen Geruch; der Becher iſt faſt dreymal kürzer, als die Blumenblätter, glockenförmig, abgeſtutzet; dieſer zeiget bald eine weiße, bald gelbe Farbe, da hingegen die ſechs Blätter allemal weiß erſcheinen.

9) Vielblümichte Narciſſe mit langen eingekerbten Honigbehältniſſe, Narciſſus calathinus L. wächſt im Oriente und dem mittägigen Europa. Iſt der achten Art faſt ähnlich; die

ſechs Blumenblätter aber ſind gröſſer und ſpitziger, und der Becher hat mit dieſen gleiche Länge. Herr von Haller beſchreibt dieſe Pflanze, wie er ſolche im Geburtsorte gefunden, in manchen Stücken anders. Man kann die Beſchreibung no. 1251. in deſſen Hiſtorie der Schweizeriſchen Pflanzen damit vergleichen.

10) **Vielblümichte Narciſſe mit kurzen Honigbehältniſſe und pfriemenartigen Blättern,** Jonquillien, Narciſſus iuncifolius, Narciſſus Ionquilla L. wächſt im Oriente und Spanien. Die Blätter ſind lang, zart, faſt halb walzenförmig, zugeſpitzet, und daher pfriemenartig. Der Stängel iſt nicht viel höher, und aus der Kelchſcheide brechen zwo auch mehrere, doch auch zuweilen in dem Garten nur eine kleine, angenehm riechende gelbe Blumen hervor. Der Becher iſt kleiner als die Blumenblätter, und glockenförmig. In den Gärten unterhält man auch die Spielart mit gefüllten Blumen.

Wir erinnern noch, wie ſowohl dieſe verzeichneten Arten vielerley andere lateiniſche Beynamen erhalten, als auch ganz davon verſchiedene Pflanzen mit dem allgemeinen Namen Narciſſen beleget werden. In dem ſechſten Bande der Onomatologia botanica ſind gegen dreyßig Colonnen mit dergleichen Namen angefüllet, von welchen die wenigſten verſtändlich ſind. Die drey und vierzig Sorten, welche Grotian in den Sommerbeluſtigungen 2 Theil 267. und folgenden Seiten anführet, und aus dem Miller meiſtentheils abgeſchrieben ſind, wird nicht leicht jemand gehörig unterſcheiden können.

Der Anbau und die Wartung aller Narciſſen iſt nicht beſonders. Die Vermehrung kann durch den Saamen und die häufige Wurzelbruth geſchehen. Das erſte wird nur derjenige unternehmen, welcher gerne was neues zu haben wünſchet, indem zuweilen neue Abänderungen erfolgen, wenn man von den ſchönſten und einigermaßen gefüllten Blumen den recht reifen und ſchwarzen Saamen einſammelt, ſolchen im Auguſt auf wohl zubereitetes Land ausſäet, den Winter über das Beet mit Stroh bedecket und die jungen Zwiebelchen im folgenden Sommer aushebt, einige Wochen außer der Erde unterhält, und nachher wieder in die Erde einleget. Auf dieſe Art erzeugte Zwiebeln aber werden erſt im vierten oder fünften Jahre blühen, auch die erſten Blumen ſchlecht ausfallen, mithin muß man die zwote Blüthe abwarten, um zu erkennen, was Schönes und Neues erlanget worden. Die alten Zwiebeln ſoll man alle zwey oder drey Jahre im Junius oder Julius um-

 legen,

legen, die Bruth abnehmen, gleichfalls einige Wochen außer der Erde behalten, und nachher gegen den Herbſt in lockere Erde, vier bis fünf Zoll weit von einander und wenigſtens eben ſo tief wieder einſetzen. Wegen des Froſtes darf man bey alten Zwiebeln nichts beſorgen. Die gefüllten Jonquillen und Tazetten verlangen jedoch einigen Schutz, wenigſtens ſoll man dieſe an ſolche Oerter legen, wo ſie im Frühjahre zeitig Sonne genießen und von dem Eiſe oder Froſte eher befreyet werden können, deswegen auch die Gärtner öfters dieſe Arten, ſonderlich die Tazetten in Scherbel pflanzen, und dieſe den Winter in der Stube unterhalten, da ſie denn auch zugleich das Vergnügen haben, die Blumen im Winter zu ſehen. Bey der weißen Narciſſe, oder der erſten Art, möchte vielleicht das Gegentheil ſtatt finden, wenigſtens haben wir wahrgenommen, daß diejenigen Zwiebeln nicht leicht ohne Blüthſtängel geblieben, auch die Blüthe davon ſich gemeiniglich geöffnet, welche im Schatten ihren Platz hatten. Warum verwelken aber ſo viele Blüthen von dieſen Narciſſen und täuſchen unſere Hoffnung? Iſt es gegründet, daß durch öfteres Wetterleuchten das Aufblühen derſelben verhindert werde? Der Fehler liegt gewiß nicht an der Wurzel, oder an der Erde, die Witterung kann allein daran Schuld ſeyn. Alle Narciſſen können, wie die Hyacinthen und Tulipanen, auch durch das Waſſer zur Flor gebracht werden. Man wählet dazu ſonderlich die Jonquillen und Tazetten, und ſetzet die Wurzel auf ſchickliche, mit Waſſer gefüllte Gläſer, und dieſe in der Stube hinter die Fenſter, wo möglich gegen Mittag, da denn nach der verſchiedenen Zeit, wenn dieſes Aufſetzen geſchehen, die Blumen nach und nach hervortreiben. Die Abhandlung des Herrn von Brocken, welche aus den Berliniſchen Anzeigen in Hrn. Zinkens Leipziger Sammlungen XV. Band 739 S. eingerücket worden, führet zwar den Titel von dem Narciſſenbaue, betrifft aber gar nicht dieſe, ſondern allein die Amaryllis.

Narden, celtiſcher.

S. Baldrian.

Narden, wilder, S. Haſelwurz.

Nardenbaldrian.

S. Baldrian.

Nardengras.

S. Borſtengras.

Nardenkraut.

S. Schwarzkümmel.

Nardenwurzel.

S. Benedictkraut.

Narivari.

Nariuari pinima, ein Braſilianiſcher, vom Marcgrav S. 175. beſchriebener Fiſch, der von den Holländern Pylſteert genañt wird. Raia Paſtinaca, Lin. gen. 130. ſp. 7. der Mülleriſche Pfeilſchwanz, ſ. Rochen; Leiobatus, 3. Klein. ein Glattray, ſ. dieſen unſern Artikel, B. III. S. 435.

Narka.

Narka, eine Art von Lachſen oder Salmen in Kamtſchadalen, wo es noch vier, von dieſem verſchiedene, Arten giebt, nämlich: 1) Tſchawitſcha, 3) Keta, 4) Gorbuſche, 5) Piſcis albus; welche alle die Farbe zu verändern pflegen. Der 2) Narka ſoll ein und zwanzig Zoll in der Länge, einen kleinen Kopf, eine kurze Schnauze, einen gabelförmigen Schwanz und große runde Schuppen, haben. Kraſcheninnikow in der Beſchreibung von Kamtſchatki. ſ. von dieſen Fiſchen unſere Artikel, Caibo, wo lin. 2. Narka, oder Niarka zu leſen. B. II. S. 10. Keta, B. IV. S. 458. und Belaja Niba, B. I. S. 657. Er iſt ohnfehlbar der bald vorkommende Niarka.

Narrenheil.

S. Gauchheil.

Narrenkappe.

S. Dragonermütze, Eiſenhütlein, Fiſchweiberhaube und Ochſenherz.

Narvhal.

Narwhal iſt entweder ein Einzahn oder Zweyzahn, Monodon, Diodon, it. Vnicornu, Bicornu, Grönländiſch Towach, beyde Arten wieder entweder gekrümmet oder geſtreift, oder gekrümmet und ausgehöhlet. Richter nach dem Klein, ſ. unſern Artikel, Einhorn, B. II. S. 511.

Naſe.

Es iſt dieſes derjenige, in der Mitte des Geſichts hervorragende und faſt pyramidenförmige oder dreyeckichte Theil, welcher ſich von der Stirn an, zwiſchen beyden Augen, bis zum Anfange der Oberlippe des Mundes in ſenkrechter Richtung dergeſtalt und alſo erſtrecket, daß ſelbiges dadurch in zwo gleiche Hälften abgeſchieden wird. Man kann an der auswendigen Naſe noch beſonders die Naſenwurzel, radix naſi, welches der oberſte und der Stirn am nächſten gelegene Ort, den Rücken, dorſum, ſ. ſpina, oder oberſte ſcharfe Ecke, die Naſenſpitze, apex, beyde Seitenflächen, woran die ſo genannten Naſenflügel, alae, ſ. pinnae, befindlich, und endlich die Scheidewand, ſeptum, woher die vorderſte doppelte Oeffnung entſteht, unterſcheiden. Aus dieſen Theilen zu-

ſammengenommen, entſteht die verſchiedene Größe und das ungleiche Verhältniß der Naſe bey verſchiedenen Menſchen, und je nachdem der Rücken oder ſcharfe Ecke derſelben entweder höckericht, oder gebogen, oder mehr eingedrücket, oder auch die Spitze mehr oder weniger aufgeſtülpt iſt, nennt man ſolches eine römiſche, naſus Ciceronis, oder eine Habichts = aquilinus, oder Stumpfnaſe, naſus ſimus, ſ. depreſſus, obtuſus, wodurch ſich ſogar ganze Völker von andern auszeichnen. Was nun aber eigentlich den Bau der Naſe betrifft, ſo beſteht ſelbiger theils aus Knochen, theils aus Knorpeln, theils aus weichern, häutichten und fleiſchichten Theilen. Und obſchon die äußerliche Bildung derſelben vorzüglich dem ſo genannten eigentlichen beyden Naſenknochen, oſſa naſi, zuzuſchreiben iſt, welche als zwey einander vollkommen gleiche und neben einander gelegte Knochen oben mit der Stirn durch eine falſche Nath genau verbunden ſind, und folglich den Grund zum ganzen Naſengewölbe legen, ſo tragen doch auch noch andere, als das Stirnbein, die beyden obern Kinnbackenbeine, das ſiebförmige, und Keilbein, die Thränenknochen, Gaumenknochen, die untern ſchwammichten Knochen, und der Pflugſchaar, vermöge ihrer Nachbarſchaft, hierzu vieles mit bey. ſ. den Artikel Kinnbacken. Den größten und vorderſten Theil der Naſe machen die Knorpel aus, daher es denn kömmt, daß, weil ſelbige in einem Skelett fehlen, ſolcher daran eben nicht ſonderlich in die Augen fällt. Außer verſchiedenen kleinern Knorpeln, kann man die Anzahl der übrigen größern, welche eigentlich zur Naſe gehören, auf fünf dergleichen bringen. Unter allen dieſen ſcheint der mittlere der vornehmſte zu ſeyn, indem ſelbiger ſich nicht nur von der vorſtehenden Spitze des Keilknochens und dem vorderſten ſcharfen Rande des Siebknochens und Pflugſchaarknochens an, bis zu der höckerichten Linie beyder an einander kommender oberen Kinnbackenknochen oder dem ſo genannten Naſenſtachel, erſtrecket, und an allen dieſen Theilen ſeinen vornehmſten Haltpunct gewinnt, ſondern indem auch dieſem Knorpel faſt die ganze Scheidung der Naſe zuzuſchreiben iſt. Die übrigen ſind die vier ſogenannten Seitenknorpel, deren ſich zween auf jeder Seite antreffen laſſen, und welche ſowohl die Naſenſpitze durch ihre krumm zuſammenlaufenden Flächen, als auch überhaupt die Seitenflügel der Naſe ausmachen. Alle dieſe theils größern, theils kleinern Knorpel hängen unter einander durch häutichte Bänder aufs genaueſte zuſammen. Uebrigens iſt dieſer, aus Knochen und

Knorpeln zuſam̃engeſetzte, pyrami-denförmige Theil noch äußerlich mit den allgemeinen Decken überzogen, worunter ſich außer den allgewöhnlichen Gefäßen, den allgemeinen Hautdrüſen und dem Fette, annoch beſondere und eigene Muskeln befinden, die der Erweiterung oder Verengerung der beyden vorderſten Mündungen gewidmet ſind.

Aus dieſer künſtlichen Bauart entſteht denn nun die inwendige große Naſenhöhle, cauitas narium, welche mit den Höhlen des Stirnbeins, des Keilknochens und des obern Kinnbackenknochens, ingleichen mit den Fächern des Siebknochens in Gemeinſchaft ſteht, und von dem mitten hindurch gehenden Pflugſchaar und knorplichten Anſatze in zwo gleiche und beſondere Kammern abgetheilet iſt. In beyden, nämlich ſowohl in der rechten als linken Naſenhöhle, iſt der leere Raum mit den ſchwammichten Knochen erfüllet, welche mit ihren gewundenen Spitzen oberwärts in derſelben hervorragen. Das vorzüglichſte, was man hier antrifft, iſt die Schleimhaut, membrana pituitaria, welche die ganze Naſe inwendig, folglich alle dahin gehörigen Flächen aller Knochen und Knorpel überkleidet, ferner in alle mit der Naſe in Gemeinſchaft ſtehenden Höhlen, Fächer und Kammern ſelbſt eindringt und dieſe ebenfalls überzieht, und ſich ſogar hinterwärts bis in den Schlund erſtrecket, und ſich endlich in den allgemeinen Decken des inwendigen Mundes verliert. Sie beſteht aus zwo beſondern Hauptſchichten, welche durch ein dazwiſchen liegendes flockichtes Zellgewebe von einander abſtehen, nämlich einer untern, innerlichen, membrana ſubpituitaria, die unmittelbar auf die Knochen- und Knorpelflächen angränzet, und einer obern auswendigen, welche nicht überall einerley Dicke und Dichtigkeit an ſich hat, ſondern hin und wieder dünner, auch an manchen Stellen von ſchwammichter Subſtanz oder gleichſam wollicht und ſammetartig ausfällt. Zwiſchen dieſen beyden Hauptſchichten und alſo in dem daſelbſt vorkommenden Zellgewebe iſt eine ziemlich anſehnliche Menge kleiner einfacher Schleimdrüſen zerſtreuet, deren Ausführungsgänge an der äußerlichen Fläche der auswendigen Hautſchicht der Schleimhaut mit kleinen Mündungen zum Vorſchein kommen, und daſelbſt den abgeſonderten Schleim abſetzen. Man hat alſo dieſe Schleimhaut, welche ihrem Erfinder zu Ehren auch die Schneideriſche Haut genannt wird, theils als das Abſonderungswerkzeug des Naſenſchleims, theils aber auch, weil ſie aus einem zarten Gewebe feiner Nervenfäden, die beſonders von den

Geruchnerven herkommen, zuſammengeflochten iſt, und welche auf der äußern Hautſchicht unter der Geſtalt kleiner Nervenwärzchen wahrgenommen werden, als das eigentliche Geruchswerkzeug anzuſehen. Den Geruch ſelbſt verurſachen nämlich aus andern Körpern duftende, flüchtige Salze und ätheriſche Oele, welche, ſobald ſie zur Naſe gelangen, ſich auf den Nervenwärzchen der Schneideriſchen Schleimhaut ausbreiten und von dieſen auf eine beſondere Art empfunden werden. Ohnerachtet nun alſo der hier abgeſonderte Schleim ein unnützer und zur Ausführung beſtimmter Saft iſt, ſo leiſtet er doch dem Geruche darinnen einen ganz beſondern Dienſt, daß indem er die Nervenwärzchen immer befeuchtet und ſchlüpfrig machet, ſelbige zugleich zu dieſem Sinne beſtändig geſchickt und tüchtig erhält, welches, wenn ſie von der umgebenden Luft immer ausgetrocknet würden, unmöglich geſchehen könnte. Die genaueſte und äußerſte Empfindlichkeit dieſer Nervenwärzchen, welche von dieſem benetzenden Schleime herrühret, machet daher auch, daß das von ſcharfen und reizbaren Körpern, welche ſie berühren, gar bald ein gewaltſames Ein- und Ausathmen, oder das Nieſen, erfolget. Außer den Oeffnungen, welche zu den erwähnten verſchiedenen Schleimhöhlen führen, öffnen ſich auch in der Naſenhöhle auf beyden Seiten theils oberwärts die Thränengänge, theils unterwärts die Gaumengänge, welche letztere im Grunde derſelben befindlich, hinter den Schneidezähnen ſich in das vordere Gaumenloch endigen, die zwar im Skelett offen, hingegen im natürlichen Zuſtande von der Gaumenhaut gänzlich verſchloſſen ſind.

Endlich ſind auch noch hieher die eigentlichen Ausgänge der Naſenhöhle zu rechnen, nämlich zween vordere oder äußerliche Naſenlöcher, welche ſich vorne in dem Geſichte endigen, und ſowohl dem abgeſonderten Schleime ſeinen Ausgang, als auch der Luft und riechbaren Körpern den Eingang zur Naſenhöhle verſtatten, und zwo hintere oder inwendige, welche ſich hinterwärts im Gaumen öffnen, und wodurch der Durchgang der Luft zur Luftröhre erfolgen kann. Es befördert daher auch die Naſe ſowohl das Athemholen, als ſelbſt die Stimme, das Reden und andere ähnliche Handlungen, welche durch Hülfe der einathmenden und ausathmenden Luft geſchehen müſſen. Und da die Thränen zur Befeuchtung des Auges immer, folglich häufiger abgeſondert, als verzehret werden, ſo ergießt ſich der Ueberfluß derſelben durch die beyden Thränenpuncte in den Thränenſack, welcher in der Naſenhöhle herabhängt,

und welcher daher gleichſam den Sammelkaſten dieſer Feuchtigkeit abgeben muß, bis ſelbige zuletzt mit dem Naſenſchleime zugleich durch die eigentlichen Naſenöffnungen abgeführet und ausgeſchnaubet wird. Endlich iſt auch nicht zu läugnen, daß die Anmuth und Schönheit des Geſichts von dieſem Theile um gar vieles erhoben werde, und daß die verſchiedene Geſtalt der Naſe in die eigentliche Bildung deſſelben den größten Einfluß habe, ohnerachtet man nicht ſagen kann, daß ſie zur Phyſiognomie oder den Geſichtszügen etwas beſonderes beytrage, weil ſie eben keiner ſo gar augenſcheinlichen Bewegung als die Lippen und Augen unterworfen iſt. Gewiſſe barbariſche Völker glauben dadurch ſogar die natürliche Schönheit des Geſichts zu erhöhen, daß ſie noch beſondere Ringe in den Naſenlöcherknorpeln tragen. Ihre Geſtalt und ihre mehr hervorragende Stellung ſcheint darum auch nur ein beſonderes eigenthümliches Vorrecht des Menſchen zu ſeyn, da die meiſten übrigen Thiere bloße Naſenlöcher mit einer Scheidewand, keinesweges aber eine erhaben hervorragende Naſe beſitzen. Selbſt die Affen haben ſo zu reden nur bloße Naſenlöcher, oder es iſt doch wenigſtens ihre Naſe, welche bloß mit der menſchlichen einerley Stellung hat, ſo platt und kurz, daß ſie kaum als ein ähnlicher Theil betrachtet werden kann. Bey den übrigen vierfüßigen Thieren findet man ebenfalls gleichſam nur Spuren einer ordentlichen Naſe, welche nämlich oberwärts aus zwey platten Naſenlöchern, und vorwärts ebenfalls aus platten knorplichten Naſenlöchern beſteht. Die ſcharfe Spur, welche man bey einigen Raubthieren wahrnimmt, ſcheint von den mehrern Wendungen und Krümmungen der ſchwammichten Knochen herzukommen, als in welcher die riechbaren Theilchen ſich länger verweilen können. Dieſe knorplichten Anſätze fehlen ſo gar den Vögeln, bey denen die Naſenlöcher nur zwo Oeffnungen oder Gänge ſind, welche den hornichten Schnabel hinterwärts durchbohren und ihnen zum Luftſchöpfen und Riechen dienen. Bey den meiſten Fiſchen trifft man vorne vor den Augen gedoppelte Naſenlöcher an, nämlich auf jeder Seite zwey, welche durch eine kleine Haut von einander abgetheilet ſind, und welche vielleicht ebenfalls bey ihnen nur die bloßen Geruchswerkzeuge abgeben.

Naſen.

Naſus, ein ſchlechter Weißfiſch, ein Schneiderfiſch, wird von dem Linné unter die Karpfen, Cyprinus naſus, gen. 189. ſp. 21. der Mülleriſche Naſenfiſch, und vom

Klein

Klein unter die Schwaale, Leuciſcus, 6. gerechnet, ſ. unſere Artikel, Karpfe, B. IV. S. 410. und Schwaal.

Naſenbeine.

S. Kinnbacken und Naſe.

Naſenfrett.

Dieſen Namen giebt der deutſche Herausgeber des Linnäiſchen Naturſyſtems demjenigen amerikaniſchen vierfüßigen Thiere aus dem Geſchlechte der Coati oder Halbfüchſe, welches von dem Ritter von Linné Viuerra Naſua genannt wird, weil es ſich von andern Halbfüchſen vornehmlich durch die lange, hervorragende, bewegliche Naſe unterſcheidet, wie bereits unter dem Artikel Coati, wo wir eine Beſchreibung von dieſem Thiere gegeben haben, angemerkt worden iſt.

Naſenlöcher. S. Naſe.

Naſenrümpfer.

Der Naſenrümpfer iſt nach Müllern ein Hornfiſch, Baliſtes Ringens, Lin. gen. 135. ſp. 8 ſonſt auch von den Holländern Grynzert genannt, ſ. unſern Artikel, Hornfiſch, B. IV. S. 118. no. 8.

Nashorn.

Rhinoceros. Dieſen Namen giebt man einem großen vierfüßigen Thiere, welches beym Klein in der dritten Familie der erſten Ordnung, nämlich unter den dreyhufigen Thieren, beym Linnäus aber in der ſechſten Ordnung, nämlich unter den Thieren mit Pferdegebiß ſteht, die von ihm belluae genannt werden. Die Kennzeichen dieſes Geſchlechts ſind, nach dem Schwediſchen Naturforſcher, zween ſtumpfe, weit von einander ſtehende Schneidezähne in beyden Kiefern, und ein dichtes kegelförmiges Horn auf der Naſe, welches zu der angeführten Benennung Anlaß gegeben hat. In jedem Kiefer ſtehen auf jeder Seite ſechs Backenzähne; und da die Kiefer eine viereckichte Geſtalt haben, ſo ſind die Schneidezähne überall an die Ecken geſtellet, welche die vörderſte Fläche einem jeden Kiefer giebt. Die Länge des Nashorns beträgt von der Spitze der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes zum wenigſten zwölf Schuh und die Höhe ſechs bis ſieben Schuh. Der Kopf iſt an den Seiten platt und auf dem Scheitel in Geſtalt eines Buckels erhaben. Auf dieſem Buckel befinden ſich die langen, zugeſpitzten Ohren, welche in die Höhe ſtehen und mit Haaren oder vielmehr Borſten beſetzet ſind. Die Augen ſind ſehr klein und niemals über die Hälfte geöffnet. Die Oberlefze raget über die untere hervor und endiget ſich in eine bewegliche Spitze, die ſich auf ſechs bis

ſieben Zoll verlängern läßt. Die Haut hat keine Haare, ſondern rauhe Ritze und Striche, als wenn ſie übers Kreuz und in die Quere mit einem Meſſer gekerbet wäre. Sie liegt an verſchiedenen Orten, als hinter dem Halſe, an den Schultern, und bey den Hüften faſt eine Hand breit über einander geſchoben, und hängt wieder bey den Füßen als eine Decke herunter, ſo daß es ausſieht, als wenn das Thier gepanzert wäre. Sie iſt über einen Zoll dicke und ſo hart, daß weder Lanzen noch Flintenkugeln durchdringen können. Die Farbe iſt gemeiniglich ſchwärzlich, oder ſchmutzig aſchgrau, unter den Falten aber röthlich. Die Beine ſind verhältnißmäßig ziemlich kurz, aber dicke, und die breiten Füße mit drey großen Nägeln bewaffnet. Der Schwanz iſt kurz und am Ende mit ſteifen Haaren beſetzet. Man findet dieſe Thiere nicht nur in Afrika, ſondern auch in dem Reiche des großen Moguls und in einigen andern Gegenden von Aſien. Der Ritter von Linne nimmt zwo Arten an, die ſich aber nur in Anſehung des auf der Naſe befindlichen Horns von einander unterſcheiden. Nämlich einige Thiere dieſer Gattung haben nur ein einziges Horn auf der Naſe, wodurch ohne Zweifel die mit vielen Fabeln vermiſchte Erzählung der Alten von dem Einhorne veranlaßt worden iſt; bey andern aber findet man zwey Hörner, die gleich hinter einander ſitzen. Das hinterſte iſt gemeiniglich kleiner als das vorderſte, welches bisweilen eine Länge von mehr als zween Schuhen erreichet. Die Farbe iſt nach dem Alter verſchieden; es giebt weiße, braune und ſchwarze Hörner. Einige Schriftſteller ſind der Meynung, daß die verſchiedene Anzahl der Hörner nicht zwo verſchiedene Arten anzeige; ſie halten das Nashorn mit zwey Hörnern für das Männchen, und das mit einem einzigen Horne für das Weibchen. Mit dieſer Meynung aber ſtreiten die Nachrichten verſchiedener glaubwürdiger Perſonen, welche ſich lange Zeit auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo das Nashorn keine Seltenheit iſt, aufgehalten haben. Dieſe verſichern, daß ſie daſelbſt keine andere als zweyhörnige Nashörner geſehen. Die Meynung des Herrn Kleins, welcher zwo Abänderungen von dieſer Gattung annimmt, und dafür hält, daß die aſiatiſchen Nashörner nur ein einziges, die afrikaniſchen aber zwey Hörner haben, ſcheint daher der Wahrheit viel näher zu kommen; ob es gleich noch nicht ausgemachet iſt, daß außer dem Vorgebirge der guten Hoffnung, in allen übrigen Gegenden von Afrika nur zweyhörnige Nashörner wohnen; denn es fehlet in der That nicht

an Schriftſtellern, welche das Gegentheil behaupten, und ihre Meynung durch das Zeugniß verſchiedener Reiſenden unterſtützen. Es giebt, ſagen ſie, in Afrika ſowohl einhörnige als zweyhörnige Naſhörner; es würden aber ſelten beyde Hörner von der Jagd zurückgebracht, weil man das kurze Horn nicht achte, ſondern wegwerfe.

Ohngeachtet das Naſhorn weder fleiſchfreſſend, noch ſonſt grimmig oder außerordentlich wild iſt; ſo läßt es ſich doch nicht zähmen. Es iſt, wie der Graf von Büffon mit Recht erinnert, im Großen das, was das Schwein im Kleinen iſt, ungeſtühm auffahrend und auf eine plumpe Art dumm, ohne Einſicht, ohne Gelehrigkeit. Es findet eben ſo, wie das Schwein, ein großes Vergnügen darinnen, wenn es ſich im Schlamm und Kothe herumwälzen kann; daher es ſich auch gern an den Ufern der Flüſſe und in moraſtigen Gegenden aufhält. Es ſoll gegen fünf und zwanzig Jahr wachſen und ſein Alter auf hundert und funfzig Jahr, auch bisweilen noch höher bringen. Doch iſt von allen dieſen Umſtänden, ſo wie auch von ſeiner Begattung nicht viel zuverläßiges bekannt. Die vornehmſte Nahrung dieſes Thieres beſteht vorzüglich in großen hartblätterichten Gewächſen, in Diſteln und dornichten Sträuchern, die es dem weichſten Graſe und zarteſten Kräutern vorzieht. Es iſt auch ſehr begierig auf Zuckerrohr, und frißt alle Arten von Getraide; daher es oft ſehr großen Schaden in beſäten Feldern anrichtet. Wenn es weder Sträucher noch Getraide zu ſeiner Nahrung antrifft, pfleget es vermittelſt ſeines Horns, die Bäume mit der Wurzel heraus zu reißen, um theils die Wurzeln, theils die Krone und übrigen Zweige der Bäume zu freſſen. Da es keinen Geſchmack am Fleiſche findet, ſo geht es weder auf Thiere noch Menſchen los, wofern es nicht zum Zorn gereizet wird; in welchem Falle es ſeinem Gegner ſehr gefährlich wird. Es reden zwar einige Schriftſteller ſehr viel von der Feindſchaft dieſer Thiere gegen die Elephanten; allein die beſten Nachrichten der neuern Reiſenden widerſprechen dieſen Erzählungen. Das Naſhorn läßt ſich nur alsdenn mit dem Elephanten in ein Gefecht ein, wenn es dazu gezwungen wird; in welchem Falle es nicht ſelten den Sieg vermittelſt ſeines ſtarken, ſpitzigen Horns und undurchdringlicher Haut davon getragen hat. Es koſtet überhaupt viele Mühe, ein ſolches Thier zu erlegen. Die einzigen Stellen, wo man es leicht verwunden kann, ſind der Bauch, die Augen und die Gegend um

die Ohren. Das Fleiſch des Nashorns iſt für die Indianer eine angenehme Speiſe. Auch Kolbe verſichert, daß er nicht ſelten, und zwar allemal mit großem Vergnügen davon gegeſſen habe. Die Haut dieſes Thieres giebt das härteſte Leder, das nur in der Welt zu finden iſt. Das Horn wird von den Indianern für ein vortreffliches Gegengift gehalten. Vorzüglich werden die weißen, als die ſeltenſten von ihnen ſehr geſchätzet. Ueberhaupt ſchreiben ſie allen Theilen dieſes Thieres, auch ſogar dem Harne und den Excrementen, große Heilkräfte zu; welche aber wahrſcheinlicherweiſe ihren Grund bloß in der Einbildung der Indianer haben mögen.

Nashornkäfer.

Dieſen Namen giebt man verſchiedenen Arten von Käfern, welche, wie das Nashorn, vorn auf dem Kopfe ein Horn führen. Außer denjenigen Arten, welche wir bereits unter dem Artikel *Einhornkäfer* angeführet haben, ſind noch vorzüglich folgende drey merkwürdig, wovon man aber nur eine Art in Europa antrifft.

Der europäiſche *Nashornkäfer*, Scarabaeus naſicornis Linn. welcher auch von einigen Schriftſtellern das fliegende *Nashorn* genannt wird, iſt ohngefähr anderthalb Zoll lang, bisweilen auch noch etwas größer, hat glatte, caſtanienbraune Flügeldecken, und ein mit drey ſpitzigen Hervorragungen verſehenes Bruſtſtück. Das Horn, welches ſich aber nur bey dem Männchen befindet, ſitzt ganz vorn auf dem Kopfe und hat eine einfache, etwas hinterwärts gebogene Spitze. Das Weibchen unterſcheidet ſich von dem Männchen nicht nur durch den Mangel des Horns, ſondern auch durch die kleinern zackichten Hervorragungen des Bruſtſtücks. Es pfleget nach der Begattung gern ſeine Eyer in Gerberlohe und Miſtbeete zu legen, wo die Jüngen eine für ſie ſchickliche Nahrung finden. Die Würmer, welche aus dergleichen Eyern hervorkommen, die eine weiße Farbe und ohngefähr die Größe des Rettigſaamen haben, erreichen nach und nach eine Größe von zween bis drittehalb Zoll und haben einen weißgelblichen Körper mit vierzehn Ringen, einen großen braunen Kopf, ſechs Füße, und auf jeder Seite neun bohnenförmige Luftlöcher. Wenn die Zeit ihrer Verwandlung herannahet, kriechen ſie tiefer in die Erde, und machen ſich hierzu eine runde, glatte Höhle. Ausführlichere Nachrichten von dieſem Käfer, nebſt einer richtigen Abbildung, findet man im zweeten Theile der Röſeliſchen Inſectenbeluſtigungen.

Der oſtindiſche *Nashornkäfer*, Scarabaeus Rhinoceros L. kömmt

kömmt in Anſehung ſeines Körpers und Horns größtentheils mit der europäiſchen Art überein, nur iſt er noch einmal ſo groß, und hat ſchwarze, bisweilen in das blaue ſpielende Flügeldecken. Das Weibchen hat ein ausgehöhltes Bruſtſtück.

Der caroliniſche Nashornkäfer, Scarabaeus Carolinus Linn. iſt bucklicht und hat ein kurzes, gerade ſtehendes Horn, einen ſchwarzen Körper, und höckerichte, mit punctirten Strichen beſetzte Flügeldecken, die etwas kürzer ſind, als der Körper.

Naſſauer.

Naſſauer iſt eine ungenabelte Mondſchnecke und Turbo petholatus Linn. Die Schale iſt auswendig ganz glatt und mit unterſchiedenen Farben bezeichnet, wie ohngefähr eine gewiſſe Malleiiſche Kleidung, die man Pethola nennt, oder wie die große Schlange Oelar Pethola. Die Holländer nennen ſie auch Petoolbooren. Die Schale iſt ohngefähr von der Größe einer Wallnuß, in der Hauptfarbe ſchön braunroth, aber auf verſchiedene Art marmorirt, grün, gelb, ſchwarz bandirt und ſonſt mannichfaltig geſprenkelt. Alle werden unter die ſeltenen Schnecken gerechnet, diejenige, welche grüne und dunkelbraune Flecken hat, wird für die ſchönſte gehalten. Der Deckel iſt von der ſchönſten Art ganz rund, an der einen Seite platt, mit einem Schnirkel, an der andern erhaben und glänzend grün. Nach dem Rumph iſt ſolcher größtentheils ſchwarz und an den Seiten grün und röthlich. Man erhält dergleichen aus Oſtindien und den Inſeln Barbados.

Natrum.

Natrum, ſ. Nitrum veterum. Unter dieſer Benennung ſcheinen die Alten nichts anders, als das alkaliſche Erdſalz verſtanden zu haben, welches in den Morgenländern als ein, mit Erde und Sand vermiſchtes, alkaliſches Salz aus der Erde gegraben, oder als ausgewittert in beträchtlicher Menge auf weiten öden Feldern geſammelt, und zur Bereitung der Seife und des Glaſes gebrauchet wird. S. Alkali mineraliſches.

Natter. S. Schlange.

Natteraal.

Dieſer Natteraal iſt, nach Müllern, eine Art der Aalſchlangen, Anguis Colubrina, Linn. gen. 126. ſp. 4.

Natterblume.

S. Creuzblume.

Natterkraut.

S. Otterkopf.

Natterwendel.

Natterhals, Iynx, Torquilla, iſt der unterm Namen Drehhals bekannte Vogel, welcher unter die Spechtarten gehöret. Von ihm iſt bereits das Nöthige unter Drehhals geſaget worden.

Natterwurzel.

Mit dieſem Namen beleget man im Deutſchen die Biſtorta. Tournefort und auch Herr von Linné erkannten ſolche für ein eigenes Geſchlecht, doch iſt ſolches endlich nicht allein von Linnäus, ſondern auch faſt von allen für überflüßig erkannt, und mit dem Wegetritte vereiniget worden. Von dieſem, durch Beygeſellung anderer Geſchlechter, als dem Flöhkraute, Heidekorne und der Natterwurzel, weitläuftigem Geſchlechte handeln wir an ſeinem Orte, bemerken aber auch hier, wie bey der Natterwurzel die Blumen eine dichte Aehre abbilden; der fünffach eingeſchnittene blaßröthlich gefärbte Kelch gemeiniglich acht Staubfäden, zween Griffel, und zuletzt einen dreyeckichten Saamen umgebe, und die Wurzel knollicht und verſchiedentlich gekrümmet ſey. Es ſind nur zwo Arten von der ſo genannten Natterwurzel bekannt, als:

1) die große, breitblätterichte Natterwurzel, Krebswurzel, Schlangenwurzel, Schlangenmord, Schlippenwurzel, Gänſeampfer, Biſtorta maior. Polygonum Biſtorta Linn. wächſt auf torfichten und moorichten Wieſen, auch um die Waldungen häufig, und blühet vom May an viele Wochen; die Blüthe kömmt auch zuweilen ſpät gegen den Herbſt wieder. Die dauernde, knollichte, braune Wurzel wird bey dem fernern Wachsthume verſchiedentlich krumm gebogen, und dieweil dieſe Krümmung nach Verſchiedenheit des Bodens, worinnen ſolche liegt, und des Alters derſelben, ſehr verſchieden iſt, haben einige Schriftſteller daraus beſondere Arten machen wollen. Aus der Wurzel treiben im Frühjahre lang geſtielte, oberwärts glatte, dunkelgrüne, unterwärts mehr weißlichte und einigermaßen wollichte, eyförmig zugeſpitzte, am Rande völlig ganze, oder auch etwas wellenförmige Blätter, welche ſich durch den Stiel ſelbſt verlängern, und wodurch dieſer geflügelt ſcheint. Der einfache Stängel wird zween bis drey Fuß hoch, iſt wechſelsweiſe mit ähnlichen, aber platt anſitzenden, oder vielmehr in eine lange Scheide, welche den Stängel unter dem Knoten umgiebt, verlängerten Blättern beſetzet und mit einer dichten langen Blumenähre geendiget. Zwiſchen den Blumen ſtehen ſilberfarbige, lanzetförmige Deckblätter. Die Blumen ſind ge-

geſtielt, und geben einen ſchwachen, nicht unangenehmen Geruch von ſich. Nach Herr Pollichs Anmerkung kommen zwo Blüthen aus einem gemeinſchaftlichen Puncte, davon eine geſtielt, die andere ungeſtielt iſt, und eben ſo iſt das eine Deckblatt ſtumpf, das andere mit einer Granne geendiget. Der Kelch iſt roſenfärbig und in fünf, ſechs, auch nur vier eyförmige Einſchnitte getheilet, welche zuweilen einander nicht völlig gleich ſind. Die Zahl der Staubfäden ſteigt zuweilen bis auf zehne. Die Wurzel wird zwar in den Apotheken aufbehalten; da aber ſelbige ſowohl im Pulver, als im wäſſerichten Aufguſſe und Extracte eine ſtarke zuſammenziehende Eigenſchaft beſitzt, und dadurch leicht auf eine ſchädliche Art wirken kann, haben die neuern Aerzte den innerlichen Gebrauch gänzlich widerrathen. Aeußerlich kann ſelbige zu Befeſtigung der Zähne dienen. Die geſtoßene Wurzel mit Mehl vermiſchet und daraus Brod gebacken, ſoll dem Brode einen angenehmen Geſchmack geben, dieſes auch mehr geſund, als ſchädlich ſeyn, wie Herr Kalm angemerket. In Kamtſchatka ſoll die Wurzel weniger herbe und zuſammenziehend, vielmehr ſüßlicht ſeyn und friſch oder getrocknet gegeſſen werden. Steller hat ganze Tage über damit ſich beholfen und den Hunger geſtillet, wie Gmelin berichtet. Die Wurzel kann, nach Hofrath Gleditſchens Vorſchlage, zum Lohgerben gebrauchet werden. Das Vieh frißt das Kraut auf den Wieſen, doch ſollen es, wie Schreber angiebt, die Pferde unberührt laſſen. Die Blumen geben Wachs und Honig.

2) **Kleine ſchmalblätterichte Natterwurzel**, Biſtorta alpina. Polygonum viuiparum Linn. Dieſe Art wächſt auf den Alpen und iſt in allen Theilen kleiner. Die Wurzel iſt auch ausdauernd und verſchiedentlich gewunden. Die Wurzelblätter ſind geſtielet, ſteif, kürzer als die Stängelblätter und mehr lanzet- als eyförmig, am Rande mit ſtarken Adern durchzogen und nach unſern Wahrnehmungen am Rande rückwärts geſchlagen, und ganz zart eingekerbet. Der einfache Stängel iſt ohngefähr eine Spanne hoch, mit ähnlichen, nur etwas ſchmälern und längern Blättern und mit einer kürzern Blumenähre beſetzet. Die Stängelblätter ſitzen mittelſt eines kurzen Stiels an der langen Scheide, welche den Stängel von einem Knoten bis zum andern umgiebt. Zwiſchen den Blumen ſtehen lanzetförmige Deckblätter. Die Blumen ſitzen platt an; das Blumenblatt iſt mehr weiß, und ſtatt acht Staubfäden zählet man zuweilen nur ſechſe. Ueberhaupt ſind die Blumen ſelten im vollkommenen Zu-

ſtande anzutreffen und ſelten folgen wirkliche Saamen, welche auch, wenn ſie zugegen, nicht dreyeckicht, ſondern mehr kugelförmig ſind. Dergleichen Saamen und Blumen findet man auch nur an dem obern Theile der Aehre, an dem untern Theile ſtehen ſtatt der Blümen viele kleine rundliche, platt anſitzende Knöllchen, welche ſich nach und nach vergrößern, ſpitziger werden, zwey kleine, gleichſam geſtielte, eyförmige Blättchen ausbleiben und endlich abfallen. So bald dieſe die Erde berühren, ſchlagen ſie einige Faſern, befeſtigen ſich dadurch und erhalten nach und nach die eigentliche Geſtalt der Wurzel. Auf dieſe Weiſe allein hat ſich die Pflanze in hieſigen Gärten entweder ſelbſt vermehret oder vermehren laſſen, wenn man die zweyblätterichten Knöllchen in die Erde geſetzet. Auch in dem Blätterwinkel, aber ſelten, haben wir dergleichen Knöllchen gefunden; an der Blüthähre hingegen mangeln ſolche niemals, und es iſt dieſer Pflanze beſonders eigen, dergleichen an dieſem Orte hervorzubringen. Daher geſchieht es vielleicht auch, daß die darüber ſtehenden Blumen unvollkommen bleiben und keinen tüchtigen Saamen geben.

Die Wurzel dieſer Art hat mit der vorigen gleiche Eigenſchaften. Die Samojeten eſſen ſolche mit dem Rennthierfleiſche; in Norwegen wird ſelbige häufig von den Bauern geſpeiſet, oder auch Brod daraus gebacken, und in Sibirien in Mehl geſtoßen und daraus mit Milch Suppe und Brey bereitet.

Die letztere Art unterhalten wir im Garten im freyen Lande, ſie hält allen Froſt aus und verlanget keine beſondere Wartung, nur muß man ſie nach etlichen Jahren umſetzen, ſonſt blühet ſie ſchwach. Die keimenden und mit Blättern beſetzten Knöllchen auf der Blüthähre geben der Pflanze ein beſonderes Anſehen, und deswegen halten wir auch dergleichen im Scherbel, welche auch den Winter über grünen, wenn man ſie in einem gemeinen Glashauſe unterhält.

Natterwurzel, S. auch Aron und Scorzonere.

Natterzüngleinkraut.

Natterzüngleinkraut wird auch Schlangenzunge, Speerkraut, Einblatt genannt. Ophioglosſum Tourn. und Linn. Es gehöret dieſes Geſchlecht zu den Farnkräutern, und obgleich die andern von dieſer Familie mancherley Schickſale und Veränderungen erlitten, iſt dieſes doch von allen unverändert beybehalten worden. Herr von Linné hat ſieben Arten angeführet, davon nur eine bey uns einheimiſch iſt, und weil von den übrigen keine in den Gärten vorkommen dürfte, beſchrei-

ſchreiben wir auch nur Ophioglossum vulgatum Linn. Es wächſt ſelbige in den Wald- und andern trockenen Wieſen, und blühet im May und Junius. Die ſchwärzliche, fäſerichte Wurzel treibt einen ſchwachen Stängel, welcher untenher nackend iſt und ſeitwärts ein einziges Blatt trägt, welches aufgerichtet ſteht, glatt, etwas dicke oder fleiſchicht, vollkommen ganz, oder doch ſehr ſelten ausgeſchweifet iſt, und von dem mittlern breiten Theile nach und nach ſich in ein ſchmales Ende verlängert, und beynahe gar keine Adern zeiget. Ueber dem Orte, wo das Blatt anſitzt, ſteiget der Stängel nackend in die Höhe und verwandelt ſich in den gemeinſchaftlichen Blüthſtiel oder lange Aehre, welche gerade in die Höhe geht, nach und nach dünner wird, ſich ſpitzig endiget und einige Aehnlichkeit mit der Zunge einer Schlange zeigen ſoll. Der Blüthſtiel und die Aehre ſind ziemlich lang, und zuweilen zwey- auch dreymal länger als das Blatt. Der Stiel trägt gemeiniglich nur eine Aehre, zuweilen ſpaltet ſich ſelbiger, und es erſcheinen zwo, auch wohl gar drey Aehren. Die Aehre iſt anfangs grünlicht, ganz dünne und beſteht aus vielen, dicht an und gleichſam über einander liegenden und in zwo Reihen geſtellten Gelenken, nach und nach wird ſie etwas dicker, röthlich, die Gelenke ſondern ſich mehr von einander ab, und der mitten durch laufende Stiel ſcheint auf beyden Seiten gleichſam kammartig eingeſchnitten zu ſeyn. Jeder Zahn oder Gelenke ſitzt auf einer beſondern vertieften Erhebung und ſtellet ein häutichtes Saamenbehältniß vor, welches ſich querdurch von einander theilet und unzählich viele kleine Saamen enthält. Die Größe dieſes Pflänzchen iſt ſehr verſchieden, öfters kaum einen Finger, zuweilen einer Spanne lang. In ältern Zeiten wurde ſolches hoch geſchätzet. Daß es Schlangenbiſſe und Brüche heilen könne, glaubt jetzo niemand mehr, und mit der wundheilenden Kraft ſieht es auch ſehr mißlich aus.

Natur.

Unter dieſem Worte ſuchen manche einen gar vielfachen Begriff, und dehnen ihn dabey dergeſtalt ins Weite aus, daß man beynahe ſchüchtern wird zu geſtehen: es ſey der Begriff des Wortes Natur, natura, eben ſo einfach, als die Natur es in ihren Werken überall iſt. Man verſteht aber dadurch überhaupt die Kraft der Dinge und ihre daraus folgenden Wirkungen. Da inzwiſchen dieſe Kraft der Dinge nicht anders erkannt werden mag, als in ſofern man ſie aus den Erfolgen bey den Dingen ſelbſt wahrnimmt: ſo erſieht man gar leicht, daß ſich die

Natur im genauen Verſtande nur auf diejenigen Dinge erſtrecket, welche mit den Sinnen empfunden werden können. Und dieſes ſind die materiellen Gegenſtände. Daher nimmt man in dieſer Betrachtung die Natur für die materielle Kraft, aus welcher ſowohl der thätige, als der leidende Zuſtand aller Körper, folglich alle ihre Veränderungen, herkommen. Die Kraft und das Weſen der Körper enthalten alles in ſich, was man von ihnen ſagen und denken kann. Und dieſe zwey Stücke ſind es auch, mit welchen ſich die Betrachtung der körperlichen Dinge in der Welt beſchäfftiget, deren wiſſenſchaftliche Kenntniß die Naturlehre heißt. Alles was nun in dem Weſen und den Kräften der körperlichen Dinge enthalten iſt, oder durch ſie geleiſtet werden kann, iſt natürlich. Ihre Wirkungen ſowohl, als Verbindungen unter einander, werden eben deswegen natürliche Wirkungen und Verbindungen genannt. Dieſes nun zuſammengenommen, die Körper ſelbſt, ihre Wirkungen, Eigenſchaften, Veränderungen und Verhältniſſe zu einander, kurz, der ganze Inbegriff der körperlichen Schöpfung wird gar oft mit dem Namen Natur beleget, und man kann dergleichen Begriff, der ſich aus dem erſten entwickeln läßt, gar wohl gelten laſſen. Denn die Kräfte der Dinge und ihre Wirkungen zu erkennen, muß man ſich billig mit den Dingen ſelbſt bekannt machen; man muß ihr Weſen oder die Art ihrer Zuſammenſetzung und Entſtehung, ihre Eigenſchaften, ihre Verbindung, ihre Wirkungen erforſchen: zuerſt nach lauter Beobachtungen und durch den Weg der Erfahrung; nachgehends durch Vernunftſchlüſſe, die aus den Erfahrungen gezogen werden. Der erſte Weg iſt den meiſten Menſchen bequemer und angemeſſener, weil man darinnen nur mit lauter Kennbegriffen zu thun hat, und theils auf die natürlichen Dinge, theils auf ihre Begebenheiten, Achtung giebt. Und daraus entſteht denn eine richtige und ordentliche Kenntniß der Naturbegebenheiten, das heißt eine geſchichtliche Kenntniß der natürlichen Dinge, wie ſie ſich, in welcher Ordnung, und mit welchem Unterſchiede ſie ſich zutragen. Ungemein wird dieſe Erkenntniß erleichtert, ja zu einem gewiſſen Grade der Richtigkeit gebracht, wenn man auf die Ordnung und auf den Unterſchied der Dinge in der Natur Achtung giebt; wenn man ſie, ihren weſentlichen Characteren nach, in gewiſſe Klaſſen bringt, in welche ſie die Natur bereits geſetzet zu haben ſcheint. So bald man dieſes thun will, merket man gar wohl, daß man ſich mehrentheils mit den körperlichen Dingen auf unſerm Erdboden zu be-

beſchäfftigen habe. Denn die größern Weltkörper, außerhalb unſerer Erde, finden, ihrer Entfernung wegen, nur eine allgemeine Eintheilung, und die menſchliche Wahrnehmung kann ſich bey ihnen lange nicht auf ſo viel Beſonderes einlaſſen, als bey den nahen und allen Sinnen unterworfenen Geſchöpfen unſerer Erdkugel. Aus dieſer Urſache geſchieht es vielmals, daß die Schriftſteller und Beobachter den Begriff der Natur nur nach dem gedachten Gegenſtande einſchränken, und ihn lediglich auf die materiellen Geſchöpfe unſerer Erde, auf die bloßen Erdkörper, ziehen. Und auch hier iſt er noch weitläuftig genug, und würde nicht füglich können bearbeitet werden, wenn nicht eine allgemeine und beſondere, den Dingen gemäße, Eintheilung gleich anfangs zum Grunde geleget würde. Man gelangt dazu durch genaue Beobachtung der Naturkörper ſelbſt, als welche wiederum von den großen, feſtbleibenden und unbewegbaren Theilen des Erdbodens, dem eigentlichen Gegenſtande der phyſiſchen Geographie, unterſchieden ſind. Unter den geſammten Naturkörpern finden ſich erſtlich, rohe, unorganiſche, ungebaute, äußerlich mehrentheils unordentlich gebildete Stoffe, die nicht weiter in zuſammengeſetzte Werkzeuge zerleget werden können. Alle dieſe Dinge laſſen ſich am ſchicklichſten mit dem Namen der rohen Materien, oder der Materialien, belegen; und ſie begreifen alles unter ſich, was auf dem Erdboden von dergleichen flüßigen und feſten Körpern ohne bekannte Organiſation und ohne beſtimmte Bildung vorkömmt. Nächſt ihnen, und gleichſam an ihnen angränzend, ſind organiſche, beſtimmt gebildete, wachsbare Maſchinen vorhanden, die aber an einem Orte auf dem Erdboden feſt ſtehen bleiben nnd daraus ihre Nahrung ziehen. Dieſes ſind die eigentlichen Gewächſe oder Pflanzen. Auf dieſe folgen andere Erdkörper, die durch ſich beweglich, ein organiſches, wachsbares Röhrengebäude, wie die Pflanzen haben, aber darneben noch aus vielen andern Hebe- und Bandzeugen beſtehen. Sie erhalten den Namen der Thiere. Solchergeſtalt hat man drey Hauptklaſſen, deren jede von ſolcher Weitläuftigkeit iſt, daß man ſie dieſerwegen billig Reiche zu nennen, und die körperlichen Dinge des Erdbodens gemeiniglich in dieſe drey Reiche, das Materialien- (bey andern Stein- und Mineralreich) das Pflanzen- und das Thierreich, einzutheilen pfleget. Nach dieſer allgemeinen Hauptidee werden auch alle Gegenſtände im gegenwärtigen Werke behandelt; woraus die Leſer die Gränzen des Buches ſelbſt zu überſehen im

Stande ſind, wenn ſie ſich aus dem vorher angeführten dabey erinnern, daß alle auf dem Erdboden vorhandene Körper, daß ferner im allgemeinſten Verſtande die großen Weltkörper außerhalb der Erde, kurz die ganze körperliche Schöpfung, die Benennung Natur vor ſich habe. In die Unterabtheilungen der vorangezeigten Hauptklaſſen, auch in die verſchiedenen Arten die geſammten natürlichen Dinge zu betrachten und davon zu handeln, will ich mich gegenwärtig nicht einlaſſen. Denn ich habe hier weder eine Klaſſification der Naturkörper zu machen, als welches bey jeder Hauptordnung derſelben, in jeglichem dahin gehörigen Artikel dieſes Werkes ohnedem vorkömmt; noch auch die mancherley Lehrbegriffe über die Natur und über natürliche Dinge zu erklären: ſondern lediglich anzuzeigen, was man kürzlich mit dem Worte Natur andeuten will.

Naus.

Eine Art von Seewölfen in Canada; ſ. unſern Artikel, Dickkopf, B. II. S. 322. und S. A. Reiſen, B. XVII. S. 236.

Nautiliten.

Verſteinerte Seegler oder Schiffskuttel, Nautiliti, ſind verſteinerte Meerſchnecken, welche einem Fahrzeuge mit erhöhetem und eingebognem Vordertheile gleichen. Wallerius Mineral. S. 471.

Nautilus.

Dieſer, auch im Deutſchen gebräuchliche, und faſt durchgehends angenommene Name begreift ein ganz beſonderes Conchyliengeſchlecht, und deutet ſowohl auf die Beſchaffenheit der Schale, als des Thieres. Die Schale ſtellet gleichſam ein Schiff mit runden Kiele vor, und das Thier iſt der Schiffer; daher auch dieſe Schnecken auf holländiſch Schippers, gewöhnlicher aber auch in Holland Nautili genennet werden. Die Nautili aber ſind von zweyerley Art; bey einigen beſteht die Schale aus vielen Kammern, bey andern nur aus einer; daher, auch wegen anderer, von einander abweichenden Umſtände Herr von Linné zwey Geſchlechter beſtimmet, und eines Nautilus, das andere Argonauta genennet. Wir wollen beyde hier zugleich beſchreiben, und das erſte ſchlechtweg Nautilus, oder dicker Nautilus, das andere dünner oder Papiernautilus nennen.

Des Nautili Einwohner iſt ein, nach der Schale gebildeter Vielfuß, oder vielfußartiger Klumpen nach ſchneckenartiger Beſchaffenheit, runzlicht, knorplicht, röthlicht oder hellbraun, mit einigen ſchwarzen Flecken. Wenn das Thier ſich zuſammenzieht, füllet

ſolches die Schale nicht ganz aus. Der hintere Theil des Körpers iſt etwas ausgehöhlet, und ſteht der Windung gerade gegenüber. Der untere Theil, welcher an dem Kiel anſteht, und der, wenn das Thier kriecht, oben zu ſtehen kommt, iſt zwar knorplicht, doch etwas weicher, als der obere Theil, und mit vielen Warzen beſetzet. Zwiſchen beyden ſieht man am vördern Theile einen Klumpen mit unzählichen Füßchen, die mit verſchiedenen Lappen übereinander geſetzet ſind, und auf beyden Seiten den Mund bedecken. Der größte oder äußere Lappe geht in zwanzig Füßchen aus, deren jedes einen halben Finger lang, einen Strohhalm dicke, rund, doch vorwärts etwas breit, glatt, und ohne Warzen iſt, welche man nur an dem Barte des Vielfußes wahrnimmt. Unter dieſem Lappen liegt der zweete und dritte, die in ſechs Füßchen abgetheilet ſind, und darunter kommen noch kleinere mit kurzen Füßchen zum Vorſcheine, bis an den Mund zu. Alle dieſe Füßchen können von dem Thiere ausgeſtrecket und eingezogen werden, und dienen ihm nicht allein ſtatt der Füße, um damit fortzukriechen, ſondern auch ſtatt der Hände, um die Nahrung damit zu faſſen und nach dem Munde zu bringen. Der Mund iſt wie der Schnabel eines Vogels geſtaltet; der obere Theil groß und krumm, an den Seiten etwas eingekerbet, der untere Theil klein, und liegt in dem obern verborgen. Der ganze Mund iſt beinhart, ſchwarz, und etwas bläulicht, hinterwärts mit einem weißen fleiſchichten Ringe umgeben, worunter noch ein ander Fell liegt, welches faſt den ganzen Schnabel bedecket; wie denn auch dieſer unter einem Schleime und unter den Füßchen verborgen liegt, ſo, daß man nichts davon ſehen kann, bis man ſie von einander zieht. Unter dem Schnabel ſteht eine halbrunde, zuſammengerollte Pfeiffe, die aus einem weißen Fleiſche beſteht, und worinnen etwas liegt, das einer Zunge ähnlich iſt. Die Augen ſtehen ſeitwärts, doch etwas mehr nach dem Kiele hin, ſind ſo groß wie ein Nabel, haben keine merkliche Augäpfel, ſtatt deren aber ſieht man ein Loch, und inwendig ſind ſie mit einem ſchwarzbraunen Blute erfüllet. Von dem hinterſten Theile des Leibes, welcher gegen die erſte Scheidewand des Gehäuſes anliegt, geht eine Schnur oder Senne durch alle Löcher aller Scheidewände, oder durch eine unterbrochene Röhre durch alle Kammern bis in den Mittelpunct, und dieſer Punct iſt der einzige Ort, wo das Thier in der Schale feſt ſitzet, und welcher leicht abreißt, wenn man das Thier gewaltſam herauszieht.

Die Schale beſteht aus vielen Kammern, davon jede Scheidewand einen Fortſatz der bemerkten Röhre hat. Man findet aber der äußerlichen Geſtalt nach zweyerley Sorten, als einige die ſpiral- oder ſchneckenartig gewunden und rund, andere aber, welche faſt gerade ſind. Zu den erſten gehöret:

1) der Perlenmutternautilus. Dieſes iſt die bekannteſte und größte Art, und unter dem Namen Nautilus überall bekannt, wird jedoch auch von einigen das Schiffsboot, oder Schiffküttel, Perlenmutterſchnecke, und holländiſch Paarlemoer-Hoorn genennet. Die Griechen nennten dieſen, oder den Papiernautilus, Pompilos, daher auch dieſe Art beym Herrn von Linné Nautilus pompilius heißt. Der Einwohner dieſer Art iſt eben der vorhin beſchriebene Vielfuß. Die Schale iſt in ſich ſelbſt ſpiral gewunden, ohne daß man äußerlich die Gewinde wahrnehmen kann, einen dünnen Meſſerrücken dicke, äußerlich mit einer dünnen, gelben und mit braunen gebogenen Wellen, die ſich vom Mittelpuncte bis zum Umfange erweitern, gezierten Haut umgeben, die ſich aber leicht durch eine ſaure Feuchtigkeit abziehen läßt, worauf die Schale ſelbſt bloß erſcheint; es iſt ſolche alsdenn auf der Oberfläche vollkommen perlenmutterartig, und mit einem ſilberfärbigen, bald ins rothe, violetfärbige, oder grüne ſpielenden Glanze. Die Mündung iſt weit und herzförmig, woſelbſt ſich der Klumpen des Thieres aufhält, von ſchiffförmiger Geſtalt, mit einem glatten und runden Kiel. Der Kiel iſt nach Rumphs Beſchreibung ohngefähr ſechs bis ſieben Zoll von vorne bis nach hintenzu lang und vier bis fünf Querfinger breit. Innerlich beſteht die Schale aus vielen, dreyßig bis vierzig, auch wohl noch mehrern gewölbten Mittelwänden, welche ſoviel Kammern machen, zu welchen allen aber kein anderer Zugang iſt, als vermittelſt einer Oeffnung, die bey großen Schalen einen dünnen Federkiel einläßt, und in jeder Kammer ſetzet jede Oeffnung mit einem Anſchnitte einer Röhre fort. Durch dieſe Röhrchen lauft eine Senne von dem Hintertheile des Thieres bis zum Mittelpunkte. Da die Anzahl der Kammern nach der Größe der Schale verſchieden iſt, kann man füglich jede Kammer für einen neuen Anwuchs annehmen. Man findet in dem Indianiſchen und Africaniſchen Meere Schalen von der Größe eines Viergroſchenſtückes an, bis über einen Schuh im Durchmeſſer. Es liegen ſolche leer am Strande, nachdem das Thier von ſeinen Feinden herausgefreſſen worden, da denn aber

gemeiniglich der Rand der Mündung beſchädiget iſt. Durch Abſchleifen kann ſolche leicht glatt und eben gemachet werden, daß man den Fehler kaum merket. Wenn die Mündung völlig ganz iſt, muß man die runde Oeffnung, die mit einem Röhrchen in die erſte Kammer führet, nicht ſehen können; wenn man ſolche aber ſehen kann, iſt es ein Zeichen, daß der Rand der Schale abgenommen iſt.

Wenn die Schnecke auf dem Waſſer ſchwimmt, ſtrecket ſie den Kopf mit allen Bärten hervor, und breitet ſelbige über dem Waſſer aus, ſo daß die hintere Windung allezeit über dem Waſſer hervorraget. Wenn das Thier aber auf dem Grunde kriecht, ſo iſt es umgewendet, ſteht mit dem Boote in die Höhe, und mit dem Kopfe, oder mit den Bärten auf dem Grunde, und kriecht ziemlich ſchnell vor ſich. Es hält ſich dieſe Schnecke mehrentheils auf dem Boden des Meeres auf, und kriecht zuweilen in die Fiſchkörbe. Nach einem Sturme ſieht man ſie haufenweiſe auf dem Waſſer ſchwimmen, doch ſchwimmen ſie nicht lange, ſondern ziehen ihre Bärte bald wieder ein, kehren das Gehäuſe um, und ſinken zu Boden.

Der Inwohner kann zur Speiſe dienen, doch iſt ſolcher hart und ſchwer zu verdauen. Aus der Schale wird gemeiniglich eine Art Trinkgeſchirr bereitet. Man wählet hierzu die größten und glatteſten, und welche ſeitwärts keine Löcher haben. Dergleichen bemerket man an vielen, indem ſie öfters von andern Seethieren durchlöchert werden. Die Schale wird hierzu an dem hintern Theile dergeſtalt durchgeſchnitten, daß die vier oder fünf hinterſten Kammern durchſichtig werden, hierauf ſchneidet man die drey oder vier folgenden Kammern gar heraus, und ſchnitzelt an der innerſten Windung einen offenen Helm, auswendig aber ſchneidet man allerhand Figuren hinein, und bereibet ſie mit Kohlenſtaub, ſo mit Wachs oder Oel vermiſchet iſt, damit die Figuren ſchwarz hervorſcheinen. Die Indianer pflegen auch, wenn ſie ſolche nicht rein machen wollen, den untern Boden dergeſtalt auszuſchneiden, daß ein großer Löffel, wie ein Schiffchen daraus wird, und dieſer Löffel dienet ihnen unter andern auch dazu, um den Papeda, oder den nämlichen Vielfuß daraus zu eſſen. Daher hat auch dieſer Nautilus den Namen Papedaſchnecke erhalten. Von dieſem gewöhnlichen Nautilo, an welchem äußerlich keine Gewinde zu ſehen ſind, kann man noch zwo ſeltene Nebenarten bemerken: als

a) eine, bey welcher in der Mitte die Gewinde in ein paar blosliegenden und perſpectiviſch

ſich vertiefenden Schnirkeln ſichtbar ſind. Und dieſe wird deswegen der Nautilus vmbilicatus, oder der Nabel- auch Perſpectivnautilus genennet.

b) eine kleinere, woran die Gewinde durchbohret, oder mit einem Nabelloche verſehen ſind, und dieſer heißt der durchbohrte Nautilus.

Außer dieſer großen Art führet Herr von Linné noch ſechzehen Nautilos an, als:

2) der Sporn, Nautilus calcar L. In dem Sande bey Rimini finden ſich unter vielen andern Schnecken auch verſchiedene Nautili; einige erhalten die Größe einer Linſe, und man kann ihre Gewinde äußerlich an der Schale, wie bey manchen Ammonshörnern, abzählen. Da aber etliche Gewinde auswendig vorragende Spitzen haben, hat man dieſe Art den Sporn genennet. Die Mündung iſt enge und gerade, die Gewinde ſind aneinander gefüget und die Gelenke ſtehen erhaben.

3) Körnernautilus, Nautilus criſpus L. Iſt gleichfalls eine ungemein kleine, Riminiſche gelbe Schnecke, deren Müudung halb herzförmig iſt, die Gewinde aber gegeneinander angefüget und gleichſam körnicht ſind.

4) Ammonshorn, Nautilus beccarii L. Ohngefähr in ſechs Unzen Riminiſchen Seeſande hat Plancus 6700. dergleichen überaus kleine Schnecken gezählet. Die Mündung iſt queroval. Die Gewinde ſind gegeneinander angefüget und knoticht. Die Oberfläche zeiget einen Perlenmutterglanz. Dieſe findet man nur verſteinert in dem Sande. S. Ammonshorn.

5) Runzelnautilus, Nautilus rugoſus Linn. Iſt gleichfalls ſehr klein, wird aber in dem ſüdlichen Ocean gefunden. Die Mündung iſt enge, gerade. Die Gewinde liegen gegeneinander an. Die Schale iſt weiß, zuſammengedrücket, und hat einen dicken Rand. Die Runzeln entſtehen durch die Abtheilungen der Kammern.

6) Der Nabel, Nautilus vmbilicatus L. Es iſt gleichfalls eine kleine, ſchneeweiße Art, welche bey Livorno gefunden wird. Sie zeiget eine ſchmale gerade Mündung, zuſammengedrückte, und aneinander liegende Windungen, und in der Mitte einen eingedrückten Nabel.

7) Das Poſthorn, das Scheer- oder Zieherhorn, Nautilus ſpirula L. Von dieſer ſchneeweißen, ſehr dünnen, oſtindiſchen Schnecke ſind die größten ſo dicke, wie ein Federkiel, zwey- bis dreymal eingerollet, und belegen im Umfange ein zwey Groſchenſtück. Die Mündung iſt rund, und die Gewinde liegen nicht aneinan-

einander an, ſondern frey und von einander getrennet. Das beſondere hierbey iſt, daß ſich das Thier mit der Mündung an den Klippen feſt anſauget, und die Röhre, welche durch die Kammern läuft, theils ganz nahe an dem innern Umfange liegt, theils aber nicht unterbrochen, ſondern in einem Stücke durch alle Kammern fortgeht. Gemeiniglich iſt die Mündung abgebrochen.

8) Halbe Poſaune, Nautilus ſemilituus L. Der deutſche Name deutet auf die holländiſche Benennung Halv-Bazuin. Herr Martini wählet dafür kleiner unächter Biſchoffsſtab, worauf ſich auch Herrn von Linne' Beyname bezieht, indem die Biſchoffsſtäbe, Litui, heißen. Dieſe kleine, bey Livorno befindliche Schale lauft ganz gerade, und iſt nur an der Spitze ein wenig umgebogen; die Gewinde ſtehen aneinander und nicht frey.

Dieſe acht Arten ſind ſpiral gewunden oder rund, die folgenden aber mehr länglicht oder faſt gerade.

9) Krummhorn, Nautilus obliquus. Sowohl der Seeſand des mittelländiſchen Meeres, als auch das adriatiſche Meer enthält dergleichen weiße, auch ſchwarze, vielkammerichte Schalen, von der Größe eines Salatſaamens, welche gerade, aber etwas krumm gebogen, und an den Gewinden ſchief geſtreifet iſt.

10) Die wilde Senfſchote, Nautilus raphaniſtrus L. Die Schale iſt gerade, faſt rollrund, von der Größe eines Nagels, an der Spitze nicht viel dünner als vorne, an den Kammern aufgetrieben, und mit zwölf erhabenen Strichen verſehen. Das mittelländiſche Meer.

11) Rettigſchote, Nautilus raphanus L. Die ganz kleine, gerade Schale wird allmählich dünner. Die Kammern ſind aufgetrieben, und machen ſechzehen erhabene Striche, woran man die Kammern erkennet; die Röhre aber, welche durch ſelbige geht, liegt an der Seite etwas ſchief. Man findet einige, die wie das Rohr, an den Kammern knoticht und an der Spitze ſtumpf ſind. Das mittelländiſche und adriatiſche Meer.

12) Das Korn, Nautilus granum L. Dieſes iſt vielleicht nur eine Abänderung der vorigen Art.. Die Schale iſt gerade, länglicht, eyrund, und hat aufgetriebene Kammern, mit acht unterbrochenen, erhabenen Streifen. Die Röhre liegt ebenfalls ſchief.

13) Radiesſchote, Nautilus radicula L. Dieſe ſeltene Art findet ſich in dem Riminiſchen Sande. Die Schale iſt gelb oder roth, gerade, länglicht, eyrund, mit

mit aufgetriebenen Kammern, aber glatt.

14) Ringelſchote, Nautilus faſcia L. Die Schale iſt ſehr klein und gerade, zeiget aber geſtreiſte Gelenke mit glatten Ringeln an den Kammern. Das adriatiſche Meer.

15) Die Erbſenſchote, Nautilus legumen L. Dieſe Schale iſt ebenfalls ſehr klein, gerade und platt, zeiget aber an der einen Seite einen Rand. Die Röhre befindet ſich an der Seite.

16) Die Spritze, Nautilus ſiphunculus L. Dieſe kleine, gerade Schale hält ſich in den Corallengewächſen in der ſicilianiſchen Meerenge auf. Die walzenförmigen Gelenke ſtehen weit von einander, und ſind durch dünne, walzenförmige Stücke aneinander verbunden.

17) Biſchoffsſtab, Nautilus orthoceras L. Dieſe hat man zur Zeit nur im verſteinerten Zuſtande gefunden, und man verſteht darunter eine lange, walzenförmige Röhre, die nach dem Ende zu mit ein paar Schnirkeln umgebogen iſt, mit freyſtehenden Gewinden und vielen Kammern, die ebenfalls ihre durchlaufende Röhre haben. S. auch Orthoceratiten.

Pallas in ſeiner Reiſebeſchreibung führet eine beſondere Nautilusart an, welche zu den ſpiralgewundenen gehöret, und von demſelben Nautilus complanatus, von Herr Müllern der platte Nautilus genennet worden. Dieſe ſeltene Art iſt ſo groß, wie eine Handfläche, glatt, niedergedrücket, und zwar an der einen Seite ganz platt, an der andern aber bäuchicht; der Kiel machet einen ſcharfen, glatten Rand; die Nähte der Kammern ſind gebogen wellenförmig, oder äſtig. Die Schale wird verſteinert am Wolga gefunden, und wenn ſie abgerieben worden, iſt ſie glänzend, dünne, und faſt durchſichtig. Aehnliche kleinere, ebenfalls verſteinerte, hat Müller von Reval und Narva erhalten.

Das andere Nautilusgeſchlecht nennet Herr von Linné Argonauta. Nach der Geſchichtskunde fuhr Jaſon, um das goldne Vließ zu hohlen, nach Colchis auf dem Schiffe Argo, und ſeine Gefährten wurden daher Argonauten genennet. Weil nun der Einwohner dieſer Schnecken auch auf der Oberfläche des Meeres in ſeiner Schale, die einem Schiffsboote ähnlich ſieht, herumſchwimmet, hat Herr von Linné obige Benennung angenommen. Aus dem Grunde heißt man auch dieſe Schnecken Fahrküttel, Schiffsküttel, Schiffsboote, Segler und holländiſch Zeilers, auch Nautilus, jedoch wegen der dünnen Schale, zum Unterſchiede, Papiernautilus.

Der

Der Einwohner iſt eine Art Vielfuß, und gehöret zu dem Geſchlechte der Blackfiſche, ſolcher aber iſt gar nicht mit der Schale verbunden, und man würde es kaum glauben, daß dieſes Thier und die Schale zuſammengehöre, wenn nicht ſo viele Augenzeugen dieſen Vielfuß mit und in der Schale, als ſeinem Hauſe, ſchwimmen geſehen; daher es unbegreiflich, wie dieſe Schale von demſelben erbauet werde. Die Schale iſt flach gewunden, ſehr dünne, und hat nur eine Kammer; wodurch ſich dieſes Geſchlecht von dem erſten deutlich unterſcheidet. Herr von Linné führet nur zwo Arten an, von der erſten aber findet man einige Verſchiedenheit.

1) Argonauta argo L. Herr Müller nennet dieſe Art Papiernautilus, indem derſelbe Schiffsboot zum Geſchlechtsnamen gewählet. Nach der Linnäiſchen Benennung könnte man ſolche die Chalupe nennen. Herr Martini wählet den Namen Galeere und die Holländer nennen ſie Doekehuif, welches ſoviel als Kammertuchshaube bedeutet, daher ſie auch von einigen holländiſche Haube genennet wird. Dieſer, und nicht der vorige Nautilus ſcheint derjenige zu ſeyn, welcher den Alten bekannt geweſen. Die Schale ſieht gänzlich einer Galeere ähnlich, indem ſie einen ſchmalen Kiel, zwo hoch aufgehende, und oberwärts weit von einander abſtehende Wände, und hinten eine kleine Windung oder Schnirkel hat. Man findet welche, die eine Spanne, und andere, die nur etliche Zoll lang ſind. Die Schale iſt ſehr dünne, federleichte, halbdurchſichtig, ſchneeweiß, oder etwas gelblicht. Der Kiel iſt kaum einen halben Finger breit, halbrund, mit Zähnen beſetzet, aus welchen ſeitwärts einige Falten in die Höhe gehen. Der Kiel iſt oben über der Windung ſchwarzbraun. Die Seiten ſind nicht gekrümmet, ſondern laufen nur ſchrege in die Höhe. Hinten bey der Windung zeiget ſich eine ausſtehende Ecke, wie ein Ohr. Der Einwohner hat vorwärts ſechs kurze, weiße, warzichte Bärte oder Füße, welche ſich beym Schwimmen ausbreiten, und hinterwärts zween viel längere, welche im Waſſer hangen, und womit ſolcher die Schale lenket, dieſe ſind auch ſilberfärbicht und warzicht, und rund, aber am Ende breit, wie die Platten an den Rudern. An dieſen hat Rumph zwar kein dünnes Fell, dergleichen die Blackfiſche haben, wahrgenommen, jedoch bemerket, daß die Bärte in einem, aus einem Felle beſtehenden Sacke, der am Kopfe hängt, ſtecken, welches das Thier mit den oberſten Bärten ein wenig ausſpannet. Daher auch Rumph nicht

nicht zugeben will, daß der Einwohner durch Hülfe dieſes Felles ſeegeln könne, ſondern vielmehr vermuthet, daß dieſes durch die Schale geſchehe, indem er deren Vordertheil in die Höhe hebt, und den Wind hineinblaſen läßt. Es ſoll das Thier im Seegeln die meiſte Schwere ſeines Körpers in dem Hintertheile der Schale verbergen, und nur die zwey hintern Ruder ausſtrecken, um ſein Schiff zu regieren, bey der Windſtille aber alle ſeine Bärte ausſtrecken und den Vordertheil des Schiffes niederſinken laſſen, und alſo fortrudern. Wenn das Thier einige Nachſtellung bemerket, zieht es alle Bärte an ſich, hebt den Hintertheil der Schale in die Höhe, daß ſie Waſſer ſchöpfe, und ſinket zu Boden. Unter den Bärten iſt am Bauche eine weite Röhre befindlich, wodurch das Thier das Waſſer auspumpet, wenn es ſich aus der Tiefe erheben will. Beym Aufſteigen aus dem Waſſer kommt das Thier zuerſt mit dem Kiele der Schale in die Höhe, wendet ſich ſodann ſchnell um und ſchöpfet das Waſſer aus, damit es ſchwimmen könne. Die Augen bey demſelben ſind nicht hohl, wie bey dem erſten Nautilus, ſondern ausgefüllet und durchſichtig. Weil das Thier nirgends an der Schale befeſtiget iſt, kann es leicht aus der Schale herausgeſchleudert werden, da denn die Schale allein auf dem Waſſer ſchwimmet, aber leicht durch die Wellen an die Felſen geſchmiſſen und zerſchmettert wird.

Von dieſem Papiernautilus findet man in Indien, an der afrikaniſchen Küſte, und im mittelländiſchen Meere einige Verſchiedenheiten, wovon Herr Müller drey anführet, als:

a) den ſchmalkielichten, welcher ſchneeweiß, zart und glänzend iſt, bey den Windungen ſcharfe und ſpitzige, oder ſtumpfe Ohren hat, und bey großen Schalen, die wohl einen Schuh lang ſind, einen flachen, von einem Strohhalme bis zu einem Finger breiten Kiel zeiget.

b) der breitkielichte Papiernautilus wird nicht ſo groß, hat aber einen viel breitern Kiel, auch breiter und weiter auseinander gehende Runzeln, und eine ſchmutzigweiße, oder gelblichte Farbe.

c) der Reisbreynautilus hat auch einen breiten Kiel, die Runzeln aber ſind knoticht, und die Schale iſt weiß. Bey allen drey Sorten endigen ſich die Ribben oder Runzeln am Kiele jede mit einer Spitze, wodurch beyde Ränder des Kiels als gezacket erſcheinen. Dieſe Zacken ſind am Reisbreynautilus am längſten, und oft etwas ſchwärzlich.

Es giebt auch eine unförmliche kleine Art, welche Herr Martini die

die ſeltſame gewaffnete Galeere nennet.

2) Die zwote wahre Art nennet man den Kahn, Argonauta cymbium L. Dieſe ganz kleine, durch das Vergrößerungsglas zu betrachtende Art findet ſich in dem mittelländiſchen Meere. Der Kiel iſt runzlicht und hat keine Spitze. Herr Martini nennet ſolche die Galeere mit langem Verdecke, und bildet ſolche in natürlicher Größe, auch vergrößert ab.

Nautilus, blauer, S. Quallenboot.

Nawaga.

Nawega, wird von den Russen ein Fiſch aus dem Geſchlechte der Kabbeljaue oder Stockfiſche genennet, den Kölreuter für den Gadus des Artedi, ſyn. p. 35. ſp. 4. und des Linnäi Gadus Callarias, gen. 154. ſp. 2. gehalten wiſſen will; wornach er des Kleins Callarias, 5. barbatus, ein Pamuchel, ſeyn würde. ſ. unſere Artikel, Kabbeljaue, B. IV. S. 329. und Pamuchel. Kölreuter beſchreibt und zeichnet ihn, in den Nou. Commentar. Petropolit. Tom. XIV. p. 484. tab. XII. überaus eigentlich und ſchön, doch, daß die Kleiniſche Zeichnung hier und da abgeht; beſonders in Anſehung der hier nicht ausgedruckten Bartfaſer, und des mehr rundlichten, in der Mitten gar zu wenig eingebogenen Schwanzes. Wir behalten uns vor, ſeiner in dem Artikel, Pamuchel, nochmals zu gedenken, und ſetzen nur noch hinzu, daß er Gadus Callarias, tripterygius, cirratus, varius, cauda integra, maxilla ſuperiore longiore, ſey, und daß er deutſch Dorſch, der Gaaper, Schwed. Torſk, genennet werde. ſ. unſern Artikel, Gaaper, B. III. S. 243.

Nebbeling.

Nebbeling, Holl. eine Art Aale, Muraena Anguilla, Linn. gen. 143. ſp. 4. Müllers gemeiner Aal, Conger, 6. Klein. eine Aalſchlang. ſ. unſern Artikel, Aal, B. I. S. 2.

Nebel.

S. Lufterſcheinungen, unter dem Artikel Luft. S. 246. im 5 B.

Nebelſtern.

So heißen bey den Sternkundigen diejenigen Sterne, welche ſich den bloßen Augen als kleine blaſſe Wölkchen, oder ſchwach erleuchtete Stellen am Himmel zeigen, eigentlich aber, wie die Ferngläſer lehren, aus einer Menge ſehr kleiner, oder überaus entfernter Sterne beſtehen. Dergleichen Nebelſterne findet man am Gürtel und Fuß der Andromeda, am

Schwanze des Schwans, am Kopfe der Caſſiopeja, im Fuhrmanne über dem nordlichen Horn des Stiers, im Schwerdte des Orions, und in vielen andern Sternbildern, wovon der erſte Band der, unter der Aufſicht der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin herausgegebenen Samml. aſtronom. Tafeln, ein genaues Verzeichnis enthält.

Nebenblaſe.

S. Nachgeburt.

Nebenblatt.

S. Blatt.

Nebenhode.

S. Zeugungsglieder.

Nebenniere.

S. Niere.

Nebenſonne.

Nebenmond, S. Lufterſcheinungen unter dem Artikel Luft, S. 245. im 5 B.

Nectarine.

S. Pferſchenbaum.

Negerfiſch.

Negerfiſch, heißt auf der Goldküſte der Königsfiſch, ſonſt auch Seffer; ſ. unſern Artikel, Königsfiſch, B. IV. S. 654.

Nelma.

Salmo Nelma, Linn. gen. 178. tab. 12. a. der Mülleriſche Nelma, der Truttarum oder buntfärbigen Lachsforellen. Er wird bey den Ruſſen ſo genennet, iſt der gröſte ſeiner Art, oft über zwo Ellen lang, ſilberfärbig, und mit großen Schuppen beſetzet. Der Kopf iſt unter allen Salmen am meiſten verlängert, niedergedrücket, und der untere Kiefer viel länger. Das Maul iſt ziemlich groß; die Schnurbartsfäden ſind groß und breit; der Augapfel iſt länglicht, nicht eckicht, und liegt in einem ſilberfärbigen Ringe. Die Kiemenhaut hat zehen, die Rückenfloße dreyzehen, die Afterfloße vierzehen Stralen; und der Schwanz iſt gabelförmig. Er wohnet in den großen Flüſſen Siciliens. ſ. Pallas Reiſen.

Nelke.

Damit man unſere Feld- und Gartennelken mit den Gewürznelken nicht verwechſeln möge, haben einige Grasblume zum Geſchlechtsnamen gewählet. Weil aber daran nichts grasartiges zu finden, haben wir lieber Nelke behalten wollen. Bey den Gewürznelken bedienet man ſich jederzeit des Beynamen, und ſchreibt auch Caryophyllus aromaticus, daher wir auch davon unter Gewürznelke gehandelt haben. Tournefort nennet dieſes Geſchlecht auch Caryophyllus, Dillenius und Herr von Haller Tunica, und Herr

Herr von Linne' Dianthus. Der walzenförmige, fünffach ausgezahnte Kelch iſt gemeiniglich unterwärts mit vier beſondern Schuppen umgeben, deren zwo einander gegenüber geſtellte, etwas höher, und die zwo andern etwas niedriger ſtehen. Die ordentliche Zahl der Blumenblätter iſt fünfe, und ſelbige beſtehen aus einem ſchmalen, an Länge dem Kelche gleichkommenden Nagel, und aus einer ſtumpfen, verſchiedentlich eingekerbten Platte oder Rande. Zehn Staubfäden, welche ohngefähr die Höhe des Kelches erreichen, umgeben zween längere Griffel mit umgebogenen Staubwegen. Der Kelch umgiebt das walzenförmige Saamenbehältniß, welches ſich oberwärts mit vier Spitzen öffnet, und innerlich auf dem viereckichten Saamenhalter viele rundlichte, platte Saamen zeiget. Alle Arten haben eine fäſerichte Wurzel, und lange, völlig ganze, einander gegenüber geſtellte, und den Stängel umfaſſende Blätter. Hr. von Linne' beſtimmet zwanzig Arten; verſchiedene davon wachſen bey uns wild, und andere werden in den Gärten unterhalten. Daher wir viele Arten anführen müſſen.

1) Die büſchlichte Bartcartheuſernelke mit lanzetförmigen Blättern; Bartnelke, gewöhnliche Cartheuſernelke, Buſchnelke, wohlriechender Gartenwilhelm, Caryophyllus Carthuſianorum, Dianthus barbatus Linn. Das eigentliche Vaterland iſt unbekannt. Die Wurzel iſt ausdauernd. Die Stängel werden gegen zween Fuß hoch, treiben keine Zweige, und ſind an den Gelenken knoticht. Die Blätter ſind untereinander verwachſen, hinterwärts haaricht, völlig ganz, zuweilen etwas wellenförmig, und bläulicht angelaufen. Nach Hr. Gouan ſollen ſie bey dieſer Art auch dreynervicht ſeyn. Am Ende des Stängels ſtehen viele geſtielte Blumen büſchelweiſe beyeinander. Die Blüthzeit fällt in den Junius. Die Kelchſchuppen ſind eyförmig, und endigen ſich mit einer Granne, welche ſo lang, auch wohl länger, als der Kelch iſt. Die Blumenblätter ſind zart eingekerbet. Die Stöcke wechſeln mit den Blättern und Blumen. Diejenigen, woran die Blätter ſchmäler ſind, pflegen die Gärtner den ſchönen Hans, und die mit breitern Blättern den ſchönen Wilhelm zu nennen. Die Blumenblätter ſind einfärbicht, weiß oder roſenroth, auch bunt. Auch finden ſich halb und ganz gefüllte Blumen. Man unterhält dieſe ſchönen Abänderungen zur Zierde in den Gärten, ſäet den Saamen im Frühlinge in eine leichte friſche Erde, und verpflanzet die jungen Stöcke gegen den Herbſt an Oerter, wo ſie bleiben

ben ſollen. Die Saamen ſoll man von den recht rundblümichten ſammlen. Dieſer giebt ſchönere Stöcke, als man durch die Theilung der Wurzel oder Ableger erhält; die ganz gefüllten Stöcke aber muß man auf die letzte Art vermehren. Auch nahe an der Wurzel im Juli abgeſchnittene Zweige, wenn man die dickſten Knoten einen halben Zoll lang ſpaltet, von einander bieget, und an einem ſchattichten Orte in gutes lockeres Erdreich ſtecket, ſchlagen leicht Wurzel.

2) Büſchlichte Bartcarthenſernelke mit dreynervichten Blättern, Donnernäglein, Feldnelke, Steinnelke, Caryophyllus ſylueſtris latifolius C. B. Dianthus Carthuſianorum Linn. wächſt in Sicilien, Italien, auch hin und wieder in Deutſchland an unfruchtbaren, ſonnenreichen Oertern, auf den Feldhöhen und Hügeln, und um die Weinberge, blühet öfters ſchon im May, auch erſt im Juni bis in die Mitte des Julius, und iſt der vorherſtehenden Art faſt ganz ähnlich. Die Blätter ſind um vieles ſchmäler, ſteifer und mit drey Nerven durchzogen; der Stängel iſt nicht völlig glatt, ſondern etwas rauh anzufühlen; die Blumenblätter ſtehen weiter aus einander, und ſind oberwärts mehr haaricht als glatt, purpurfärbig, und die Griffel ragen mehr über den Kelch hervor. Die Deckblätter, welche nahe bey den Blumen ſtehen, ſind groß und grannenförmig geendiget.

3) Büſchlichte Bartnelke mit haarichten Kelchſchuppen, wilde Carthenſernelke, Caryophyllus barbatus ſylueſtris C. B. Dianthus armeria L. wächſt hin und wieder in unfruchtbaren Gegenden, und an dem Rande der Birkenwälder, und ſcheint nur ein Sommergewächſe zu ſeyn. Der aufgerichtete Stängel erreichet einen Fuß Höhe. Die Blätter ſind breit, weich, haaricht und grün, mit drey Nerven durchzogen. Oben zwiſchen den Blättern ſtehen die Blumen in Geſtalt einer Dolde beyeinander. Der Kelch iſt rauch, und die ſpitzigen Schuppen haben faſt gleiche Länge mit demſelben; die Blumenblätter ſind klein, ſchmal, gegen die Mündung mit einigen Haaren beſetzet, am Rande wenig eingekerbet, purpurfärbig, mit weiß gedüpfelt.

4) Büſchlichte Bartnelke mit einer gemeinſchaftlichen vierblätterichten Hülle, ſproſſende Nelke, Knopfnägelein, Dianthus prolifer L. blühet im Auguſt auf unfruchtbaren Weideplätzen. Der Stängel liegt mit dem untern Theile auf der Erde, und richtet ſich nachher in die Höhe, erreichet ohngefähr einen Fuß Länge und treibt Zweige. Die

Blätter ſind ſehr ſchmal und grün. Auf den Spitzen der Zweige ſitzet ein Blumenkopf, welcher von einer vierblätterichten Hülle umgeben iſt. Die Kelchſchuppen ſind, nach Herr von Hallers Beſchreibung, ſo lang als der Kelch ſelbſt, lanzetförmig und ausgehöhlet, nach Herr von Linné aber länger als der Kelch, eyförmig und ſtumpf. Herr Scopoli zählet nur zwo dergleichen lanzetförmige Kelchſchuppen. Die Blume iſt klein. Die Blumenblätter ſind roſenfärbig, nicht eingekerbet, aber in zween Lappen geſpalten. Die Blumen brechen nicht zugleich auf, eine folget der andern, und deswegen wird ſolche ſproſſend, prolifer, genennet, obgleich nicht eine Blume aus der andern hervorwächſt. Dieſe Art iſt jährig.

5) Einzeln blühende Nelke mit einer vierblätterichten Hülle, Caryophyllus prolifero affinis C. B. Dianthus diminutus L. Herr von Linné ſelbſt bemerket, wie dieſe mit der vorherſtehenden viele Aehnlichkeit habe. Weil aber die Blumen nur einzeln auf den Zweigen ſtehen, und nicht viele derſelben in einem Köpfchen vereiniget ſind, hat er ſolche als eine beſondere Art angenommen; Herr von Haller hingegen vereiniget beyde, indem er Stöcke geſehen, woran einige Zweige Blumenköpfe, andere einzelne Blumen getragen. Auch bey den letzten iſt die vierblätterichte Hülle zugegen, und der Kelch von den vier andern Schuppen umgeben.

6) Die büſchlichte Federnelke mit zerſchnittenen glatten Blumenblättern, Buſchnägelein, hohe Federnelke, Pflaumnägelein, Caryophyllus flore laciniato odoratiſſimo C. B. Dianthus ſuperbus L. wächſt an graſichten Oertern in den Heiden, ſonderlich zwiſchen den Birken, und um dieſelben auf den Triften, welche etwas feuchte ſind. Die Wurzel iſt ausdauernd. Der untere Theil des Stängels, welcher gegen zween Fuß lang und an den Gelenken knoticht iſt, liegt auf der Erde, der obere aber ſteht aufgerichtet. Die Blätter ſind verwachſen, geſtreifet, und am mittleren Theile breiter. Am Ende des Stängels ſtehen einige geſtielte Blumen beyeinander. Neben den Blumen ſtehen grannenförmige Deckblätter. Die vier Kelchſchuppen ſind kurz und zugeſpitzet. Wo ſich der grünlichte Nagel des Blumenblattes in die bläulichte oder weiße Platte verbreitet, ſtehen einige dunkel- oder purpurfärbige Haare, und die Platte ſelbſt iſt verſchiedentlich in viele zarte Einſchnitte tief zerſchnitten. Der Geruch der Blume iſt zwar angenehm, aber mit den Gartennelken nicht zu vergleichen. Sie blühet den ganzen Sommer über bis in den Herbſt.

Man unterhält jedoch dieſe Art in den Gärten, indem die Farben bey den Blumen ſpielen, ſelbige auch gefüllt erſcheinen. Die vornehmſten Spielarten werden von den Gärtnern Damaſcenernägelein, Faſanenauge, Altermannskopf und geſchmückte Frau genennet. Die Vermehrung geſchieht durch Saamen und Ableger. Die Stöcke lieben einen lockern, guten, erhabenen Wieſengrund, in welchem ſich die Wurzeln recht ausbreiten können.

7) Die einzeln blühende Federnelke mit zerſchnittenen haarichten Blumenblättern, Caryophyllus ſylueſtris lanuginoſis floribus C. B. Dianthus plumarius L. wächſt in dem unfruchtbaren Heidelande, und auf Sandhügeln. Der Stängel liegt zur Hälfte auf der Erde, erreichet ohngefähr einen Fuß Höhe, und trägt auf jedem Zweige eine, zwoe auch drey Blumen. Die Blätter ſind bläulicht angelaufen und ſehr ſpitzig. Die Kelchſchuppen ſind ganz kurz, das eine Paar derſelben trägt eine kurze Granne. Die Blumenblätter ſind ſchön purpurroth, vielfach zart zerſchnitten, und an der Mündung mit einem röthlichten Büſchel Haare beſetzet, wodurch man dieſe Art von der vorherſtehenden, mit welcher man ſolche öfters verwechſelt, am beſten unterſcheiden kann. Auch dieſe Art ſpielet mit der Farbe, und giebt gefüllte Blumen, welche die Strenge des Winters ausſtehen, und leicht durch Ableger vermehret werden können.

8) Einblümichte Federnelke mit zerſchnittenen haarichten Blumenblättern, Sandnägelein, Bergfedernelke, Caryophylius humilis flore vnico C. B. Dianthus arenarius L. wächſt in dem aller unfruchtbarſten Heideboden, und ſelbſt in dem Flugſande. Die Blumen dauern den Sommer über lange. Aus der daurenden, holzichten, tief eindringenden Wurzel treiben viele, ſchmale, gleichbreite Blätter. Der Stängel iſt öfters nicht über einen Finger lang, und nur mit einem Paare Blätter und einer einzigen Blume beſetzet. Die Kelchſchuppen ſind ſtumpf; die weißen Blumenblätter nicht ſowohl eingekerbet, als vielmehr zart zerſchnitten. Deswegen und weil auch bey der Mündung purpurfärbige Haare ſtehen, dieſe Art mit der ſiebenden viele Aehnlichkeit zeiget. Wenn man dieſe Art in den Garten unterhält, und Ableger davon machet, verſchönert ſich ſelbige merklich.

9) Die kriechende Nelke mit zween lanzetförmigen Kelchſchuppen, kleine kriechende Grasnelke, kriechendes Feldnägelein, Caryophyllus minor repens, Dianthus deltoides L. findet ſich häufig auf hohen Wieſen und

Triften, und blühet vom Juni bis in den September. Der Stängel iſt geſtrecket, und ein wenig rauch. Die Blätter ſind bald glatt, bald haaricht. An den Spitzen des Stängels und der Zweige ſtehen die Blumen einzeln. Die Blumenblätter ſind purpurfärbig, eingekerbet, an der Mündung mit dunklern Zähnchen und weißen Düpfelchen gezieret, aus welchen zarte Härchen entſpringen.

10) Die Chineſernelke mit vier langen Kelchſchuppen, Dianthus Sinenſis Linn. Sina iſt das Vaterland und wird daher unrecht von einigen die Genueſernelke genannt. Die Wurzel dauert bey uns zwey auch mehrere Jahre. Der Stängel wird nicht über anderthalb Spannen hoch, und leget ſich nieder, wenn ſolcher nicht geſtützet wird. Die Blätter ſind am Rande ſcharf oder rauh anzufühlen und die Blumenblätter groß und ſcheckicht. In den Gärten unterhält man viel Spielarten, mit gefüllten und einfachen, verſchiedentlich gefärbten Blumen, als röthliche, violetne und weiße; mehrentheils ſind ſie am Rande mit artigen ſchwarz gedüpfelten Cirkeln eingefaſſet. Dieſe alle haben keinen Geruch. Man kann zwar die Stöcke einige Jahre in den Töpfen, auch den Winter über in dem Lande erhalten, es werden aber die neuen, aus Saamen erzogenen, ſchönere Blumen geben. Sie blühen im erſtern Jahre.

11) Die Mittagsnelke mit zwo herzförmigen Kelchſchuppen, Dianthus pomeridianus Linn. wächſt um Conſtantinopel und in dem gelobten Lande. Hr. v. Linné giebt davon folgende Beſchreibung. Das Laub iſt der Gartennelke gleich. Die dauernde Wurzel vermehret ſich nicht häufig. Der Stängel treibt drey bis vier lange, einfache Zweige, deren jeder eine Blume trägt. Den Kelch umgeben nur zwo ganz kurze herzförmige Schuppen. Die Blumenblätter ſind gelblicht, unterwärts grünlicht weiß, an den Seiten aufgerollet und nicht ausgebreitet, kürzer als der Kelch, ſtumpf, und ganz wenig eingekerbet. Das merkwürdigſte iſt, daß die Blumen ſich Mittags halb ein Uhr öffnen und Abends um zehn Uhr wieder ſchließen.

12) Die ſpielende Gartennelke mit vier kurzen Kelchſchuppen, Nägelein, holländiſche Filitten, Caryophyllus coronarius. Dianthus Caryophyllus Linn. Die Italiäniſchen und Schweizer Alpen ſollen das eigentliche Vaterland ſeyn. Herr von Haller beſchreibt die wildwachſende Pflanze alſo: die große holzichte Wurzel iſt in viele Zweige abgetheilet. Der Stängel, welcher nach der Gärtner Sprache bey dieſer Nelke die Spindel genannt wird, erreichet

reichet einen, auch zween Fuß Höhe, liegt mit dem untern Theile auf der Erde und bieget ſich mit dem obern unterwärts. Die Blätter ſind blaulicht angelaufen, durchaus von gleicher Breite, welche eine Linie beträgt. Die Aeſte endigen ſich mit einer, zwo, auch drey Blumen. Die Kelchſchuppen ſind kurz, breit, grannenförmig geendiget, zuweilen fehlen ſolche ganz. Der Nagel des Blumenblattes iſt grün und lang, die Platte halbzirkelförmig, ſcharf eingekerbet, roſenfärbig und die Mündung mit Haaren nicht beſetzet. Der Geruch der Blüthe iſt zwar angenehm, aber noch weit von den Gartennelken entfernet; daher auch einige ſolche als Geruchloſe beſchreiben. Daß dieſe Art in unſern Gärten auf eine mannichfaltige Weiſe in Anſehung der Farbe, Größe und Anzahl der Blumenblätter ſpiele, iſt jedem Gartenliebhaber bekannt; unter allen Abänderungen verdienet diejenige beſonders angemerket zu werden, ob ſie gleich am wenigſten ſchön ſcheint, an welcher die vier Kelchſchuppen ſich außerordentlich vermehren, der Länge nach über einander liegen und gleichſam eine ſchuppichte Aehre vorſtellen; man nennt daher auch dieſe die Kornährennelke. Die Blumenblätter ſind alsdenn unanſehnlicher, gemeiniglich roth, auch nicht in vieler Zahl zugegen. Man vermehret dieſe Spielart wie die übrigen. Wir haben dergleichen zuweilen mit andern Spielarten aus dem Saamen erhalten. Die übrigen Sorten wollen und können wir nicht angeben, indem alle Jahre neue entſtehen, auch die Abwechſelungen nicht mit Worten anzugeben ſind. Die Gärtner bringen alle unter gewiſſe Klaſſen oder Abtheilungen und geben jeder ihren Namen. Flammirte oder Funken nennen ſie diejenigen, welche zweyerley Farben und Striefen haben, ſo ganz durch die Blumenblätter gehen. Biſarten, deren Blumen drey bis vier verſchiedene Farben haben und geſtreift oder ſchattiret ſind. Picoten, welche zweyerley Farben haben und gemeiniglich auf einem weißen Grunde ſcharlach, purpurrothe, oder anders gefärbte Flecke und Düpfelchen zeigen. Picotbiſarten ſind Biſardnelken, deren Farben ſich nicht in langen breiten Striefen, ſondern in kleinen Strichlein oder Düpfelchen darſtellen, als wenn ſie darauf geſprützet wären. Dubletten ſind zweyfärbige Nelken, auf welchen die eine Farbe mit langen breiten Streifen oder Flammen erſcheint. Concordien, welche außer zweyerley Roth keine andere Farben zeigen. Geſchminkte Frauen oder Princeſſinnen oder Fameuſe, welche oberwärts rothe oder violetne, unterwärts aber ganz wei-

ſe Blumenblätter haben. Es giebt auch Nelken, welche mitten in der aufgeblüheten Blume noch eine grüne Blumenknoſpe zeigen, aus welcher gleichſam eine zwote Blume aufblühen will. Dieſe grüne Blüthknoſpe nennt man eine Pipelnelke. Da die Hauptnelke von dieſer ungeſtalt gemacht wird, pfleget man ſolche entweder heraus zu nehmen, oder den grünen Kelch auf eine ſchickliche Art zu öffnen, oder ganz wegzunehmen, da denn die darinnen ſteckenden Blumenblätter ſich gleichfalls färben und ausbreiten. Alle andere Namen ſind willkührlich, und jeder Gärtner wählet ſich dergleichen und machet neue, wenn er neue Spielarten erlanget; dergleichen kann man in den Verzeichniſſen der Blumiſten mehr als einhundert finden, dienen aber weiter zu nichts, als damit dieſe Sorten zu bezeichnen und nach dieſer Benennung ſolche von den Gärtnern zu verſchreiben. Einerley Blumen haben öfters von verſchiedenen Gärtnern auch verſchiedene Namen erhalten. Außer der Farbe und dem Geruche hält man diejenigen vorzüglich für ſchön, welche lange, breite, ſteife und ſich gleichförmig oder in einer völligen Rundung ausbreitende Blumenblätter haben, wenn ſolche mit mehrern Farben und durchgehends gleich gezeichnet ſind; wenn die mittelſten Blumenblätter nicht über die andern hervorragen; wenn die Blume recht voll von Blättern iſt, und der Kelch mehr lang als rund, und nicht ſeitwärts aufgeplatzet iſt. Dieſe letztern nennt man Platznelken. Von ſchönen Nelken ſind die raren zu unterſcheiden, welche öfters unanſehnlich ſind, und nichts ſchönes haben, aber doch höher geachtet werden, weil ſie etwa eine rare Farbe oder Zeichnung zeigen, oder noch nicht in vielen Gärten angetroffen werden; dahin gehören ſonderlich die aſchgrauen und kupferfärbigen. Eine hellblaue würde gewiß ſehr theuer bezahlet, wenn ſolche gleich klein und ungeſtaltet wäre, bloß deswegen, weil zur Zeit dergleichen nirgends zu finden.

Der Anbau und die Vermehrung dieſer Gartennelken kann ſowohl durch Saamen, als Ableger und Oculiren geſchehen. Wer nur ſeine vorräthigen Sorten beybehalten und vermehren will, muß die letztern Wege erwählen; wer aber neue Spielarten zu haben wünſchet, muß die Ausſaat vornehmen. Dieſe erfordert eben nicht beſondere Umſtände. Im Monath April, will man dem Gärtnerglauben folgen, im Vollmond, ſtreuet man den Saamen entweder in Scherbel oder Käſten, oder aufs Miſtbeet, oder ins freye Land, in eine lockere, mit kurzem faulem Miſte gedüngte, und überhaupt

haupt fruchtbare Erde, lieber dünne als dicke, aus, damit die jungen Pflänzchen auch Platz genug haben, und ſich ſelbſt im Wachsthume nicht hindern. Die ausgeſtreueten Saamen bedecket man ohngefähr einer Schreibfeder dicke, entweder mit guter Erde, oder auch wohl verweſetem Miſte, und begießt ſolche. Das Begießen iſt ſo oft in den Mittagsſtunden zu wiederholen, als die Erde oben her trocken ſcheint. Die Saat zur Nachtzeit im April zu bedecken, iſt nicht nöthig, indem der Saame nicht leicht ſchaden leidet. Weil dieſe Ausſaat erſt im folgenden Jahre Blumen liefert, hat man auch dergleichen im Februar vorzunehmen angerathen, damit man noch im Herbſte davon Blüthen erlangen möchte. Das letzte aber iſt ungewiß, und wer im Februar kein friſches Miſtbeet hat, kann dergleichen frühe Ausſaat gar nicht unternehmen; überdieß ſind dieſe auf dem Miſtbeete erzogenen Stöcke allemal weicher und zärter, und wenn man ſie gleich den Sommer ins Land verpflanzet, werden ſie doch den Winter daſelbſt nicht aushalten, ſondern müſſen in Töpfe geſetzet und in Gebäuden aufbehalten werden; da hingegen die Stöcke von der ſpäten Saat den Winter über im freyen Lande ſicher aushalten, auch weiter keine Wartung und Mühe erfodern. Dieſe verpflanzet man im Junius oder auch Julius und ſetzet die Stöcke, wenn man Platz genug hat, einen Schuh weit aus einander, auch im Nothfalle näher zuſammen. Um guten und vielen Saamen zu erhalten, ſoll man wiſſen, wie junge Stöcke, ſo aus Saamen erzogen worden, nach der erſten Blüthe mehr Saamen geben, als diejenigen, ſo man durchs Ablegen erhalten hat; wie man von einfachen vielen, von gefüllten viel weniger oder gar keinen Saamen erhalten, und wie der von einfachen Blumen geſammlete Saamen faſt lauter Stöcke mit einfachen Blumen, hingegen der von gefüllten Blumen faſt lauter gefüllte Blumen gebe; ingleichen wie der Regen, wenn ſolcher in die Blüthe fällt, das Saamenbehältniß leicht verderbe, und deswegen die Stöcke mit einer Bedeckung davor verwahren ſolle. Wegen der Farbe iſt es ungewiß. Oefters wird man die Farbe, ſo der Saamenſtock gehabt, in den jungen Pflanzen wieder finden, doch wird die Zeichnung nicht immer einerley ſeyn, und aus Biſarten werden Picoten und Dubletten fallen, da hingegen Saamen von rothen nicht leicht Stöcke mit gelben Blumen und umgekehrt Saamen von gelben oder aſchgrauen nicht leicht Stöcke mit rothen Blumen liefern werden. Doch findet nach unſern Erfahrungen dieſes nicht allemal ſtatt. Wo

wäre

wäre denn die erſte gelbe Nelke entſtanden, da zuvor dergleichen nirgends geſehen worden? Und wer wollte zweifeln, daß nicht noch mit der Zeit eine ſchöne himmelblaue Nelke zum Vorſchein kommen möchte, obgleich dergleichen jetzo noch nicht geſehen worden? Da gemeiniglich vielerley Sorten Blumen neben einander ſtehen, kann leicht eine von der andern befruchtet und daraus neue Farbenmiſchung hervorgebracht werden. Der Saame wird nicht zu gleicher Zeit reif. Von der Mitte des Septembers bis in die Mitte des Octobers ſoll man fleißig nachſehen, ob ſich reife Saamenbehältniſſe finden; man erkennt ſolches, wenn ſich dieſes oberwärts zu öffnen beginnt; doch findet man auch in ganz verſchloſſenen zuweilen reifen Saamen; reif iſt ſelbiger, wenn er ſchwarz iſt, und hat er dieſe Farbe nicht, ſo taugt er auch nicht. Das öftere Nachſehen iſt auch deswegen gut, weil der ſogenannte Ohrwurm nicht allein bey der Blüthe die Blätter unten anfrißt und ſolche vernichtet, ſondern auch öfters in das Saamenbehältniß kriecht und ſolches ganz leer machet. Guter Nelkenſaamen tauget auch nach drey Jahren zur Ausſaat, wenn ſolcher in einem kühlen luftigen Orte aufbehalten worden; doch iſt der friſche dem ältern allemal vorzuziehen. Bey dem Auskeimen des Saamens erſcheinen gemeiniglich zwey Blättchen, zuweilen aber auch drey, und wohl mehrere; von den letztern hoffet man gewiß gefüllte, und von den erſtern glaubt man nur einfache Stöcke zu erhalten; es iſt aber dieſes Zeichen ſehr betrüglich.

Wer weder Gelegenheit, noch Belieben hat neue Spielarten zu erziehen, und ſich begnüget ſeine vorhandenen zu erhalten und zu vermehren, bedienet ſich des Ablegens. In der Mitte des Junius läßt ſich bereits abnehmen, welche Sproſſen ſpindeln, oder in den Stängel aufſchießen und blühen möchten, daher man ſchon zu dieſer Zeit diejenigen, welche nicht ſpindeln werden, ableget, oder auch dieſe Vermehrung ſpäter, und wenn die Blüthen aufgebrochen, vornehmen kann. Je eher man es unternimmt, je eher kann man die Ableger abnehmen. Spät gemachte Abſenker müſſen öfters den Winter über am Stocke ſtehen bleiben, und ſind den Winter über mehrerer Gefahr ausgeſetzt. Wie das Ablegen zu veranſtalten haben wir zwar an ſeinem Orte eine allgemeine Anweiſung gegeben, jedoch hier noch einige beſondere Umſtände anmerken wollen. Von den nicht blühenden Zweigen nimmt man die unterſten Blätter ganz weg, und ſpaltet ſolche mit einem ſcharfen Federmeſſerchen der Länge nach, von einem Knoten bis

zu dem andern, ſolchergeſtalt, daß man das Meſſer in den unterſten Knoten einſetzet, und den Schnitt oder die Spaltung bis in den darüberſtehenden fortführt. An der eingeſchnittenen Sproſſe werden die Blätter etwas verkürzet, das Erdreich um ſelbige aufgelockert, und ſolche mit dem Schnitte darein geleget, wobey Acht zu haben, daß der Schnitt fein offen bleibe und die Erde dazwiſchen zu liegen komme; worauf ſolcher durch ein kleines, aus Reisholze verfertigtes Häckchen in der Erde befeſtigt wird. Ableger oder Senker, welche in Blumentöpfen gemacht werden, wurzeln gemeiniglich, wo nicht ſtärker, doch geſchwinder, als die im Lande gemachten. Den Ablegern bekömmt es wohl, wenn ſie mit Begießen gut gewartet werden. Stöcke, welche der Sonne ſehr ausgeſetzet ſind, muß man täglich wohl zweymal begießen, indeſſen iſt es doch gut, wenn die Scherbel mit Senkern viel Sonnenſchein genießen, indem durch mehrere Sonne und Waſſer die Anwurzelung der Senker ungemein befördert wird.

Man hat auch durch abgeſchnittene Zweige die Nelkenſtöcke vermehren wollen; es wird auch zuweilen gelingen, es iſt ſolches aber eben ſo wenig, als das Oculiren anzurathen oder zu unternehmen, wenn man Senker machen kann.

Die aus Saamen erzogenen Nelkenſtöcke unterhält man das ganze Jahr hindurch im freyen Lande. Diejenigen aber, ſo man von Senkern erhalten, wie auch die jungen abgeſchnittenen Senker ſelbſt pflegen einige Gartenliebhaber, ſowohl im Lande, als auch in Scherbeln zu unterhalten. Im letzten Falle ſtellet man die Scherbel auf Stellagen oder Poſtamente, und verſieht dieſe mit einem Dache, damit zur Blüthzeit ſowohl der Regen, als auch die anhaltende Sonnenwärme davon abgehalten werden könne. Dieſe doppelte Vorſicht iſt nicht unnütze, denn obgleich der heiße Sonnenſchein den Stöcken nicht ſchädlich iſt, ſo wird doch die Flor der Nelken dadurch ſehr verkürzet, hingegen gar merklich verlängert, wenn ſie mehr Schatten und Kühlung genießen. Anhaltender Regen und überhaupt überflüßige Näſſe iſt den Stöcken überaus nachtheilig. Roſt, Läuſe und Fäulniß ſind gemeiniglich die Folgen davon, worauf man auch in Anſehung der Erde, womit man die Scherbel füllet, vorzüglich zu ſehen hat. Wie dieſe Erde beſchaffen ſeyn ſoll, findet man vielerley Vorſchläge. Wohl verfaulter und von allem beygemiſchten Strohe gereinigter Kuhmiſt, feiner Bachſand und fruchtbare Erde aus den Küchengärten unter einander gemiſchet, werden die beſte Erde dazu

zu abgeben. Ueberhaupt kann man diejenige Erde auch zu den Nelken wählen, worinnen die Orangerie gutes Gedeihen hat. Andre und mehr gekünſtelte Mengſel von Erde ſind unnöthig, vielleicht auch öfters mehr ſchädlich, und gedeihet der Nelkenſtock im freyen Lande im gemeinen Boden gut, warum ſollte es nicht auch im Scherbel geſchehen? ſchwere und fette Erde iſt demſelben höchſt nachtheilig. Herr Rammelt empfiehlt ſonderlich die Erde von alten Mauern, womit die Bauern ihre Höfe und Gärten umgeben, welche aber nicht aus Thon oder Leimen, ſondern von ordentlicher Erde gemachet worden. Will man in die Scherbel auf den Boden etwas klare Hornſpähne legen, ſo wird man dadurch die Fäulniß ſicher abhalten, wie denn auch hier höchſtnöthig iſt, die Löcher an den Scherbeln offen zu erhalten, damit das Waſſer gehörig ablaufen könne; auch ſoll man lieber ſchwach als hart gebrannte Scherbel wählen, damit ſich die überflüßige Feuchtigkeit darein ziehen und die Erde eher austrocknen könne. Alte Nelkenſtöcke, oder auch die Ableger, welche man den Winter über in Töpfen unterhalten will, können bis zu dem November im Garten ſtehen bleiben, indem die Reife und ſchwachen Nachtfröſte ſolche nicht beſchädigen; hernach kann man ſie auf einen luftigen Saal bringen und daſelbſt wohl austrocknen laſſen, welches höchſt nöthig iſt, wenn man ſie im Keller aufbehalten will. Im December kann man ſie in Keller tragen, welcher trocken ſeyn muß, daſelbſt entweder auf den Boden oder auf hölzerne Poſtamente ſetzen, und die ganze Zeit, als ſie daſelbſt ſind, nicht begießen, den Keller aber vor eindringendem Froſte verwahren. Mit Frühlings Anfang ſchaffet man die Töpfe wieder aus dem Keller, ſetzet ſolche anfangs wieder an einen bedeckten luftigen Ort, begießt ſie ſparſam, wiederholet dieſes ſo oft die Erde obenher trocken iſt, und unterhält ſie ſo lange an dieſem Orte, bis die Nachtfröſte aufhören und die Bäume anfangen auszuſchlagen, da ſie denn in den freyen Garten geſetzet und beſſeres Wachsthums wegen umgeſetzet, an den Wurzeln beſchnitten, und die Töpfe mit friſcher wohl zugerichteter Erde erfüllet werden. Senker, wenn ſie vom alten Stocke abgenommen werden, werden auf dieſe Weiſe nicht füglich den Winter über aushalten; hätte man aber keine andere Gelegenheit zur Auswinterung, ſoll man ſolche nicht abſchneiden, ſondern an den Stöcken ſtehen laſſen und beyde zugleich mit einander in den Keller bringen. Da aber dieſer Weg allemal unſicher, auch beſchwerlich iſt, kann man lieber die Abſenker

von dem Stocke löſen, dieſe in den freyen Garten pflanzen, und daſelbſt auch den Winter über ſtehen laſſen; man wird ſolche im Frühjahre in dem beſten Zuſtande wieder finden und daraus ſtärkere Stöcke erhalten, als wenn ſie im Gewächshauſe oder einer temperirten Kammer in Töpfen oder Käſten überwintert worden. Man darf auch wegen des Ortes im Garten keine beſondere Wahl treffen; der Schnee, welcher in ſchattichten Oertern länger liegen bleibt, wird ihnen mehr zum Schutze gereichen, als daß daraus Schaden entſtehen möchte. Nur tief gelegene Beete, wo ſich das Waſſer ſammeln kann, ſind dazu nicht geſchickt. Stöcke, welche im Lande unterhalten werden, haben auch noch dieſes voraus, daß ſie nicht roſtig und von keinen Läuſen angeſtecket werden. Im Frühjahre wird an dieſen Pflanzen öfters die Wurzel mehr, als nöthig und nützlich iſt, außer der Erde ſtehen, oder von dem Froſte in die Höhe gehoben worden ſeyn, da denn die Wurzel mit Erde zu bedecken und an den Boden anzudrucken iſt. Wie lange dieſe überwinterten Stöcke im Lande zu laſſen, iſt willkührlich. Je länger ſie daſelbſt ſtehen, je ſtärker werden die Stöcke, und je geſünder erhalten ſie ſich; wenn ſie aber zu ſpindeln anfangen, ſoll man mit der Verſetzung nicht länger verweilen, man müßte ſie denn auch bey der Flor daſelbſt wollen ſtehen laſſen. Die Auswinterung im freyen Lande hat Herr Grotian auf das beſte empfohlen, und unſere Erfahrungen ſtimmen damit völlig überein. Indeſſen haben wir doch in einem Winter, als ſtrenge Kälte ohne Schnee eingefallen, vielen Verluſt erlitten, daher wir immer unſere Senker theilen und einen Theil ins Land pflanzen, den andern in Käſten ſetzen, und dieſe den Winter über im temperirten Glashauſe unterhalten.

Wer an einer ſchönen Nelkenflor Vergnügen findet, wird ſolche durch eigenen Fleiß zu verſchönern bemühet ſeyn. Er wird die Spindeln gehörig an die beygeſetzten Stäbe befeſtigen, die überflüßigen Blüthen bey Zeiten wegnehmen, den Kelch an einigen Orten öffnen, ſolchen auch nach Befinden größtentheils wegſchneiden, um das regelmäßige Ausbreiten der Blumenblätter zu befördern; unter die Blumenblätter um den Kelch ein rund geſchnittenes Papier oder Kartenblatt legen, und dadurch die Blumenblätter ausgebreitet erhalten; dieß Ausbreiten der Blätter durch einige Hülfe mit den Fingern befördern; über die Blüthen, um ſolche länger zu erhalten, ein blechernes Hütchen oder eine gläſerne Bedeckung, dergleichen Miller beſchrieben, anbringen,

geu, und vorzüglich zu verhindern ſuchen, damit weder der Stock noch die Blume durch Gewürme beſchädiget werden. Die bereits erwähnten Ohrwürmer finden ſich häufig bey den Blumen ein, kriechen in ſelbige, freſſen die Blumenblätter unten an, worauf ſelbige in kurzer Zeit alle ausfallen. Man verhindert dieſen Beſuch, wenn man lockere Baumwolle um die Nelkenſtängel herumwindet, über welche der Wurm nicht wegkriechen kann, iſt aber dieſe Wolle vom Regen naß geworden, ſo kann ſie nicht ferner ſchützen. Wenn kleine Tuten von Papier an die Stäbchen geheftet werden, ſetzen ſich die Ohrwürmer darein, und man kann ſie auf ſolche Art fangen. Noch ſicherer iſt es, jeden Scherbel in ein Näpfchen, worinnen Waſſer iſt, zu ſtellen, indem die Würmer nicht über das Waſſer kriechen können. Die kleinen grünen Läuſe ſind noch weit ſchlimmere Gäſte. Der ganze Stock iſt in Gefahr einzugehen und ein Stock ſtecket den andern leicht an. Die Gelegenheit dazu giebt theils die Erde, wenn ſie zu gekünſtelt, zu fett, ſchwer und naß iſt, theils das überflüßige Begießen, theils die Schwäche des Stockes und vielleicht noch andere Urſachen. Die noch neue Weidenerde enthält viel Stoff zu Würmern. Das beſte Mittel iſt, dergleichen Stock aus dem Scherbel in das Land zu pflanzen, da ſich die Läuſe bald verlieren, und die Stöcke erholen werden. Andere Mittel ſchlagen öfters fehl. Dergleichen ſind: die Stöcke, wenn noch der Thau darauf liegt, mit Tabacksaſche zu beſtreuen; die Blätter mit einem Waſſer, worinnen bittere Kräuter abgekochet worden, zu beſtreichen; mit angezündeten Schwefel zu beräuchern, vielleicht auch mit zart geſtoßenen Schwefel zu beſtreuen. Der Schwefeldampf verändert die meiſten Farben der Blumen, daher ſolches nicht in der Blüthzeit ſtatt findet.

Obgleich die Stammmutter aller unſerer Gartennelken keinen Geruch hat, ſo findet man doch viele Stöcke in den Gärten, deren Blüthen dergleichen und zuweilen einen ſtarken und angenehmen von ſich geben. Die am wenigſten von Nelkenliebhabern geachteten, ſonderlich die dunkelrothen einfärbigen, übertreffen darinnen alle andern, und ihr Geruch kömt den Gewürznelken faſt gleich, und dieſe ſind es auch, welche man in der Arzneykunſt zu gebrauchen pfleget. Man hält ſie mit Recht für ein ſtärkendes Mittel, wodurch zugleich die unmerkliche Ausdünſtung befördert wird. Da aber die Blumenblätter bey den Trocknen viel verlieren, verfertiget man daraus einen Syrup, Eſſig und Tinctur; die beyden letzten ſind auch wegen der Säu-

re ein vortreffliches Mittel bey hitzigen Krankheiten.

Nelke, indianiſche, S. Stundenblume.

Nelke, Königs- oder Mutternelke, S. Gewürznelke.

Nelke, See- oder Meer- S. Wieſenkraut.

Nelke, ſpaniſche, S. Pfauenſchwanz.

Nelkenbaum.

S. Kleinia.

Nelkenkraut.

S. Nägelkraut.

Nelken- oder Nägelnuß.

Nägleinnuß, Nuß aus Madagaſcar, Nux caryophyllata, iſt eine Nuß, von Größe der Muſcatennuß, aber runder und bräuner, und anbey leichter; ſie riecht und ſchmecket wie Nelken, jedoch nicht ſo ſtark, und enthält einen kleinen Saamen. Sie wird aus Madagaſcar gebracht, und iſt die Frucht eines Baumes, welcher daſelbſt Ravendſara genannt wird.

Nelkenrinde.

Nelkenrinde oder Nelkenzimmt, Caſſia caryophyllata offic. iſt eine dünne, röthliche, oder röthlich braune Rinde, welche in länglicht runde Röhren gerollet iſt, und einen Nelkengeruch und ſtarken gewürzhaften Geſchmack hat; dieſer ſcheint zwar anfänglich aus Zimmt und Nelken vermiſchet zu ſeyn, jener aber verliert ſich gar bald und der Nelkengeſchmack bleibt allein übrig, wodurch die Zunge ſtark angegriffen wird. Es kömmt dieſe Rinde mehrentheils über Liſſabon, und der Baum, von welchem ſelbige genommen wird, wächſt in Braſilien, Madagaſcar, auf der Inſel Cuba, u. ſ. f. Man hält davor, daß ſelbiger der vielblümichte Nelkenmyrtus, Myrtus caryophyllata Linn. ſey, welchen wir bereits an ſeinem Orte beſchrieben haben. Die Nelkenrinde hat mit den Gewürznelken einerley Eigenſchaft, es wird auch öfters das Pulver davon unter die geſtoßenen Nelken gemiſchet; die Gewürznelken aber ſind viel theurer, auch viel kräftiger als dieſe Rinde, obgleich Herr Lewis daraus ein viel ſtärkeres weſentliches Oel erhalten haben will. Cartheuſer hat aus einem Pfund Rinde nur einige Tropfen Oel, und zwar auf dem Waſſer ſchwimmend erhalten, da hingegen das Nelkenöl im Waſſer unterſinket.

Nelkenſteine.

Caryophyllus lapideus, ſind verſteinerte Glieder eines Meerinſects, welche von einigen für verſteinerte Stacheln einer gewiſſen Art

Art Meerſterne, andere für verſteinerte Stacheln des Seeigels halten. S. Vogel Mineralſyſt. S. 234. und Lehmans Mineral. S. 103.

Nelkenwurzel.

S. Benedictkraut.

Nepheleum.

Dieſes, vom Herrn von Linne' beſtimmte, Pflanzengeſchlechte neñt Herr Planer Striegel, vermuthlich wegen des Beynamens lappaceum, welcher dieſer Pflanze gegeben worden. Sie wächſt in Oſtindien und zeiget an dem holzichten Stängel gefiederte Blätter, welche aus zwey Paar eyförmigen Blättchen beſtehen. Männliche und weibliche Blumen ſtehen getrennet, jedoch auf einer Pflanze. Beyde haben kein Blumenblatt; die männlichen beſtehen aus dem fünffach eingekerbten Kelche und fünf Staubfäden, bey den weiblichen iſt der Kelch nur vierfach eingeſchnitten und umgiebt zween Fruchtkeime, jeden mit zween Griffeln beſetzet. Es folgen zwo trockene, borſtige Steinfrüchte.

Nept. S. Katzenmünze.

Neptunusdoſe.

S. Joppedoublet.

Auch zwo Arten von Corallen haben vom Neptunus ihre Benennung erhalten. Die eine gehört zu den Punctcorallen, und heißt *Neptunusmanſchette* oder auch *Spitzencoralle*, Madrepora cellulosa Linn. Es iſt ſelbige nicht dicker, als ſtark Papier, blätterichт gebogen und gekräuſelt gewachſen, röthlicht oder gelblicht, mit länglichten Löcherchen ganz durchbrochen, trichterförmig gebogen und auf verſchiedene Art durch einander gewachſen. Die Löcherchen ſtehen eins um das andere, und einigermaßen reihenweiſe bey einander. Zwiſchen den Löcherchen iſt die Oberfläche noch mit faſt unſichtbaren Poris durchſtochen, welche die Röhrchen ſeyn ſollen, worinnen die Polypen wohnen. In dem adriatiſchen Meere befinden ſich dergleichen über einen halben Schuh Höhe; weil dieſe aber leicht zerbrechlich ſind, wird man in den Cabinettern nur Stücke von zween bis drey Zoll finden. Müller hat in dem Linnäiſchen Syſtem eine Abbildung davon gegeben

Die andere iſt von dem Geſchlechte der Sterncorallen und heißt die

Neptunusmütze oder polniſche *Mütze*, Madrepora pileus Linn. Nach des Hrn. v. Linne' Beſchreibung ſtellet ſolche einen einfachen, länglichten, erhabenen Stern vor, der gleichſam aus kurzen, zuſammengehäuften Blätterchen beſteht, an der untern Seite hohlrund iſt und keinen Stiel hat.

Nach

Nach Herrn Pallas Beſchreibung iſt ſelbige wie eine Glocke geſtaltet, rund oder länglichtrund, und öfters einen Schuh im Durchmeſſer groß. Die Blätterchen, welche die Strahlen machen, ſind ſtark gezacket, eines um das andere groß und klein und unterbrochen, um in den Gruben neue Strahlen zu fortgeſetzten Sternen abzugeben. Inwendig haben ſie Gruben und Körner mit einigen ſtumpfen Spitzen. Indien, auch das rothe Meer, liefert dergleichen.

Als eine Nebenart verbindet Herr Müller damit die Sternſchnecke, Madrepora limax. Dieſes iſt ein ſchmaler und langer ſternförmiger Seeſchwamm und faſt wie der Seemaulwurf beſchaffen. Man findet dergleichen am Strande der Inſel Amboina.

Neptunusmanſchette.

S. Granatapfel unter den Purpurſchnecken.

Neptunusſchaft.

S. Gießkanne.

Nereis.

S. Seetauſendbein.

Neriten.

Nereis bedeutet nach der Fabelgeſchichte die Seenymphen, welche für die Töchter des Nereus und der Doris ausgegeben wurden. Herr von Linné bedienet ſich dieſer Benennung bey den Würmern auf zweyerley Art, und nennet das eine Geſchlechte Nereis, das andere Neriten, nach Herr Müllern aber heißt jenes Seetauſendbein und dieſes Schwimmſchnecke. Wir werden auch unter dieſem deutſchen Namen davon handeln. Erinnern hier nur, wie die Herren von Linné und Geoffroi in Beſtimmung des letztern Geſchlechts oder der Neriten mit einander nicht übereinſtimmen; indem der Ritter nach dem durchgehends angenommenen Satze nur auf die Schale ſieht, und diejenigen Neriten nennt, welche einfach gewunden, bäuchicht, und unten platt ſind, und deren Mündung nur in einem halben Kreiſe beſteht, und mit einem halbmondförmigen Deckel verſehen ſind. Nach Hr. Geoffroi aber ſind alle diejenigen Neriten, in deren einfachen, beynahe kegelförmig gewundenen und mit einem Deckel verſehenen Gehäuſe eine Schnecke wohnet, die zween Fühlhörner hat, an deren äußern Seite unterwärts die Augen ſitzen.

Nerititen.

Nerititi, ſind eine Art verſteinerter Meerſchnecken, welche ſich nicht in eine Spitze ſchließen, ſondern rund ſind und eine halbrunde platte Oeffnung haben. Wallerius Mineral. S. 472.

Nerve.

Neruus. Bey den Alten wird dieſes Wort in einem ſehr weitläuftigen Verſtande genommen und werden von ihnen darunter nicht nur die eigentlichen Sehnen und Bänder, ſondern auch ſogar die Muskeln begriffen. Nach dem jetzigen Sprachgebrauche aber verſteht man hierunter kleine, weißliche, jedoch eben nicht glänzende und runde Schnüre, welche vom Gehirne herabkommen, vornehmlich einer außerordentlichen Empfindung fähig und übrigens an ſehr vielen Orten im Körper anzutreffen ſind. Sie ſind ein ſo weſentliches Stück eines thieriſchen Körpers, daß ſie eben den eigentlichen Theil abzugeben ſcheinen, wodurch alle Gegenſtände dieſes ganzen Reichs ſich von den übrigen, beſonders den Pflanzen und vegetabiliſchen Körpern unterſcheiden. Man findet ſie daher auch in allen denjenigen Thieren, die ein Gehirn und Rückenmark haben, wie auch in den zarteſten Inſecten und Schaalwürmern. Seitdem man nach neuern Erfahrungen und beſtätigten Gründen die Polypen und andere Pflanzenthierchen in das Thierreich aufgenommen, kann man ſelbigen auch unmöglich dieſen wichtigen Theil abſprechen und darum nicht füglich von ihnen den Unterſchied entbehren, der ſie von den vegetabiliſchen Körpern trennen ſollte, ob man ſie gleich, wegen der äußerſten Zartheit dieſer Thierchen, bey ihnen noch nicht augenſcheinlich darthun können. Urſprünglich nehmen die Nerven alle aus dem großen und kleinen Gehirne ihren Anfang, welches derjenigen Entſtehungsart, die man nämlich ſonſt in das verlängerte und in das Rückenmark geſetzet, gar nicht widerſpricht, da man weis, daß die Markfiebern des großen und kleinen Gehirns in dem verlängerten Marke ſich in eins vereinigen und zuſammenkommen und das Rückenmark als ein wirklicher Fortſatz von jenem anzuſehen iſt. Es iſt daher das Mark das erſte und weſentliche Beſtandtheilchen eines Nerven, welches er aus dem verlängerten oder aus dem Rückenmarke gleichſam als eine Fortſetzung in ſich nimmt; dergeſtalt, daß der markichte Theil des Nerven jenem Marke, dem äußerlichen Anſehen, Farbe, und übrigen Beſchaffenheit nach vollkommen ähnlich ſieht, und eben ſo weich, mürbe und weiß und ohne Schnellkraft und Dehnbarkeit iſt. Dieſen Umſtand anlangend und die übrigen Nerventheile betreffend, findet ſich auch zwiſchen dem Nerven eines Menſchen und dem Nerven eines vierfüßigen Thieres, oder Vogels, oder Fiſches, oder auch der Inſecten und anderer kleiner Thiere, die genaueſte Uebereinſtimmung. Eine

ne ſolche Nervenſchnure beſteht alſo aus einem Gepäcke oder Bündel unendlich kleiner weißer markichter Fäden oder Nervenfäſerchen, welche nicht nur vermittelſt eines zarten Zellgewebes unter einander zuſammenhängen und dadurch ihre Feſtigkeit bekommen, ſondern welche auch äußerlich in einer zarten häutichten Scheide eingewickelt und verſchloſſen liegen. Dieſe äußerliche Bedeckung ſoll nach den neueſten Entdeckungen eines berühmten Zergliederers lediglich von der dünnen Gehirnhaut herrühren, indem die dicke Hirnhaut dem Nerven zwar von ſeinem Urſprunge an bis an diejenige Stelle begleite, wo er durch ein Loch oder andere Oeffnung ſich aus der Hirnſchale herausſchleicht, ſich aber nachher zurückſchlage und den Nerven ganz verlaſſe, den einzigen Sehnerven ausgenommen, welcher wirklich noch mit dieſer dickhäutichten Scheide überzogen iſt. Außerdem beſitzen ſelbige auch ihre rechten abführenden und zuführenden Blutgefäße, welche ſich beſonders nach einer vorhergegangenen Entzündung deſſelben, oder auch nach dem Einſprützen einer gefärbten Maſſe in ein benachbartes Gefäß mit bloßen Augen entdecken laſſen, und vielleicht laſſen ſich nach den Regeln der Aehnlichkeit auch vorhandene Waſſergefäße und lymphatiſche muthmaßen. Die Nerven haben nicht alle einerley Grad von Feſtigkeit, ſondern einige derſelben ſind feſter, als die andern, auch einerley und eben dieſelben Nerven hin und wieder mehr oder weniger weich oder feſt Ueberhaupt wird man gewahr, daß ſie alle bey ihrem Urſprunge, und ſo lange ſie ſich noch innerhalb der Hirnſchale und der Rückgradshöhle befinden, weicher, als außerhalb derſelben ſind. Ja es ſcheint ſogar, als ob die Nerven, je weiter ſie von der Gehirnmaſſe abſtehen, deſto mehrern Zuwachs an Feſtigkeit gewinnen, daher nicht nur diejenigen deſto weicher ausfallen, welche am kürzeſten ſind, ſondern auch die langen Nerven, welche ſich im Körper weit ausbreiten, in Vergleichung mit jenen, allemal feſter und härter anzufühlen ſind; welchen Unterſchied man ſogar an ſolchen Nerven wahrnimmt, welche ſich gleich anfangs in zween große Zweige von ungleicher Länge zerſpalten. Doch iſt der Grund dieſer Verſchiedenheit nicht ſowohl in der innern Beſchaffenheit des Nerven, weil ſelbiger aus einerley Markfiebern durch ſeine ganze Verlängerung hindurch beſteht, als vielmehr in der äußerlichen Bekleidung und dem dichtern oder lockern Zellgewebe zu ſuchen. Es unterſcheiden ſich alſo die Nerven von den Gefäßen, mit welchen ſie übrigens einige Aehnlichkeit haben, vornehmlich darinnen, daß

ſie nicht ſo wie jene einen eigenen Kanal ausmachen, ſondern daß ſelbige aus vielen neben einander gelegten feinen markichten Röhrchen beſtehen, welche durch ein Zellgewebe aufs genaueſte mit einander verbunden ſind, und deren jedes in unendlich kleinere, und nicht ſowohl einfache und feſte, als vielmehr ebenfalls hohle Markfaſern theilbar iſt, welches ſich aus der ähnlichen Bauart anderer Theile des Körpers muthmaßen läßt. So oft aus einem großen Nervenſtamme ſich kleinere Aeſte und Zweige abſondern, ſo geſchieht es dadurch, daß einige ſolche markichte Röhren von der Summe des ganzen Bündels abgehen, und daher dem Hauptſtamme an der Structur und Zuſammenhange der Markfaſern völlig ähnlich bleiben, auch daß ſie vom Anfange ihrer Zeräſtelung an bis an ihr äußerſtes Ende immerfort einerley Umfang und Durchſchnitt behalten. Dieſe Zweige verbreiten ſich nicht nur in den benachbarten Theilen, ſondern gehen auch zuweilen nach entferntern hin, oder geben auch wohl wieder noch kleinere Aeſtchen von ſich. Die vom Hauptnerven vorhin abgegangenen Fäden kommen entweder wieder zu ihm, oder zu einem von ſeinen Zweigen und vereinigen ſich aufs neue mit ihm, oder auch zu einem ganz andern nahe gelegenen Nerven, deſſen Dicke ſie alsdenn vermehren. Sehr oft ereignet es ſich auch, daß der Nerve im Fortgehen ſogar ſtärker wird, wenn nämlich zween Nerven in einen einzigen Stamm zuſammenwachſen. Sowohl die Nervenſtämme, als die größern Aeſte haben auch hin und wieder ziemlich dicke Stellen, welche beynahe das Anſehen haben, als ob der Nerve um und um geſchwollen wäre. Man nennt dergleichen dicke Abſätze einen *Nervenknoten*, Ganglion, und findet dergleichen von verſchiedener Größe, doch übertreffen ſie niemals eine kleine Bohne, oder ziemlich große Erbſe. Sie ſind länglicht rund, zwar nicht völlig ſo zart, als der Nerve ſelbſt, jedoch aber härter, als die äußerliche Subſtanz des Gehirns, mit welcher ihr innerer Bau und Beſchaffenheit ziemlich übereinkömmt; indem ſie nämlich inwendig beynahe weißgrau, mit wenig röthlichen durchmiſchet, auch überhaupt voller Blutgefäße ſind, die beſonders nach dem inwendigen Theile des Knotens ſelbſt hineingehen. Der Nerve, an welchem ein ſolcher Knoten iſt, geht nicht etwa gerade durch ſelbigen hindurch, ſondern vertheilet ſich, wenn er an dem einen Ende hineingekommen, in lauter kleine Enden und Fiebern, die ſich bis gegen die Mitte des Knotens erſtrecken, und ſich alſo in der erſten Hälfte deſſelben verbreiten und zuletzt verlieren;

lieren; in der andern Hälfte aber ſammlen ſich andere neue, den vorigen völlig ähnliche Fäden, daß alſo aus dem andern Ende des Knotens ein Nerve, der dem erſtern an Geſtalt und Dicke völlig gleich iſt, ſich wiederum herausſchleicht. Der Nutzen dieſer knotichten Abſätze iſt ſo ungewiß, daß man ſich mit bloßem Muthmaßen behelfen und begnügen muß, nach welchen ſie von einigen gleichſam für beſondere Nervenherzen angeſehen werden; andere, von der großen Aehnlichkeit verleitet, die man in Betrachtung des äußern Anſehens und der Structur an ihnen mit der auswendigen Subſtanz des Gehirns wahrnimmt, ſie für eben ſo viel beſondere kleine Nervengehirne ausgeben. Ferner trifft man auch an einigen Stellen des Körpers, abſonderlich in der Brusthöhle und in der Bauchhöhle eine Menge dünner nervichter Zweige oder Nervenfaſern, dergeſtalt und ſo unordentlich unter einander verwickelt und verworren an, daß es eben ſo wenig möglich, ſie aus einander zu wickeln, als einen verworrenen Büſchel Haare, oder ein Bündel unter einander verdreheter Zwirnsfäden wieder in Ordnung zu bringen. Eine ſo außerordentliche Verwickelung der Nervenfäden nennt man eine *Nervenflechte*, plexus neruorum, die von jenen ſich vornehmlich dadurch unterſcheiden, daß ſie keine Blutgefäße in ſich haben, doch geſchieht es auch, daß man manchmal an ihnen noch beſondere Knoten wahrnimmt, welches alsdenn *knotichte Nervenflechten*, plexus gangliformes, heißen. Die Nerven verbinden ſich auch noch überdieſes unter einander vermittelſt ihrer häufigen Seitenzweige, welche nicht nur aus den größern Zweigen eines und eben deſſelben Nervenſtammes entſtehen und mit einander wieder zuſammengehen, ſondern es geſchieht auch die Verbindung durch dieſe Seitenzweige hin und wieder im Körper mit den Nervenzweigen eines ganz andern und fremden Urſprungs. Die Art dieſer Verbindung der Nerven durch Zweige unterſcheidet ſich auch von derjenigen, welche dem Syſtem der Gefäße üblich iſt, daß nicht ſowohl zwo entgegengeſetzte Mündungen auf einander paſſen und mit einander in eins zuſammengehen, als daß vielmehr die abgehenden Nervenfäden des einen ſich an die Nerven des andern anſchließen und ſo beyde zugleich mit einander in eins fortgehen. Auf dieſe Art erſtrecken ſich die Nerven zu allen, ſelbſt den geringſten Theilen des Körpers, verbreiten ſich mit ihren kleinſten Fäden dergeſtalt darinnen, daß ſie ſogar einen Theil derſelben ausmachen, und ſehr vieles zu ihrem allgemeinen Baue mit beytragen helfen,

und verlieren ſich endlich unvermerkt. Von dieſen letztern Enden läßt ſich nicht viel ſagen, weil ſie für das Auge beynahe zu klein ſind, als daß ſie ſich durch optiſche Kunſtgriffe gehörig ſollten vergrößern laſſen. Dieſes einzige weis man, daß die meiſten entweder mit einer feinen, markichten, ſchleimichten Haut, oder mit eben ſo zarten und weichen Nervenwärzchen aufhören. Nach den neueſten Verſuchen des berühmten Herrn von Haller, welche er mit der größten Genauigkeit, und zu wiederholten malen angeſtellet, will derſelbe die Nerven weder elaſtiſch, noch ſonſt reizbar befunden haben, da ſie ſich, wenn man ſie auch ſo gar an lebendigen Thieren zerſchnitten, oder ſonſt mit einem ſcharfen Körper an ſie gekommen, weder zuſammen, noch zurückgezogen haben, wodurch denn, wenn die Sache völlig gewiß ſeyn ſollte, ein uralter und von jeher für unumſtößlich angenommener Grundſatz über den Haufen fiel. Da denn nun die Nervencanäle ſo genau mit dem Gehirne und Rückenmarke zuſammenhängen, und ſogar darinnen ihren Urſprung gewinnen, wer ſollte wohl zweifeln, daß man nicht ſelbige gleichſam als die Ausführungsgänge einer in dieſem Eingeweide abgeſonderten Flüßigkeit anſehen könne? dieſes wäre nun nämlich der Nervenſaft und ſo wenig man auch weder dieſe äußerſt feine und geiſtige Flüßigkeit mit vergrößerten Augen wahrnehmen, noch ob in den Nerven ein wirklicher hohler Durchgang befindlich ſey,! bisher augenſcheinlich darthun können, ſo ſcheinen uns doch verſchiedene andere Beobachtungen dergleichen wahrſcheinliche Muthmaßungen gleichſam abzunöthigen. Wie könnte ſonſt wohl irgend von einem zerſchnittenen oder unterbundenen Nerven die Empfindung, Bewegung und ſeine Ernährung desjenigen Gliedes, zu welchem derſelbe gehöret, unterbrochen werden, wenn nicht eben hierdurch der freye Einfluß des Nervenſaftes in die verlängerten Nervenfiebern gehemmet worden wäre, zumal da man ſieht, daß über einem ſolchem Verbande, und alſo zwiſchen dieſem Orte und dem Gehirne dergleichen nicht geſchieht, ſondern ſich noch alles im vorigen und natürlichen Zuſtande befindet? Wenn es ferner wahr, daß in dem Gehirne eine ſolche Flüßigkeit abgeſondert werde, deren Nothwendigkeit ſowohl aus der ganz beſondern künſtlichen und eigenen Bauart des Eingeweides, als auch aus der Menge des Blutes, welche demſelben zugeführet wird, erhellet, wohin ſollte ſich wohl ſelbige anders, als in eben ſolche Canäle ergießen, welche theils aus der Maſſe dieſes Eingeweides ſelbſt ihren Urſprung nehmen,

nehmen, theils in Anſehung ihrer Subtilität einem eben ſo feinen Safte vollkommen angemeſſen und gleich ſind? Man muß alſo zugeben, daß die hohlen Nervenröhrchen geſchickt ſind, dem Nervenſafte einen ſtandesmäßigen Aufenthalt und einen freyen Durchgang zu verſtatten, und daß eben hierdurch die Nervenſtränge die Kraft beſitzen, den Theilen, zu welchen ſie gelangen, auf verſchiedene Art die Fähigkeiten zur Bewegung und Empfindung mitzutheilen, auch auf gewiſſe Weiſe einige Nahrung zu verſchaffen. Es wird eben ſowohl eine Empfindung, als Bewegung hervorzubringen ein gewiſſer Gegenſtand vorausgeſetzet und erfodert, von welchem nämlich auf eine uns unbekannte Art ein ſchneller und heftiger Antrieb des Nervenſaftes in den Nervenröhren verurſachet wird, wodurch dieſe zugleich mit in zitternde Schwingungen verſetzet werden, welche denn wieder die Urſache zur fernern Beförderung und Fortpflanzung des Nervengeiſtes in den fortlaufenden Nervenröhren abgeben müſſen. Die Bewegung des Nervenſaftes, oder die Richtung ſeines Ganges in den Nervenröhrchen erfolget auf eine doppelte Art, nämlich entweder von innen nach außen, d. i. von dem Gehirne nach den äußern Theilen, oder von außen nach innen, nämlich von den äußern Nervenſpitzen nach dem Gehirne zu, je nachdem nämlich die Gegenſtände ihre Eindrücke zuerſt äußerlich oder innerlich gemachet haben, und je nachdem hierdurch die zitternden Schwingungen der Nervenfiebern ſich entweder äußerlich oder iñerlich angefangen haben. Dieſes macht den ganzen Unterſchied zwiſchen der Bewegung und Empfindung aus, und hat es damit folgende Bewandniß. Man ſehe das Bewußtſeyn und den überlegten Entſchluß der Seele als den Gegenſtand an, welcher ſich im Gehirne zuerſt erzeuget, wenn eine Bewegung der Glieder geſchehen ſoll, worauf denn alsbald der feine Nervenſaft durch die zitternden Schwingungen der Nervenfaſern zu demjenigen Orte oder Gliede fortgepflanzet wird, welches geſchickt iſt, dieſer Verrichtung vorzuſtehen, und hieraus erfolget alsdenn die eigentliche Handlung der Bewegung. Mit der Empfindung verhält es ſich gleichſam auf eine umgekehrte Art, indem nämlich derjenige äußerliche Gegenſtand, welcher auf ein ihm angemeſſenes Werkzeug einen Eindruck gemachet, zuerſt, die letzten Nervenſpitzen berühret, welches denn dem Nervenſafte einen ſchnellern Trieb mittheilet, durch die, eben hiervon in zitternde Schwingungen verſetzte, Nervenröhrchen von dem Orte der Berührung an nach dem Gehirne zu gleich-

gleichſam fortzuſchießen, daß daher die Empfindung deſſelben von außen nach innen fortgepflanzet wird. Je häufiger daher der Nervenſaft vorräthig iſt, und je jäher ſelbiger durch die markichten Nervenfaſern hindurchgeht, in deſto heftigere zitternde Schwingungen werden dadurch ſelbige verſetzet, und entſteht hieraus eine deſto ſchärfere Empfindung, oder ſtärkere Bewegung. Da endlich von allzuvielen Wachen, von anhaltenden und langwierigen Arbeiten, oder auch von übermäßig getriebenen Liebeswerke die Theile unſeres Körpers mager und ausgezehret, und eben hierdurch zur Empfindung und Bewegung ſtumpf und unbrauchbar gemachet werden, ſo läßt ſich hieraus die höchſt wahrſcheinliche Muthmaßung folgern, daß die Nerven ſolchen Theilen auch eine nahrhafte und ſtärkende Flüßigkeit, welche blos in dem Nervenſaft beſtehen muß, zuführen mögen. Es gehen aber alle Nerven überhaupt entweder aus der Hirnſchale, oder aus der Höhle des Rückgrades unmittelbar heraus. Dieſes iſt der Grund einer doppelten Haupteintheilung, nach welcher man ſie entweder als Gehirnnerven oder als Rückenmarksnerven betrachtet. Unter den erſteren oder den Gehirnnerven, Nerui cerebri, werden alle diejenigen begriffen, welche unmittelbar aus dem Marktheile des Gehirns oder Hirnleins ſelbſt entſpringen, und ſich durch allerhand Löcher oder andere Oeffnungen aus der Hirnſchalenhöhle herausſchleichen, und zu verſchiedenen Theilen des Körpers außer derſelben gelangen. Man rechnet derſelben gemeiniglich neun Paar, welche in folgenden Verſen verfaſſet ſind:

Olfaciens, cernens, oculosque mouens, patiensque,
Guſtans, abducens, audiensque vagansque, loquensque.

1) Der Geruchs- oder große Naſennerve, Neruus olfactorius, machet das erſte Paar der Nerven des Gehirns aus, welches ſeinen Urſprung von dem unterſten Theil der geſtreiften Körper nimmt, in Geſtalt zweyer dicker kolbichter oder keulenförmiger Marktheile zum Vorſchein kömmt, hernach mit getheilten Fäden durch die Löcher des Siebknochens hindurchgeht, und endlich in ſehr vielen Zweigen ſich durch die ganze Schleimhaut verbreitet, und zuletzt darinnen verliert. Sowohl der Urſprungsort als die ganze Richtung und Ausbreitung dieſes Nerven wird bey allen vierfüßigen Thieren, ingleichen bey den Vögeln, Zwitterthieren, Fiſchen, und Inſecten einerley angetroffen.

2) Der Sehenerve oder Augapfelsnerve, Neruus opticus, iſt

iſt das zweyte Paar, welches ſich ebenfalls in dem Vordertheile des Gehirns herausſchleichet, oder gleichſam aus den ſogenannten Kammern der Sehenerven, thalami neruorum optici, verlängert. Beyde laufen, nachdem ſie kaum aus dem Gehirne herausgekommen, kreuzweiſe in eins zuſammen, theilen ſich bald darauf wieder, und gelangen einfach und jeder beſonders in Form einer ziemlich ſtarken Schnur durch die ſogenannten Sehelöcher in die Augenhöhle, ſetzen ſich daſelbſt, die hinterſten Häute des Augapfels durchbohrend, ohngefähr wie ein kleiner Fruchtſtiel, in denſelben ein, und gewinnen endlich in der netzförmigen Haut ihr Ende, welche darum als eine bloße Fortſetzung von ihnen anzuſehen, und von ihren feinſten Fäden ganz durchwebet iſt. Auch mit dieſem Paare hat es bey allen Thieren durchgängig einerley und eben dieſelbe Beſchaffenheit.

3) Der Bewegungsnerve des Auges, oder gemeinſchaftliche Nerve der Augenmuſkeln, Neruus oculorum motorius. Dieſes dritte Nervenpaar des Gehirns iſt viel kleiner und dünner als die beyden vorhergehenden, und entſpringt auf beyden Seiten aus den Schenkeln des Gehirns dicht vor der Varoliſchen Brücke. Es theilet ſich derſelbe bald in ſechs Aeſte, wovon der erſte zu einem Muſkel des oberen Augenliedes, die folgenden vier zu einigen Muſkeln des Augapfels ſelbſt hingehen, und endlich der letzte ſich in den Häuten des Augapfels hin und wieder verbreitet. Bey Thieren ſoll dieſe Vertheilung anders geſchehen, indem auch bey ihnen der kleine linſenförmige Nervenknote, welchen man hier antrifft, viel anſehnlicher und merklicher iſt.

4) Der Rollnerve oder Nerve des oberen ſchiefen Augenmuſkels, Neruus patheticus ſ. trochleator. Dieſes vierte Nervenpaar iſt das kleinſte von den Gehirnnerven, und hat bisweilen einen einfachen, bisweilen auch einen doppelten Urſprung, kömmt aber allemal hinter den vier kleinen Erhöhungen aus dem verlängerten Marke zum Vorſchein. Es durchbohret ſelbiger die dicke Gehirnhaut, und geht durch die obere Spalte der Augenhöhle in die Augenhöhle ſelbſt hinein, ſchleichet ſich von da über die andern Nerven und Muſkeln des Augapfels hinweg, und begiebt ſich endlich in den oberen ſchiefen Rollmuſkel, in welchem er ſich verbreitet und ganz verliert.

5) Der getheilte oder dreyfache Nerve, Neruus diuiſus ſ. trigeminus, welcher auch von einigen guſtatorium genannt wird, weil nämlich ein Aſt hiervon auch nach der Zunge hingeht. Es entſpringt

ſpringt derſelbe auf beyden Seiten aus den olivenförmigen Erhöhungen des kleinen Gehirns, und theilet ſich, nachdem er kaum aus dem kleinen Hirnlein zum Vorſchein gekommen, bald noch unter der dicken Hirnhaut in drey beſondere Hauptäſte, nämlich a) in den Augenhöhlennerven, Neruus ophthalmicus ſ. orbitalis, welcher mit ſeinen kleineren Zweigen die Stirn, Thränengänge, und außenwendigen Theile der Naſe und überhaupt des Geſichtes verſieht. b) den obern Kiefernaſt, Neruus maxillaris ſuperior, welcher, nachdem er durch das runde Loch des Keilknochens aus der Hirnſchale herausgekrochen, allen daſelbſt befindlichen Theilen, als der Naſe, den Lippen, dem Gaumen, dem Zäpfchen, dem Zahnfleiſche, und der oberen Zahnreihe kleinere Zweige mittheilet. Von dieſem gehen, auch ſelbſt noch in der Hirnſchale, einer oder zween kleinere Zweige ab, welche ſich meiſtens zu dem folgenden Nervenpaare geſellen, und mit dieſem den Anfang des großen Ribbennervens, Nerui intercoſtalis, machen. c) den untern Kiefernnerven, Neruus maxillaris inferior, welcher durch das eyrunde Loch des Keilknochens aus der Hirnſchale herauskömmt, und ebenfalls mit andern kleinern Zweigen ſich durch die unterſte Zahnreihe, das Zahnfleiſch, und ſogar durch die Zungenfläche verbreitet, auch ſeitwärts ein dergleichen kleineres Aeſtchen gegen die Ohrenhöhle zurückſchlägt.

6) Der äußere Augennerve, Neruus abducens, welcher, als das ſechſte Paar der Gehirnnerven, aus derjenigen Erhöhung des verlängerten Rückenmarkes entſpringt, die man ſonſt die Varoliſche Brücke nennet. Die größte Portion deſſelben erſtrecket ſich vorwärts, und verbreitet ſich mit ſehr vielen Aeſten in dem abwärts beugenden Muſkel des Augapfels, davon er auch ſeinen Namen erhalten. Ein Theil deſſelben begiebt ſich, nachdem er die Hirnhaut durchbohret hat, nach den ſteinernen Pulsadergang, woſelbſt er einfach oder doppelt mit einem zurücklaufenden Zweige des obern Kiefernervens in eins zuſammengeht, und auf dieſe Art den anſehnlichen Ribbennerven, Neruus intercoſtalis, formiret. Dieſer ſchleichet ſich denn ſofort durch den ſteinernen Pulsadergang aus der Hirnſchale heraus, läuft längſt am Halſe und neben dem Rückgrade ſowohl durch den Ober- als Unterleib herab, bildet in dieſem Gange verſchiedene Nervenflechten und Nervenknoten, und iſt, da er theils dem Halſe, theils den Eingeweiden der Bruſt und der Bauchhöhle ziemlich anſehnliche Aeſte mittheilet, als einer der vornehmſten und wichtigſten

ſten Nerven des ganzen Körpers anzuſehen.

7) Der Gehörnerve, oder große Nerve des Ohres, Nervus acuſticus ſ. auditorius. Dieſes ſiebende Nervenpaar des Gehirns, welches auch der zweyfache Nerve genannt werden kann, entſpringt gleich anfangs zweyfach, oder mit zween getheilten Stämmen, welche dicht neben und aneinander liegen, aus dem Seitentheile der Varoliſchen Brücke an dem verlängerten Marke, wovon der eine der harte Theil, portio dura, der andere der weiche Theil, portio mollis, iſt. Letzterer geht durch das Loch des ſteinernen Knochens, und durch die verſchiedenen kleinen Löcher mit getheilten Fäden hindurch, verbreitet ſich durch den Irrgang, und ſelbſt durch die kleinſten Schlupfwinkel deſſelben, und ſtellet darum das vornehmſte Werkzeug des Gehöres vor. Erſterer oder der harte Theil hingegen geht durch den Waſſergang des Fallopius durch, und theilet ſich in zween Aeſte, wovon einer ſich in die Hirnſchale ſelbſt wiederum zurückſchlägt, und daſelbſt unter der dicken Hirnhaut fortgeht, der andere aber inwendig mit der Trommelſaite, als einem Aſte des fünften Nervenpaares, und zwar durch die letzten Nervenſpitzen in eine wechſelſeitige Verbindung tritt, und dergeſtalt ſowohl die Muſkeln, als die übrigen Theile der Trommelhöhle mit ſeinen Zweigen verſieht. Alles übrige dieſer harten Portion verbreitet ſich über das äußerliche Ohr, das Knochenhäutchen der Hirnſchale, die Muſkeln des Zungenbeins, der Lippen, Augenlieder, und der unter dem Ohre gelegenen Speicheldrüſe.

8) Der herumſchweifende oder vielfache Nerve, Nervus vagus. Es entſteht dieſes achte Gehirnnervenpaar an der äußerlichen Seite der Olivenkörper unter derjenigen kleinen Furche, wodurch die Varoliſche Brücke von dem Anfange des verlängerten Markes abgeſondert wird. Sie kommen anfänglich zwar mit vielen einzelnen Fäden zum Vorſchein, die ſich aber nachher bald vereinigen, und auf jeder Seite einen einzelnen Stamm ausmachen, welche neben den ſogenannten Seitenadergängen der harten Hirnhaut aus der Hirnſchale heraus, ingleichen der Länge nach am Halſe herunter, auch ferner durch die Bruſt nach dem Unterleibe zugehen, und ihre verſchiedenen Aeſte dem Luftröhrenkopfe, Schlundkopfe, der Zunge, dem Herzen, den Lungen, und vornehmlich dem Magen mittheilen. Von dem Stamme dieſes Nerven geht in der Bruſthöhle auf beyden Seiten ein ziemlich anſehnlicher Aſt ab, und zwar alſo, daß der Ur-

Urſprung des rechten etwas hö- her, des linken aber ein wenig tiefer ſich befindet, welcher ſich zu- rückſchlägt, die obern am Halſe befindlichen Theile mit allerhand Zweigen verſieht, und darum der zurücklaufende Nerve, Neruus recurrens, genannt wird. Uebri- gens verbindet ſich dieſes Nerven- paar uuterwegens hin und wieder durch Nervenflechten mit den Zungennerven, Genicksnerven, und mit den großen Ribbenner- ven.

9) Der äußere oder große Zungennerve, Neruus lingua- lis, welcher auch von einigen bis- weilen der Geſchmacksnerve, guſtatorius, genannt wird, ſtel- let das neunte Paar der Gehirn- nerven vor. Es entſpringt der- ſelbe ebenfalls auf beyden Seiten aus den olivenförmigen Körpern des verlängerten Markes, und vertheilet ſich, ſobald er die Hirn- ſchale verlaſſen, in mehrere klei- nere Zweige, welche ſich beſonders über die Muſkeln der Zunge, auch hiernächſt über verſchiedene andere hierum gelegene Theile ver- breiten, und zuletzt verlieren. Zu dieſen rechnen einige auch noch ein zehendes Gehirnnervenpaar, nämlich den ſogenannten Hinter- hauptsnerven, Neruus occipi- talis, welcher aber wohl mit mehrern Rechte zu den Rücken- nerven gehöret, weil ſein Ur- ſprung theils mehr aus dem Rü- ckenmarke, als dem verlängerten herzuleiten, theils auch weil er nicht wie die übrigen Gehirnner- ven durch ein ihm eigenes kleine- res Loch, ſondern durch das ge- meinſchaftliche Hinterhauptsloch der Hirnſchale herausgeht. Die zwote Hauptklaſſe der Nerven ſind die Rückennerven, Nerui ſpi- nalis medullae, oder ſogenann- ten Wirbelnerven, Nerui ver- tebrales, worunter man eigent- lich alle diejenigen verſteht, welche ſowohl unmittelbar aus dem Rü- ckenmarke ſelbſt ihren Urſprung nehmen, als auch welche unter- halb dem Hinterhaupte, und folg- lich erſt außer der Hirnſchale zum Vorſchein kommen. Dieſe Ner- ven haben es insgeſammt unter- einander gemein, daß ſie nicht ſo einfach wie jene, ſondern mit meh- rern Faſern aus dem Rückenmar- ke ihren Urſprung nehmen, inglei- chen daß ſie, ſobald ſie die Ge- hirnhaut durchbohren, in einem Nervenknoten zuſammenwachſen, und bald in einen vordern und hintern Aſt von einander gehen. Sie machen insgeſammt ohnge- fähr zwey und dreyßig bis drey und dreyßig Paare aus, und rich- tet man ſich in Anſehung ihrer Eintheilung am füglichſten nach der gewöhnlichen Eintheilung des Rückgrades. Es gehören alſo hieher:

1) die Nacken- oder Hals- wirbelnerven, Nerui ceruicis

ſ. colli. Es ſind deren gemeiniglich acht Paar, welche auf beyden Seiten durch die Löcher der Halswirbel, aus dem Rückenmarke hindurchbrechen, und mit ihren unzählichen kleineren Aeſten die Muskeln des Kopfes, des Halſes, des Schulterblattes, und des Oberarmes verſehen. Unter andern derſelben iſt der Zwerchfellsnerve, Neruus phrenicus ſ. diaphragmaticus, merkwürdig, welcher gemeiniglich aus dem dritten, vierten und fünften Paare entſteht, durch den Hals und die Bruſthöhle mitten hindurch, und in einer ſenkrechten Richtung herabſteiget, und mit ſeinen Zweigen ſich ſowohl über die ganze oberſte Fläche dieſes Eingeweides, als einen Theil der Hohlader verbreitet. Aus der Vereinigung des fünften und der folgenden Paare mit dem erſten Paare der Rückennerven entſtehen ſechs ſtarke und anſehnliche Armnerven, Nerui brachiales, welche allen Theilen der oberſten Gliedmaßen vorſtehen. Diejenigen, welche neun Halsnervenpaare zählen, rechnen hieher noch den ſogenannten Zuſatznerven, Neruus acceſſorius ſ. ſpinalis Williſii, der zwiſchen dem dritten und vierten Halsnerven aus dem hinterſten Theile des Rückenmarkes entſpringt, durch das große Hinterhauptsloch ſich zuerſt zurücke in die Hirnſchale, auch hernach durch eben daſſelbe, mit den herumſchweifenden Nerven verbunden, aus ſelbiger ſich wiederum herausbegiebt, und von demſelben aufs neue getrennet, ſich zu dem tiſchförmigen Muſkel des Schulterblattes erſtrecket, und ſeine letzten Zweige über ihn ausbreitet.

2) Die Rückennerven, Nerui dorſales, deren zwölf Paare angetroffen werden. Außerdem daß ſelbige dem großen Ribbennerven verſchiedene Aeſte abgeben, und dadurch mit dieſem in die genaueſte Verbindung treten, auch daß ſie, wie oben erinnert worden, den Armnerven einen Aſt überliefern, ſo kommen dergleichen beſonders zwiſchen den Rinnen der Ribben zum Vorſchein, von dannen ſich ihre Zweige zu den Bruſt-, Ribben- und Unterbauchsmuſkeln, ingleichen zu dem Bruſtfelle, den Brüſten ſelbſt und andern Theilen des Oberleibes erſtrecken.

3) Die Lendennerven, Nerui lumbares, ſ. interuertebrales lumborum, ſind diejenigen, welche ebenfalls aus dem Rückenmarke entſpringen, und durch die Seitenlöcher dieſer Wirbelbeine ſich herausſchleichen. Man rechnet deren fünf Paar, welche vielfältig untereinander durch Seitenäſte zuſammenhängen, und den Lenden ſelbſt, dem Darmfell, den Muſkeln und allgemeinen Decken

des Unterleibes andere kleine Zweige mittheilen.

4) Die Creuznerven, Nerui ſacri. Es kommen dieſe durch die Löcher der inwendigen Fläche des Creuzknochens, und durch das untere letzte Loch, das von dem Zwiſchenraum, zwiſchen dieſem und dem folgenden, nämlich dem Steißknochen oder Geſäßknochen herrühret, aus dem Rückenmarke heraus. Sie machen zuſammengenommen ſechs Paar aus, wovon die vier oberſten größer ſind, und größtentheils den hinterſten Schenkelnerven, Neruus iſchiaticus, formiren, die zwo untern ſind dünner und kleiner, und verbreiten ſich, indem ſie noch einige Aeſte des dritten und vierten Paares mit in ihre Gemeinſchaft aufnehmen, über die im Becken liegenden Theile und Eingeweide, ingleichen äußerlich über verſchiedene daſelbſt befindliche Gegenden.

Nervengras.

Unter dieſem Namen verſtehen wir mit Herr Planern das Grasgeſchlecht Pharus Linn. Es iſt davon nur eine Art bekannt, welche das breitblätterichte genennet wird. Das Vaterland iſt Jamaika. Es unterſcheidet ſich dieſe Pflanze von andern Gräſern auch durch die Blätter, indem ſelbige gar merklich nervicht, breit, ſtumpf, und die Stiele verdrehet ſind, mithin die untere Fläche der Blätter oberwärts erſcheinet. In einer Riſpe ſtehen männliche und weibliche Blüthen, jene ſind geſtielet, dieſe ſitzen platt auf. In beyden beſteht der Kelch aus zwey kurzen Bälglein; und bey den männlichen umgeben zwo längere Spelzen ſechs kurze Staubfäden. Bey den weiblichen iſt nur eine lange, ſchmale, mit der Zeit ſteife und mit einer rauhen Linie bezeichnete Spelze zugegen, welche den Fruchtkeim und einen zwey- oder dreyſpaltigen Griffel, und länglichten Saamen umſchließet.

Nervenwärzchen.

S. Nerve.

Neſpel.

S. Miſpel.

Neſſel.

Dieſen Namen führen drey verſchiedene Pflanzengeſchlechte, und weil wir dieſe nicht verändern wollen, führen wir ſolche zugleich an, und unterſcheiden ſie durch Beynamen. Eines iſt die Brenneſſel, das andere die taube Neſſel, und das dritte die todte Neſſel.

Brenneſſel iſt Vrtica. Männliche und weibliche Blumen ſind von einander unterſchieden; beyde ſtehen bey einigen Arten auf einer, bey andern auf zween Stöcken. Beyde haben keine Blumenblätter, ſondern nur einen Kelch. Dieſer beſteht bey den männ-

männlichen aus vier rundlichten, bey den weiblichen aus zwey rundlichten, vertieften Blättern. Die männlichen enthalten vier Staubfäden nebſt einem kleinen krugförmigen Honigbehältniß, und die weiblichen einen eyförmigen Fruchtkeim, welcher ſich mit einem haarichten Staubwege endiget, und geben einen glänzenden, eyförmigen Saamen, welchen der Kelch bedecket. Pontedera hat dieſes Geſchlecht getheilet und nur diejenigen Arten, welche die zweyerley Blumen auf zween Stöcken tragen, Vrtica, die andern aber, welche bey einander auf einer Pflanze wohnen, Vrticoides genannt. Weil auch einige hierher gehörige Arten keine Stacheln und mithin keine brennende Eigenſchaft beſitzen, hat ſelbige Herr Heiſter von den übrigen abgeſondert, und als ein beſonderes Geſchlecht unter dem Namen Vrticaſtrum vorgetragen. Man kann aber billig Tourneforten folgen, und alle, wie auch Herr von Linné gethan, vereiniget laſſen. Es hat Herr von Linné neunzehen Arten angegeben, und ſolche nach dem Stande der Blätter in Ordnungen abgetheilet.

Zu denjenigen, welche einander gegenüber geſtellte Blätter haben, gehöret:

1) die kugelförmige Brennneſſel mit eyförmig ausgezackten Blättern, römiſche Neſſel, Vrtica romana offic. Vrtica pillulifera L.

2) kugelförmige Brennneſſel mit herzförmigen ausgezackten Blättern, Vrtica balearica L.

3) kugelförmige Brennneſſel mit ganzen Blättern, Vrtica Dodartii L.

Dieſe drey Arten ſind nicht allein wegen der kugelförmigen Geſtalt der Blüthe, ſondern auch überhaupt dem ganzen Anſehen nach mit einander nahverwandt, und machen vielleicht nur eine einzige Art aus; doch haben wir von den ausgeſtreuten Saamen allemal die nämliche Art wieder erhalten, wenigſtens die beyden, welche völlig ganze und eingezackte Blätter haben. Wegen der Geſtalt möchte eher eine Veränderung ſtatt finden. Die fäſerichte Wurzel dauret ſelten über ein Jahr. Die ganze Pflanze, nur die Fruchtköpfchen ausgenommen, iſt mit vielen ſpitzigen, ſteifen Stächelchen beſetzet, und erreget ein heftiges Brennen, wenn man ſie unvorſichtig berühret. Der Stängel erreichet die Höhe von zween Fuß und verbreitet ſich in viele Zweige. Die Blätter ſtehen einander gegenüber, ſind geſtielt, bald mehr herz- bald mehr eyförmig, und am Rande mehr oder weniger, auch wohl gar nicht ausgezahnet, allemal ſpitzig geendiget. Aus dem Blätterwinkel treiben ein, auch wohl zween

zween Stiele, an welchen unterwärts die männlichen, oberwärts die weiblichen Blüthen ſtehen, und unter ſich eine Kugel abbilden, welche über und über mit Haaren, die nicht ſtechen, beſetzet iſt. Die männlichen fallen zeitig ab. Das kleine, in der Mitte befindliche Körperchen ſcheint mehr der unvollkommene Stämpel, als ein wahres Honigbehältniß zu ſeyn. Bey den weiblichen ſtehen an den beyden Kelchblättchen noch zwey andere kleinere, welche, da ſie nicht abfallen, und zugleich den ſchwarzen glänzenden Saamen bedecken, wohl könnten zum Kelche gerechnet, und dieſer, ſowohl als bey den männlichen, für vierblätterichte angenommen werden. Das mittägige Europa iſt ihr Vaterland. Sie laſſen ſich durch den Saamen in unſern Gärten leicht unterhalten, und blühen den Sommer über.

4) Hanfblätterichte ſibiriſche Neſſel, Vrtica cannabina L. Wächſt in Sibirien. Die fäſerichte Wurzel iſt ſehr dauerhaft. Die ganze Pflanze iſt mit großen brennenden Stacheln beſetzet. Der Stängel wird fünf bis ſechs Fuß hoch, und treibt viele Zweige, iſt viereckicht, unterwärts röthlicht, oberwärts grün. Die Blätter ſind langgeſtielet, auf der obern Fläche dunkel, auf der untern blaßgrün; die untern breit, faſt bis auf den Stiel in drey Lappen zerſchnitten, und dieſe ſpitzig ausgezacket, die obern aber ſchmal, ungetheilet, und der Länge nach in ſpitzige Zacken eingeſchnitten. Aus jedem Blätterwinkel treiben zwey lange, aufgerichtete Kätzchen, welche im Juli und Auguſt aufblühen; die männlichen ſtehen gemeiniglich unten, die weiblichen über dieſen; doch haben wir auch bemerket, wie das eine Kätzchen aus lauter männlichen und das andere aus lauter weiblichen Blumen beſtehe; wie denn auch bey dieſen mit den zwey Kelchblättchen noch zwey andere vereiniget ſind. Die Pflanze dauret bey uns im freyen Lande, nimmt mit jedem Boden verliebt, und kann leicht durch die Wurzel vermehret werden. Die Stacheln machen das Angreifen höchſt beſchwerlich, und weil ſelbige leicht abgehen, und in der Haut ſtecken bleiben, wird dadurch leicht die heftigſte Entzündung, Geſchwulſt, und Schmerz erreget. Wenn die Stängel mit den Blättern zu vertrocknen anfangen, fallen die Stacheln von ſelbſt ab und auf die Erde, und wenn man mit bloßen Händen in der Erde wühlet, kann man leicht dadurch beſchädiget werden. Daher man dieſe Pflanze an einen abgelegenen Ort im Garten ſetzen ſoll.

5) Gemeine dauernde Brenneſſel, große Brenneſſel, Vrtica maior offic. Vrtica dioica Linn.

L. Dieſe dauert viele Jahre in der Wurzel, und treibt ſowohl, wie die Stängel, im Frühjahre neue Sproſſen aus. Sie nimmt mit dem ſchlechteſten Boden vorlieb, wächſt an den Zäunen und Landſtraßen, kriecht mit ihren gelblichten, fäſerichten Wurzeln weit um ſich, läuft ganz flach unter der Erde hin, und machet einen dicken Filz. Der viereckichte Stängel ſteht aufgerichtet, wird drey bis vier Fuß hoch und treibt viele Zweige. Die Blätter ſind geſtielet, herzförmig, lang zugeſpitzet, ſägeartig eingekerbet, und wie der Stängel, mit vielen ſtechenden Borſten beſetzet. Aus den Blätterwinkeln treiben aufgerichtete lange Kätzchen, welche auf einem Stocke nur männliche, und auf dem andern nur weibliche Blüthen tragen.

6) Gemeine jährige Brenneſſel, Heiterneſſel, Eyterneſſel, Hetterneſſel, Vrtica minor, Vrtica vrens L. wächſt häufig in den Kohlgärten, und wird durch den ausgefallenen Saamen ein beſchwerlich Unkraut. Die fäſerichte Wurzel iſt jährig. Die Pflanze iſt viel niedriger, als die vorige Art, aber ebenfalls ſo ſtachlicht und beſchwerlich anzugreifen; die Blätter ſind kürzer, runder, weniger ſpitzig, aber tiefer eingekerbet. Männliche und weibliche Blüthen ſtehen auf einem Stocke, aber auf verſchiedenen Kätzchen.

Wechſelsweiſe geſtellte Blätter haben

7) Canadenſiſche breitblätterichte Brenneſſel mit äſtichten Blüthſtielen, Vrtica canadenſis L. wächſt in Sibirien und Canada. Die fäſerichte Wurzel hält bey uns den Winter über im freyen Lande aus, läßt ſich theilen, und ohne Wartung unterhalten. Die Pflanze hat zwar Stacheln, ſie ſind aber weicher, und erregen weniger Schmerz. Der Stängel wird zween oder drey Fuß hoch, und treibt Zweige. Die Blätter ſind geſtielet, breit, eyförmig, eingekerbet, rauh anzufühlen, und gemeiniglich runzlicht. Der Blüthſtiel kommt aus dem Blätterwinkel, verbreitet ſich in viele Zweige, welche einen platten, oder in die Quere geſtellten Strauß abbilden. Männliche und weibliche Blüthen ſtehen auf beſondern Stöcken.

8) Weißwollichte Brenneſſel, Vrtica niuea L. wächſt in China. Die fäſerichte Wurzel iſt ausdaurend. Wenn man ſelbige in Töpfen unterhält, und den Winter über in ein gemäßigtes Glashaus ſetzet, dauren auch die Stängel und die Blätter, und der Stock bleibt immergrünend; im freyen Lande aber vergeht alles, und die Wurzel ſchlägt im Frühjahre wieder aus. Dieſe hat nicht Stacheln, und verurſachet auch kein Brennen. Bey

den Stöcken in den Scherbeln bleibet der Stängel einfach, erreichet etwa einen Fuß Höhe, und iſt haaricht. Der Blattſtiel iſt gleichfalls haaricht, röthlicht, und mit zween dreyeckichten, weißlichten Blattanſätzen umgeben. Die Blätter ſind eyförmig, zugeſpitzet, ſägartig eingekerbet, oberwärts grün und rauh, unterwärts mit einen dichten, weißen, wollichten Gewebe überzogen. Blühend haben wir dieſe Art noch nicht geſehen.

Ob wir gleich die Brennneſſeln fliehen, um davon nicht beſchädiget zu werden, ſo verdienen ſie doch aus vielerley Urſachen unſere Hochachtung. Sogar deswegen, weil ſie ſtechen und brennen, können ſie uns nützlich ſeyn. Die Vrticationes. oder das Peitſchen mit der Brennneſſel war ehedem gar gebräuchlich, und Rumph berichtet, wie noch jetzt in Amboina, ſowohl Eingebohrne als Fremde, mit einer Art Brennneſſel, welche er Rameum, und Herr von Linné Vrticam interruptam, genennet, die Haut rieben, wenn ſie vermerkten, daß ihre Glieder vom dicken Geblüte faul und träge geworden; ſie ſollen ſich recht herzhaft damit reiben, damit die Haut davon roth werde, und Blaſen auflaufen. Rumph wunderte ſich ehedem, wie auch Europäer an dergleichen Cur einen Gefallen haben könnten; nachdem er aber ſelbſt dergleichen an ſich mehrmals verrichtet, verſichert er, wie eigentlich kein Schmerz, ſondern ein Jucken darauf erfolge, und der Menſch ſich darauf recht munter und wohl befinde. Wollte man gleich dieſes nicht nachahmen, kann doch das Peitſchen mit Brennneſſeln bey gelähmten und unempfindlichen Gliedern nützlich ſeyn. Die eigentliche Beſchaffenheit dieſer Häckchen oder Stächelchen hat unſtreitig der berühmte Hoock in ſeinen microſcopiſchen Unterſuchungen am richtigſten angegeben, indem er gelehret, wie ſolche inwendig ausgehöhlet, und mit einer beſondern giftigen Feuchtigkeit erfüllet wären, welche, ſobald die Spitze des Stächelchens die Haut durchbohret, durch den zugleich verurſachten Druck ausgepreſſet, und mit den Feuchtigkeiten des Körpers vermiſchet werde, worauf der juckende Schmerz und die Blaſen erfolgeten. Daß nur friſche und ſaftige Neſſeln dieſe Wirkung leiſten, vertrocknete aber unkräftig ſich bezeigen, iſt ein ſicherer Beweis für dieſe Hoockiſche Lehre. Die Neſſel dienet auch auf eine andere Weiſe zur Arzeney, ingleichen zur Speiſe. Die kleine jährige oder Heiterneſſel wird an vielen Orten, als in Schweden, auch bey uns, wenn ſie noch jung iſt, mit Spinath oder grünen Kohl vermiſchet, und als Zugemüſe geſpeiſet. Alles

les Vieh frißt ſolche im jungen Zuſtande recht gerne. Auch die jungen Sproſſen von der daurenden Art werden als ein Salat aufgeſetzet, und ebenfalls vom Vieh abgebiſſen. Wenn man dieſe letzte Art anbauen wollte, welches auch deswegen vorzüglich anzurathen, weil damit nackende Felſen, wenn ſie zuvor zween Zoll hoch mit Erde bedecket, und die Wurzel dieſer Neſſel darein geleget worden, fruchtbar gemachet werden könnten, ſo würde man häufiges und geſundes Futter erhalten, indem dieſe Neſſel von der Wurzel wieder ausſchlägt, ſo oft das Kraut abgeſchnitten worden, und dieſes könnte füglich in einem Sommer dreymal geſchehen. Wenn dieſe Pflanzen groß und älter ſind, werden ſie weder von Menſchen, noch Vieh gegeſſen. Sie mögen alsdenn mehr arzneymäßiges beſitzen. Wie man denn von den gekochten und geſpeißten jungen Stöckchen keine urintreibende, oder andere Wirkung verſpüret, dergleichen doch die Brennneſſel wirklich hat, wenn ſolche, nachdem ſie groß geworden, gekochet und getrunken wird. Und wegen dieſer und anderer Kräfte ſind die Brennneſſeln in der Arzneykunſt bekannt. Sie löſen die ſtockenden Säfte auf, und verbeſſern ihre Miſchung; ſie befördern den Abgang des Urins, hemmen hingegen andere widernatürliche Aus erungen, und ſtillen vorzüglich die Blutflüſſe; wie ſie denn auch ſonderlich der Bruſt zuträglich ſcheinen. Man vermiſchet im Frühjahre die jungen Pflanzen oder Sproſſen mit andern Kräutern, und die auflöſende und reinigende Wirkung der ausgepreßten Kräuterſäfte wird durch ihren Zuſatz verſtärket. Der Saft allein, beſonders von der jährigen Art, wird wider das Blutſpeyen, Naſenbluten, den allzu häufigen Abgang der güldnen Ader, auch wider die rothe Ruhr und den weißen Fluß empfohlen. Herr Poiſſonier empfiehlt bey dieſen Krankheiten die Milch, wenn die Kuh täglich mit Neſſeln gefüttert worden. Die getrocknete Heiterneſſel wird, als Thee getrunken, wider die Gicht und den Stein gelobet. Man bediente ſich auch dergleichen ehedem bey bösartigen Fiebern, Maſern und Pocken. Friſche oder auch getrocknete Neſſeln mit Zucker eingemachet, oder nur damit vermiſchet, werden bey langwierigen Huſten, um den Auswurf zu befördern, und die Lunge zu reinigen, nicht ohne Nutzen gebrauchet. Auch die Wurzel von der daurenden Art wird in ähnlichen Fällen, vorzüglich auch in der Gelbſucht gelobet. Vielleicht aber liegt hierunter ein Aberglauben, indem die Wurzel gelblicht iſt. Aeußerlich gebrauchet, hat die Brenn-

neſſel auch ihren Nutzen. Um das Naſenbluten zu ſtillen, ſtecket man ſie in die Naſe. Mit Eſſig abgekochet und auf die Kröpfe geleget, ſollen dieſe davon zertheilet werden. Brandtewein, worein die Neſſel geweichet worden, ſoll bey erfrornen Gliedern nützlich ſeyn, wenn dieſe damit gerieben werden. Der Saame von der erſten Art wird auch in den Apotheken aufbehalten, obgleich die ältern Aerzte ſolchen für giftig ausgegeben. Ein halbes oder ganzes Quentchen zerſtoßenen Saamen ſoll gelindes Erbrechen erregen. Es ſoll ſolcher auch ſtärken, zur Wolluſt reizen, die monathliche Reinigung befördern, die übermäßige Fettigkeit vermindern, und andere Tugenden beſitzen, welche aber alle viel ungewiſſer ſind, als diejenigen, ſo wir von dem Kraute angeführet haben.

Man hat auch in den Apotheken das abgezogene Waſſer von der Brennneſſel, und ſo unkräftig ſolches ſcheint, wird es doch in den angeführten Krankheiten empfohlen, vornehmlich aber von den Roßärzten häufig gebrauchet.

Die Brennneſſeln verdienen noch weiter unſere Achtung, indem ſolche wie Flachs und Hanf genutzet werden können. Man hat 1751. in Leipzig eine Manufactur von Neſſelzwirn angeleget, dazu die friſchen Stängel von der daurenden gemeinen Art geſammlet, und nachdem ſolche etwas welk geworden, zerquetſchet, und daraus eine Art von grünem Werke erhalten, welches ſich als Flachs zubereiten und ſpinnen läßt, und einen dunkelgrünen, ſehr ebenen und dünnen Faden gegeben, der beynahe einem wollenen Faden gleichgekommen. Wenn man dieſen grünen Faden kochet, wird das Waſſer grün gefärbet, der Faden aber viel weißer, glätter und feſter. Wird dieſer Neſſelſtängel, wie Flachs geröſtet, gebrechet und gehechelt, kann man daraus ein zartes feines Garn ſpinnen, und daraus eine Art Leinewand weben, welche Neſſel- oder Netteltuch genennet, und in Frankreich, ſonderlich in der Picardie in Menge gemachet worden. Jetzo wird dergleichen nicht mehr gearbeitet, ob man gleich verſchiedenen Gattungen von baumwollenen und leinenen Gewebe den Namen Neſſeltuch giebt. In dem Journal Oecon. ſept. 1766. wird die Neſſel zu dieſem Gebrauche ernſtlich empfohlen, und die damit angeſtellten, und nach Wunſche ausgefallenen Verſuche angeführet. Man kann ſolche im neuen Hamburgiſchen Magazine im 37 St. 86 S. nachleſen; woſelbſt auch angemerket wird, daß die Hühner, wenn man reifen Neſſelſaamen mit unter ihr Futter wirft, den Winter über viel Eyer legen; ingleichen, wie das

Fleiſch,

Fleiſch, wenn es noch ſo hart iſt, wenn man es mit Neſſeln kochet, geſchwind weich werde, und ſich zwiſchen den Blättern dieſer Pflanze lange gut erhalte.

Die Kamtſchadalen raufen die Neſſeln im Auguſt und im September aus, binden ſie in Bündel, und laſſen ſie in ihren offenen Scheuren an der Luft trocknen; hierauf ſpalten ſie die Stängel der Länge nach mit einem Meſſer, ſchälen die holzichte Rinde von den Faſern ſehr behände mit den Zähnen ab, ſchwingen und ſchlagen dieſe Faſern bündelweiſe mit einem Stocke, und ſpinnen oder winden vielmehr dieſe zwiſchen den flachen Händen, welche ſie dabey beſtändig belecken, in lange Fäden zuſammen, die ſie in Knäuel aufwickeln, und alſo entweder einfach zum Nähen, oder doppelt und mehrfach zu ihren Fiſchernetzen gebrauchen.

Es kann die Neſſel auch zum Papiermachen angewendet werden, und Herr Dr. Schäfer hat damit Verſuche angeſtellet. Endlich kann auch ſelbige zum Färben gebrauchet werden. Kochet man Eyer lange mit der Wurzel von der gemeinen daurenden Neſſel, werden ſolche gelb gefärbet. Zu der Wurzel etwas Alaun gethan, und im Waſſer gekochet, färbet die Zeuge gelb. Andere Verſuche hat Herr Bergrath Pörner hierüber angeſtellet.

Taube und todte Neſſel ſind zwar von den Brennneſſeln ganz und gar verſchieden, und haben nur einige Aehnlichkeit in Anſehung der Blätter, doch ſind dieſe Namen eingeführet, und wollten wir neue, von andern angenommene, wählen, müßten wir dieſe zwey Geſchlechter von einander trennen, da ſie doch ſehr nahe mit einander verwandt ſind. Es iſt auch einerley, wo ſie ſtehen, wenn ſie nur kenntlich gemachet werden. Wir nennen alſo

Taube Neſſel, Lamium Tourneforts und Linné, Galeopſis Riv. Herr Planer wählet dafür Bienenſaug. Der röhrenförmige Kelch iſt in fünf grannichte Einſchnitte getheilet. Des Blumenblattes kurze Röhre erweitert ſich in den aufgeblaſenen, höckerichten, und auf beyden Seiten mit einem rückwärts gebogenen Zähnchen beſetzten Rachen und endiget ſich mit zwo Lippen; die obere Lippe iſt gewölbet, ausgehöhlet, rundlicht und ganz, die untere kürzer, herzförmig, geſpalten und zurückgebogen. Man kann auch die beyden, am Rachen geſtellten Zähnchen zu der untern Lippe rechnen, und dieſer zween kleine, und einen großen geſpaltenen Einſchnitt zueignen. Die vier Staubfäden liegen unter der obern Lippe, und davon ſind zween kürzer, und zween etwas länger. Der Griffel hat die näm-

liche Richtung, und trägt zween ſpitzige Staubwege. Der Kelch umgiebt vier kleine eckichte Saamen.

1) Die weiße taube Neſſel mit ſpitzigen Blättern und vielblüthichten Wirteln, weiße todte Neſſel, Wurmneſſel, Bienenſaug, Vrtica mortua, Lamium album L. wächſt häufig an den ungebauten Oertern auf dem Lande, und in den Vorſtädten, um die Gebände, an den Mauren, Hecken, vornehmlich an der Mittagsſeite. Sie blühet lange und kömmt nach dem Abſchneiden im Herbſte wieder, iſt auch an manchen Orten die meiſte Zeit im Jahre in der Blüthe zu finden. Die fäſerichte, daurende Wurzel breitet ſich weit aus, und treibt ſeitwärts Zweige, welche aus den Knoten wieder Faſern ſchießen, und iſt daher ſchwer auszurotten. Der Stängel iſt einen, auch zween Fuß hoch, unterwärts mehr geſtrecket, als aufgerichtet, viereckicht, durch Knoten abgetheilet, haaricht und mit vielen Zweigen beſetzet. Die geſtielten Blätter ſtehen in weiten und faſt gleichen Zwiſchenräumen einander gegenüber, ſind den Brennneſſelblättern ganz ähnlich, herzförmig ſpitzig, ſägartig ausgezahnet, rauch. Die Stiele ſind nicht viel länger als der Kelch, und beym Anfange unterwärts mit einem Bläschen oder vertieften Puncte beſetzet. Die Blumen ſtehen an dem Winkel der Blätter wirtelförmig. Gemeiniglich machen zwanzig einen ganzen Wirtel aus, und zu jedem Blatte gehören zehne; doch zählet man zuweilen weniger, und überhaupt nur zwölfe. Den Wirtel umgeben ſpitzige Deckblätter. Der Kelch iſt mit einem braunen Flecke bezeichnet, wohl dreymal kleiner als das Blumenblatt und faſt in zwo Lippen abgetheilet; das Blumenblatt iſt weiß, die obere Lippe haaricht, und zuweilen eingekerbet. Man findet eine Spielart mit fleiſchfärbigen Blumen, und eine andere mit verſilberten Blättern. Herr Gouan hat zuweilen nur zween Staubbeutel wahrgenommen. Sie hat, wie die meiſten andern Arten, einen ſtarken unangenehmen Geruch. Man pflegte ehedem die Blätter und Blumen in der Arzeneykunſt zu gebrauchen, ſolchen eine balſamiſche und auflöſende Wirkung zuzueignen, und bey Lungenkrankheiten, Verhärtung des Milzes, wider die Kröpfe, den weißen Fluß, zu Stillung des Blutfluſſes der Gebährmutter, und zu Heilung der Wunden zu gebrauchen. Simon Pauli zweifelt aber an allen dieſen Wirkungen, und wir geben demſelben unſern Beyfall, obgleich noch jetzo viele die blühenden Spitzen, als einen Thee zu trinken, ſonderlich wider den weißen Fluß empfehlen.

pfehlen. Wegen der Bienenzucht iſt dieſes eine deſto nützlichere Pflanze und nach Herr Hofrath Gleditſchens Rathe verdiente ſie, wegen des ſtarken Beytrages zum Honig, daß ſie ordentlich bey den Bienenſtöcken gepflanzet, oder ſonſt ſtark vermehret werde. Von der folgenden Art gilt das nämliche. Wie denn auch die Schaafe alle Arten gern freſſen.

2) Die rothe taube Neſſel mit ſpitzigen Blättern und wenig blüthichten Wirteln, große rothe Taubneſſel, Lamium purpureum non foetens. Lamium laeuigatum Linn. Hr. v. Linne' giebt Italien und Sibirien zum Vaterlande an, ſie wächſt aber auch häufig in der Schweiz, und Herr Gleditſch ſetzet ſie unter die einheimiſchen in Deutſchland. Sie kömmt an eben den Oertern hervor, wo man die erſte findet, und iſt auch derſelben, ſonderlich in den Blättern ganz ähnlich. Der Stängel ſteht mehr aufgerichtet, und iſt, wie die Blätter, weniger rauch. Nach Hrn. v. Linne' iſt der Stängel glatt und purpurfärbig. Der ganze Wirtel beſteht niemals aus mehr als zehn Blumen. Der obere Einſchnitt des Kelches iſt dreyeckicht, aufgerichtet, die beyden mittlern ſind von den unterſten durch einen halbmondförmigen Zwiſchenraum abgeſondert. Am Kelche fehlet der braune Flecken, iſt aber ebenfalls vielmal kleiner, als das Blumenblatt. Die beyden Seitenzähnchen am Rachen des Blumenblattes ſind breiter, lanzetaber nicht borſtenförmig und vorwärts gerichtet. Die Blätter bekom̃en durch den Froſt weiße Flecke.

3) Die rothe taube Neſſel mit ſtumpfen, geſtielten Blättern, gemeine rothe taube Neſſel, kleine ſtinkende, taube Ackerneſſel, Lamium purpureum foetidum. Lamium purpureum L. Dieſe Art verliert ſich faſt wenige Zeit von den Fruchtländern, Gärten und Feldern, auch an andern ungebaueten Oertern; man findet ſie wenigſtens ſehr lange und ſehr ſpät in der Blüthe; die fäſerichte Wurzel iſt jährig; der Stängel wird kaum einen Fuß hoch und iſt unterwärts faſt nackend, indem nur etwa ein oder zwey Paar Blätter daſelbſt zugegen; oberwärts aber ſtehen die Blätter dichter und häufiger bey einander, wodurch man dieſe Art gar leicht von der erſten unterſcheiden kann; die unterſten ſind lang, die obern kurz geſtielt, auch viel kleiner, alle aber herzförmig und ſtumpf. Die drey obern Kelcheinſchnitte ſind aufwärts, die beyden übrigen unterwärts gerichtet, und alle mit einer weichen Granne geendiget, das Blumenblatt iſt purpurfärbig, am Rachen und bey dem Anfange der untern Lippe geflecket. Die obere Lippe iſt haaricht und völlig

ganz. Die Staubbeutel ſind mit weißen Haaren beſetzet. Man findet auch eine Spielart mit weißen Blumen. Weil dieſe Art noch ſtärker als die übrigen riecht, hat man ſie zu Vertreibung der Schaben und Motten empfohlen, übrigens auch in der Arzneykunſt der erſten Art gleich geſchätzet.

4) Die rothe taube Neſſel mit platt anſitzenden Blüthblättern. Kleine taube Ackerneſſel mit Gundermannsblättern, Galeopſis folio caulem ambiente Riu. Lamium amplexicaule Linn. hat mit der vorigen gleiche Geburtsörter und iſt auch nur ein Sommergewächſe. Jeder Stängel bleibt ganz niedrig, treibt wenig Zweige und iſt größtentheils geſtrecket. Die Blätter ſind rauch, die unterſten lang geſtielt, rundlich, in Lappen getheilet, und am Rande rundlich eingekerbet; bey den obern fehlet der Stiel gänzlich, vielmehr ſitzen ſie platt auf und umfaſſen den Stängel, ſonſt ſind ſie dem untern ähnlich, nur breiter. Jeder Wirtel beſteht aus zehn bis zwölf Blumen. Die beyden obern Kelcheinſchnitte ſind größer, die drey untern kleiner, ſpitziger, keiner mit einer Granne geendiget. Schon hierinnen, noch mehr aber in Anſehung des Blumenblattes iſt dieſe Art von den andern merklich unterſchieden. Die Röhre des Blumenblattes iſt lang, dünne und oberwärts nicht merklich erweitert oder höckericht, die beyden Zähnchen am Rachen fehlen ganz; die Oberlippe iſt haaricht, ausgehöhlt und ganz, die untere gedüpfelt und in zwey rundliche Lappen getheilet. Es iſt merkwürdig, daß in Schweden das Blumenblatt ſich ſelten gehörig öffnet, und gemeiniglich noch geſchloſſen abfällt.

5) Die großblümichte taube Neſſel mit gefranzter Oberlippe, Lamium pannonicum Scopoli. Lamium oruala Linn. wächſt in Italien, Ungarn und Crain. Die zäſerichte, dauernde Wurzel treibt viele, einer Ellen hohe, viereckichte, glatte, unten und oben blutig gefärbte, in viele Zweige verbreitete Stängel. Die langgeſtielten Blätter ſind breit, herzförmig zugeſpitzet, ſägartig eingekerbet, und im jungen Zuſtande unterwärts röthlich. Die untern Wirtel beſtehen aus vierzehn, die obern aus wenigern Blüthen. Der plattaufſitzende Kelch iſt mit einem zarten Deckblatte beſetzet, viel weiter als die Röhre des Blumenblattes und enthält viel honigartigen Saft, welchen, nach Hrn. Scopoli Wahrnehmung, zwar die Ameiſen begierig aufſuchen, die Bienen aber, vermuthlich wegen des übeln Geruchs der Pflanze, nicht genießen ſollen. Der obere und die beyden untern Einſchnitte des Kelches ſtehen von den beyden mittlern weit ab, und die untern ſind

von dem Blumenblatte weit entfernet. Dieſes iſt groß und röthlich. Die Röhre endiget ſich mit einem weißen Rachen, welcher mit dunkeln Strichen durchzogen, und auf jeder Seite mit drey Zähnchen beſetzet iſt; die Oberlippe iſt tief ausgehöhlet, am Rande haaricht, gleichſam eingekerbet und gefranzet, die untere in drey Lappen getheilet und der mittelſte davon herzförmig, geflecket, und um und um eingekerbet. Es dauert die Pflanze in hieſigen Gärten im freyen Lande, und läßt ſich durch die Wurzel vermehren, auch von den ausgefallenen Saamen erwachſen neue Stöcke. Michelli hatte aus dieſer Pflanze ein beſonderes Geſchlecht gemachet, und ſolches dem bekannten Arzte Joſeph del Papa zu Ehren Papia genannt; Herr von Linné behielt dieſes bey, änderte aber den Namen, und erwählte davor Oruala; es hat aber derſelbige nachher gefunden, daß ſelbige nur eine bloße Abänderung dieſer fünften Art iſt, mithin das Geſchlechte ganz vertilget. Herrn Michelli und Scopoli Abbildung von dieſer Pflanze ſind gänzlich von einander unterſchieden, und ſonderlich iſt nach der Michelliſchen die obere Lippe des Blumenblattes in drey große zackichte Lappen abgetheilet und die Blätter länglicht und mit einer langen ſchmalen Spitze geendiget. Es hat aber Herr Baſſi dem Ritter von Linné verſichert, daß dergleichen Mißgeburth in dem Bononienſer Garten erzeuget worden, und der Grund davon in dem ſchattichten feuchten Standorte zu ſuchen ſey.

Todte Neſſel nennen wir Galeopſis Linn. Dietrich hat dafür Katzengeſichte und Planer Hohlzahn gewählet. Es iſt dieſes Geſchlechte mit dem vorigen ganz nahe verwandt; Staubfäden, Stempel und Saamen ſind in beyden durchgehends einerley, auch der Kelch iſt nicht merklich verſchieden; nur in dem Blumenblatte zeiget ſich einiger Unterſchied. Die obere Lippe iſt auch gewölbt und ausgehöhlt, aber etwas weniges eingekerbet, die untere Lippe in drey Lappen getheilet, die beyden Seitenlappen rundlich, der mittelſte größer und eingekerbet, und noch überdieß die untere Lippe gegen den Rachen zu mit zween, gleichſam ausgehöhlten Zähnen, beſetzet. Auf dieſen letzten Umſtand zielet die Planeriſche Benennung und Hr. Scopoli hat durch dieſes Kennzeichen ganz allein dieſe beyden Geſchlechter und die nahe verwandte Ballote beſtimmet. Bey der Ballote fehlen dieſe Zähnchen, beym Lamio ſind ſie ganz oder nicht hohl, und bey Galeopſis hohl. Zu unſerer todten Neſſel gehören nur drey Arten, welche aber auch in der Blume einigen Unterſchied zeigen,

zeigen, und daher hat Rivin zwey Geſchlechter Cannabis ſpuria und Ladanum, und Dillen auch zwey, Tetrahit und Galeobdalon, daraus gemachet. Einige Arten Galeopſis des Tourneforts müſſen mit dem Andorn vereinigt werden; unſer ſtinkender Waldandorn kan daher nicht ferner den Namen der todten Neſſel führen.

1) Geſchwollene todte Neſſel, Hanfneſſel, Cannabis ſpuria Riu. Galeopſis Tetrahit Linn. wächſt den Sommer über unter dem Getraide, auf feuchten Aeckern, auch unter den Dornſträuchern um die Wieſen. Aus der jährigen, fäſerichten Wurzel erwächſt ein aufgerichteter, einen auch wohl zween Fuß hoher, borſtichter Stängel, welcher an den Knoten, wie auch deſſen Zweige unter den Blättern und Blüthwirteln merklich dicke und aufgeſchwollen ſind. Die Blätter ſind geſtielt, einander gegen über geſtellet, eyförmig zugeſpitzet und ſägartig ausgezahnt. Die platt anſitzenden Blumen ſtehen in dichten Wirteln, und dieſe immer näher an einander, je näher ſie dem Ende der Zweige kommen. Die Kelcheinſchnitte endigen ſich mit langen, ſtachlichten Grannen. Das Blumenblatt iſt zweymal länger, als der Kelch, beym Anfange der untern Lippe gelb und purpurfärbig geflecket; die obere Lippe iſt rauch, von der untern der mittlere Lappe ſtumpf, die Seitenlappen ſind faſt viereckicht, eingekerbet und die beyden Seitenzähne ſpitzig. Man findet auch Spielarten mit einem ganz weißen Blumenblatte, und eine andere, woran ſolches weiß mit purpurfärbigen Flecken bezeichnet iſt; auch eine Abänderung, wovon das Blumenblatt wohl viermal größer als der Kelch und gelb, nur der mittelſte Einſchnitt der untern Lippe purpurfärbig iſt. Es iſt dieſes Cannabis ſpuria flore maiore Riu. Herr von Linné hält ſelbige für eine bloße Spielart, Hr. von Haller aber unterſcheidet ſie als eine wahre Art. Und da wir dieſem beytreten müſſen, könnte man dieſe die geſchwollene todte Neſſel mit großer, und jene mit kleiner Blume nennen. Ein beſonderer Gebrauch iſt davon nicht bekannt. Die Blumen geben viel Honig.

2) Schlanke todte Neſſel mit lanzetförmigen Blättern, Kornmuth. Kleine rothe falſche Hanfneſſel. Dieſe jährige Pflanze wächſt häufig auf den Saatfeldern im leichten mittelmäßigen Boden und blühet den Sommer über. Ladanum ſegetum Riu. Galeopſis ladanum Linn. Es läßt ſich dieſe von den übrigen Arten der todten und auch tauben Neſſel leichtlich durch die Blätter unterſcheiden. Sie ſind

ganz ſchmal, faſt durchaus von gleicher Breite, zuweilen am ganzen Rande, bisweilen auch nur vorwärts mit einigen Zähnchen weitläuftig beſetzet, übrigens, wie die ganze Pflanze, rauh anzufühlen und beſonders um den Blüthwirtel und den Urſprung der Zweige geſtellet, indem der übrige Stängel, welcher ſelten einen Fuß Höhe erreichet, ganz nackend und nirgends aufgeſchwollen iſt. Die Blüthwirtel ſtehen faſt in gleicher Entfernung von einander, und die Blumen gedrungen bey einander. Die Einſchnitte des weißwollichten Kelches ſind nicht von gleicher Länge. Das purpurfärbige Blumenblatt raget weit über ſelbigen hervor. Die obere Lippe iſt einigermaßen haaricht, eingekerbet, zuweilen auch dreyfach geſpalten, die untere breit, die Seitenlappen faſt viereckicht, der mittelſte eingekerbet. Man findet eine Spielart mit roth und weiß geſprengten Blumenblatte, auch eine Abänderung, welche Rivin Ladanum ſegetum folio latiore genannt und auch Herr v. Haller als eine beſondere Art angeführet. Nach deſſen Beſchreibung ſind die Stängel beym Urſprunge der Zweige aufgeſchwollen, die Blätter breiter, weicher, die Blüthwirtel näher an einander geſtellet, das Blumenblatt gelblicht und die untere Lippe gelb mit purpurfärbigen Flecken. Die Bienen ſammlen auch hiervon Honig.

3) Schlanke todte Neſſel mit herzförmigen Blättern. Gelbe taube Neſſel. Kriechende taube Waldneſſel. Stückneſſel, auch Bienſaug genannt. Lamium flore luteo Riu. Galeopſis Galeobdolon Linn. Die Blüthe iſt von den vorigen Arten einigermaßen verſchieden, und Hr. von Haller vereiniget die Pflanze mit ſeiner Cardiaca und Herr Scopoli mit dem Leonurus, wohin auch ſelbige ehedem Herr von Linne´ gerechnet. Wächſt häufig in den Wäldern und blühet im May und Junius. Die kriechende, fäſerichte Wurzel iſt ausdauernd, die Pflanze rauch, und der Stängel ſchwach, ohngefähr einen Fuß hoch. Die Blätter ſind einander gegen über geſtellet, geſtielet, herzförmig, ſägartig ausgezahnt, und die untern weniger, die obern mehr zugeſpitzt, dieſe auch deswegen mehr lanzetförmig und überdieß kaum merklich geſtielt. Nicht ſechſe, wie Hr. von Linne´ angegeben, ſondern gemeiniglich zehn Blumen machen einen ganzen Wirtel aus, und dieſe ſind mit einigen Deckblättern umgeben. Von dem Kelche iſt nur ein Einſchnitt aufwärts und vier, etwas kürzere, ſind unterwärts gerichtet. Das Blumenblatt iſt groß und gelb. Die obere Lippe iſt lang, aufgerichtet, gewölbet

bet und rundlich, die untere kleiner als die obere und in drey Lappen getheilet; die beyden Seitenlappen ſind viereckicht, der mittelſte iſt länger, mit einer Linie und einigem Flecken bezeichnet; die zween Nebenzähne fehlen ganz. Die Staubfäden ragen weit über die obere Lippe hervor. Man findet, ſonderlich in den Gärten, eine Spielart mit weißgefleckten Blättern. Auch dieſe Art iſt den Bienen allein nützlich.

Neſſel, taube und todte, S. auch Andorn.

Neſſeling.

Neſſeling. Eine Karpfenart nach Müllern Cyprinus Alburnus. Linn. gen. 189. ſp. 24. Leuciſcus, 16. des Kleins, ein Schwaal, ꝛc. ſ. unſere Artikel, Karpfe, B. IV. S. 411. und Schwaal.

Nettekamm.

S. Knöterich.

Netz.

Omentum, Epiloon, Rete, Reticulum. Es wird hierunter diejenige breite, faſt über und über mit vielem Fette durchwebte Haut verſtanden, welche unter dem Darmfelle befindlich iſt, über die dünnen Gedärme herabhängt, und gemeiniglich ſich von dem Magen an bis um die Gegend des Nabels zu erſtrecket, jedoch auch manchmal nicht bis dahin reichet, oder auch weiter, und bis in den Grund der ganzen Bauchhöle herunter geht. Man bemerket in demſelben ſehr viele zellulöſe Puncte und Zwiſchenräume, welche meiſtentheils mit Fettklumpen ausgefüllet ſind, und wovon der ganze Theil ſeine deutſche Benennung ſcheint erhalten zu haben. Es beſteht aus einer doppelten und überaus zarten Hautſchicht, zwiſchen welchen ſich zwar ein feines Zellgewebe befindet, welche jedoch zugleich dergeſtalt von einander abſtehen, daß ſie dadurch eine inwendige Höhle oder gleichſam einen Beutel formiren, an deſſen Grunde inzwiſchen beyde Hautſchichten wieder ſehr genau mit einander vereiniget ſind. Hiernächſt iſt das Netz mit ab- und zuführenden Blutgefäßen, ingleichen mit lymphatiſchen Adern und Nerven verſehen, und werden beſonders auch ſogenannte Fettgänge wahrgenommen, welche im Grunde nichts anders ſind, als Seitencanäle, die aus den pulsaderichten Gefäßen herausgehen, und welche in den zellulöſen Fächern, die, wie alle ſolche Fettbehältniſſe, mit einander Gemeinſchaft haben, ihre ölichte oder fette Feuchtigkeit abſetzen. Man pfleget auch daſſelbe in zween verſchiedene Theile abzuſondern, nämlich in das groſſe

ße Netz, omentum magnum, und in das kleine Netz, omentum paruum, wovon jedes gleichſam einen eigenen Beutel ausmachet. Jenes befeſtiget ſich vornehmlich mit ſeinem oberſten Rande an die ganze unterſte und große Krümmung des Magens, neiget ſich mehr gegen die linke Seite, und hat eine ziemlich weite Taſche; dieſes hingegen gewinnt ſeinen Anhängepunct an der oberſten kleinern Magenkrümmung, ſcheint etwas magerer als das erſtere zu ſeyn, und enthält auch etwas kleinere Gefäße. Beyde ſtoßen endlich unterhalb des Magens zuſammen, und es entſteht hieraus eine halbrunde, mondenförmige gemeinſchaftliche Oeffnung, oder natürliches Loch, wodurch ſich die Taſchen beyder Netze bequem aufblaſen laſſen, und deutlich vor die Augen ſtellen. Nach den Muthmaßungen eines berühmten franzöſiſchen Zergliederers, des Herrn Winslows, ſolken die ſalzwäſſerichten Feuchtigkeiten, welche ſich in der Netzhöle bisweilen aufſammeln, hierdurch leichte abfließen können, wenn man nämlich auf der rechten Seite, oder auf dem Rücken liegt. Außerdem gränzet daſſelbe auch noch vorwärts mit dem Zwölffingerdarme und der Milz, hinterwärts mit dem Grimmdarme und der großen Kröſedrüſe und bedecket mit ſeinem unterſten Theile die dünnen Gedärme, über welche es frey herabhängt.

Alle vierfüßige Thiere ſind eigentlich mit einem Netze verſehen und ſoll ſelbiges ſogar bey den Hunden und Raubthieren, in Vergleichung mit dem Menſchen, viel größer, und durch den ganzen Unterleib ausgebreitet ſeyn, und es wollen ſich bey einigen, z. E. der Ratte, Bergmaus, Meerkatze und dem Murmelthiere, noch zwo beſondere Fettſtreifen, die ſich von beyden Seiten längſt dem Unterleibe ausſtrecken und folglich gleichſam drey Netze wahrnehmen laſſen. Eben ſo mögen auch wohl diejenigen Fettbehältniſſe, welche man um dieſe Gegend hin und wieder bey den Vögeln, Fiſchen, Schlangen und andern Amphibien antrifft, entweder wirklich ſolche Netze ſeyn, oder wenigſtens derſelben Stelle vertreten. Selbſt bey den Raupen liegt eine große Menge Fett im Unterleibe und bey den Muſcheln iſt der Magen häufig damit bewachſen. Es iſt darum das Netz auch gar nicht etwa ein entbehrlicher oder überflüßiger Theil des Unterleibes, wie man ſich bisweilen vorſtellet, ſondern für die beweglichen Gedärme, ingleichen für den Magen, die Leber, die Milz und Gekröſedrüſe überaus nützlich, indem es vornehmlich, vermöge ſeiner Fettigkeit, dieſe Theile beſtändig ſchlüpfrig erhält, damit

mit ſie weder durch die Preſſungen der Unterbauchsmuskeln, oder von dem Reiben der Gedärme ſelbſt keinesweges beſchädiget werden, noch auch widernatürlicherweiſe an das Darmfell ankleben, oder unter einander ſelbſt zuſammenwachſen mögen, welches jedoch nicht ſelten wahrgenommen wird, wenn nämlich das Netz etwa durch vorhergegangene Krankheiten zerſtöret worden. Da ferner aus dem Netze Zweige der Pfortader entſpringen, ſo muß man zugeben, daß ein ziemlich anſehnlicher Theil dieſer ölichten Maſſe von ihnen eingeſogen und der Leber zugeführet wird, daß alſo das Netzfett zu der Miſchung und Ausarbeitung der Galle vieles mit beytrage. Nicht weniger ſollte man aus einem Verſuche, vermöge welchem, nach einem mit Gewalt herausgeſchnittenen Netze, außer einer ſehr ſchlechten unvollkommenen Verdauung, eine beſtändige Kälte an dem Magen und Gedärmen verſpüret worden, muthmaßen, daß von ſelbigem auch wohl einigermaßen die natürliche Wärme der ſämmtlichen Eingeweide des Unterleibes mit herrühren müſſe. Gleichwie endlich überhaupt von dem Fette die Schärfe des Blutes und der übrigen Säfte gemäßiget auch dasjenige, was eigentlich wieder eingeſogen, und andern Theilen zugeführet wird, ſelbigen zur Erhaltung und Nahrung dienen muß, eben ſo kann dieſes auch von dem Netzfette gelten, und alſo auch hieraus einiger Nutzen des Netzes gefolgert werden.

Netzhorn.

S. Netzrolle.

Netzpatelle.

S. Patelle.

Netzrolle.

Mit dieſem Namen werden drey verſchiedene Arten Tuten, ſonderlich von denjenigen Sorten beleget, welche Herr Müller Rollentuten genannt. Um ſolche gehörig von einander zu unterſcheiden, heißt Herr Müller die eine Netzrolle, die zwote Spitzenrolle, und die dritte die Brunette. Wir wollen ſelbige hier zugleich anführen.

1) Netzrolle, Conus clauus Linn. Die Oberfläche iſt gelbbraun, mit weißen, netzartig gewebten Flecken beleget, und mit erhabenen glatten Strichen verſehen, an der Spitze iſt die Schale blaulicht. Es ſcheint dieſes nur eine Nebenart der folgenden zu ſeyn.

2) Spitzenrolle, auch auf holländiſch Spelde-Werks-Roll, Conus textile Linn. Hr. Martini vereiniget dieſe mit der vorigen Art unter dem Namen gelbes Netzhorn. Die Schale iſt mit

gelben Strichen netzartig geadert und mit gelben und bräunlichen Flecken bezeichnet, der Geſtalt nach bäuchicht, rollenartig, eyförmig, öfters vier Zoll lang und führet nach Beſchaffenheit der Farbe und Zeichnung auch den Namen Goldtuch, goldnes Zeug, Drap d'orſchnecke, Silberlacken, Rebhuhn, braunes Feld- oder Haſelhuhn, Klöppelküſſen. Leſſer merket auch an, daß wenn man die Schale auf die Mündung die Quere leget, die ſchuppenförmigen weißen Flecke als Spitzen vieler hinter einander vorragender Felſen ausſehen, und daher auch von einigen Spitzberge genannt werde. Man erhält dergleichen aus Oſtindien und gehören zu den ſeltenen.

3) Die Brunette, Conus aulicus Linn. Dieſe Art iſt ſchmäler und länglicht, noch mehr rollenartig und hat ebenfalls netzartige Zeichnungen auf einem braunen Grunde, oder führet der Länge nach abgebrochene braune Bänder. Die längſte Art wird am meiſten geachtet und gloria maris genannt. Das Vaterland iſt Oſtindien.

Eine, von den vorigen ganz verſchiedene, Art, welche zu den Stachelſchnecken gehöret, hat den Namen

Netzſchnecke erhalten und iſt Murex reticularis Linn. Die faſt gegen einander überſtehenden Näthe der Schale, welche auf ihren kreuzweiſen Verbindungen bucklichte Flecken führen, machen ein rauhes, netzartiges Gewebe, welches das Merkmal dieſer Art ſeyn ſoll; die Spindel iſt faſt ungezähnelt und der Schwanz etwas aufgeworfen. Dieſe ſcheint Hr. Müllern mit dem Gitterhorne oder Gitterſchnecke, Buccino reticulato, ähnlich, hingegen von der Diſtelſchnecke, welche Hr. v. Linné damit vereiniget, unterſchieden zu ſeyn. Die Netzſchnecke ſoll man in Carolina finden, und gehöret zu der Abtheilung der Stachelſchnecken, welche man Warzenſchnecken nennt; die Diſtelſchnecke, Murex ſenticoſus, hingegen zu den ſo genannten Kahlſchwänzen, kömmt aus dem Indianiſchen und Mittelländiſchen Meere, und die hell- und dunkelbraune Schale iſt etwas gethürmt, der Länge nach geribbt, in die Quere gegittert und die Ribben mit feinen dornichten Spitzen beſetzet.

Netzſchnecke.

S. Gitterſchnecke.

Netzſtern.

S. Seeſtern.

Neuewürze.

S. Amomum.

Neujerſeythee.

S. Säckelblume.

Neunauge.

Neunauge, Petromyzon, Lampetra; es giebt davon große, mittlere und kleine; die blinde Neunauge, Coenoſa, auch Indianiſche Neunaugen. Richter. Beyde Benennungen hat Klein, Miſſ. III. p. 29. beybehalten; ſ. unſern Artikel, aalförmige Fiſche, unter Aal, B. I. S. 2. und 28.

Neunheil.

S. Bärlapp.

Neunkraft.

S. Huflattig.

Neunſpitze.

S. Melte.

Neunſtrahl.

S. Seeſtern.

Neuntödter.

Es ſind die Neuntödter ein Untergeſchlecht bey den Falken, und die kleinſten derſelben, deswegen ſie auch falco minimus, Lanius, lanio, u. ſ. w. genannt werden. Sonſt heißen ſie auch noch im Deutſchen: Würger, Schlächter. Klein glaubet, man könnte ſie nicht unſchicklich Afterfalken nennen, weil ſie von den Falken ſo viel ähnliches an ſich haben. Da die Charactere der Falken oben ſchon beſchrieben ſind: ſo beziehe ich mich darauf, und gehe hier zuförderſt zu allgemeinen Anmerkungen über dieſe Neuntödter, und ſo dann zu den Arten derſelben. Wo der Name Neuntödter herkommen möge, habe ich oben beym Dornreich, Dorntreter, der kleinſten Art derſelben, ſchon gezeiget: der Schnabel der Neuntödter iſt ziemlich gerade, nach der Spitze zu an beyden Seiten mit einem kleinen Zahne bewaffnet und hakicht, an der Wurzel nackend, ohne Naſenwachs, die Zunge mit einer kleinen Spalte verſehen. Die Füße bis an die Schenkel federicht. Dieſe Vögel ſind insgeſammt nicht viel größer als eine Lerche oder Amſel, übertreffen aber an Herzhaftigkeit beynahe die übrigen Raubvögel. Sie ſtoßen zwar gemeiniglich auf alle kleine Vögel, fallen doch aber nicht ſelten Aelſtern, Krähen, Rebhühner und junge Haſen an. Sie nehmen das Fleiſch als einen Leckerbiſſen mit, unerachtet ſie ſich gewöhnlicherweiſe nur von Inſecten ernähren. Sie ſuchen auch die Droßeln und Krammetsvögel in den Schlingen auf, freſſen ſie, und tragen auch wohl die abgeriſſenen Stücke in ihr Neſt. Es giebt derſelben unterſchiedliche Arten, davon die drey vom Büffon angeführten die vornehmſten ſeyn mögen: der große aſchfarbige, der rothköpfichte, und der kleine Neuntödter. Der erſte iſt der größte unter ihnen, von der Kehle bis

unter den Schwanz hin ſchmutzig weiß; oben der Kopf, Hals, Rücken bis zum Bürzel aſchblau. Vom Schnabel bis zum Halſe ſchwarze breite Streifen, langer ſchwarzer, hakichter Schnabel, die Augen mit weißen Einfaſſungen, groß und ſchwarzbraun, mit ſteifen Haaren beſetzet. Flügelfedern meiſt ſchwarz, nach der Spule zu weiß, an den Enden getüpfelt. Er wohnet des Sommers in Wäldern und Gebirgen, kömmt aber im Winter den bewohnten Plätzen nahe und niſtet auf den höchſten Bäumen der Wälder. Das Weibchen leget ſechs bis ſieben Eyer und füttert die Jungen mit allerley Gewürme; das Männchen aber bringt für ſie Fleiſch herbey, und gewöhnt ſie frühzeitig an ſelbiges. Sie halten ſich Familien- und Rottenweiſe zuſammen, ſo lange, bis die Jungen ſich, des Begattens wegen, von den Alten trennen. An dieſen truppweiſen Zügen, und an ihrem ſtarken Getöne pfleget man dieſe Art Vögel zu erkennen. Zu dieſer erſten Gattung zählet Büffon: den ganz weißen Neuntödter auf den Alpen, den rothbäuchichten, der auch auf den Schultern und Flügeln röthliche Federn hat; ferner den grauen Würger oder Neuntödter von Louiſiana; den italieniſchen; den vom Vorgebirge der guten Hoffnung, von Farbe oben ſchwärzlich braun, unten am Leibe weißlich; den ſenegalſchen, oben aſchgrau, unten weiß, Kopf und Augen ſchwarz; und den blauen Würger von Madagaſcar. Der rothköpfichte Neuntödter, welcher die zwote Art ausmachet, iſt kleiner, als der aſchfarbige, und an ſeiner rothen Platte auf dem Kopfe zu erkennen. Kehle, Bruſt und Bauch ſind braun, der Rücken roſtfärbig, die Augen weißgrau und gelblich, Schnabel und Beine ſchwarz. Er fliegt nicht in langen Strecken, ſondern nur von einem Baume zum andern; hält ſich im Sommer auf den Feldern auf, niſtet auf dicken Bäumen, und bauet ſein Neſt mit vieler Kunſt und Reinigkeit aus Gras, und inwendig mit den weichſten Materien ausgefüttert. Er gleicht an Herzhaftigkeit und Lebensart gänzlich dem vorigen; iſt auf die Finken ſehr hitzig, heißt auch deswegen Finkenbeißer, jaget den Mäuſen in den Wäldern und auf dem Felde nach, lebet aber übrigens von Inſecten und Würmern. Er iſt ebenfalls, wie der vorige, unten ſchmutzig weiß, an der Stirne iſt ein ſchwarzer Fleck, hinten am Kopfe ziegelroth, auf dem Rücken ein ſchwarzer Schild, mit roth eingefaſſet, und auf beyden Seiten weiße Flecken; oben auf dem Bürzel grau und aſchfarbig, Schwanz dunkelbraun, die Flügel ſchwärzlich, ſo auch die Füße. Büffon will deſſen zwo Unter-

Untervarietäten haben: eine die das Jahr hindurch im Lande bleibt; die andere, welche im Herbſte wegzieht und noch im Frühlinge wieder kömmt; hält ſich truppweiſe zuſammen. Endlich kleinſter Neuntödter, als die dritte Art, iſt der ſo genannte Dorntreter, davon oben unter dieſem Artikel ſchon ausführlich iſt gehandelt worden. Noch am Ende der Beſchreibung von den Neuntödtern und Würgern führet Büffon in ſeiner Naturgeſchichte der Vögel, etliche ausländiſche Vögel an, welche mit den Würgern und Dorntretern in Verwandtſchaft ſtehen. Es ſind ſolche 1) der bengaliſche blaue Würger. 2) Der rothgeſchwänzte bengaliſche Würger. 3) Der Würger von den maniliſchen Inſeln; 4) Würger von Madagaſcar; 5) grauer und gefleckter, grasſchnäbelichter Würger von Cayenne; 6) großſchnäbelichter Würger von Cayenne mit gelbem Bauche; 7) der weißbäuchichte Würger von Madagaſcar; 8) der braunrothe Würger von Madagaſcar. 9) großer grünlichter Würger, eben daher; 10) rother, ſenegalſcher Würger; 11) kleiner grüner Würger, aus Madagaſcar; 12) Canadiſcher gehäubter Würger. Dieſen Arten des Büffons hat der berühmte Herr D. Martini in ſeiner ſchönen Ausgabe des gedachten Werkes, durchgängig kurze, doch hinlängliche Beſchreibungen aus dem Briſſon und andern beygefüget; auch zuletzt noch einige Arten ergänzet, deren Büffon nicht gedacht hat. Nämlich den ſchwalbenſchwänzigen Würger von Madagaſcar; den langſchwänzigen ſenegalſchen Würger; den braſiliſchen Würger; den lucaniſchen Würger; den tyranniſchen; den Schach; den braſiliſchen Tyrann; den chineſiſchen gehaubten Würger; den Unglücksvogel und den Glücksvogel, wie ſie Linnäus neñt, lanius infauſtus et fauſtus. Von allen dieſen verweiſen wir die Leſer auf gedachte Martiniſche Ausgabe der Büffonſchen Naturgeſchichte der Vögel, 2 Band S. 204-255.

Nhamdia.

Der Nhamdia der Braſilianer wird nach dem Maregrav S. 149. von den Portugieſen Bagre do Rio genannt, iſt ein Fiſch von einem länglichten, fetten, nach hinten zu ſchmäler auslaufenden, Körper mit einem weichen Bauche. Sein Kopf iſt platt gedrückt, die Mundſpalte paraboliſch, mit den kleinſten Zähnchen verſehen. Er wächſt zu zwölf bis vierzehn Zoll lang, und zu drittehalb Zoll hoch, wo er am höheſten. Die kleinen runden Augen mit einem ſchwarzen Augapfel und goldbraunen Ringe, treten etwas hervor. Die Kiemenöffnun-

öffnungen ſind ziemlich weit, und der Bart beſteht aus ſechs Fäden, deren zween über, und einer unter, dem Maule ſtehen; jeder der obern, ſeitwärts am Maule ſtehenden, hat etwa die Dicke eines Bindfadens, iſt fünf Zoll lang; bey jedes Anfang findet ſich ein länglichtes Grübchen, in welches ſich der Bart, gleichſam an der Wurzel leget, das Ende deſſelben aber von dem Fiſche immerzu beweget wird. Jeder der vier untern Fäden aber iſt auswärts zu drittehalb Zoll, inwärts in der Biegung nur zu anderthalb Zoll lang, auch nicht ſo dick, wie die obern. Er hat ſieben Floßen, und die achte gehöret zum Schwanze; nämlich, nach jedem Kiemen, eine länglichte, mit einem ſtarken und ſpitzigen Dorne bewaffnete Floße; wie denn auch bey deren Anfange nach dem Kiemen, ein hartes dreyeckichtes Beinlein ſteht; an der Mitte des Leibes, vor dem After, befinden ſich zwo länglichte, am Ende rundliche, neben einander; gegen den Schwanz zu am Unterleibe eine faſt viereckichte, am Ende rundliche, und auf der Höhe des Rückens eine große viereckichte, mit vielen Stacheln unterſtützte, desgleichen in einer ziemlichen Entfernung eine zwote, lange und ſchmale, aus einer fleiſchichten den ganzen Fiſch bedeckenden Haut beſtehenden Rückenfloße. Der Schwanz iſt getheilet, und jeder Theil am Ende zirkelrund. Nur gedachtermaßen wird der Fiſch von einer Haut, aber ohne Schuppen, bedecket. Der Kopf iſt mit einer harten Schale bedecket, und der ganze obere Mund iſt von Farbe umberbraun; der Rücken und die Seiten ſind aſchfarbig, mit ein wenig Blau vermiſchet; der Bauch weiß; die Rückenfloße am Grunde eben dieſer Farbe; alles übrige ganz ſchwarz, und die Stacheln oder Gräten aſchfarbig. Die hintere Rückenfloße iſt mit dem Rücken und Seiten von gleicher Farbe; die Kiemenfloßen ſind ganz ſchwarz; auch der Bart, desgleichen die Bauch- und Schwanzfloßen, wiewohl ſie bey dem Anfange etwas ins röthliche fallen. Vom Anfange der Kiemen zieht ſich in der Mitten des Leibes eine röthliche Linie bis nach dem Schwanze zu. Er iſt ein Flußfiſch, von gutem Geſchmacke und alſo auch ein gewöhnliches Gerichte.

Nhaquunda.

Nhaquunda, iſt, nach dem Marcgrav, S. 171. ein braſilianiſcher Fiſch, beyderley Geſchlechts. Das Männchen hat einen länglichten, faſt ſich überaus gleichen, ſieben, acht bis zehn Zoll langen, und, wo er am höheſten, zween Zoll hohen, Leib. Mit dem Kopfe und Maule gleicht er faſt einem Hechte; die obere Lippe kann er ausdehnen, und

und alſo die Mundſpalte rundlich machen, ſtatt der Zähne hat er nur Feilen; eine dünne Zunge; weite Kiemen; ſehr ſichtbare Augen, mit ſchwarzen Augäpfeln und braunen Ringen; ſieben Floßen: nach jeder Kieme eine, faſt zween Zoll lange; unter dieſen am unterſten Bauche zwo neben einander, und eine faſt viereckichte; nach dem After faſt vom Anfange des Rückens ſtreicht eine Floße bis nahe an den Schwanz, welche faſt drey Zoll lang, einen breit, gleich, mit weichen Gräten unterſtützet, am Ende etwas breiter in einen Dreyangel ausläuft. Der Schwanz iſt mit einer harten ſchwarzen Schale bedecket; und der ganze Rücken nebſt den Seiten iſt von dunkelgrauer Farbe mit ſcheinendem Silbergrunde. Der Bauch iſt weiß; auf jeder Seite hat er eine Reihe runder, ſchwarzer Flecken in Erbſen gleicher Größe, und zwiſchen denſelben viele zerſtreuete blaue Dippelchen. Alle Floßen, wie auch der Schwanz ſind goldfarbig, und hierüber iſt auch die Rückenfloße mit blauen Puncten bunt ſchattiret. Auf beyden Seiten ſtreicht durch die Reihe der Flecken eine ſchwarze Linie, welche vom Ende der Kiemen anfängt und bis an das Ende der Rückenfloße fortläuft; unter derem Ende faſt in einem halbzolligen Abſtande eine andere Linie anfängt, und ſich in der Mitten des anfangenden Schwanzes endiget. Dieſe Linien ſind helle und goldfarbig. Er iſt ein Flußfiſch und von gutem Geſchmacke. Das Weibchen iſt dem Männchen durchgehends gleich, außer, daß es in den Seiten und auf der Rückenfloße keine blaue Puncte hat, und daß der Bauch um den Nabel oder After herum röthlich wird. Es wird, wie das Männchen, gegeſſen.

Riarka.

Der Riarka iſt ein Fiſch der Kamtſchadalen, der zugleich im Meere und ſüßen Waſſern lebt; eigentlich der Rothfiſch; kömmt zu Anfange des Heumonaths in die Flüſſe. Einige von ihnen gehen bis an die Quelle derſelben, und man fängt daſelbſt zuweilen einige, ehe die Fiſcherey an den Mündungen ihren Anfang genommen. Er hält ſich nicht lange in den Flußbetten auf, weil er ihnen das trübe Waſſer der ſtehenden Seen vorzieht. Er wiegt ſelten über achtzehn Pfund. S. A. Reiſ. B. XX. S. 280. ſ. Narka.

Ribbees.

Dieſen Namen geben, nach Bancrofts Reiſebeſchreibung, die wilden und europäiſchen Einwohner von Gujana einigen beſonders geſtalteten Gewächſen, welche gleichſam als ein hölzernes Strickwerk von beträchtlicher Länge und verſchiedener Größe aufwachſen. Die

Spanier

Spanier nennen ſolche Bejucos. Es ſind dergleichen Pflanzen in dem innern und höhern Theile des Landes ſehr zahlreich, woſelbſt ſie ohne Blätter und Aeſte bis auf die Gipfel der höchſten Bäume klettern, von da wieder nach der Erde herunterſteigen, in derſelben Wurzel faſſen, und ſich von neuen an den nächſten Baum hinaufſchwingen. So laufen ſie oft in einer großen Entfernung in ſchiefer, wagerechter und ſenkrechter Richtung, wie das Tauwerk an einem Schiffe, von einem Baume zum andern, wobey ſie ſich zuweilen unter einander verwirren, und dann die Stämme der benachbarten Bäume rund umzingeln, in einer Schneckenlinie an ihnen hinaufſteigen und ſie durch bloßes Zuſammenſchnüren tödten. Einige ſenken ihre Faſern in die Rinde anderer Bäume und benehmen dieſen den Saft. Dieſe Nibbees beſitzen verſchiedene Wirkung. Diejenigen, welche rund ſind, ſind insgemein unſchädlich; hingegen diejenigen, welche entweder platt, oder wie eine Rinne ausgehöhlt ſind, ſind gemeiniglich Gifte von der ſchlimmſten Art. Und dieſe gebrauchen die Amerikaner, als die plötzlichſten Gifte, nachdem ſie ſelbige beſonders zubereitet haben. Die Zubereitung und Wirkung dieſes Giftes kann man beym Bancroft, oder auch aus dieſer Reiſebeſchreibung in Gmelins Geſchichte der Pflanzengifte S. 407. u. f. nachleſen. Herr Gmelin hat auch die Nibbees mit vielen andern, einigermaßen ähnlichen, Pflanzen verglichen, keine aber finden können, welche mit ſelbigen gänzlich übereinkömmt; daher man noch eine deutlichere Beſchreibung wünſchen muß. Uns ſcheint das bereitete Gift mit dem Ippo und Lamaſenſer Gifte viel ähnliches zu haben.

Niccoline.

S. Praſium.

Nicht.

Hüttennicht, Nihil album, iſt ein ſehr lockerer und feiner weißer Zinkkalch, welcher ſich bey dem Schmelzen der Zinkerze zu oberſt der Oefen und an der Vorwand derſelben, als eine lockere, weiße und wollichte Subſtanz anſetzet. Auch wird derſelbe bey dem Meſſingmachen erhalten, wo er ſich an den Deckel des Schmelztiegels anſetzet, oder durch die Ritze der Tiegel und Deckel als ein weißer Rauch davon geht. Wenn man Zink in einen Schmelztiegel thut, und ein ſolches Feuer giebt, daß derſelbe mit einer leichten Flamme zu brennen anfängt, ſo ſteigt dieſer flüchtige Zinkkalch ebenfalls auch als eine ſehr weiße und lockere Subſtanz auf, welche zum Theil an die Seiten des Schmelztiegels und an den Stab, womit man

man den brennenden Zink beſtändig herumrührt, ſich anlegt, zum Theil aber nicht anders wie zarte Flaumfedern in der Luft herumfliegt und ſich überall anlegt.

Man verkauft auch bey den Materialhändlern unter dem Namen Nicht eine zarte weiße Erde, welche aber nichts anders, als eine feine Mergelerde, oder ein zu Kalch gebrannter Gypsſpath oder auch Kalchſpath iſt, und zum Unterſchiede des Hüttennichts gegrabener Nicht genannt, oder gar nicht mit dieſem Namen beleget werden ſollte, damit beym Gebrauche des weißen Zinkkalchs oder eigentlich ſo genannten Nichts keine Irrungen verurſacht würden.

Nickel.

Niccolum. Mit dieſem Namen wird eine gewiſſe metalliſche Subſtanz beleget, welche Cronſtedt Mineral. S. 229. als ein beſonderes Halbmetall betrachtet. Es giebt derſelbe folgende Eigenſchaften von ihm an: 1) an Farbe iſt es weiß, dabey aber etwas röthlicht; 2) auf dem Bruche iſt es dicht und glänzend; 3) im Feuer iſt es ziemlich beſtändig; 4) durch die Calcination wird es zu einem grünen Kalche; 5) dieſer Kalch giebt ein Glas von einer röthlich braunen durchſichtigen Farbe; 6) von den mineraliſchen Säuren wird der Nickel aufgelöſet und färbet dieſelben dunkelgrün; 7) die Präcipitate aus den Auflöſungen werden hellgrün; 8) von dem Salmiakſpiritus werden dieſe Präcipitate mit einer blauen Farbe aufgelöſet; 9) wird dieſe Auflöſung verdunſtet und der Bodenſatz reduciret, ſo erhält man keinen Kupfer-ſondern einen Nickelkönig; 10) der Nickel vereiniget ſich mit allen Metallen, nur nicht mit Queckſilber und Silber, hingegen geſchieht die Vereinigung mit Kobolt am ſtärkſten.

Der Nickel wird entweder in der Form eines Kalchs, oder vererzt gefunden. Als ein Erz heißt er Kupfernickel, Cuprum Nicolai, es beſteht ſolches aus Nickel, Eiſen, Kobolt, Schwefel und Arſenik. Man findet auch den Nickel mit der Vitriolſäure vereinigt, da denn das Product eine ſchöne grüne Farbe hat.

Lehmann Mineral. S. 126. und andere Mineralogen zählen den Kupfernickel unter die Kupfererze, noch andere, wie Sage Mineralogie S. 175. rechnen denſelben unter die Kobolte und Wallerius Mineral. S. 297. führet ihn unter den Arſenikarten auf. Zur Zeit ſcheint es noch nicht genung beſtimmt und ausgemacht zu ſeyn, ob der Nickel ein eigenes Metall, oder ein durch Beymiſchung mineraliſcher Subſtanzen verändertes Kupfer ſey. Cronſtedt ſcheint allerdings Gründe vor ſich zu haben, es iſt aber auch nicht zu läugnen

nen, daß die Metalle durch ſehr genaue Vereinigung mit Arſenik und andern, vorzüglich ſaliniſchen Subſtanzen bisweilen ſolche Veränderungen leiden, daß man ſie für beſondere metalliſche Subſtanzen halten ſollte.

Nickel, S. auch Raden.

Nictrix.

Nictrix, in Arkadia, ſo des Tages ſchläft und des Nachts wachet; Richter nach dem Oppianus. S. 678. Er erläutert dieſes, S. 306. Man bringt aus dem Plinio und Oppiano den Arkadiſchen Fiſch, Exocoetum, vor, der deswegen ſo genennet wird, weil er, außerhalb dem Waſſer, ſich auf den Sand ſchlafen legt; die Worte ſind, nach Lippii Ueberſetzung folgende: In littus ſicca ponens tellure cubile Squamea tunc dulci componit membra ſopore, E ſomno ſurgit, dormit porrectus in antro. Und im andern Buche führet dieſer Poet den Hemerochiten, Ἡμεροκοίτην, Νύκτεϱις (Νυκτεϱὶς) auf: qui ſolus noctu vigilat. Daher auch ſein Name ihm geworden: er ſchläft am Tage, und wachet des Nachts, und frißt, bis er börſtet. Vorzüglich nach dem Rondelet, X. 13. von welchem der Fiſch Vranoſcopus, auch Callionymus genennet wird. Vranoſcopus Scaber L. gen. 152. ſp. 1. der Mülleriſche Warzenkopf, Coryſtion, 7. Klein. ein Helmfiſch; ſ. dieſen Artikel B. III. S. 764. desgleichen Himmelgucker und Meerpfaffe.

Nieckſch.

S. Riedgras.

Nieren.

Renes. Es gehören die Nieren zu den Eingeweiden des Unterleibes, und beſonders denenjenigen, welche ſich außerhalb der Verdoppelung des Darmfells befinden, und machen ſelbige zween ziemlich feſte, röthlichte, einander gegenüber liegende, bohnenförmige Körper aus, deren hohler Ausſchnitt einwärts, der convexe Theil aber nach außen zu gekehret iſt. Ordentlicherweiſe findet man deren zwoe, und zwar ſind ſie inwendig an der Lendengegend, nämlich hinterwärts zwiſchen den beyden letzteren falſchen Rippen, alſo gelegen, daß ſie bald beyde einander in einer gleichen Richtung gegenüber, bald eine um die andere etwas höher ſtehen, und grenzen ſie daher, außer den Lenden und den beyden letzteren falſchen Rippen, auch oberwärts mit dem großen Grimmdarme, und den Nebennieren, ingleichen ſeitwärts mit den Harngängen und den Nierengefäßen. Sie ſind übrigens von einer zwar mittelmäßigen, aber nicht immer be-

ſtimmten Größe; doch beläuft ſich ihre Länge gemeiniglich auf fünf bis ſechs, die Breite ohngefähr auf drey, und die Dicke beynahe auf anderthalb Querfinger Breite. Ihre Bekleidung machen zwo beſondere Häute aus, nämlich eine äußerliche Nierenfetthaut, Membrana renum adipoſa, welche im Grunde ein bloßes häutichtes, ziemlich ſtarkes Zellgewebe ausmachet, das mit vielem Fette angefüllet iſt, ſeine eigenen Fettgänge und Gefäße beſitzet, und worinnen die Nieren ganz locker eingewickelt liegen, und eine innerliche eigene Nierenhaut, Membrana renum propria, die auf die erſtere folget, überaus dünne und zart iſt, und die äußere Oberfläche der Nieren unmittelbar und überall dichte und feſte umgiebt. Ohnerachtet die äußerliche Oberfläche der Nieren bey einem erwachſenen Menſchen ziemlich glatt und gleich ausſieht, ſo bemerket man doch bey einer menſchlichen Frucht und bey jungen Kindern daran allerhand ungleiche Erhabenheiten, und gleichſam kleine Hübelchen, daß es faſt das Anſehen hat, als ob dieſes Eingeweide in ſolchen Körpern aus lauter kleinen einzelnen Stückchen, oder ſo vielen kleinen einzelnen Nierenläppchen beſtände, welche vermittelſt eines Fadengewebes in ein einfaches ganzes Eingeweide vereiniget würden, welche aber mit der Zeit verſchwinden. Die Subſtanz der Nieren iſt doppelt, nämlich eine äußerliche und eine innerliche; welche aber alle beyde aus ſtralenweiſe, und neben einander gelegten kleinen Röhren beſtehen, welche ſich vom äußerlichen Umkreiſe derſelben, nach deren Mittel als nach ihrem beſondern Mittelpuncte zu erſtrecken. Die äußerliche oder ſogenannte rindichte Subſtanz, Subſtantia externa corticalis, weil ſie nämlich die darunter liegende folgende, gleichſam wie eine beſondere Rinde umgiebt, machet die auswendige Nierenſchicht aus; es hat dieſelbe ein rothes lockeres Weſen, und es gehen die kleinen Gefäßchen in ſchlangenförmiger Richtung nach dem Mittelpuncte zu. Die inwendige oder ſogenannte markichte oder ſtreifichte Subſtanz, Subſtantia interna medullaris ſ. tubuloſa, entſpringt aus der vorigen, indem nämlich ihr röhrichtes Weſen mit der vorigen in eins fortgeht, übrigens etwas dichter und mehr blaßroth ausfällt. Beyde Subſtanzen, und der Unterſchied dieſer Gefäße und Röhren läßt ſich ziemlich deutlich wahrnehmen, wenn man eine friſche oder auch eine gekochte Niere in zween gleiche Theile mitten durch zerſchneidet, und mit dem Schnitte am äußern convexen Rande anfängt. Die kleinen harn-

harnführenden belliniſchen Röhrchen, tubuli vrinarii Bellini, welche zu dem innerlichen markichten Weſen der Nieren gehören, ſammlen ſich endlich in verſchiedene Bündel, welche ſich zuletzt jeder beſonders mit einem löcherichten, ſiebförmigen Nierenwärzchen verlieren, und welche in der inwendigen Höhle derſelben hervorragen. Inwendig haben die Nieren auch noch eine ziemlich anſehnliche Höhle, welche über und über mit einer dichten und glatten Haut ausgeſchlagen iſt, und welche beſonders das Nierenbecken, Peluis renum, genannt wird. Es befinden ſich in dieſer Höhle eben ſo viele kleine abgekürzte, trichterförmige Verlängerungen, oder gleichſam hohle Cilinder, als Nierenwärzchen in dem Nierenbecken hervorragen, derer bald achte, bald zehne, bald zwölfe, oder auch wohl mehrere angetroffen werden, welche ſie gleichſam wie beſondere Kelche oder Kapſeln umfaſſen, und welche ebenfalls aus dieſer inwendigen Haut entſtehen. Außerdem befindet ſich auch in dem Nierenbecken, und zwar faſt in der Mitte deſſelben eine Oeffnung, welche ſich in die Harngänge verlängert, und als die Mündung derſelben anzuſehen iſt. Unter den Blutgefäßen kommen vornehmlich ein Paar ziemlich dicke Schlagadern, und zwo eben ſo anſehnliche Blutadern vor. Erſtere, oder die ſogenannten Nierenpulsadern, arteriae renales ſ. emulgentes, entſpringen einfach auf beyden Seiten aus der herabſteigenden großen Pulsader, gleich unter der obern Gekröſepulsader, wovon die eine nach der rechten, die andere nach der linken Niere zu, und alſo beyde gerade querüber gehen, ehe ſie ſelbige berühren, ſich in verſchiedene kleinere Aeſte zertheilen, und ſo ſich endlich an dem ausgeſchweiften Rande in die Subſtanz der Nieren einpflanzen, woſelbſt ſie ſich in unendlich kleineren Zweigen theils verlieren, theils die Subſtanzen der Nieren mit ausmachen helfen. Die beyden Nierenblutadern, Venae renales ſ. emulgentes, entſpringen ebenfalls mit einfachen Aeſten auf beyden Seiten aus dem Stamme der untern aufſteigenden Hohlader, juſt in derſelben Gegend, wo die vorigen hervorkamen, und gelangen die eine zur rechten, und die andere zur linken Niere, und da ſie die Nierenpulsadern auf dem Fuße verfolgen, ſo haben ſie in Anſehung ihrer Einpflanzung, Zeräſtelung und Verbreitung mit jenen alles gemein. Die rechte Nierenblutader iſt etwas kürzer, weil nämlich der Stamm der Hohlader dem Eingeweide ſelbſt viel näher liegt, und neiget ſich ein wenig abwärts, da hingegen die linke ſchon etwas länger, und

ſich quer über den Stamm der großen Pulsader nach der linken Niere zu erſtrecket. Gleichwie nun durch die erſtern den Nieren das Blut zur Abſonderung des Urins überliefert wird, ſo wird das übriggebliebene, oder welches ſich ſonſt nicht weiter darzu ſchicket, von den äußerſten Zweigen der letzteren aufgeſammlet, und zur allgemeinen Blutmaſſe wieder zurücke geführet. Da ferner an der Gegend der Lenden, um die Schlagader und Hohlader herum, viele verſchloſſene Drüſen angetroffen werden, ſo laſſen ſich auch in den Nieren beſondere lymphatiſche Adern oder Fließwaſſergefäße vermuthen, ob ſie ſich ſchon eben nicht ſogleich vor Augen ſtellen. Und obſchon ziemlich zahlreiche Nerven und Nervengeflechte um die Nieren herumſpielen, worein die Nierengefäße ſich auf verſchiedene Art verwickeln, ſo mögen doch derjenigen, welche in das innerſte derſelben ſelbſt eindringen, nur gar wenige und nichts bedeutende ſeyn, weil dieſes Eingeweide ſelbſt eben keine ſonderliche ſcharfe Empfindung hat; da ſelbſt die Erfahrung beſtätiget, daß nicht nur ziemlich große und ſcharfe Nierenſteine oftmals lange Zeit im Nierenbecken eingeſchloſſen liegen, ſondern auch Blut, und faſerichtes Eyter von ihnen abfließt, ohne jedoch vorher außerordentliche Schmerzen erreget zu haben.

Ihr Nutzen beſteht denn nun alſo hauptſächlich darinnen, daß ſie den überflüßigen, wäſſerichten Theil des Blutes, mit welchem öfters auch noch ſalzichte, ölichte, ſchwefelichte, gallichte und ſchleimichte Unreinigkeiten vermiſchet ſind, in ihren beyden Subſtanzen abſondern, die denn aus den durchlöcherten, ſiebförmigen Nierenwärzchen nach und nach herausſchwitzen, und in der Höhle des Nierenbeckens ſich allmählich anhäufen und ſammlen. Man findet die Nieren überhaupt bey allen ſolchen Thieren, welche ein eigentlich gefärbtes rothes Blut beſitzen, folglich bey allen vierfüßigen Thieren, bey den Vögeln, bey den Amphibien, und den großen und kleinern Fiſchen; da hingegen man ſie vermiſſet bey allen ſogenannten blutloſen Thieren, folglich bey den Inſecten, Schalenthieren, und Würmern. Inzwiſchen haben die Nieren in verſchiedenen Thieren auch eine ſehr verſchiedene Geſtalt; nämlich in den Fiſchen und Amphibien fallen ſie länglicht und ſchmal aus, eben ſo ſind ſie auch in den Vögeln beſchaffen, und noch darzu ziemlichermaaßen in kleine Lappen zertheilet. Bey den vierfüßigen Thieren kommen ſie zwar mehr mit der Figur am Menſchen überein, doch ſcheinen ſie in den mehreſten etwas kürzer und runder zu ſeyn. Beſonders aber unterſchei-

den ſich die Nieren der Thiere von den menſchlichen darinnen, daß ſie faſt bey allen äußerlich in mehrere kleinere Hübelchen oder Nierenläppchen abgetheilet ſind, welche zuſammengenommen und feſt aneinander hängend erſt das ganze Nierenſtück ausmachen. In manchen kommt auch inwendig kein beſonderes Nierenbecken vor, ſondern aus jedweden Nierenwärzchen erzeuget ſich unmittelbar ein einzelner Harngang, welche ſich endlich außerhalb des Eingeweides alle mit einander in einem einfachen Stamme ſammeln. Es geſchieht dieſes unter den krautfreſſenden, vierfüßigen im Elephanten, unter den fleiſchfreſſenden im Bär, unter den Amphibien in der Seekuh, der Fiſchotter, dem Meerkalbe, ingleichen in dem Delphin, und vielleicht iſt es eben ſowohl mit den meiſten Vögeln beſchaffen. Außerdem iſt auch noch an dem obern Rande einer jeden Niere ein drüſenartiges, plattgedrücktes, gelblichtes Körperchen angewachſen, welches mit einer inwendigen ziemlich kleinen Höhle verſehen iſt, woraus ſich ein ſchwarzbrauner Saft herausdrücken läßt, welche man darum bald die Nebennieren, Renes ſuccenturiati, bald die Drüſen der ſchwarzen Galle, Glandulae ſ. capſulae atrabilariae, betitelt hat. Sie haben äußerlich eine dünne, häutichte Bekleidung, welche ſie dicht umſchließt, und mit den Nieren verbindet, und worinnen wirklich ein drüſenartiges Gebäude befindlich iſt. Ihre äußerliche Geſtalt und Größe iſt ſehr verſchieden; indem ſie bald dreyeckicht, oder viereckicht, oder länglichtrund, oder ſonſt ungleich ausfallen, bald an Figur den Krähenaugen ähnlich ſind, welches ſich an erwachſenen Körpern trifft, bald auch den Nieren ziemlich gleichkommen, wie ſolches in einer ungebohrnen Frucht zu geſchehen pfleget. Außer denenjenigen Blutgefäßen, welche entweder von der großen Puls- und Hohlader, oder den Nierengefäßen zu ihnen gelangen, und denen häufigen lymphatiſchen Adern, die man an ihnen wahrnimmt, ingleichen den Nerven, welche von dem Nierengeflechte ſich dahin verbreiten, hat man zur Zeit noch keinen beſondern Ausführungsgang an ihnen entdecken können. Es läßt ſich daher auch von ihrem eigentlichen Nutzen nichts beſtimmtes angeben, ſondern man ſollte beynahe muthmaßen, weil ſie theils mit ſo vielen lymphatiſchen Adern verſehen ſind, theils weil ſie verhältnißmäßig bey der ungebohrnen Frucht und bey neugebohrnen Kindern viel größer vorkommen, als bey irgend einem erwachſenen Körper, und weil ſie ſelbſt mit zunehmenden Jahren nach und nach

abnehmen, und daher im Alter vertrocknen, eindorren, und faſt gänzlich verſchwinden, daß ſie vielleicht das Amt der ſogenannten lymphatiſchen oder verſchloſſenen Drüſen verrichten, und zur beſſern und vollkommenern Ausarbeitung der Nahrungslymphe, welche vornehmlich das Wachsthum ſolcher jungen Körper befördert, das meiſte beytragen mögen. Sie haben ihre erſte Entdeckung einem berühmten italieniſchen Zergliederer des ſechzehnten Jahrhunderts, dem Euſtach zu verdanken, der ſie auch zuerſt beſchrieben. Man findet ſie bey allen vierfüßigen Thieren, ſowohl den Krautfreſſenden, als auch denen, welche ſich vom Fleiſche nähren, ingleichen bey den Vögeln und Amphibien; allein bey den Fiſchen ſind ſie zur Zeit noch nicht wahrgenommen worden.

Nierenbaum.

S. Anacardien.

Nierenſtein.

Lapis nephriticus, iſt ein grüner Stein, welcher mehr und weniger halbdurchſichtig iſt, ſich etwas fettig anfühlen und drechſeln läßt. Cronſtedt Mineral. S. 87. zählet denſelben unter die Thonarten, und hält ihn für eine Art des Serpentinſteins, mit welchem er oft aus einerley Bruche kömmt. Wallerius Mineral. S. 76. rechnet denſelben unter die Gypsſteinarten. Wir halten aber dafür, daß der Nierenſtein, derjenige vornehmlich, welcher in Sachſen gefunden wird, unter die gemiſchten thonartigen Steine gehöret. Man findet ihn auch in Amerika, desgleichen in Spanien und andern europäiſchen Ländern.

Die ſteinartige Verhärtung, welche man bisweilen wider die Natur in den Nieren der Menſchen, oder auch der Thiere findet, wird gleichfalls auch Nierenſtein genennet. S. Menſchenſteine.

Nieſekraut.

S. Dorant, Gnadenkraut und Hauswurz.

Nießwurzel.

Es machen zwar die Pflanzen, welche ſchwarze und weiße Nießwurzel genennet werden, zwey ganz verſchiedene Geſchlechte aus, und ſo wie das eine davon im lateiniſchen einen andern Namen erhalten, eben ſo hat man im Deutſchen auch nur eine Nießwurzel, das andere anders genennet. Wir wollen, wie ſchon mehrmals geſchehen, die von alten Zeiten her eingeführte Benennung beybehalten, auch den gewöhnlichen Unterſchied annehmen, und ſowohl die ſchwarze als weiße Nießwurzel hier zugleich beſchreiben.

Schwarze Nießwurzel ſey demnach Helleborus Tourneforts

forts und Linne'. Die Blume hat nur eine Decke, welche, weil ſie bey einigen Arten nicht grün, ſondern anders gefärbet iſt, für die Blumenblätter, hingegen, weil ſie bey den mehreſten Arten nicht abfällt, für den Kelch gehalten wird; es ſind dieſes fünf große, rundlichte, ſtumpfe Blätter. Um die vielen kurzen Staubfäden ſtehen in einem Kreyße viele, noch kürzere, trichterförmige, in zwo ungleiche Lippen getheilte Honigbehältniſſe. In der Mitte ſtehen gemeiniglich fünf oder ſechs Fruchtkeime, jeder mit einem pfriemenartigen Griffel und etwas dickern Staubwege beſetzet. Es folgen eben ſo viele Saamenbehältniſſe, welche platt gedrücket ſind, oberwärts der Länge nach ſich öffnen, und viele rundlichte, an der Nath befeſtigte Saamen enthalten. Die beyden nahverwandten Geſchlechter, als Iſopyrum und Trollius, welche Herr von Haller, und mit demſelben Zinn und Böhmer mit dem Helleboro vereiniget, haben wir unter Doldocke und Trollblume beſonders angeführet, ob wir gleich mehr vor, als wider die Vereinigung ſind.

1) Weißblümichte ſchwarze Nießwurzel, wahre oder Steyermärkiſche Nießwurzel, Chriſtwurzel, Weyhnachtsroſe, Helleborus flore roſeo, Helleborus niger offic. et Linn. wächſt in Italien, Steyermark, Oeſterreich, nicht aber in der Schweiz, wie Herr von Haller in der Hiſt. Stirp. Heluet. verſichert hat, und blühet gemeiniglich im Winter unter dem Schnee; in hieſigen Gärten kann man ſie in einem feuchten und ſchattichten Orte leicht unterhalten, und wird daſelbſt öfters im Sommer, oder doch von Michael bis in den April blühen. Die Wurzel iſt dauerhaft, ſchwarz und treibt aus dem obern dicken Theile oder Knollen unterwärts lange, ſtarke, einfache Faſern, und oberwärts viele häutichte Schuppen, zwiſchen welchen ſowohl dicke, einander umfaſſende, ausgefurchte Blätterſtiele, als auch Blumenſtängel hervortreiben. Die Wurzelblätter beſtehen aus ſieben bis neun dicken, lederartigen, blaßgrünen oder bläulicht angelaufenen, langen, ſchmalen, lanzetförmigen, faſt unmerklich eingekerbten Blättchen, welche fingerförmig auf dem gemeinſchaftlichen Stiele ſitzen. Der Stängel wird ohngefähr eine Spanne hoch, und iſt röthlicht geflecket, und bis an den eigentlichen Blumenſtiel ganz nackend, woſelbſt ein kleines, völlig ganzes Deckblatt anſitzet; es endiget ſich ſelbiger gemeiniglich nur mit einer Blume, und ſelten wird man mehr als zwoe wahrnehmen. Die Blume iſt unterwärts, oder ſeitwärts gerichtet, von den fünf Blumenblättern

iſt gemeiniglich eines ſchmäler und ſpitziger als die übrigen; alle ſind milchweiß, oder blaßröthlicht, ſelten gelb geſtreifet; bisweilen bekommen ſelbige, wenn die Frucht zu reifen anfängt, eine caſtanienbraune Farbe, und aus dieſer Verſchiedenheit der Farbe haben einige Schriftſteller beſondere Arten gemachet. Man findet auch eine Spielart, welche in allen Theilen kleiner iſt, als die natürliche Pflanze. Die Blätter bleiben einige Jahre grün, ehe ſie vertrocknen, die Stängel aber vergehen nach der Frucht. Sie kommt in Gärten gut fort, machet ſtarke Stöcke und kann im Frühjahre oder Herbſt durch die Wurzel vermehret werden.

2) Grünblümichte ſchwarze Nießwurzel mit fingerförmigen Blättern an den Zweigen, Bärenfuß, Oelröschen, Helleborus niger flore viridi, Helleborus viridis Linn. wächſt in Oeſterreich und der Schweiz, wirft Stängel und Blätter jährlich ab, und iſt außer der fäſerichten, ſchwarzen Wurzel, an Blättern, Stängel und Blumen ganz grün. Die letztern kommen im April und May zum Voeſchein, und haben keinen unangenehmen Geruch, wie die folgende. Die Wurzelblätter ſind dicke, lederartig, und bis auf den Stiel in viele, öfters zehen, ſchmale, lange, ſpitzig ausgezähnte Lappen getheilet; oder aus ſo viel Blättchen zuſammengeſetzet. Dergleichen, aber nur fünf- und dreylappichte Blätter ſitzen an den Stängeln und den Zweigen, welche ohngefähr einen Fuß Höhe erreichen. An jedem Zweige ſtehen zwo auch mehrere, unterwärts hangende Blumen. Die Blumenblätter ſind eyförmig zugeſpitzet, ausgebreitet und grün. Die Vermehrung geſchieht durch Wurzel und Saamen, und wird in hieſigen Gärten, wie die vorige, unterhalten.

3) Grünblümichte Nießwurzel mit ganzen Blättern an den Zweigen, ſtinkende ſchwarze Nießwurz, Läuſekraut, Helleborus foetidus L. Dieſe Art wächſt in Frankreich und der Schweiz, auch in Deutſchland, blühet den Winter über bis in den März, und vergeht ganz zu Ausgange des andern Jahres. Die lange, rundlichte Wurzel iſt ſehr ſcharf, und nicht, wie die vorigen, mit beſondern Wurzelblättern beſetzet; an dem Stängel aber, welcher gegen zween Fuß Höhe erreichet, ſitzen fußförmige, glänzende Blätter, woran man drey Hauptblättchen und an jedem der beyden ſeitwärts geſtellten vier, faſt bis auf den Stiel von einander getrennte, ſchmale, eingekerbte Lappen unterſcheiden kann. Bey den Abtheilungen der Zweige ſtehen andere, ungetheilte, weißlichte, zarte, eyför-

mig zugeſpitzte Blätter. Die unterwärts hangenden, ſtark und widrig riechenden Blumen ſtehen in mehrerer Zahl an dem Ende der Zweige auf wollichten Stielen. Die Blumenblätter ſind grün, am Rande röthlicht eingefaſſet. Dieſe Art ſäet ſich in den Gärten durch den ausgefallenen Saamen ſelbſt aus, wenn ſolcher leichten feuchten Boden findet.

4) Gelbblühende ſchwarze Nießwurzel, Winterwolfswurzel, Ackerwurzel, gelber Alp-Hahnenfuß, gefüllter Bergranunkel, Winterſturmhüttchen, Knobleblume, Aconitum hyemale, Helleborus hyemalis L. wächſt in Italien und der Schweiz, blühet im Frühjahre, ſobald die Erde etwas erwärmet wird, hat eine ſchwarze, knollichte, zäſerichte Wurzel, und treibt einen niedrigen, öfters nur einen Finger langen, einfachen Stängel, welchen oberwärts viele dunkelgrüne, einfache, ſchmale Blätter, und die Blume umgeben. Die Blätter ſitzen an einem gemeinſchaftlichen Stiele, und ſcheinen nur ein zuſammengeſetztes auszumachen, welches bis auf den Stiel in fünf Blättchen, und jedes wieder in einige Lappen abgetheilet iſt. Zuweilen iſt eins davon gelb, wie die Blumenblätter, gefärbet, und alsdenn mangelt auch eins von dieſen; zuweilen ſind auch derſelben ſechſe zugegen. Dieſe fallen ab. Die Wurzel dauert füglich im freyen Lande aus, da aber die meiſte Zeit über nur dieſe allein zugegen, erhält man ein Pflänzchen im Scherbel, damit es um deſto weniger verloren gehe. Man verleget und vermehret die Wurzel etwan aller drey Jahre, ſobald die Blätter welk werden.

Der Name Helleborus kömmt bey den älteſten Schriftſtellern vor; es iſt aber ſchwerlich zu beſtimmen, welche Pflanze, und ob eine Art der ſchwarzen oder weißen Nießwurzel dadurch angedeutet werde. Die Wurzel von dem Frühlingsadonisröslein wird öfters für die Wurzel der weißblümichten ſchwarzen Nießwurzel verkaufet, und vielleicht auch von einigen Schriftſtellern unter Helleborus verſtanden; ſie iſt aber viel weniger kräftig, als die wahre ſchwarze Nießwurzel, davor man allein unſere erſte Art erkennen will; daher auch einige die Wurzel von der zwoten Art für unkräftig gehalten, welches doch nicht iſt, vielmehr von Boulduc für eben ſo kräftig gehalten wird, als die Wurzel von der erſten Art. Die Wurzel von der dritten Art wird gar nicht geachtet, und die von der vierten iſt am kräftigſten, wird aber für giftig gehalten, und gar nicht gebrauchet. In wie ferne die folgende weiße Nießwurzel mit der erſten Art der ſchwarzen in Verglei-

chung zu ſtellen, iſt auch noch ziemlich ungewiß. Viele der ältern Schriftſteller halten die weiße für ſchwächer, und Plinius giebt vor, wie dieſe von den Ziegen ohne Schaden gefreſſen, hingegen von dem Genuß der ſchwarzen getödtet würden. Wir verlaſſen dieſe Ungewißheit, und beſchreiben die durch Erfahrungen beſtätigten Eigenſchaften der ſchwarzen Nießwurzel, und zuerſt der Wurzel von der erſten Art, welche allenthalben in den Apotheken aufbehalten werden ſoll. Es hat dieſe Wurzel von außen eine ſchwarze, innerlich weißlichte Farbe, einen bittern, unangenehmen Geſchmack und ſtarken Geruch; wenn dieſer mangelt, welches bey lange aufbehaltenen Wurzeln gemeiniglich geſchieht, iſt ſolche als unkräftig zu verwerfen. Sie beſitzt harzichte und gummöſe Beſtandtheile, und beyde laſſen ſich, beſonders durch Brandtwein und Waſſer, auflöſen, und in zweyerley Extract verwandeln. Die größte Kraft ſtecket in den harzichten Theilen, wovon aber bey dem Kochen viel verloren geht, und durch dieſe Zubereitung die Wirkung der Wurzel, oder des harzichten Extracts merklich vermindert wird; wie denn gewiß iſt, daß der bloße Geruch dieſer Wurzel Nieſen erreget. Indeſſen wirket doch der harzichte Extract als ein heftiges Purgiermittel, daher man lieber das wäſſerichte, oder nur den abgekochten Trank von der Wurzel, oder auch dieſe in Pulver zu erwählen pfleget. Wieviel von allen dieſen den Kranken zu verordnen, läßt ſich nicht füglich beſtimmen, und da hierbey alle Vorſicht nöthig iſt, ſoll man dergleichen ohne Beyrath eines erfahrnen Arztes gar nicht gebrauchen. Wie denn viele traurige Erfahrungen die allzuheftige und ſchädliche Wirkung dieſer Wurzel längſt beſtätiget haben. Auch in Anſehung des Vaterlandes ſcheint ſelbige eine ſtärkere oder ſchwächere Wirkung zu äußern. Ob man nur die Faſern von der Wurzel zum Gebrauch wählen, und den obern dicken Theil, oder den Kopf abſondern ſoll, ſcheint ungewiß, man hält jene für ſchwächer als dieſe, doch behauptet Hermann das Gegentheil; es wird darauf nicht viel ankommen. Auch die Verbeſſerungen dieſer Wurzel, dergleichen man bey den ältern Aerzten mancherley findet, ſind weder zu loben, noch zu tadeln, indem man ſolche nach der Abſicht beurtheilen muß, nach welcher man ſie den Kranken reichet. Heurnius ließ in einem Apfel ein halb Quentchen von der Wurzel und ein wenig Gewürznelken ſtecken, denſelben braten, die Wurzel wieder herausziehen, und den Kranken geben. Zu Plinii Zeiten ließ man die Wurzel mit zerſchnitte-

ſchnittenen Rettige kochen, und entweder die dadurch geſchwächte Nießwurzel, oder auch nur den Rettig eſſen. Die zuſammengeſetzten Arzneyen müſſen auch jede beſonders beurtheilet werden. Zum Eröffnen, ſonderlich in den Krankheiten bey dem weiblichen Geſchlechte, iſt die Tinctur, die man aus Eiſenvitriol und dieſer Wurzel mit Waſſer und Weingeiſt bereitet, und unter dem Namen Tinctura martis helleborata in den Apotheken aufbehalten wird, vorzüglich empfohlen worden. Die vorzüglichſte Wirkung dieſer Wurzel beſteht in Eröffnung des Leibes. Melampus, ob ſelbiger ein Arzt oder Hirte geweſen, iſt nicht bekannt, hat dieſe Kraft zuerſt entdecket, und daher wird auch die Wurzel bey den Griechen öfters Melampodium genennet. Außer dieſer Kraft beſitzt ſie auch eine eröffnende und zertheilende, welche ſich eben ſo deutlich zeiget als die abführende. Wegen dieſer doppelten Wirkung iſt der Gebrauch bey hartnäckichten und großen Krankheiten, ſonderlich ſolchen, welche von einem ſchweren und dicken Geblüte und der ſogenannten ſchwarzen Galle herrühren, angerathen worden, als bey der Melancholie, Raſerey und fallenden Sucht, bey der Gicht, Waſſerſucht, wider die Würmer, nnd auch vorzüglich wider die Verſtopfung der monathlichen Reinigung, und alle davon abhangende Gebrechen, als der Bleichſucht, u. ſ. f. Es zeiget ſich dieſe Wurzel auch äußerlich gebrauchet in der ſtärkſten Wirkung. Wenn man dergleichen in ein Fontenel leget, ſoll häufiger Stuhlgang darauf erfolgen, und wenn man ſie auf die bloße Haut leget, werden Blaſen davon aufgezogen. Die Viehärzte pflegen in den Seuchen dem Viehe ein Stück durch die Haut unterm Halſe, oder durch die Ohren zu ziehen, und wollen dadurch eben den Nutzen erhalten, den andere von einem Haarſeile hoffen. Bey heftigen Flüſſen am Kopfe pfleget man ein Stückchen durch die Ohrläppchen zu ziehen; doch iſt auch dieſer Gebrauch behutſam einzurichten, wenn es wahr iſt, was Monardus erzählet, daß ein Hahn, welchen man eine Faſer von der Wurzel durch den Kamm gezogen, daran verſtorben. Sicher kann man mit dem abgekochten Tranke den böſen Kopf der Kinder, oder diejenigen Glieder waſchen, welche von der Krätze eingenommen ſind. Es ſoll auch ſolcher die Läuſe tödten. Die Blätter von dieſer ſchwarzen Nießwurzel ſind von einigen auch zum Gebrauch empfohlen worden, man kann aber derſelben füglich entbehren.

Nicht allein die erſte Art der ſchwarzen Nießwurzel, ſondern

auch die dritte Art iſt in der Arzneykunſt berühmt; da aber die Wurzel von dieſer noch mit mehrerer Heftigkeit wirket, und leicht tödtliche Folgen nach ſich ziehen kann, ſoll man davon keinen Gebrauch machen. In England hat man die Blätter davon wider die Würmer empfohlen. Man kochet von den friſchen Blättern ein Quentchen, oder giebt von dem Pulver der getrockneten Blätter, Kindern von vier bis ſieben Jahren, funfzehen Gran, zween oder drey Morgen hintereinander. Da aber auch hierauf zuweilen Erbrechen folget, wählet Herr Biſſet den ausgepreßten Saft von Blättern, welche er zuvor mit Eſſig befeuchtet, und läßt daraus mit Zucker einen Syrup bereiten, von dieſem giebt er einen Theelöffel voll des Abends, und einen oder zween des Morgens den Kindern von zwey bis ſechs Jahren. Dieſer Syrup ſoll auch bey Verſchleimung der Bruſt und der Gedärme nützlich ſeyn.

Die weiße Nießwurzel wird zwar in den Apotheken auch Helleborus albus genennet, da ſolche aber ein eigenes, und von dem Helleboro ganz verſchiedenes Geſchlecht ausmachet, führet ſolches bey den neuern Schriftſtellern den Namen Veratrum, und im Deutſchen Wendewurz, Dolldocke, Schampanierwurzel, und Germer: den letzten wählet Herr Planer zum Geſchlechtsnamen, wir behalten obigen. Die Blume hat auch nur eine Bedeckung, und obgleich ſolche ſtehen bleibt, hält man ſolche doch, wie bey der ſchwarzen Nießwurzel, für die Blumenblätter; man zählet derſelben ſechſe, welche lanzetförmig, zart eingekerbet und ausgebreitet ſind, ingleichen ſechs kürzern Staubfäden und drey Fruchtkeime, deren jeder einen Griffel und einfachen Staubweg trägt. Es folgen drey platt gedrückte Saamenbehältniſſe, welche ſich einwärts der Länge nach öffnen und viele Saamen enthalten. Bey der großen Anzahl der Blumen, welche ährenweiſe geſtellet ſind, wird man einige unvollkommene, und oben weibliche, unten aber männliche antreffen, welches aber nur zufällig iſt. Ehedem wollte man nur eine Art annehmen, und den Unterſchied der Blumenfarbe für zufällig halten, jetzo aber führet Herr von Linne drey Arten an.

1) grünlichtblühende weiße Nießwurzel, Helleborus albus flore herbaceo, Veratrum album L. wächſt auf den Bergen in Rußland, Sibirien, Italien, der Schweiz und Oeſterreich, und blühet im Sommer. Die ausdaurende Wurzel treibt aus einem länglichten, weißlichten Knollen viele lange Faſern, und einen aufgerichteten, ohngefähr zwo Ellen hohen, einfachen Stängel,

welcher ſich gegen oben in viele Blumenähren vertheilet; unterwärts umfaſſen ſelbigen viele große, völlig ganze, eyförmige, nervichte, geſtreifte, und der Länge nach gleichſam in Falten gelegte Blätter, welche nach obenzu immer kleiner und ſpitziger werden. Die Blumenblätter ſtehen mehr aufgerichtet als ausgebreitet, ſind etwas wollicht, weißgrünlicht, oder weiß mit grünen Strichen durchzogen, beym Anfange mit einem Pfeile bezeichnet; drey davon mehr äußerlich, und drey innerlich geſtellet; die oberſten Blumen ſind Zwitterblumen, die unterſten männliche.

2) Dunkelrothblühende weiße Nießwurzel, Helleborus albus flore atro rubente, Veratrum nigrum L. wächſt in Ungarn und Sibirien, und iſt dem Wachsthume, der Wurzel, den Blättern, und überhaupt dem ganzen Anſehen nach der vorigen Art ähnlich. Außer dem Unterſchiede, welcher ſich in der Blumenfarbe zeiget, bemerket Herr v. Linne' wie dieſe Art frühzeitiger als die erſte blühe, und bey der erſten der Stängel niedriger, als bey der zwoten erſcheine. Herr v. Haller giebt den Stängel bey der erſten Art auf zwo Ellen an, bey der zwoten haben wir ſolchen gegen drey Ellen hoch geſehen. Hr. Miller hat bemerket, daß wenn beyde Arten nebeneinander im Garten ſtehen, die Schnecken die Blätter der zwoten Art ganz abgefreſſen, ſolche hingegen an der erſten Art kaum angerühret haben. Wir haben beyde im Garten unterhalten; die zwote Art blühet jährlich, die erſte aber viel ſeltner. Von der zwoten Art bemerken wir noch, wie der Stängel faſt durchaus mit einem kurzen wollichten Weſen bedecket, jeder Blumenſtiel mit einem ſchmutzigen, wollichten Deckblatte beſetzet, auch die drey äußerlichen Blumenblätter etwas wollicht und am mittlern Theile dunkelgrün ſeyn. Alle ſind übrigens dunkel= oder ſchwarzroth und ſtehen anfangs ausgebreitet, ſchlagen ſich aber nachher rückwärts. Die Staubfäden ſtehen anfangs auch ausgebreitet, wenn aber die Befruchtung geſchehen, biegen ſich ſelbige einwärts und legen ſich über den Fruchtkeim. An den Seitenähren, niemals aber an der Hauptähre, haben wir die oberſten Blumen als männliche, mit vier oder fünf Staubfäden wahrgenommen.

Beyde Arten dauern bey uns im freyen Lande, und leiden auch von dem ſtärkſten Froſte keinen Schaden. Man unterhält ſie in einem leichten guten Boden, und verpflanzet, und theilet die Wurzel etwa alle vier oder fünf Jahre. Da aber die Wurzel ſehr tief geht und bey dem Umſetzen leidet,

 wird

wird der Trieb zum Stängel und Blüthe aufgehalten. Wer demnach nicht wegen der Vermehrung das Verſetzen vornehmen will, thut beſſer, die Wurzel mehrere Jahre ungeſtöhret ſtehen zu laſſen. Wie man ſie denn auch ſo früh im Jahre als möglich verpflanzen ſoll, ehe ſie anfängt ihre Triebe zu machen.

3) Gelbblühende weiße Nießwurzel, Veratrum luteum L. wächſt in Canada und Virginien. Die Wurzel iſt knollicht. Die Wurzelblätter ſind lanzetförmig, nervicht, ſteif und glatt. Der Stängel wird einen Fuß hoch, bleibt ungetheilet, endiget ſich mit einer einfachen Blumenähre, und iſt mit wenigen, platt aufſitzenden Blättern umgeben. Die Blumen ſind klein und gelb.

In wieferne dieſe drey Arten, den innerlichen Beſtandtheilen und der Wirkung nach, miteinander übereinkommen, iſt nicht anzugeben; die Erfahrungen haben uns nur die erſte Art kennen gelehret. Es wird dieſe von keinem Viehe berühret, außer vom Mauleſel, welcher, wie Herr von Haller wahrgenommen, die Blätter begierig abgebiſſen. Die Wurzel, welche unter dem Namen weiße Nießwurzel in den Apotheken aufbehalten wird, beſitzt eine heftige Schärfe; wenn man ſie kauet, wird davon der Mund entzündet; in die Naſe gezogen, erreget ſie ein faſt unſtillbares Nieſen, und das davon abgezogene Waſſer hat die Eigenſchaften des ungelöſchten Kalches. Es beſitzt ſolche alle bey der ſchwarzen Nießwurzel angemerkten Kräfte, aber in viel ſtärkern Grade, und man findet daher von der ſchädlichen Wirkung derſelben viele traurige Exempel aufgezeichnet; wir wollen dergleichen nicht beſonders anführen, beym Herrn von Haller in der Hiſt. Stirp. Helu. Tom. II. p. 97. und Herrn Gmelins Geſchichte der Pflanzengifte S. 420. kann man ein anſehnliches Verzeichniß davon finden; jeder vernünftige Arzt wird ſich eines ſolchen unſichern und ſchädlichen Mittels gänzlich enthalten, womit ehedem die Pfeile vergiftet worden, und welches ſogar äußerlich auf den Magen geleget heftiges Erbrechen bewirken ſoll. Herr Pallas berichtet zwar wie dieſe Wurzel im Frühlinge von den ſibiriſchen Pferden häufig und ohne Nachtheil gefreſſen, und höchſtens davon nur ein Purgieren verurſachet werde; meldet aber auch, wie ſolches bey der Heuerndte ſorgfältig ausgeleſen und weggeworfen werde; würde es von hungerigen Pferden unter dem Heu gefreſſen, verurſachte es heftiges Darmreiſen und Schäumen bey ſelbigen. Käme eine Pflanze mit reifen Saamen auf das Gehöfte, ſtirbe von dem genoſſe-

genoſſenen Saamen alles Federvieh; wie auch Lämmer, wenn ſie es im Frühjahre genöſſen, ohnfehlbar davon umkommen. Herr Gmelin verſichert auch, wie die Einwohner Sibiriens öfters ſich den Tod zugezogen, indem ſie die Wurzel als eine Arzney gebrauchet. Man ſoll ſich wohl vorſehen, daß man nicht ſtatt der ſchwarzen die weiße aus der Apotheke erhalte; die weiße beſteht nur aus dem dicken knollichten Kopfe, von allen Zäſerchen entlediget, und nur mit den übriggebliebenen Flecken bezeichnet, da hingegen an der ſchwarzen die Faſern noch anhangen. Die Amerikaner pflegen die weiße Wurzel im Waſſer zu kochen, und in dieſen Trank den Maysſaamen einzuweichen, welchen ſie ausſäen wollen, um davon die Vögel und andere Thiere abzuhalten. Die Krähen werden durch den Genuß derſelben, gleichſam beſoffen, und theils ſelbſt, theils auch andere abgeſchrecket, das Maysland zu beſuchen. Wenn andere Thiere von dieſen eingeweichten Körnern freſſen, fallen ſie öfters in einen Schlaf, woraus ſie nicht wieder erwachen. Mit dem Tranke von der weißen Nießwurzel pflegen auch einige die krätzichten Theile zu waſchen; es ſoll aber darauf heftiger Schmerz und häufiges Harnen erfolgen; es iſt ſolcher auch ein Mittel wider die Läuſe, wenn die Kämme damit beſtrichen werden.

Nießwurzel, falſche, S. Adonisröslein.

Nießwurzel, wilde, S. Helleborinkraut.

Nigrina.

Der Name zeiget auf die beſondere Eigenſchaft der Pflanze; wie ſolche nämlich, wenn ſie auch mit aller Sorgfalt getrocknet wird, dennoch eine ſchwarze Farbe annehme. Es ſind zwar mehrere von dergleichen Beſchaffenheit bekannt; dieſe aber machet allein ein Geſchlecht aus, welches zuerſt Hr. Bergen beſtimmet, und eben wegen dieſer eignen Veränderung auf griechiſch Melaſma genannt. Hr. von Linné nennt ſolche, obgleich nur eine Art bekannt iſt, Nigrina viſcoſa. Sie wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Wurzel iſt ausdauernd und der Stängel über einen Fuß hoch, einfach und rauh; die ungeſtielten Blätter ſind einander gegen über geſtellet, lanzetförmig, ſparſam ausgezahnt, mit erhabenen Puncten beſetzet und daher rauh anzufühlen. Die Blumen ſtehen in dem Blätterwinkel einzeln auf langen rauhen Stielen, welche von zwey lanzetförmigen Deckblättern umgeben ſind. Der Kelch iſt aufgeblaſen, glockenförmig, in

fünf Einſchnitte getheilet; des Blumenblattes Röhre iſt länger als der Kelch, und verbreitet ſich in den fünffach geſpaltenen Rand. Herr Bergen giebt nur vier, Herr von Linné aber fünf Staubfäden an; die Staubbeutel ſind blätte-richt und geſpalten. Der Griffel wird gegen das Ende dicker und der Staubweg iſt einfach. Das Saamenbehältniß iſt vielleicht zweyfächericht.

Nilbarſch.

Nilbarſch, eine Art Bärſchinge, nach Müllern, Perca Nilotica, Linn. gen. 168. ſp. 7. ſonſt auch Keſcherfiſch; ſ. dieſen unſern Artikel, B. IV. S. 457. und Parſch.

Nileidechſe.

Lacerta Nilotica Linn. Dieſe Eidechſe, welche man in Egypten und zwar am häufigſten in den moraſtigen Gegenden des Nilſtroms antrifft, muß man nicht mit dem Krokodill verwechſeln, welches auch bisweilen ſo genannt wird. Sie gehöret unter diejenigen Eidechſen, die einen runden Schwanz haben, der mit über einander liegenden Schuppen bedecket und länger, als der Körper iſt. Ihre Länge beträgt mit dem Schwanze, der am Ende dreyeckicht iſt, ohngefähr drey Schuh und ihre Breite einen halben Schuh. Der Oberleib iſt hellbraun und mit länglicht runden Schuppen bedecket, auf denen in der Mitten erhabene Höcker ſitzen. Der Unterleib iſt weiß und hat dreyeckicht erhabene Schuppen. Der Wirbel iſt in Vierecke abgetheilet und hat zwey dreyeckichte Grübchen. Zur Seiten des Kopfes befinden ſich gleichfalls, zwey aber tiefere Grübchen. Nach Haſſelquiſts Berichte glaubet man in Egypten, daß dieſe Eidechſen aus den Eyern der Krokodille entſtehen; welche Meynung aber ſehr unwahrſcheinlich iſt.

Nilgrundel.

Nilgrundel ſeiner Grundeln nach Müllern; Gobius Aphya, Lin. gen. 154. ſp. 4. Gobio 14. Klein. ein Rockfiſch, ſ. dieſen Artikel, ingleichen Grundel, B. III. S. 535. und Grau, B. III. S. 509.

Nilkarpfe.

Nilkarpfe, nach Müllern Cyprinus Niloticus, Lin. gen. 189. ſp. 8. ein Karpfe, mit gabelförmigen Schwanze, ſ. unſern Artikel, Karpfe, B. IV. S. 405.

Nilpferd.

S. Flußpferd.

Nimbo.

Nimbo, auch Malabariſch Bepole, iſt ein Indianiſcher Baum, der Eſche nicht ungleich, mit grünen

nen, am Rande ausgezackten und zugeſpitzten Blättern. Die Blüthen beſtehen aus fünf Blättern, ſind klein, weiß, haben einen lieblichen Geruch. Die gelblichte Frucht iſt faſt wie eine kleine Olive geſtaltet. Das Laub ſchmeckt bitter, reiniget und ſchließt die Wunden; der Saft eingenommen, oder auf den Nabel gebunden, ſoll die Würmer tödten. Aus der Frucht wird auch ein Oel gepreſſet. Nähere Nachricht hiervon haben wir nicht auffinden können.

Ninſi. S. Ginſeng.

Niqui.

Ein ſonderbarer braſilianiſcher, vom Marcgrav, S. 178. beſchriebener, Fiſch, den die Holländer Pietermann, und andere Aranaeus maris, nach dem Willughb. p. 289. Tab. S. 11. f. 2. nennen. Bey dem Linne' iſt er Cottus Grunniens, gen. 160. ſp. 3. der Mülleriſche Brummer, ſ. Knorrhähne, bey dem Klein aber Coryſtion, 8. ein Helmfiſch. ſ. dieſen unſern Artikel, B. III. S. 766. und Knorrhahn, no. III. B. IV. S. 629.

Niqui der Braſilianer ſoll vielleicht auch, nach Müllern, Trachinus Draco, Lin. gen. 153. ſp. 1. ſeyn. Aber die Zeichnung deſſelben, Tom. IV. Tab. II. fig. 7. hat mit der Marcgraviſchen ganz und gar nichts ähnliches. Sonſt iſt er mit dem Cottus nahe verwandt, auch bey dem Klein, Coryſtion, 9. ſ. 10. ein Helmfiſch. ſ. dieſen nur angeführten Artikel, und Drachenfiſch, B. II. S. 389.

Niſſolie.

Herrn Franz Niſſole, welcher in den Schriften der Pariſer Akademie einige Pflanzen beſchrieben, hatte ſchon Tournefort ein Geſchlechte gewidmet; da aber ſolches billig mit dem Lathyrus vereiniget worden, hat Hr. Jacquin von den neubemerkten amerikaniſchen Geſchlechtern eins mit dieſem Namen beleget, und davon folgende Kennzeichen angegeben: der glockenförmige Kelch iſt in fünf ungleiche Einſchnitte getheilet; die vier Blumenblätter ſind nach Art der ſchmetterlingsförmigen geſtellet; das rundliche, eingekerbte Helmblättchen iſt ganz und beſonders an den Seitenrändern zurück geſchlagen, und das Kielblättchen iſt den beyden Flügeln ähnlich; zehn Staubfäden ſind in eine Scheide verwachſen, welche am Ende zehnfach geſpalten iſt, der Griffel ſteiget unter einem rechten Winkel aufwärts und trägt einen ſtumpfen Staubweg; auf der länglichtrunden Hülſe ſitzt ein beſonderer großer Flügel, und darinnen liegt gemeiniglich nur ein Saame. Hr. Jacquin hat zwo Arten beſtimmet, welche außer

Amerika wohl noch nicht bekannt ſind.

1) Die kletternde Niſſolie, fruticoſa, iſt ein Strauch, Stängel und Aeſte aber winden ſich um die nebenſtehenden Bäume und klettern an ſolchen auf funfzehn Fuß in die Höhe. Die Blätter ſind gefiedert und beſtehen aus zwey Paar und einem einzeln, völlig ganzen, eyförmigen, und in eine beſondere Spitze auslaufenden Blättchen; die vielen, kleinen gelben Blümchen ſtellen unter ſich einen Strauß vor.

2) Die aufrechtsſtehende, arborea, iſt ein Baum, ohngefähr zwölf Fuß hoch, mit ſchwachen, niedergebogenen Aeſten; die gefiederten Blätter beſtehen aus drey oder aus fünf eyförmigen, weniger ſpitzigen Blättchen; die Blumenähren erſcheinen vor dem Ausbruche der Blätter, und die Blumen haben keine beſondere Farbe. Von den Staubfäden ſind nur neune in eine Scheide verwachſen und der zehnte ſteht frey.

Nixhaare.

S. Fuchsſchwanz.

Nixwurzel.

S. Seeblume.

Noahsarche.

Weil eine Sorte von Conchylien einigermaßen ſo geſtaltet, wie man ſich ohngefähr die Arche des Noah vorſtellet, indem ſie oben zwiſchen dem Schloſſe ſehr breit und flach, unten ſchmal und kielförmig, übrigens etwas geſtreckt und lang iſt und ſolchergeſtalt einem Boote oder Schiffe ohne Maſt nicht ungleich ſieht, hat man daraus ein eignes Geſchlecht gemachet, und ſolches Arca, oder Arche genannt. S. Arca, I. Band 371 S. woſelbſt auch die Unterabtheilungen angegeben worden. Unter diejenigen, welche einen glatten Rand und gebogene Angel haben, und welche Müller, wegen der dünnen Schale, dünne Archen genannt, kömmt eine vor, welche insbeſondere die Noahsarche heißt, welche wir nebſt den drey andern verwandten dünnen Archen hier zugleich beſchreiben wollen.

1) Die Noahsarche, der Kaſten Noah, das Schiffchen, Arca Noae Linn. Die Schale iſt inwendig ſchmutzig gelb, auswendig braun mit blaſſen Flecken, ohngefähr drey Zoll lang und einen Zoll breit, länglicht, und tritt vorneher vom Schloſſe weit aus, ſo daß eine rhomboidaliſche ſchiffartige Geſtalt herauskömmt. Die Angeln ſtehen krumm gegen einander gebogen und laſſen vor das Schloß eine breite Fläche zwiſchen beyden. Das Schloß zeiget ſich der Länge nach in einer fein gezähnelten Nath, auf welcher von beyden Schalen viele Linien ſchief zuſammen ſtoßen. Der äußere

Rand am Kiele hat keine Zähnchen, ſondern klaffet unten. Der bäuchichte Theil der Schale iſt etwas geſtreift. Der Aufenthalt iſt tief im Schlamme im rothen, indianiſchen und andern Meeren.

2) Bartarche, Arca barbata Linn. Dieſe unterſcheidet ſich von der vorherſtehenden, daß die gleichfalls länglichte Schale mit rauhen Strichen gefärbet und der Rand am Kiele umgekerbet und geſchloſſen iſt, auch die Angeln dichte bey einander ſtehen. Europa.

3) Die Gondel, Arca modiolus Linn. Die Schale iſt länglicht, geſtreift, vorne eckicht, auswendig gelb, inwendig weiß, oder etwas violet, nicht größer als eine Saubohne und kömmt aus dem mittelländiſchen Meere.

4) Die Jölle, Arca pella L. Den deutſchen Namen hat Müller von den kleinen ovalen Schiffs- oder Fiſcherbooten der Oſtſee hergenommen. Die Schalen ſind nicht größer als ein Sonnenblumenkern, oval, durchſichtig, wenig geſtreift, mit einem vorragenden Zwickel verſehen, am Kiele glatt, und am Schloſſe mit haarichten Zähnchen beſetzet.

Mit dieſen dünnen Archen verbinden wir noch zwo dicke, als

5) Die Baſtardarche, Arca antiquata Linn. Sie hat viel Aehnlichkeit mit der erſten Art, gleicht auch einer grobſchalichten Kammmuſchel. Die Schale iſt dicke, weiß, ſchief, herzförmig und mit vielen ſtumpfen Ribben beſetzet, hat gekrümmte Angeln und einen gezähnelten Rand. Sie werden ziemlich groß. Bey dieſer Art wird ein Steinchen gefunden, welches vom Rumph Ctenites genannt wird. Das Thier iſt mit einem rothen Häutchen verſehen, und der Aufenthalt iſt in Oſt- und Weſtindien.

2) Die Creuzarche, Arca decuſſata Linn. Die Spalte iſt linſenförmig, braun geflecket, einigermaßen kreuzweiſe geflecket, der Rand gekerbet, die Schale dichte und die Angeln ſind krumm. Indien.

Noahsmuſchel, S. auch Waſchbecken.

Vater Noahsmuſchel, oder Chama montana, ſ. Noachina, nennt man auch verſteinerte Muſcheln, von welchen Rumph weitläuftig gehandelt, und welche zuweilen von ungeheuerer Größe, daß vier bis ſechs Männer daran zu tragen haben, gefunden werden. Man kann hierüber Rumphs Amboiniſche Raritätenkammer, von Chemnitz herausgegeben 120. S. nachleſen.

Noahspatelle.

S. Klippkleber.

Noel.

S. Kammgras.

Nonne.
S. Kapellenfutter.

Nonnenkleppel.
S. Scabioſe.

Nonnennäglein.
S. Schwarzkümmel.

Nordkaper.

Nordkaper, ſonſt auch Grampus, Oerſchwein, Sturmfiſch, Orca; Richter, nach dem Klein; ſ. unſern Artikel, Grampus, B. III. S. 492. und Oerſchwein.

Nordlicht.
S. Lufterſcheinungen unter dem Artikel Luft.

Noſſelfink.

Nuſſelfink, der ſogenannte Todtenvogel, Peſtilenzvogel, eine Art der Bruſtwenzel. Andere ſetzen ihn unter die Grasmücken.

Noſtoc.
S. Gallert.

Notenſchnecke.

Unter den Spindelwalzen kommen drey Arten vor, welche wegen der darauf befindlichen Notenzeichnung obigen Namen, und bey den Holländern Muſickhooren, erhalten; damit man aber ſelbige von einander unterſcheiden könne, heißt nur die eine Notenſchnecke, die andere Fledermaus, und die dritte die wilde Muſick. Wir beſchreiben ſelbige hier zugleich.

1) Notenſchnecke, Voluta muſica Linn. Die Schale iſt weitbäuchig und hat eine weit hervorragende Mündung, daher man vormals aus den Schnecken von dieſer Bauart eine beſondere Abtheilung machte, und ſolche Harfenſchnecken nannte. Die Schale wird anſehnlich groß, hat an der Spindel acht Falten, eine glatte, unten eingeſchnittene, aber ſehr dicke Lippe und die Gewinde ſind oben mit ſtumpfen Zacken verſehen, welche aus den dicken Falten entſtehen, die ſich am obern Theile der Schale befinden. Auf der mehrentheils gelblicht aſchgrauen oder bleyfärbig grauen Fläche zeigen ſich zwey Bande, jede mit vier oder ſechs dünnen, gleichweit von einander abſtehenden ſchwarzen Linien bezeichnet, über und unter welchen ſchwarze, runde oder auch viereckichte Puncte mit Strichelchen ſtehen, die vollkommen wie Noten und mit den Linien einem geſchriebenen oder gedruckten Muſikſtücke ähnlich ſehen. Man erhält dergleichen aus Amerika. Hr. Müller hat aus den Antillen dreyerley Sorten erhalten; als die beſchriebene gelbe dicke und breite, ferner eine weiße, dicke und langgeſtreckte und ſchmale, ingleichen eine kleine und feine blaue Sorte, die nicht über einen Zoll lang geweſen. Der Einwohner iſt nach

der Müllerischen Abbildung von der gewöhnlichen Schnecke etwas unterſchieden. Der Kopf gleicht einer halben Kugel, die Fühlhörner ſind keilförmig, der Mantel iſt weit und groß und ſchlingt ſich beym Herauskriechen köcherartig um, an deſſen Ende ſich eine länglichte beinartige Schale befindet.

2) Die Fledermaus, Voluta veſpertilio Linn. Die Schale iſt mit der vorherſtehenden von gleicher Bauart, die Gewinde aber haben oberwärts gemeiniglich ſcharfe und lange Zacken, wiewohl auch einige ſtumpf und ohne Zacken ſind, und die Spindel zeiget nur vier Falten, überdieß iſt die Schale etwas länger und mehr geſtreckt, als bey der vorigen Art. Ehedem nannten die Holländer ſelbige Varkens-Snuiten, oder Schweinsrüſſel, jetzo aber Vleermuizen, oder Veſpertilies. Die letzte Benennung iſt von der Zeichnung hergenommen, wegen dieſer wird ſie auch von einigen Cardinalshut genannt. Man ſieht nämlich auf der Schale eckige Linien, die zickzackweiſe weitläuftig über ſelbige hinſtreichen, welches man mit den ausgebreiteten Flügeln der Fledermäuſe und deren Adern vergleicht. Die Farbe iſt ſehr verſchieden. Man findet weiße mit gelber, fleiſchfärbige mit fuchsrother, olivenfärbige mit dunkelbrauner und bleyfärbige mit ſchwarzer Zeichnung. In Oſtindien wird der Einwohner geſpeiſet.

3) Wilde Muſik. Auch die vorige Art erhält dieſen Namen. In der Zeichnung hat ſie etwas notenähnliches, jedoch nicht ſo deutlich, als bey der erſten Art, daher ſie die Holländer Wilde- oder Boeven-Muſiek nennen. Von den Franzoſen wird ſie Bois veinee genannt, und ihre Zeichnung mit dem geaderten Holze verglichen. Sie heißt auch das Traumhorn und beym Hrn. von Linne' Voluta hebraea. Sie iſt ſeltner als die beyden vorigen Arten und hat den Bau der Notenſchnecke, aber zugleich die großen Zacken der Fledermäuſe und wird faſt einen halben Schuh lang. Die Grundfarbe iſt meiſtentheils gelb und die Flecken und Adern fallen ins röthliche. Die Spindel zeiget fünf dicke und drey ſchwache Falten. Oſtindien.

Noya.

Coluber Naja Linn. Eine der allergiftigſten Schlangen auf der Inſel Ceylon, wovon wir ſchon im erſten Bande unter dem Artikel Brillenſchlange Nachricht gegeben haben.

Nuchtli.

S. Feigendiſtel.

Nudeln.
S. Erdäpfel.

Nügnogen.

Nügnogen, auch ſonſt Fünfaug der Dänen, Ophidium Imberbe, Linn. gen. 148. ſp. 2. der Müllleriſche Kahlbart ſeiner Schlangenfiſche. ſ. Kahlbart, B. IV. S. 341. Enchelyopus, 5. Klein. ein Aalbaſtart, ſ. B. I. S. 35.

Nüßchenſalat.
S. Baldrian.

Nüßlein, egyptiſche.
S. Bohne.

Nunnenkraut.
S. Erdrauch.

Numbfiſche.

Numbfiſche, bey Sierra Leona, an der afrikaniſchen Küſte, werden wie beym Richter, in Atkins Beſchreibung dieſes Landes, unter den mancherley Fiſchen, die ſich in daſigem Fluſſe Mitomba oder Bitomba häufig finden, auch nur mit Namen angeführet, daß nämlich die daſigen Auſtern und Numbfiſche etwas beſonderes an ſich hätten; worinnen aber dieſes beſtehe, in der nachfolgenden Naturgeſchichte, dem Verſprechen entgegen, nicht angezeiget. S. A. Reiſ. B. III. S. 272.

Nuß. S. Frucht.

Nuß, indianiſche, S. Areca und Hura.

Nuß, Lamberts= oder Lombardiſche, S. Haſelſtaude.

Nuß aus Madagaſcar, S. Nelkennuß.

Nuß, malabariſche, S. Adhatoda.

Nuß, See- S. Seenuß.

Nußbaum.
S. Wallnußbaum.

Nußbrecher.

Nußbrecher iſt der Nußheher, deſſen gleich hier unten gedacht wird.

Nußdolde.

Dies Geſchlechte iſt aus der Familie der Dolden, und unterſcheidet ſich von allen übrigen durch die Frucht, welche ſehr groß, eyförmig, rundlich und eckicht iſt, und ſich in zwo große, auf der einen Seite platte, auf der andern gewölbte Nüſſe, oder ſchwammichte, korkartige Saamenbehältniſſe theilet, in welchen der Saame liegt. Die allgemeine und beſondere Hülle der Dolde beſteht aus vielen, lanzetförmigen Blättchen und alle Blumen ſind Zwitter, und die fünf Blumenblätter einander ähnlich, lanzetförmig. Tournefort hat bereits dieſes Ge-

ſchlechte Cachrys genannt, Herr von Linne' aber von deſſen Arten nur zwo beybehalten.

1) Die glatte Nußdolde, Cachrys libanotis Linn. wächſt in Sicilien und um Montpellier. Die dauernde, dicke, fleiſchichte Wurzel geht tief in die Erde und treibt viele Blätter, und einen, durch Knoten abgetheilten, ohngefähr drey Schuh hohen, blätterichten Stängel, welcher ſich im Brachmonathe mit großen gelben Blumendolden endiget. Die Blätter ſind doppelt gefiedert, und die Blättchen ſpitzig, vielfach geſpalten; die Frucht iſt gefurcht und glatt. Man muß ſolche aus dem Saamen erziehen, und dieſen an ſolche Oerter ausſäen, wo die Pflanzen ſtehen bleiben können; ſie verlanget einen ſchattichten, feuchten und fetten Boden.

2) Borſtige Nußdolde, Hippomarathrum creticum. Cachrys ſicula Linn. Spanien und Sicilien ſind ihr Vaterland. Sie unterſcheidet ſich von der erſten Art vorzüglich durch die Frucht, welche auch gefurchet, aber dicker und mit Borſten beſetzet iſt.

Nußgras.

Weil dieſe Pflanze dem Anſehen nach mit den Gräſern verwandt iſt, aber eine Nuß trägt, wird dieſer Name nicht unſchicklich ſcheinen. Herr von Linne' nennt ſolche Lygeum, und obgleich nur eine Art bekannt iſt, ſetzet er doch den Beynamen ſpartum hinzu. Die Pflanze wächſt in Spanien und hat eine dauernde Wurzel. Die Blume zeiget eine gewundene und unterwärts geſpaltene Kelchſcheide, welche einen Fruchtkeim umgiebt, worauf zwo Blumen ſitzen. Jede Blume beſteht aus zwo Spelzen, als einer äußerlichen, gewölbten, ſpitzigen, kleinen, und einer innern, ſchmälern, viel längern, ſpitzigen und geſpaltenen, die drey Staubfäden und einen Griffel mit einfachen Staubwege umſchließen. Die länglichte rauche Nuß iſt zweyfächericht, und in jedem Fache liegt ein länglichter Saamen. Aus dieſem Graſe können die ſchönſten Strohdecken verfertiget werden.

Nußheher.

Nußpicker, Nußkrähe, Jamienſer, Nucifragus, Caryocatactes, bedeutet eine Art Vögel, die unter den Aelſtern oder Hehern ſtehen, und folglich auch dieſer ihre Geſchlechtscharaktere haben. Der gewöhnliche Nußheher iſt etwa ſo groß, wie der Birkheher, oder wie die Aelſter über den ganzen Leib mit ſchwärzlichen, erdfarbigen und weißen Flecken, wie ein Staar bedecket, hat einen ſtarken Schnabel, und wie andere Heher, eine etwas geſpaltene Zunge. Beym Linn. Fn. Suec. 75. kömmt er unterm Namen coruus cine-

cinereus, cauda aliſque nigris, vor. Er ſoll ſich nur in Smoland aufhalten und in den andern Provinzen ſeltener ſeyn. Die Farbe des Körpers iſt ſchwarzbraun, faſt wie das Weibchen vom Staare, ſchwarzer Schwanz und Flügel, die Schwanzfedern mit weißen Spitzen. Klein giebt von dieſem Nußheher zwo Varietäten an: die eine, welche bereits hier angezeiget iſt; die zwote, etwas kleiner, mit einer gar kurzen, im Schlunde gleichſam verſenkten und nur bis zu den Winkeln der Kinnladen reichenden und mehr geſpaltenen Zunge, faſt zween Zoll langem, rundlichem Schnabel; der Oberkiefer länger, als der untere. Es hat übrigens der Vogel den Namen daher, weil er den Haſelnüſſen ſo ſehr nachgeht, und ſelbige geſchickt aufzuhacken und auszufreſſen weis. Jnzwiſchen frißt er auch allerley Beeren und Gewürme. Herr Klein ſetzet hieher noch den mexikaniſchen Nußheher, merula mexicana, dieſer iſt viel größer als unſere Droßeln, und hat auch einen viel ſtärkern Schnabel; daher er nicht wohl unter die Amſeln zu rechnen iſt, wohin ihn einige haben ziehen wollen. Er iſt lichtgrau, und aus dem röthlichen geflammet.

Nußkänne.

S. Spinne.

Nußſchale.

Eine Lippſchale von dem Geſchlechte der Klippkleber wird holländiſch wegen einiger Aehnlichkeit Nootedop genennet, und iſt Patella porcellana Linn. indem ſie inwendig ganz weiß, und auswendig nach Porzellanart ſchön blau, oder auch braun mit wellenförmigen Querſtrichen bemalet iſt. Sie iſt übrigens oval, ziemlich hohl, und ohngefähr ſo groß wie eine Nußſchale, der Wirbel etwas umgekrümmet, und hinten zeiget ſich inwendig eine platte Lippe. Sie kömmt aus Oſtindien. Mit dieſer vereinigen wir eine andere Art Klippkleber, welche zu den Zackenränder geſetzet, und vom Herrn von Linne' Patella crepidula, von Herr Müllern aber der Schilling genennet wird. Herr Dr. Martini hat dieſe Art mit der vorigen zuſammengezogen, und ſie iſt auch von der nämlichen Bauart, aber kleiner, ganz dünne und weiß, auch mangelt der gezähnelte Rand.

Nymphe.

S. Schmetterling.

Nymphen.

S. Zeugungsglieder.

Nypabaum.

Unter dieſem Namen beſchreibt Rumph eine beſondere Art Palmen,

men, welche der Sagopalme ganz ähnlich iſt, und in verſchiedenen Molukkiſchen Inſeln, ſonderlich an feuchten Gegenden, nahe an den Flüſſen, auch an Oertern, welche vom Meer überſchwemmet werden, häufig wächſt. Der Stamm wird ohngefähr Mannshoch, öfters bleibt er niedriger, oder machet viele Stämme, wie ein Strauch. Die gefiederten Blätter ſind gegen fünf Fuß laug, und vier Finger breit, glatt und ohne Stacheln. Der obere Theil des Stammes verbreitet ſich in viele Zweige, und dieſe mehrmals in kleinere, bey welchen einfache, löffelförmige Blätter ſitzen, zwiſchen welchen die männlichen Blüthkätzchen hervorſteigen, auf der Spitze des Hauptaſtes aber ſitzt ein kugelförmiger, brauner Körper, von der Größe einer Limonie, welcher aus vielen, einer Haſelnuß an Größe gleichkommenden, eckichten, dicht mit einander vereinigten Stücken beſteht, und den Fruchtkeim vorſtellet, welcher zu der Größe eines erwachſenen Menſchenkopfes gelanget, unterwärts hängt, der Länge nach ausgefurchet, anfangs röthlich und zuletzt ſchwärzlich iſt. Die Stücke, woraus ſolche zu beſtehen ſcheint, ſind zuletzt ſehr ungleich, einige einer Fauſt groß, andere um ſehr vieles kleiner, nachdem bey dem Wachsthume einige mehr, andere weniger gedrücket und im Wachsthume verhindert werden. Aeußerlich ſieht man eine dicke rauche Schale, und darunter liegt ein weißer Kern, welcher in der Mitte hohl und mit Waſſer erfüllet iſt. Die Frucht wird nicht geachtet, und doch iſt dieſe Palme den Einwohnern höchſt nützlich. Sie pflegen den Stamm abzuhauen, da denn ein ſüßlichter und kühlender Saft herausfließt, welchen ſie trinken. Wachſen die Bäume nahe am Meere, oder an Orten, wo das Meerwaſſer hinkömmt, ſchmecket dieſer Saft ſalzicht und wird für ungeſund gehalten. Viel dergleichen Saft wird zur Bereitung des Arack verwandt.

O.

Oberadmiral.

S. Admiral.

Oberarm.

Humerus, Oberarmknochen, Sechſter Theil. Os humeri. Es iſt dieſes der erſte und oberſte Theil des Arms im allgemeinen Verſtande genommen, inſofern nämlich derſelbe überhaupt den dritten Theil

der oberſten Gliedmaßen ausmachet, welcher ſich von der Schulterhöhe an bis zu der mittelſten Armbiegung, oder dem oberſten Gelenke des Vorderarms erſtrecket, und folglich zwiſchen dem Schulterblatte und dem Vorderarme ſich mitten inne befindet. Der Knochen, welcher die Grundlage dieſes Theils ausmachet, iſt der längſte und dickſte aller hieher gehörigen übrigen Knochen, iſt oben dick unten etwas breit, und wird nach Art der cylindriſchen oder walzenförmigen Knochen, in den Kopf oder obern Theil, in den Körper oder das Mittelſtück, und das unterſte Ende eingetheilet. Der obere Theil oder Kopf deſſelben, caput oſſis humeri, ſtellet einen ziemlich großen Kolben oder Halbkugel vor, die äußerlich mit einer glatten Fläche verſehen, und welche am friſchen Knochen mit einem Knorpel überzogen iſt. Dieſer glatte Kopf paſſet in die ziemlich flache Gelenkhöhle oder Pfanne des Schulterblattes und geſchieht eben hierdurch die Verbindung beyder Knochen, daher es denn auch kömmt, daß der Oberarm ſich ſo leicht ausrenket und ausfällt. Gleich unter dem Kopfe iſt ein etwas dünnerer Theil oder der Hals, collum, um welchen herum ſich das eine Ende der Bandcapſel, auch ſonſt noch verſchiedene Muskeln anſetzen. Man bemerket auch daſelbſt eine kleine Furche, welche ſich gegen die Mitte des Knochens zu verliert, und welche von dem kleinen Theile des zweyköpfichten Muskels, der ſich daſelbſt einpflanzet, herrühret, auch überdieſes ein paar Erhöhungen, die ebenfalls einigen Muskeln zur Befeſtigung dienen müſſen. Der Körper, corpus, oder das Mittelſtück iſt eigentlich walzenförmig, aber oberwärts mehr rund und dicker und unterwärts dünner und etwas mehr platt, wovon man außer einer äußerlichen und innerlichen ſcharfen Kante gegen die Mitte zu eine höckerichte Erhabenheit wahrnimmt, an welcher alle die darum liegenden Muskeln angewachſen ſind. Inwendig findet ſich an dieſem Stücke die große lange Knochenhöhle, welche eigentlich das Mark in ſich faſſet. Das unterſte Ende, extremitas inferior, fällt mehr breit und faſt dreyeckicht aus, und endiget ſich in zwo runde hervorragende Erhöhungen oder Knöpfe, duo condyli, zwiſchen welchen beyden noch eine beſondere Gelenkerhöhung befindlich iſt, und welche zuſammengenommen in die Vertiefungen des folgenden Knochens paſſen. Außerdem bemerket man auch noch ſowohl zwiſchen dem einem als dem andern Knopfe und der beſondern Gelenkerhöhung, zwo dergleichen Gelenkvertiefungen, welche mit dem folgenden Knochen ein Charniergelenke machen

chen, ingleichen über der eigentlichen Gelenkerhöhung theils eine vordere, theils eine hintere, ziemlich anſehnliche Gruft, an welcher ſich die vorragenden Gelenkſpitzen des Spindelknochens bey Ausſtreckung und Zuſammenbiegung des Vorderarms anſtemmen. Dieſer Knochen iſt übrigens, ſo wie die andern mit häutichten, fleiſchichten Theilen überall umgeben, auch noch überdieſes mit Nerven und Gefäßen verſchiedener Art verſehen, und machet ſolchergeſtalt ein einzelnes beſonderes Glied am menſchlichen Körper aus, ohne welchem man die oberſten Gliedmaßen weder gehörig in die Höhe, noch nach dem Kopfe zu, noch über ſich hinweg bringen, noch ſonſt nach entlegenen und entferntern Dingen die Hände ſo bequem, als es doch füglich geſchieht, würde ausſtrecken können. In ſofern man daher eigentlich den Arm überhaupt nur dem Menſchen, den Affen, und andern dieſen ähnlichen Thieren zugeſteht, und hingegen dieſe Gliedmaßen andern abſpricht, in ſofern mag dieſes auch von dem Oberarme gelten. Bey den übrigen vierfüßigen Thieren, ingleichen bey den Amphibien, machen dieſen Knochen ſowohl, als dieſes ganze Glied eigentlich die Vorderſchenkel, bey den Vögeln der erſte und oberſte von den eilf Flügelknochen, bey den Fiſchen vielleicht eine von den gelenkbaren Gräten der Bruſtfloßfedern aus, und bey den Inſecten möchten es etwa die erſten Biegungen ihrer Vorderfüße vorſtellen.

Oberhaut.

Unter dieſem Ausdrucke werden eigentlich die ſonſt ſo genannten allgemeinen Decken verſtanden, welche die äußerſte letzte Fläche eines thieriſchen Körpers ſowohl auswendig als inwendig überziehen. Man betrachtet ſie als drey beſondere Stücke, und rechnet nämlich dahin das Oberhäutchen, die netzförmige Haut, nebſt der Haut oder Oberhaut im engſten Verſtande genommen. Das Oberhäutchen, oder oberſte unempfindliche Haut, Cuticula ſ. Epidermis, iſt die erſte und äußerſte allgemeine Decke, welche nicht nur die auswendige Oberfläche des Körpers überzieht, ſondern ſich auch wirklich in die innern Höhlungen zurückſchlägt, und an den Augäpfeln ſich in die gemeinſchaftliche Augenhaut, an den Magen und Gedärmen in die zottichte, und an andern Eingeweiden in die äußerſte Bekleidung verwandelt, zwar überaus dünn und durchſichtig, jedoch auch an manchen Stellen des Körpers, als auf den Fußſohlen, in der hohlen Haut und bisweilen ſonſt noch hin und wieder von verſchiedener Dicke, auch faſt überall, außer nur nicht an den Nägeln der Finger und Zehen

hen gegenwärtig. Es hängt ſelbiges vermittelſt der folgenden netzförmigen Schicht mit der darunter liegenden Haut genau und feſt zuſammen, daß man ſie entweder an todten Körpern mit ſiedenden Waſſer, oder an lebendigen auch mit blaſenziehenden Mitteln davon erſt beſonders lostrennen muß. Durch Hülfe der Vergrößerungsgläſer nimmt man wahr, daß ihr Bau und ganzes Gewebe aus genau unter einander verwickelten und feſt zuſammenhängenden kurzen Fäden und Plättchen beſtehe; ferner iſt dieſes Oberhäutchen nicht nur faſt überall mit allerhand kleinen Oeffnungen und Schweißlöchern verſehen, wodurch theils die Haare, der Schweiß und unempfindliche Ausdünſtung hindurchgehen, theils auch von außen allerhand Dinge inwendig in den Körper hineindringen können, ſondern es offenbaren ſich auch an demſelben verſchiedene, mehr oder weniger tiefe oder flache Einſchnitte, Linien und Furchen, welche beſonders daher rühren, weil an ſolchen Stellen das Oberhäutchen mit dem netzförmigen und der eigentlichen Oberhaut außerordentlich feſt zuſammenhängt. Es haben dieſe Furchen bald eine länglichte, bald eine quere, bald wie an den Fingerſpitzen, eine wendelförmige, bald ſonſt eine ungleiche Richtung und müſſen den lächerlichen Wahrſagerthron in der Chiromantie abgeben. Wenn man es mit einem ſaubern Inſtrumente von einer Stelle ablöſet, oder wenn es ſonſt durch andere Unfälle zerſtöret worden, ſo erſetzet es ſich von ſelbſt und ſehr leichte wieder. Man hat deswegen ſeinen Urſprung bald von dem Austrocknen oder der Verhärtung einer ausdünſtenden gallertartigen Feuchtigkeit herleiten, bald es gleichſam für einen wirklichen Fortſatz des oberſten Theils der darunter befindlichen eigentlichen Oberhaut und Verhärtung derſelben ausgeben, bald es für eine beſondere Ausbreitung der Ausführungsgänge oder der dicht zuſammengeſchrumpften Nervenwärzchen eben derſelben darunter liegenden Oberhaut, oder es auch für ein Gewebe, das aus allen beyden zugleich entſtanden, anſehen wollen. Ob man ſchon durch die feinſten Einſprützungen keine wirklichen rothen Blutgefäße daran entdecken können, ſo iſt doch zu vermuthen, daß es andere feinere Adern beſitzen müſſe, wodurch es ſeine Nahrung und ſein wieder ergänzendes Wachsthum erhalten mag. Es ſcheint übrigens dieſes unempfindliche Oberhäutchen den darunter liegenden bloßen Nervenwärzchen gleichſam zu einem beſondern Ueberzuge zu dienen, ſie vor jählingen Reiben und andern Schmerzen, ingleichen vor unmittelbarer Austrocknung zu verwahren,

ren, und auf ſolche Art die feine Empfindung des Gefühls einigermaßen zu befördern, ſo wie es ebenfalls die unmerkliche Ausdünſtung in gehörigen Schranken erhält, indem es als ein dichteres Häutchen die Mündungen der ausdünſtenden Gefäße einigermaßen und gelinde zuſammenzieht. Sie iſt allen Thieren ſo weſentlich eigen, daß man ſie ſogar auch bey den kleinſten nicht vermiſſet, ſo findet man z. E. an den gewöhnlichen Schlangenbälgen, äußerlich einen Theil des Oberhäutchens ziemlich deutlich anſitzen, und von den Spinnen, Raupen, Seidenwürmern und andern Inſecten, weis man, daß ſie ſich öfters häuten, und ihren Balg abwerfen, welcher vielleicht nichts anders als eben dieſes Oberhäutchen iſt. Die netzförmige Haut, oder Hautnetz, Membrana reticularis, ſ. reticulum cutaneum, ſ. corpus reticulare Malpighii, iſt die zwote von den allgemeinen Bedeckungen und ſtellet ein überaus dünnes, zartes und überall durchlöchertes Häutchen vor, welches eben dadurch die Aehnlichkeit eines Netzes erhält. Es befindet ſich ſelbige zwiſchen dem Oberhäutchen und der Oberhaut ſelbſt, und hängt mit der erſtern ſo genau und feſte zuſammen, daß man ſie lieber für ein zweytes Plättchen derſelben und nicht für eine eigene und ſelbſtbeſtändige Hautſchicht anſehen wollen. Jemehr einige Stellen am Körper vorzüglich empfindlich oder ſonſt eines ſcharfen Gefühls fähig ſind, deſto deutlicher trifft man daſelbſt das zarte Hautnetzchen an, daher findet man es beſonders in der hohlen Hand, an den Fingerſpitzen, an den Fußſohlen, oder auch beſonders an der Zunge. Die Farbe deſſelben iſt bey den Europäern und überhaupt den Bewohnern kalter Himmelsſtriche, ganz weiß, bey den Mohren hingegen, obſchon die darunter liegende Oberhaut ebenfalls weiß ausſieht, dunkelſchwarz, bey den Halbmohren ſchwärzlich oder dunkelbraun, bey andern gelb, olivenfärbig, u. dergl. Hieraus läßt ſich denn mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß von dieſem Netzhäutchen eigentlich die ganze Hautfarbe herrühre, und daß, je nachdem es mehr oder weniger gefärbet iſt, es ebenfalls entweder blaſſer oder dunkler durch das durchſichtige Oberhäutchen durchleuchte. Die Sonnenhitze, welcher die Mohren und andere Einwohner heißer Länder vorzüglich ausgeſetzet ſind, ſcheint inzwiſchen die Haupturſache dieſes beſondern Schauſpiels zu ſeyn, ohnerachtet die beſtändige Fortpflanzung der Geſchlechter hieran auch keinen geringern Antheil hat. Wenigſtens kann man der Natur Gewalt anthun, und die natürliche weiße Farbe durch gefärbte

Salben, womit man die Haut immer einbalſamiret, oder durch dergleichen Pulver, womit man ſie immerfort beſtreuet, oder auch durch den Schmutz und Unreinigkeiten, welche man äußerlich darauf ſitzen läßt, ungemein verändern, und eben ſo ſehr verſtellen, als man durch vorgehängte Flöhre, oder Schirme, oder andere Bedeckungen die glänzende weiße Geſichtsfarbe vor den verderbenden Sonnenſtrahlen ſicher ſtellen und verwahren kann. Bey den Thieren iſt ſie viel kennbarer und merklicher als bey den Menſchen, daher man auch, um ſie zu zeigen, gemeiniglich eine Ochſenzunge zu Hülfe nimmt. Eben ſo deutlich findet ſie ſich auch an den breiten Füßen einiger Waſſervögel und anderer ſolcher Thiere, ingleichen an dem Delphin, bey welchem ſie ſich über den ganzen Körper deutlich ſehen läßt. Außerdem, daß dieſe Netzhaut durch ihre zarten Löcherchen, ſowohl die Haare, als die einſaugenden und ausdünſtenden kleinen Gänge, ingleichen die Hautwärzchen durchläßt, ſo ſcheint ſie beſonders die letztern in ihrer gehörigen Lage und Ordnung zu erhalten, damit ſie nämlich nicht von einer zu der andern Seite wanken, auch ihnen die gehörige Schmeidigkeit, welche ihnen zu ihrer Verrichtung nöthig iſt, beyzubringen. Es iſt bereits oben im dritten Bande bey dem Worte Haut erinnert worden, daß ſelbiges im engſten Verſtande genommen, die Oberhaut, oder die dritte allgemeine Decke bedeute. Dieſe iſt nämlich gleichſam die Grundlage aller übrigen, umgiebt den ganzen Körper, iſt dicke und dicht wie ein Leder, und beſitzt eine außerordentliche Federkraft, welche ſie mit dem Oberhäutchen gemein hat, daher ſie ſich bey widernatürlichen Zufällen ungemein ausdehnen läßt, aber demohngeachtet ſich auch leicht wieder eben ſo ſtark zuſammenzieht und in ihren vorigen Raum begiebt. Oberwärts hängt ſie mit der untern Fläche des Netzhäutchens, unterwärts aber mit den darunter liegenden Fettſchichten zuſammen, und hat an verſchiedenen Gegenden eine verſchiedene Dicke, nämlich ſie iſt an den Augenliedern und den Lippen ziemlich dünne, weit dicker in der flachen Hang, an den Fußſohlen, am Rücken und Hintern, am dickſten aber an dem behaarten Theile des Hauptes. Eigentlich iſt ſie bey allen Nationen und Menſchen weiß, doch leuchtet auch eine etwas röthliche Farbe mit hervor, welche von den häufigen Blutgefäßen, die ſie durchweben, herrühret, und bey Entzündungen oder gewiſſen heftigen Leidenſchaften oft ſtärker wird. Sie iſt nicht nur ebenfalls, wie die beyden vorigen mit kleinen zarten Schweißlöchern verſehen, und ſonſt noch

an den Warzen der Brüſte von den durchgehenden Milchgängen zart durchbohret, ſondern man findet daran auch noch andere große Ausſchnitte, z. E. an den Augen, Ohren, Naſenlöchern, am Munde, am Nabel, an den Geburtstheilen und am Hintern. Unter den verſchiedenen Falten, welche die Oberhaut machet, und welche mehr zufällig als beſtändig ſind, iſt beſonders diejenige zu merken, welche vorne an den letzten Gliedern der Finger und Zehen in einer halbmondenförmigen Geſtalt erſcheint, die beſtändiger und natürlich iſt, und welche von dem einpaſſenden Rande des Nagels herrühret. Hiernächſt finden ſich auch noch an der äußern Fläche der Oberhaut allerhand kleine vertiefte Linien oder Furchen von verſchiedener Richtung, und an den Zwiſchenräumen derſelben die ſogenannten Hautwärzchen, auch an der innern Fläche hinwieder kleine Vertiefungen, worinnen theils die anfangenden Haare, theils auch viele kleine Drüſen ſitzen. Sie iſt übrigens ein äußerſt künſtliches und unauflösliches Gewebe, unendlich kleiner, ſehnichter Fiebern, Nerven und Blutgefäße, welche alle aufs genaueſte unter einander durchflochten ſind. Außerdem, daß die Oberhaut die letzte allgemeine Bedeckung des Körpers abgiebt, und indem ſie alle darunter liegende Theile überzieht, ſelbige vor allerhand Ungemächlichkeiten beſchützet, ingleichen das vornehmſte Werkzeug der allgemeinen und unmerklichen Ausdünſtung ausmachet, ſo iſt ſie vornehmlich als der Sitz und das Werkzeug des Gefühls anzuſehen, wodurch wir in den Stand geſetzet werden, alle die Oberflächen der außer uns befindlichen Körper zu unterſcheiden und zu beurtheilen. Sie unterſcheiden ſich an den übrigen Thieren darinnen, daß ſie nur bey einigen dicker, bey andern dünner ausfällt, ohnerachtet ſie übrigens eben ſo beſchaffen iſt. Eigentlich ſind alle die verſchiedenen Felle, Leder und andere Häute, welche wir in der Haushaltung zu allerhand Nutzen verwenden, nichts anders als eben ſo viele Oberhäute der Thiere. Es findet ſich hierbey nur noch der einzige Unterſchied, daß man an allen vierfüßigen Thieren, außer dieſen drey allgemeinen Decken annoch eine beſondere allgemeine Fleiſchhaut, panniculus carnoſus, antrifft, welche vornehmlich aus vielen Muskelfaſern beſteht, und wodurch dieſe Thiere im Stande ſind, die äußere Haut über den ganzen Körper auf einmal zuſammen zu ziehen und zu runzeln, und ſich über und über zu ſchütteln, wie man ſolches an den Pferden, Hunden und andern Thieren deutlich wahrnimmt. Und vielleicht rühret es auch von einer

einer ſolchen allgemeinen Fleiſchhaut her, daß die Würmer und verſchiedene Inſecten ſich auf einmal zuſammenrollen und den ganzen Körper in eine kuglichte Form bringen können.

Oberleib.

Bruſt, Thorax. Man verſteht hierunter überhaupt das Mittelſtück des Stammes am Körper, welches ſich von dem Halſe an bis zum Anfange des Unterleibes erſtrecket, und das inwendig die ganze Bruſthöhle ausmachet. Es laſſen ſich daran drey beſondere Gegenden oder Regionen unterſcheiden; nämlich eine vordere, oder die Bruſt im engern Verſtande, welche die ganze vordere Fläche der Rippen und des Bruſtknochens einnimmt, und ſich von den erſten Rippen an bis zu Ende des degenförmigen Knorpels erſtreckt; ferner eine hintere, oder den Rücken, dorſum, welche aus der Verbindung der Rippen von beyden Seiten mit den Rückenwirbeln entſteht, und daher die ganze hintere Fläche begreift, die vom Ende des Nackens an bis zu den Lenden geht, und endlich die beyden Seiten, die unter den Achſeln anfangen, mit den letzten Rippen aufhören, und folglich die ganze Seitenfläche in ſich faſſet, die von dem Gewölbe ſämmtlicher unter einander verbundener Rippen herrühret. Bey den Menſchen und Affen, welche mit aufgerichtetem Antlitze einhergehen, hat der Oberleib eine ſenkrechte, bey allen übrigen Thieren aber, welche ihren Kopf nach der Erde zu tragen, eine mehr flache oder horizontale Richtung, ſo daß der Rücken aufwärts, die Bruſt unterwärts und die Seiten auswärts zu ſtehen kommen. Da die Fiſche eigentlich keine Rippen haben, ſo machen bey ihnen die Schlüſſelbeine, Schulterblätter, der Bruſtknochen und einige Wirbel den Oberleib aus, ſo daß die Bruſthöhle, welche bey ihnen außerordentlich klein iſt, ſich gleich unter den Kiefern oder Fiſchohren, folglich zu Ende des Gaumens und hinter dem Nacken befindet. Bey den Inſecten heißt dieſes der Vorderleib, zum Unterſchiede des Hinterleibes, und beſteht ebenfalls oberwärts aus dem Rücken und unterwärts aus der Bruſt.

Oblate. S. Kuchendoublet.

Obriß.

Obris, im Mayn, wird ſehr ſelten gefangen, Richt. Nach dem Jonſton, der ihn S. 140. beſchreibt, und Tab. XXXI. fig. 8. zeichnet, gehöret er zu den Greßlingen des Gesners, ad Gobiones fluuiatiles, non capitatos. Er drückt ſich in der angehängten Note alſo aus: Ad Gobiones referimus piſcem Rheni ac Moeni alumnum rariorem, quem Obriß, ſeu Obreß, quaſi Obkreß, Piſcatores vocant. Ambire

et

etenim videtur inter Gobionem et Percam. Huius iconem exhibet Tab. XXXI. fig. 8. tit. *Obris*, ea figura ac magnitudine, qua cum duobus ſociis captus eſt non procul Francofurto, 16. April. 1649. Er kann alſo ſeinen Platz unter den Gründlingen, Fundulis, und Enchelyopis des Kleins mit finden; ſ. unſern Artikel Gründling, B. III. S. 529 und Aalbaſtart, B. I. S. 42. no. 5.

Obſt.

Fructus horraei, nennet man überhaupt alle Früchte, welche den Menſchen zur Nahrung dienen, oder aus andern Urſachen geſpeiſet werden, und begreift darunter ſowohl diejenigen, welche ein ſaftiges, und zum Genuß taugliches Fleiſch haben, und welche nicht wegen des Saamens, ſondern nur wegen der darüber befindlichen ſaftigen Decke geachtet werden, als auch ſolche, wovon entweder der innere Kern allein, oder dieſer und das Fleiſch zugleich gegeſſen wird. Saamen, welche nackend ſind, und keine beſondere Bedeckung haben, als die Getraide und andere dahin gehörige Saamen, auch diejenigen, welche in Schoten und Hülſen eingeſchloſſen ſind, von dieſen aber abgeſondert werden, oder von ſelbſt ausfallen, als Erbſen, Linſen und dergleichen, gehören nicht hieher. Das Obſt iſt auf mancherley Art unter ſich verſchieden. Die mehreſten eßbaren Früchte wachſen auf Bäumen, und heißen Baumfrüchte, andere auch auf Sträuchern und Stauden, als Johannis- und Brombeeren, noch andere auf niedrigen Pflanzen, als die Erdbeeren. Es wird das Obſt auch eingetheilet in wildes und Gartenobſt, in Sommer- oder Früh- und in Winter- oder Lagerobſt; der vorzüglichſte Unterſchied beſteht in der verſchiedenen Beſchaffenheit der Frucht ſelbſt, wovon bey der Frucht bereits gehandelt worden, daher wir nur jetzo bemerken, wie das Obſt gemeiniglich in Kern- Fruits à pépin und Steinobſt, Fruits à noyeau, eingetheilet werde; unter jenen verſteht man diejenigen, in welchen die Saamenkörner mitten in beſondern Fächern aufbehalten, und dieſe von dem ſaftigen Fleiſche umgeben werden, als Aepfel und Birnen; Steinobſt hingegen heißt man diejenigen, welche einen harten Kern oder Stein, und in dieſem den Saamen enthalten, die äußerliche Bedeckung mag ſaftig oder trocken ſeyn. Z. E. Pfirſchen und Wallnüſſe. Einige verſtehen zwar unter Steinobſt nur dasjenige, deſſen harter Kern von einem ſaftigen Fleiſche umgeben iſt, und nennen die andern Früchte, von welchen das äußerliche, den harten Kern umgebende, Fleiſch nicht

nicht zur Nahrung dienet, ſondern allein der inwendige Kern oder die Mandel gegeſſen wird, Nüſſe. Man kann aber, da man vorzüglich auf den harten Kern ſieht, auch beyde mit dem gemeinſchaftlichen Namen Steinobſt belegen. Es giebt aber noch vielerley anderes Obſt, welches unter dieſe Abtheilung nicht kann gebracht werden; als die eigentlich ſogenannten Beeren, wohin die Johannis-, Wein- und Maulbeeren gehören. Citronen, Granaten und ähnliche Früchte ſind im genauen Verſtande weder Kern- noch Steinobſt. Wohin will man Melonen und Gurken rechnen? Könnte man die Frucht vom Caffee nicht auch zum Steinobſt rechnen, obgleich ſolche nur überhaupt eine Beere genennet wird. Erdbeeren ſind von allen Obſtfrüchten verſchieden. Die eigentlichen Erdfrüchte, als Erdäpfel, Erdmandeln und dergleichen gehören eben ſo wenig zum Obſte, als Rüben und Möhren, und doch hat Herr von Münchhauſen ſolche damit vereiniget, oder wenigſtens zugleich mit dem Obſte vorgetragen. Dieſes ſind eigentlich Erdfrüchte; Erdbeeren und Heidelbeeren verdienen dieſen Namen nicht, wie Herrn von Münchhauſen beliebet. Der Franzoſen Benennung, les fruits rouges, iſt auch ganz unbeſtimmt; rothe Früchte, oder ſolche, welche eine rothe Haut haben, findet man in verſchiedenen Jahreszeiten, ob ſie gleich, weil die meiſten, als Erdbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren, im Juli reif und zum Eſſen tauglich ſind, dieſen Monath den rothen, le Mois rouge, zu nennen pflegen. Eine beſondere Art Obſt machen diejenigen Früchte aus, welche man nicht eher eſſen kann, als bis derſelben Saft gleichſam in eine Gährung übergegangen, und, wie man zu reden pfleget, mollicht geworden; fructus fracidi, wohin Miſpeln und Hahnebutten gehören. Aber auch hier laſſen ſich die Gränzen zwiſchen dieſen und andern Obſte nicht genau beſtimmen. Die Gartenbirnen, wenn ſie mollicht werden, verlieren den Saft, und ſind zum Eſſen untauglich, bey den wilden oder Buſchbirnen aber iſt das moll oder teig werden, eben ſo nöthig, wie bey den Miſpeln, um dem herben Fleiſche einen angenehmern Geſchmack zu geben. Wollte man nur diejenigen mollichte Früchte nennen, welche durchaus mehlicht ſind, und wenig Saft auch nach dem Mollwerden erhalten, ſo könnte die Miſpel nicht füglich darunter begriffen werden. Noch iſt anzumerken, daß unter zeitig und reif ſeyn, ein Unterſchied zu machen. Zeitig iſt die Frucht, wenn ſie vom Baume abgenommen werden muß, reif hingegen, wenn man ſie eſſen kann.

Um häufiges und gutes Obſt zu erlangen, und ſolches behör'g zu nützen, müſſen vielerley Umſtände in Erwägung gezogen werden. Alles wächſt zwar vor ſich, oder wild, ſolches aber entweder zu verbeſſern, oder ausländiſche Sorten zu unterhalten, erfordert Wartung und Kunſt. Da wir bey jeder Art das nöthige hiervon angemerket, und bey der allgemeinen Betrachtung des Baumes verſchiedenes angeführet haben, welches auch bey den Obſtbäumen zu beobachten, ingleichen von dem Beſchneiden der Obſtbäume bey Gelegenheit des Aſtes geredet haben, wollen wir jetzo nur kürzlich dasjenige noch berühren, welches bey Anlegung eines Obſtgartens zu beobachten nöthig iſt. Zu einem Obſtgarten wird ein ſchicklicher Ort erfordert; vornehmlich muß man den Boden wohl unterſuchen, damit man nicht auf einen untüchtigen Grund gerathe; indem ſonſt alle Mühe und Hoffnung vergeblich iſt. In einem feſten kieſichten Boden werden zwar die Obſtbäume einige Jahre gutes Wachsthum zeigen, zeitig aber ſchmachten und ganz ausgehen. Eben ſo unſchicklich iſt ein naſſer Boden; auch hierinnen wachſen die Bäume in den erſten Jahren gut, und wohl beſſer, als in einem ſonſt trocknen, es werden ſich aber die ſchädlichen Folgen der übermäßigen Näſſe bald zeigen, und das erſte Merkmal, daß ein Baum auf einem ſolchen naßartigen Boden ſteht, iſt der viele Moos, welcher als eine Wirkung der durch die Näſſe erzeugten ſtockenden Säfte, ſich ſowohl an den Stamm, als auch ſelbſt an die Aeſte ſetzet. Ein unſchicklicher Boden läßt ſich auch nicht allemal verbeſſern, und wenn man gleich die ſchlechte Erde fünf und mehrere Schuhe ausgräbt und wegräumet, und das Loch mit guter Erde wieder ausfüllet, wird doch der Baum bey folgenden Wachsthume mit den Wurzeln auf die ſchlechten Erdſchichten kommen, und zu ſchmachten anfangen. Es iſt auch nicht gut, einen jungen Obſtbaum an die Stelle zu pflanzen, wo ein alter geſtanden, und vor kurzer Zeit eingegangen iſt; als welcher das Erdreich zu ſehr ausgeſogen hat. Es muß dieſes entweder durch Ruhe neue Kräfte ſammlen, oder man muß die alte Erde in einem tiefen und weiten Umkreiße wegnehmen, und von einem andern Orte friſche und gute dahin bringen laſſen, um ſeinen Vorſatz auszuführen. Da auch verſchiedene Obſtbäume in einerley Erdreich nicht gleiches Gedeihen zeigen, ſoll man unterſuchen, ob Aepfel- oder Birn- oder Pflaumenbäume ſich für dieſen und jenen Ort beſſer ſchicken, welches man am ſicherſten aus der Erfahrung,

und an denen, nicht weit von dem anzulegenden Obſtgarten ſtehenden, alten Bäumen erkennen kann. Obſtbäume ſoll man achtzehen bis zwanzig Schuh weit von einander pflanzen, und die Abtheilung alſo machen, daß man die Reihen in einer Linie betrachten kann, man mag im Garten ſtehen, an welchem Orte es ſey. Leget man den Garten von neuen an, und man weis, oder vermuthet wahrſcheinlich, daß Aepfel und Birnen zugleich wohl fortkommen dürften, thut man wohl, wenn man Aepfel und Birnen wechſelweiſe ſtellet, indem die Wurzeln vom Apfelbaume nicht gar zu tief in die Erde gehen, und ihre Nahrung flach ſuchen, Birnbäume hingegen viel tiefer eindringen. Steinobſt ſoll man nicht darunter mengen; dieſes gehöret entweder an die Spaliere, oder an beſondere Oerter in den Garten. Die Löcher für die Bäume werden zuvoraus fertig gemachet. Je größer die Grube iſt, deſto beſſer iſt es. In ſolche ſchmeißt man unten kleinen verfaulten Kuhmiſt, und darüber vier bis fünf Zoll hoch gute Erde, und tritt ſolche mit den Füßen zuſammen, hierauf ſtellet man den Baum hinein, um zu erfahren, ob zuviel, oder wenig Erde darinnen ſey, indem der junge Baum nicht tiefer geſetzet werden ſoll, als ſolcher zuvor geſtanden; ja es iſt beſſer, wenn die Erde in der Grube, und die Wurzel des Baumes über den andern Boden hervorraget; damit nachher, wenn ſich die neue Erde ſetzet, der Baum nicht zu tief zu ſtehen komme, und um ſelbigen eine Grube werde. Wenn der Baum geſetzet wird, muß die Erde ſachte und gemächlich an die Wurzel gebracht werden, damit ſie zwiſchen ſelbige hineinfalle und keine Lücken bleiben, welches durch wiederhohltes Schütteln des Stammes noch befördert wird. Will man über die mit Erde bedeckte Wurzel noch eine Schicht verfaulten Miſt legen, muß man ſich wohl in Acht nehmen, daß ſolcher nicht die Wurzel ſelbſt, oder den Stamm berühre. Ob man die Obſtbäume im Frühjahre oder Herbſt verpflanzen ſoll, ſind die Gärtner nicht einerley Meynung. Die ſchicklichſte Zeit hierzu iſt wohl der Herbſt, wenn das Laub von den Bäumen fällt, mithin zu Ende des Octobers und weiter hin, ſo lange die Fröſte noch nicht einfallen. Es genießen dieſe verpflanzten Bäume der Winterfeuchtigkeit, die Erde ſetzet ſich um die Wurzel feſter, und dieſe wird auch währenden Winter ſchon neue Faſern austreiben, oder wenigſtens dazu die Keime zubereiten. Eben ſo nützlich, oder wenigſtens unſchädlich wird es ſeyn, wenn der zu verſetzende

junge Baum im Herbſte gehörig beſchnitten werde; wenn man nur den beſchnittenen Ort mit Baumwachs verwahret, hat man wegen der Fröſte nichts zu beſorgen. Bey dem Verſetzen pfleget man auch an den jungen Bäumen die Wurzeln zu beſchneiden. Es iſt aber dieſes gar nicht nöthig, wenn ſolche geſund und unverletzet ſind; wenn aber bey dem Herausziehen ſelbige ſollten geſpalten oder ſonſt beſchädiget ſeyn, muß man ſie fein glatt abſchneiden. Die kleinen und jungen Fäſerchen müſſen ſo viel möglich geſchonet werden, indem dieſe zum Bekleiben das mehreſte beytragen. Daß man bey dem neu geſetzten Baume glatte und ebene Pfähle oder Stangen ſtecke, und ſie weder zu feſte, noch zu locker mit Weiden daran befeſtige, und wie ferner dieſe Bäume gewartet werden ſollen, übergehen wir; in den beſondern Abhandlungen wird man allenthalben die gehörige Anweiſung finden.

Alles Obſt, um ſolches nützlich anzuwenden, ſoll ſeine gehörige Reife erlanget haben. Dieſe Zeit läßt ſich nur nach jeder Art insbeſondere beſtimmen, daher wir auch davon nichts erwähnen. Selbiges aber gut zu bekommen, und auch einige Zeit gut zu erhalten, ſoll man ſelbiges auf eine ſchickliche Art abnehmen. Es ſoll dieſes bey ſchönen und trocknen Wetter geſchehen, und ob man wohl die Pflaumen, auch einige ſchlechte Sorten Aepfel- und Birnbäume zu Anfange der Reife ſchüttelt, um dadurch die Bäume von dem wurmſtichigen Obſt, das ohnedem abfallen, und zu keinen ſonderlichen Nutzen kommen wird, zu entledigen, ſo ſoll doch das gute Obſt, zumal dasjenige, welches man grün einige Zeit aufbehalten will, Stück vor Stück einzeln von dem Baume abgebrochen werden, indem alles gefallene, oder gedrückte Flecke bekommt, welche leicht faulen und die ganze Frucht anſtecken. Nur bey wenigen Arten wird das Gegentheil ſtatt finden, wohin ſonderlich die Nüſſe gehören. Der Gärtner, welcher die Bäume beſteiget, ſoll die Leiter behutſam anlegen, damit weder Aeſte, noch Früchte beſchädiget werden. Einige breiten ein reines Tuch über die Achſel, damit ſie die Früchte darein ſammlen können; bequemer iſt es, wenn man einige Körbchen bey der Hand hat, die man mit einem hölzernen Hacken an die Aeſte des Baumes hängt, und wenn ſolche angefüllet ſind, an einer daran gemachten Leine herabläßt, und ein anderes lediges Körbchen wieder heraufzieht. Dasjenige Obſt, welches ſehr hoch und auswärts an den Aeſten ſteht, und mit der Hand nicht erlanget werden kann, ſoll durch einen ſogenann-

genannten Obſtbrecher abgenommen werden. Dieſes iſt ein hölzerner Teller, mit vielen ringsherum gebohrten Löchern, worinnen hölzerne Zähne ſtecken, und unten an dem Teller eine lange Stange befeſtiget wird. Mit ſelbigen kann man die Früchte leicht abnehmen, indem ſie nicht abfallen, ſondern in dem mit Zähnen beſetzten oder eingefaßten Teller liegen bleiben.

Das Obſt wird entweder bald, oder nach kurzer Zeit, wenn es abgenommen, verbrauchet, oder einige Zeit aufbehalten. Geſchicht das erſte, wird es entweder friſch verſpeiſet, oder getrocknet, oder auf andere Art nützlich verwendet. Das Trocknen kann auf verſchiedene Weiſe angeſtellet werden. Man trocknet es ganz, oder in Stücke geſchnitten, man ſchälet ſolches auch zuvor. Man nimt zum Exempel bey den Pflaumen den Kern heraus, und bey den Aepfeln ſticht man mit einem Hohleiſen das Saamenbehältniß heraus. Man leget oder hängt ſolches an die Luft, und läßt es durch die Sonnenwärme trocknen, oder man ſchüttet ſolches in den Backofen, wenn das Brod herausgenommen worden, oder bedienet ſich auch der dazu beſonders eingerichteten Obſtdarren, und in dem letzten Falle gebrauchet man von Holzſchleußen oder von Weiden verfertigte Horden, auf welche man das Obſt leget, und ſolche in den warmen Ofen ſtehen läßt, bis das Obſt trocken geworden. Da dieſes Verfahren allen Hauswirthen genugſam bekannt iſt, wollen wir davon nichts weiter anführen, und den Leſer, welcher in kurzer Zeit viele Pflaumen auch anderes Obſt trocknen wollte, auf den zweeten Band der Fränkiſchen Sammlungen S. 369. verweiſen. Auch im Leipziger Intelligenzblatte 1766. S. 387. wird eine nützliche Obſtdarre beſchrieben.

Das Obſt im friſchen Zuſtande viele Wochen und Monathe über gut zu erhalten, erfordert mehr Aufſicht. Nicht alles Obſt iſt geſchickt lange aufbewahret zu werden. Was ſchon auf dem Baume ſeine völlige Reife bekömmt, dahin überhaupt alles Früh- oder Sommerobſt gehöret, hält ſich nachher nur eine kurze Zeit. Dasjenige Obſt, das zum Aufbewahren tauget, da es verſchiedener Art iſt, kann nicht auf einerley Weiſe behandelt werden. Es iſt zwar allgemein richtig, daß die Fäulniß der Körper hauptſächlich von der Luft herrühre, und wenn Kälte und Wärme wechſelsweiſe auf ſie wirken, die Verbindung ihrer Beſtandtheile aufgelöſet, und dadurch die Fäulniß verurſachet, oder doch Geſtalt und Geſchmack verdorben werde. Woraus folget, daß wenn man die ſchäd-

ſchädlichen Wirkungen der Luft verhindern kann, man auch gewiß ſeyn könne, daß ſich jedes Obſt gut halten werde. Indeſſen da nicht jede Art von einerley Beſchaffenheit iſt, und manche darunter ſogar von der Luft, während dem Aufbewahren, ihre nutzbarſte Zeitigung erwartet, ſo müſſen nach den Umſtänden die nöthigen Ausnahmen gemachet werden. Auch das iſt nicht einerley, ob das Obſt vom Baume mit Gewalt abgeſchüttelt, oder behutſam abgepflicket werde.

Von den eigenen Obſtkammern, die in Frankreich gewöhnlich ſind, nnd Möller in den Leipziger Oecon. Nachrichten auch für Deutſchland einrichten wollen, ſind nur denjenigen nützlich, welche eine große Menge Obſt den Winter durch erhalten wollen.

Was die Winterbirnen betrifft, ſo verfaulen ſie, ehe ſie zeitigen, oder werden welk und zähe, oder nehmen einen üblen Geſchmack an, wenn man ſie nicht ſorgfältig in Acht nimmt. Es ſollen ſolche bey trocknem Wetter vorſichtig abgepflücket, auch keine zum Aufbewahren genommen werden, die angefreſſen oder gedrücket ſind. Hierauf bringe man ſie in luftige trockne Keller oder Gewölber, die aber weder Zugluft haben, als wodurch das Obſt zu ſehr ausgetrocknet wird, noch dumpficht oder naß ſeyn dürfen, weil daſſelbe darinnen leicht einen böſen Geſchmack annehmen oder leicht faulen würde. Hier leget man jedes Stück beſonders auf Breter, die ordentlich übereinander ſtehen, in wohlgetrocknetes Moos, ſo, daß keines das andere berühret, und die Stiele oberwärts kommen. Stroh, Heu oder Hexel ſind um deswillen nicht anzurathen, weil davon das Obſt einen fremden Geſchmack oder Geruch annimmt; auch ſind aus gleicher Abſicht eichne Breter denen kiefernen und fichtenen vorzuziehen. Aus dieſem Grunde darf man auch in der Nähe ſonſt nichts, das Feuchtigkeiten oder einen fremden Geruch veranlaßt, als Küchengewächſe, Sauerkraut, Käſe, gährend Bier, Fleiſch und dergleichen, dulden. Schlechte Birnen können allenfalls einen Fuß hoch übereinander geſchüttet werden, iſt aber genug Raum da, wird man doch den erſten, als ſicherſten Weg wählen. Wenigſtens muß man ſie nicht lange in ſo dicken Haufen liegen laſſen, und fleißig nachſuchen, ob die untern Birnen ſchadhaft geworden, wobey man aber das viele Rühren und Werfen verhüten und behutſam zu Werke gehen muß. Bey ſtarkem Froſte müſſen die Fenſter des Kellers verwahret werden. Am ſicherſten geſchieht dieſes, wenn man ſie mit Eisſchollen verſetzet, dieſe ſind beſſer als Miſt.

Nimmt die Kälte überhand, ſtellet man große Gefäße mit Waſſer in den Keller, wohin ſich denn der Froſt zieht, und wodurch man das Obſt vor ſelbigen ſichert. Die Birnen laſſen ſich nicht füglich in Fäſſer packen. Sie ſind ſaftiger als die Aepfel, und zur Zeit ihrer Reife gerathen ſie leicht in Gährung.

Die Aepfel, auf gleiche Weiſe behandelt, werden eine ſehr lange Zeit dauern. Da aber hierzu der Raum fehlen möchte, und die Aepfel einer ſo zärtlichen Wartung nicht bedürfen, indem ſie weder ſo leicht einen fremden Geſchmack annehmen, noch dem Verderben ſo bald unterworfen ſind, wie die Birnen, kann man ſie in reine trockne Fäſſer packen, doch aber wohl Acht haben, daß nur geſunde und friſche Früchte eingeleget werden, indem ein einziger ſchadhafter Apfel alle übrigen im Faſſe anſtecken und verderben kann. Man muß auch zu jeder Art ein beſonderes Faß wählen, indem nicht jede Art gleichlange dauret, und man ſpäte oder frühe auf ihre Beſichtigung denken müſſe. Sie werden, wie bey den Birnen erinnert worden, bey trocknen Wetter behutſam abgepflücket. Die zärtlichſten pflegen einige Gärtner nicht mit bloßen Händen, ſondern mit Handſchuhen abzunehmen. Man leget ſie ſchichtweiſe ſo feſt ins Faß ein, daß ſie ſich nicht bewegen können, ſchlägt das Faß zu, und läßt ſolches an einem luftigen Orte ſo lange ſtehen, bis eine ſtarke Kälte einfällt, da man es denn in den Keller bringen muß. Auf die Beſchaffenheit der Fäſſer kommt vieles an. Salztonnen taugen nichts, weil ſie wegen des eingeſogenen Salzes immer feuchte ſind, auch dem Obſte einen fremden Geſchmack mittheilen. Weinfäſſer, wenn anders der Weingeruch ausgezogen iſt, können noch eher gebrauchet werden. Am beſten iſt es, wenn man beſondere dazu machen läßt, und dieſe rein und trocken hält. Kleine ſind den größern vorzuziehen. Bey den letztern hat man immer Gefahr, daß in der Menge ein ſchadhaftes Stück überſehen worden, das den übrigen Theil zu Grunde richten kann. Man muß daher wenigſtens um Weihnachten zuſehen, und Stück vor Stück herausnehmen. Wenn die Tonne einmal geöffnet iſt, dauret das Obſt darinnen nicht mehr lange, und man kann es nur noch dadurch einige Zeit gut erhalten, wenn man es beym Herausnehmen mit einem trockenen Tuche abwiſchet, und ſogleich in kleine Fäſſer packet, die aber auch verbrauchet werden müſſen. Die Aepfel werden ſich noch länger halten, wenn man ſie ſchichtweiſe in trocken Mooß oder dergleichen Baumlaub in Fäſſer leget.

legen. Andere rathen an, zwiſchen jede Schichte drey Finger hoch wohl getrocknete Kleye zu ſtreuen, und andere wollen, daß man die Fäſſer auswendig verpichen und ſodann im Brunnen aufbewahren ſolle. Herr Krüger hat angerathen, friſche Blätter von dem Baume, deſſen Früchte man aufbehalten will, früh morgens, ehe der Thau fällt, zu ſammeln und dieſe nicht allein oben und unten in das Faß, ſondern auch zwiſchen das Obſt zu legen, das Obſt nicht abzuwiſchen, und das wohl zugerichtete Faß in den Brunnen zu legen, daß das Waſſer völlig darüber gehe. Hagedorn giebt den Rath, das Obſt ſchichtweiſe zwiſchen trockne Blätter, in neue, wohl glaſirte Töpfe zu legen, die Töpfe mit guten Deckeln zu verſehen, und ſie gegen den Winter im Garten zu verwahren. In den Hannöveriſchen Sammlungen von 1756. empfiehlt man denenjenigen, welche keine guten Keller haben, folgende Weiſe das Obſt zu erhalten. Man wähle eine Kammer über einem Zimmer, das täglich geheizet wird, und verfertige darinnen ein Lager von Roggenſtroh etwan eine Viertelelle hoch, und oben darüber von Erbſen- oder Wickenſtroh, welches letztere man etwas niederdrücket, damit es allenthalben feſt zu liegen komme. Auf dieſes Stroh lagert man das Obſt, das aufbehalten werden ſoll, und decket es bey zunehmender Kälte mit Wicken- oder Erbſenſtroh zu.

Außer der bekannten Nutzung des Obſtes, da man ſolches friſch oder gebacken zu ſpeiſen pfleget, wird auch ſelbiges mit Zucker und Eſſig auf mancherley Art eingemachet, oder daraus Moſt, Wein, Eſſig und Brandtewein bereitet. Moſt und Wein wird vornehmlich aus Birnen und Aepfeln gemachet; beydes iſt unter dem Namen Cider oder Pomaceum bekannt, und wird in England häufig bereitet. Hierzu werden Birnen oder Aepfel klein geſchnitten, der Saft ausgepreſſet, in Fäſſer gethan, und dieſe in den Keller geleget, woſelbſt man dieſen Saft oder Moſt, wie den Weinmoſt, gähren und abwarten läßt. Aus Quitten machet man den Cider auf andere Art, indem nämlich der ausgepreßte Saft mit Zucker verſüßet, und in Gläſern zum Gebrauche aufbehalten wird. Welche von andern Früchten zum Moſt- und Weinmachen taugen, haben wir bey Beſchreibung derſelben angemerket. Auch das faule, und ſonſt dem Verderben nahe Obſt kann man nutzen, ſolches in Stücke zerſchneiden, in einen Keſſel thun, ein Drittel Hopfen zuſetzen, beydes mit einander kochen laſſen, und weiter damit, wie bey dem Biere geſchieht, verfahren. Es ſoll dadurch

durch ein gutes, und von Geſchmack angenehmes Bier erhalten werden, wie in den Stutgard. Phyſikal. Oecon. Auszügen 2 Band, 598 S. angegeben wird; woſelbſt auch andere Anweiſungen das Obſt zum Moſt, Wein, Brandtewein u. ſ. f. zu benutzen, eingerücket worden. In den Anzeigen der Leipziger Oeconom. Societät von Oſtern 1772. S. 56. u. f. lieſt man auch einen gemeinnützigen Aufſatz von dem vielfachen Nutzen des Obſtes in Abſicht auf dergleichen Zubereitungen, nebſt Abbildung einer Eyderpreſſe. Eine Mühle und Kelter, das Obſt zum Eydermachen vorzubereiten, iſt in Plüchens Schauplatz der Natur, 2 Band abgezeichnet. Lauer, iſt zwar kein Bier, aber doch eine Art Getränke, deſſen ſich die Landleute häufig und gern bedienen. Aepfel und Birnen, zahme und wilde, werden geſtoßen, in ein Faß oder Ständer gethan, Waſſer darauf gegoſſen, und ſchon des andern Tages davon getrunken. Iſt das Getränke einmal herunter gezapfet, wird noch einmal Waſſer darüber gegoſſen, und wenn auch dieſes abgezapfet worden, die ſogenannten Dröſter, oder der Ueberreſt dem Viehe gegeben.

Ob der Genuß des Obſtes überhaupt, und auch insbeſondere dieſe oder jene Sorte, geſund oder ungeſund, und ob ſolches allen, oder nur einigen Menſchen zuträglich ſey, wollen wir hier nicht unterſuchen, müſſen aber doch anmerken, daß man ſich vor dem Genuß des reifen und guten Obſtes ganz und gar nicht fürchten, auch nicht glauben ſolle, daß daraus Krankheiten, und, nach vieler Vorgeben, Schärfe im Geblüthe und ſogar die rothe Ruhr daraus entſtehen könne. Alles, auch die beſte, und für ſich unſchädlichſte Sache, kann wegen des Ueberfluſſes und anderer Urſachen nachtheilich werden; und wie überhaupt jeder Menſch, was die Diät anbelanget, ſein eigner Arzt ſeyn und Achtung geben ſoll, was ihm bekömmt und ſchadet, eben ſo verhält es ſich auch mit dem Obſte. Es dienet ſolches zur Speiſe, zur Erquickung und Arzney. Bey den verſchiedenen Arten des Obſtes haben wir auch von der nützlichen Anwendung deſſelben gehandelt, und verweiſen daher auf die beſondern Abhandlungen.

Zu Unterhaltung des Hausviehes wird das Obſt wenig beytragen. Bey dem Rindvieh iſt vielleicht gar kein Gebrauch davon zu machen. Die Schweine freſſen alles wurmſtichige und angefaulte; aber das Brandteweinſpülig von dazu gebrauchten Obſte wollen auch dieſe nicht einmal freſſen.

Obſt-

Obſtmotte.

Phalaena Padella Linn. Ein kleiner Schmetterling aus der Claſſe der Nachtvögel, welcher bläuliche, mit ſchwarzen Puncten gezierte Oberflügel, und braune Unterflügel hat. Als Raupe wohnet er in den Aepfeln und andern Obſte; weswegen ihm die Namen Obſtmotte und Aepfelwurm beygeleget worden ſind.

Ocher.

Ocker, Ochra. Unter dieſem Namen kann man, überhaupt betrachtet, eine aus zerſtörten Erzen entſtandene bunte Erde verſtehen. Im gemeinen Leben hingegen verſteht man darunter eine gelbe oder auch braune und bräunlichte Erde, welche man bey den Bergwerken, warmen Bädern u. ſ. f. findet. Eine dergleichen Erde iſt für nichts anders als für eine Eiſenerde zu halten. Verſteht man aber unter Ocher eine jede buntgefärbte Erde, welche aus einem zerſtörten Erz entſtanden, ſo wird man dieſelben nicht allein für Eiſenerden, ſondern auch für andre metalliſche Erden zu halten haben. So hat man z. E. zerſtörte oder verwitterte Bley, Kupfer, Eiſen und Zinkerze, denen man den Namen eines Bley- Kupfer- Eiſen- und Zinkochers geben kann. Am gebräuchlichſten aber iſt, den verwitterten oder zerſtörten Eiſen- und Kupfererzen dieſen Namen beyzulegen. S. Eiſen und Kupfer.

Ochererbſe.

S. Erbſe.

Ochſe.

Bos. Dieſer Name wird nicht nur überhaupt dem ganzen Geſchlechte des Rindviehes, ſondern auch ins beſondere denjenigen Stieren oder Männchen gegeben, die man in ihrer Jugend, um ſie zum Ziehen und zur Maſt deſto geſchickter zu machen, verſchnitten hat. Da dieſe Thiere, welche im Linneiſchen Syſtem in der fünften Ordnung, nämlich unter den wiederkäuenden, und beym Klein in der zwoten Familie der erſten Ordnung, nämlich unter den zweyhufichten Thieren ſtehen, einem jeden unſerer Leſer hinlänglich bekannt ſind; ſo würde wohl eine weitläuftige Beſchreibung derſelben, ohne Zweifel etwas ganz überflüßiges ſeyn. Wir begnügen uns alſo, außer den allgemeinen Merkmalen dieſes Geſchlechts, blos einige Anmerkungen über die Verſchiedenheiten und über andere merkwürdige Umſtände anzuführen.

Die Merkmale dieſes Geſchlechtes ſind, nach dem Ritter von Linné, hohle Hörner, die eine halbmondförmig gebogene Spitze haben, und auswendig glatt ſind.

ſind. Hundszähne ſind nicht vorhanden, auch fehlen, wie bey den übrigen wiederkäuenden Thieren, die obern Schneidezähne; der untere Kiefer aber enthält acht Schneidezähne. Die männlichen Rinder werden, wie bekannt, in ihrer Jugend Stiere, vorher aber, wie die jungen weiblichen Thiere dieſes Geſchlechts, Kälber, und im dritten oder vierten Jahre, wenn ſie nicht verſchnitten worden ſind, Bollen oder Bullen genannt. Die Bullen, denen man im gemeinen Leben den Namen Brummochſen gegeben hat, weil ſie immer, wenn ſie aufgebracht ſind, zu brummen pflegen, ſind viel verwegener als die verſchnittenen Ochſen, und haben eine kurz geringelte krauſe Stirn, ein drohendes Geſicht, zottige Ohren, einen ſtarken Nacken, einen kurzen und hinten ſchmalen Leib, kurze, aber ſtarke Hörner, welche ſie beſtändig zum Streit fertig halten. Das weibliche Rind oder die Kuh, welche in einem Alter von drey bis vier Jahren zum Zeugen geſchickt iſt, hat vier Zitzen zwiſchen den Hinterbeinen, und geht neun Monathe trächtig. Sie wirft meiſtentheils nur ein einziges, ſelten zwey Kälber auf einmal. Die beſten Kühe ſind die holländiſchen, welche zwar kein ſonderliches Anſehen haben, aber überaus viel und ſehr gute Milch geben; daher man auch die holländiſche Butter und den holländiſchen Käſe ſo hochſchätzet. Die Holländer ſollen jährlich über 100000 Thaler blos für Butter und Käſe von den Ausländern löſen. Aus Dännemark, Ungarn, Podolien, und aus der Ukraine, kommen die größten und beſten Ochſen. Die Däniſchen ſind dickleibig, und gemeiniglich ſchwarz und weiß, oder roth und weiß. Ihre Hörner ſind nicht weit ausgebogen, und die Füße nicht gar zu hoch. Die Podoliſchen und Ukrainiſchen ſind hochbeinig, und haben eine bläuliche oder fahle Farbe. Die Ungariſchen ſind niedriger, dicker und breiter, übrigens ebenfalls von bläulicher oder fahler Farbe. In ganz heißen Ländern ſind dieſe Thiere gemeiniglich klein, und haben ein ſchlechtes Fleiſch. Herr Müller führet in dem erſten Bande ſeines vollſtändigen Naturſyſtems zwey Beyſpiele von ſehr großen und fetten Ochſen an, wovon der eine über 2000, der andere aber gegen 2500 Pfund gewogen hat.

Die Isländiſchen Ochſen und Kühe wachſen nicht groß, und bekommen gar keine Hörner. Die afrikaniſchen Ochſen ſind meiſtentheils mit einem Buckel auf dem Rücken über dem Schulterblatte verſehen. In der Tartarey giebt es eine Art Kühe, welche lange Haare, wie Bockshaare, und an

dem

dem Halſe eine ordentliche Mähne haben. Der oberſte Theil des Schwanzes gleichet einem Pferdeſchwanze, der unterſte aber einem Kuhſchwanze. Dieſe Kühe brüllen nicht, wie andere Kühe, ſondern grunzen wie Schweine; daher ſie vom Herrn Gmelin grunzende Kühe genannt werden.

Von den Auerochſen, oder wilden Ochſen, von den Höckerochſen, von den Büffeln, und von den Zwergochſen wird in beſondern Artikeln gehandelt.

Der Nutzen, welchen wir von dem Rindviehe haben, iſt überaus beträchtlich. Dem Landmanne ſind dieſe Thiere zum Ackerbau faſt unentbehrlich. Nicht nur das Fleiſch und die Milch, ſondern auch alle übrigen Theile können mit Vortheil gebrauchet werden. Die Häute der erwachſenen Rinder geben das bekannte Juchtenleder, womit Rußland einen vorzüglichen Handel führet. Aus den Kalbfellen erhalten wir unſere Schuhe, Stiefeln, und viele andere brauchbare Dinge. Aus den gebrannten Ochſenbeinen wird eine ſchwarze Farbe, nämlich das ſogenannte Beinſchwarz verfertiget. Aus den Knorpeln, Nerven und Abgängen des Leders kochet man Leim; und den Talg, den man mit Schöpſentalg vermiſchet, gebrauchet man zum Lichtziehen. Aus dem Horne machet man Kämme, Laternen und allerhand Einfaſſungen. Der Miſt giebt für trockne und leichte Aecker einen vortrefflichen Dünger ab.

Ochs, ſ. See- oder Meerochs, Bos marinus, eine Art Rochen, Richter. ſ. unſere Artikel, Meerochs, B. V. S. 526. und Hornfiſch, B. IV. S. 3.

Ochſenauge.

Ochſenauge nennet man eine genabelte Schnirkelſchnecke, Helix ampullacea Linn. Die Schale iſt bläulicht, kugelförmig aufgetrieben, etwas runzlicht, geſtreifet, genabelt, und am Nabel faſt wieder überwachſen; die Gewinde, welche oben in die Höhe ſteigen, ſind gleichfalls bäuchicht; die Mündung iſt länglicht eyförmig, und mit einem dünnen, etwan einen Meſſerrücken dicken Schneckendeckel gedecket. Nach ihrer verſchiedenen Größe machet man Ochſen- oder Kalbsaugen daraus. Man findet dergleichen in dem Oſt- und Weſtindiſchen Meere, auch auf den moraſtigen Reisfeldern in Indien; woſelbſt ſie als eine gute Speiſe geachtet werden.

Das Kuhauge, Helix glauca L. iſt dem Ochſenauge ziemlich ähnlich, aber blaß fleiſchfärbicht, mit einigen braunen Bändern gezieret, die Mundöffnung pomeranzenfärbicht, der Nabel

weiter und der Wirbel mehr zugeſpitzet.

Ochſenauge, S. Strichblume.

Ochſenbeutel.

S. Riedgras.

Ochſenbezoar.

Die Ochſen und Kühe haben die Gewohnheit, daß ſie einander gern lecken. Sie verſchlucken daher viele Haare, die ſich mit den im Magen befindlichen Säften und andern Theilen bisweilen vereinigen, und zu harten braunen Kugeln werden, welche ſehr oft die Größe eines Eyes erreichen, und eine Aehnlichkeit mit dem Bezoar haben, den man in gewiſſen Gazellen findet; daher man ihnen den Namen Ochſenbezoar gegeben hat.

Ochſenborche.

S. Hauhechel.

Ochſenbremſe.

S. Bremſe.

Ochſendarm.

S. Venusſchaft.

Ochſeneſel.

S. Jumarr.

Ochſenfiſch.

Der Ochſenfiſch, den man ſonſt Manatus, Matruſſa, genennet, anjetzo aber auf den franzöſiſchen Inſeln von Amerika, Lamentin, heißt, iſt, nach des Condamine Beſchreibung und Anmerkung, in den S. A. Reiſen, B. XVI. S. 132. von dem Phoca, Seekalbe, allerdings zu unterſcheiden. ſ. unſern ausführlichen Artikel, Lamentin, B. V. S. 17. auch den Artikel, Fiſch mit Händen, B. III. S. 91.

Ochſenherze.

Es erhalten zwar verſchiedene Muſcheln dieſen Namen, und heißen auch Bucardia. Wir verſtehen darunter aber diejenige Gienmuſchel, welche beym Herrn von Linne' Chama Cor heißt, und bey andern Schriftſtellern, weil die beyden Angeln ſich oben nicht gegeneinander, ſondern ſeitwärts in einen Schnirkel umdrehen, den Namen doppelte Zotskappe oder Narrenkappe erhalten. Beyde Schalen ſind gleichbäuchicht, ſehr gewölbet, nach Verhältniß der Größe, die ſich oft auf drey Zoll in der Länge, Breite und Dicke beläuft, dünne, inwendig weiß, und auswendig mit einer roſtfärbigen Haut überzogen, die ſich zwar bey den Angeln und in der Mitte beſchwerlich, am Rande aber ganz leicht ablöſen läßt. Die vordere Spalte klaffet. Selten iſt der innere Rand violetfärbicht. Der Aufenthalt iſt an der Küſte von Dalmatien.

Ochſenkopf.
S. Sturmhaube.

Ochſenkraut.
S. Hauhechel.

Ochſenzunge.

Da im Gewächsreiche die Thiernamen nicht wohl angebracht worden, hat Herr von Linné dieſes Geſchlecht, ſtatt Bugloſſum, mit dem Namen Anchuſa beleget, welcher zuvor nur einer Art eigen war. Der rundlich-länglichte Kelch iſt in fünf Einſchnitte getheilet. Des Blumenblattes Röhre iſt ohngefähr ſo lang als der Kelch, am Schlunde mit fünf gegeneinander gerichteten Schuppen verſchloſſen, und in einen platten Rand verbreitet, welcher fünf ſtumpfe Lappen zeiget. Fünf kurze Staubfäden ſitzen unter den Schuppen, und der Griffel trägt einen ſtumpfen, eingekerbten Staubweg. Vier länglichte, krumme Saamen liegen in dem vergrößerten Kelche. Damit man dieſes von dem nahverwandten Geſchlechte, Steinhirſe, deſto beſſer unterſcheiden möchte, hat Herr von Haller die Ochſenzunge durch runzlichte, den Steinhirſe aber durch glatte Saamen beſtimmet. Herr von Linné hatte ehedem acht Arten angegeben, in der Murrayſchen Ausgabe finden wir nur noch ſieben, indem die Orientaliſche zu dem Steinhirſe verwieſen worden. Die bekanndteſten ſind:

1) die langährichte Apothekerochſenzunge, deutſche oder große Ochſenzunge, Liebäuglein, Augenzier, Sternblume, Bugloſſum offic. Anchuſa officinalis Linn. Auf hohen ſandigen Feldern, trocknen Wieſen, Weinbergen, und um die Dörfer, an den Landſtraſſen wuchert und blühet den ganzen Sommer über dieſe, gemeiniglich zweyjährige Pflanze, durch den ausfallenden Saamen ungemein, und treibt eine lange, dicke, ſtarke, fleiſchichte Wurzel, und dieſe einen, mit vielen Zweigen und Blättern beſetzten, ohngefähr zween Fuß hohen, geſtreiften Stängel, welcher, wie die Blätter, und die ganze Pflanze mit ſteifen, weißlichten Borſten beſetzet, und rauh anzufühlen iſt. Die Blätter ſitzen wechſelsweiſe platt an, ſind lanzetförmig und etwas weniges wellenförmig. Unter, auch über, oder neben denſelben entſpringt der Blüthzweig, oder gemeinſchaftliche Blüthſtiel, welcher an den Zweigen und dem Stängel herunterläuft, und die Streifen verurſachet, oberwärts ſich gabelförmig in zween kleinere theilet, davon jeder eine kurze, dichte, rückwärts gebogene, einſeitige Blumenähre trägt, und an dem Winkel, wo die Theilung geſchieht, ſitzt eine einzelne Blume. Bey

dieſer ſteht kein Deckblatt, da hingegen zwiſchen, oder neben den blauen Blumen der Aehre dergleichen ſich findet. Auch der Stängel ſpaltet ſich am Ende, und trägt zwo Blumenähren. Die Schuppen des Blumenblattes ſcheinen ausgehöhlet, und ſind haaricht. Man findet auch eine Spielart mit weißen, und eine andere mit röthlichten Blumen. Man findet aber gemeiniglich blaue und rothe auf einem Stocke. Sie ſind anfangs purpurroth, und werden nach einigen Tagen blau. Da die Pflanze bey uns häufig wild wächſt, und im Garten leicht ein beſchwerliches Unkraut wird, achtet man ſelbige nicht; und obgleich die Blumen, auch wohl die Blätter und Wurzeln in den Apotheken aufbehalten, und die erſtern zu den herzſtärkenden Mitteln gezählet werden, verdienen ſelbige doch bey den Aerzten keine Achtung, indem ſie weder Geruch, noch beſondern Geſchmack haben, und außer einer gelinden Wirkung keine Kräfte beſitzen. Die jungen Blätter werden von den Schaafen gern gefreſſen, und die Blumen wegen des Honigs von den Bienen beſuchet.

2) Schmalblätterichte Ochſenzunge, Anchuſa anguſtifolia Linn. hat ehedem Herr von Linné nur als eine Abänderung der vorigen Art angeſehen und Hr. von Haller auch dieſes in den neuern Schriften behauptet, der Ritter aber ſelbige nachher für eine beſondere angenommen und Herr Gleditſch ſolche für eine fremde Pflanze, deren Blumen größer und anſehnlicher ſind, ausgegeben. Die Blätter ſollen einigermaßen am Rande ausgezahnt, gleichſam ſtachlicht und beym Anfange ſchmäler, und nicht, wie bey der erſten Art, aus dem eyförmigen ins lanzetförmige ſich verlängern. Italien ſoll ihr eigentliches Vaterland ſeyn, wird ſich aber, wie die erſte Art, durch den Saamen leicht ſelbſt fortpflanzen.

3) Immergrünende Ochſenzunge mit zweyblätterichten Blüthſtielen, die ſpaniſche breitblätterichte Ochſenzunge, Bugloſſum oder Anchuſa ſempervirens L. Sie wächſt in Spanien und England wild, dauert einige Jahre, behält ihre Blätter immerfort, und blühet vom Frühjahre bis in den Herbſt. Die Pflanze iſt überall mit ſteifen Haaren beſetzet. Der Stängel wird kaum einen Fuß hoch, breitet ſich aber mit ſeinen Zweigen weit aus, und iſt von den herunterlaufenden Blattſtielen geſtreift und eckicht. Die Blätter ſind eyförmig zugeſpitzt, etwas wellenförmig ausgebogen, und hin und wieder ausgezahnt. Aus dem Winkel der obern Blätter entſpringt der Blüthſtiel, welcher am obern Theile mit zwey

Blättern beſetzet iſt, und über dieſen ſich in viele beſondere Stielchen ausbreitet, auf welchen die himmelblauen Blumen ſitzen. Bey dieſen iſt die Röhre des Blumenblattes etwas kürzer als der Kelch. Geſtielte und weißgefleckte Blätter, dergleichen in der Murrayiſchen Ausgabe angemerket worden, haben wir niemals wahrgenommeu. Auch ſind die Stängel nicht ſchwach und liegen nicht auf der Erde, wie in der Onomat. botanica angegeben wird. Die Pflanze dauert in hieſigen Gärten im freyen Lande, in einem mehr feuchten als trockenen Boden, aus, und verlanget keine Wartung. Die Vermehrung durch die Wurzel wird ſelten gelingen, von den ausgefallenen Saamen aber jährlich neue Pflanzen aufwachſen.

4) Die wollichte rothfärbende Ochſenzunge, rothe Ochſenzunge, Färberkraut, Anchuſa offic. Anchuſa tinctoria Linn. Dieſe Pflanze iſt der erſten und zwoten Art gar ſehr ähnlich, und man könnte ſie leicht für eine Abänderung halten, zumal Dodonäus ſchon angemerket, daß die Wurzel in kalten Ländern gar nicht, in wärmern aber ſchön roth gefärbet ſey, auch ſchon bey der erſten Art angegeben worden, daß die Blumen bald mehr roth, bald mehr blau erſcheinen, mithin die rothe Blume dieſer Anchuſa gleichfalls kein Unterſcheidungszeichen abgeben kann. Indeſſen hat ſolche doch Herr von Linné in den neuern Schriften für eine beſondere Art aufgenommen, und ſelbige durch die mehr rauche, als rauhe, oder weißlicht haarichte Oberfläche der ganzen Pflanze, die lanzetförmigen ſtumpfen Blätter und kurzen Staubfäden unterſchieden. Die Pflanze wächſt um Montpellier, in Italien, um Conſtantinopel, dauert gemeiniglich zwey Jahre und kann auch bey uns im freyen Lande unterhalten werden. Die Wurzel wird von den Apothekern und Materialiſten verkaufet, und hat zuweilen ein verſchiedenes Anſehen. Die franzöſiſche iſt holzicht, auswendig dunkel- oder blutroth, inwendig weiß, ohne Geruch, von einem herben Geſchmacke. Sie wird ſelten oder gar nicht innerlich gebrauchet. Die Knochen der Thiere, welche man mit dieſer Wurzel gefüttert, ſchwellen ungemein auf. S. Pariſer Akademie 1746. In ältern Zeiten machte man Schminke davon, und die portugieſiſche Schminke, Charta hiſpanica genannt, ſoll daraus verfertiget werden. Man gebrauchet ſie auch ſonſt zum Färben, und wird der Alcanna gleich geſchätzet; daher man öfters ungewiß bleibt, ob die Schriftſteller von der wahren Alcanna oder dieſer Wurzel reden. Man ſoll auch mit dieſer nicht diejenige Art des Steinhirſes verwechſeln,

wechſeln, welche eine rothe Wurzel hat.

Von den Pflanzen, welche Tournefort und andere zu der Ochſenzunge gerechnet, ſind verſchiedene, deren Blumenblatt keine gerade, ſondern krumme und gebogene Röhre zeiget, und wegen dieſes Umſtandes, obgleich ſonſt alles, Blüthe und Saamen, einerley iſt, von Herrn von Linné und Hallern davon abgeſondert und als ein eigenes Geſchlecht, unter dem Namen Lycopſis, angenommen worden. Da ſich auch findet, daß bey einigen, dahin gerechneten Arten die fünf Einſchnitte des Blumenblattes einander nicht ganz ähnlich und einer merklich kleiner und die beyden unterſten merklich größer ſind, ſo kann man um deſto eher dieſer Trennung beypflichten, jedoch vielleicht mit der Einſchränkung, daß diejenigen Arten, welche eine krumme Röhre, aber einander ähnliche Einſchnitte beſitzen, lieber zu der Ochſenzunge, als zu dem neuen Geſchlechte gerechnet werden könnten. Wie wollen wir aber dieſes neue Geſchlechte im deutſchen nennen? Herr Dietrich überſetzet ſolches Wolfsgeſicht. Der Deutſche möchte hierbey lachen, vielleicht iſt das griechiſche Wolfsgeſicht anders geſtaltet, oder die Einbildungskraft eines Coedi und anderer, welche ſich dieſes Namens bedienet, lebhafter beſchaffen. Herr Planer nennt ſolches, wegen der gebogenen Röhre, Krummhals. Wir wollen hier derjenigen Ermahnung folgen, welche vor kurzer Zeit in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen angebracht worden, nämlich wie es am beſten ſeyn dürfte, die lateiniſchen oder griechiſchen Namen beyzubehalten, wo keine alten deutſchen bereits vorhanden; mithin wollen wir Lycopſis behalten. Muß ein deutſcher Name gewählet werden, ſo wäre unächte Ochſenzunge wohl der beſte. Die bekannteſten Arten ſind

1) Lanzetblätterichte Lycopſis mit aufgerichteten Blumen, kleine wilde Ochſenzunge, Bugloſſum ſylueſtre. Echioides Riuin. Lycopſis aruenſis Linn. Dieſe jährige Pflanze bringt ihre Blumen nach der verſchiedenen Beſtellung der Felder im Frühlinge oder Sommer, und wird im Boden von verſchiedener Güte bis in den September gefunden. Die Pflanze iſt überall ganz rauh und faſt ſtachlicht anzufühlen. Der Stängel erreichet bis zween Fuß Höhe, treibt viele Zweige, und iſt zuweilen, wegen der herunterlaufenden Blätter, etwas geflügelt. Die Blätter ſind zungen- oder lanzetförmig, gemeiniglich wellenförmig ausgebogen, auch ſchwach eingekerbet; die Borſten an denſelben ſtehen gleichſam auf beſondern Knöpfchen. Die Blumen ſitzen einzeln auf langen Stielen;

die krumme Röhre des Blumenblattes iſt lang und die Einſchnitte einander faſt ähnlich, rundlich, oberwärts vertieft, blau oder röthlich, mit weißen Adern durchzogen. Das junge Kraut freſſen die Schafe gerne und die Bienen tragen aus den Blumen etwas Honig.

2) Die blaſenförmige, aufrechtſtehende Lycopſis, Lycopſis pulla Linn. wächſt in der Tartarey, auch um Jena wild. Die zäſerichte Wurzel dauert zwey Jahre. Die ganze Pflanze iſt rauch. Der Stängel ſteht aufgerichtet, iſt ohngefähr einen Fuß hoch und in Zweige verbreitet. Die Blätter ſind lanzetförmig, völlig ganz. Wenn die dunkel- oder ſchwärzlich rothe Blüthe vergangen, erweitert ſich der Kelch, und ſtellet zuletzt eine Blaſe vor, welche unterwärts hängt.

3) Blaſenförmige geſtreckte Lycopſis, unächte rauhe Ochſenzunge mit dunkelrothen Blumen, Echioides flore pullo Riu. Lycopſis veſicaria Linn. Dieſe hat eine lange, fleiſchichte, dauernde Wurzel und zeiget ſich auch in Deutſchland im guten lockern Grunde um die Hügel und hohen Felder. Sie blühet im Frühlinge ſehr lange und iſt mit borſtichten Haaren überall beſetzet. Der Stängel iſt geflecket und mit vielen Zweigen verſehen. Die wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſitzen platt auf und ſind lanzetförmig, völlig ganz. Neben den Blättern ſteht der Blumenſtiel, welcher, wenn die Saamen reifen, ſich über den Blattwinkel ſchlägt und auf der andern Seite des Blattes unterwärts mit dem blaſenförmigen Kelche hängt. Die Kelcheinſchnitte ragen über das Blumenblatt hervor, und jeder iſt mit einer erhabenen Linie bezeichnet. Die Röhre des Blumenblattes iſt weiß, weit, und nach unſerer Wahrnehmung nicht gekrümmet; auch haben wir am Schlunde keine Schuppen bemerket. Die Lappen des Blumenblattes ſind klein, rundlich und dunkelroth und die runzlichten Saamen gewölbet und an einem Ende ganz ſpitzig.

4) Warzichte Lycopſis, variegata Linn. wächſt in Creta und iſt jährig, geſtreckt und rauh. Die plattaufſitzenden Blätter ſind ausgeſchweifet, gezahnt, und auf der Oberfläche mit weißen, knorplichten, kleinen Warzen und Borſten beſetzet. Die Blumen hängen unterwärts und ſind blauſcheckicht.

Dieſe und die vorhergehenden Arten kann man aus dem Saamen leicht erziehen, und auf den Gartenbeeten in guter lockerer Erde unterhalten. Der Saame fällt leicht aus, deswegen man öfters darnach ſehen muß.

Ochſenzunge, kleine, S. auch Berufswand.

Ochſen-

Ochſenzunge, wilde, S. Otterkopf.

Oculiren. S. Knoſpe.

Odermenge.

Odermenge iſt der verſtümmelte gebräuchliche Name von Agrimonia. An dem Fruchtkeime ſitzt ein doppelter Kelch. Zwey Blättchen umgeben ſelbigen unterwärts und oben darauf ſteht ein kleiner fünffach getheilter. Zwiſchen den Einſchnitten dieſes Kelches ſtehen fünf ausgebreitete, eingekerbte Blumenblätter, und gemeiniglich zwölf kürzere Staubfäden, welche zween Griffel mit ſtumpfen Staubwegen umgeben. Die borſtige Frucht enthält einen, auch zween Saamen. Hr. v. Linné führet drey Arten an.

1) Gefiederte Odermenge mit lockern Blüthähren, Adermennig, Aggermennig, Bruchwurz, Heil aller Welt. Leberklette, Königskraut, Steinwurzel, Agrimonia offic. Agrimonia Eupatorium Linn. wächſt in den Heiden, Feldern und andern erhabenen Orten häufig, und blühet im Sommer. Aus der fortdauernden, bräunlichten, zäſerichten Wurzel treiben viele, ohngefähr anderthalb Fuß hohe, ſchlanke, und gemeiniglich unterwärts geſtreckte und mehrentheils einfache, rauhe Stängel, an welchen wechſelsweiſe gefiederte Blätter und am obern Theile eine lockere, lange Blumenähre ſtehen. Die Blätter ſitzen platt auf, ſind mit dem Stängel zugleich von zween herzförmigen, ausgezackten Blattanſätzen umgeben, und beſtehen aus vielen rauchen, ſcharf ausgezackten, an Größe aber verſchiedenen Blättchen, welche der Länge nach an der gemeinſchaftlichen Ribbe ſolchergeſtalt ſitzen, daß gemeiniglich ein großes und viel kleineres abwechſeln. Man zählet ſechs bis ſieben Paar große und ſo viel kleinere, und zuletzt ſteht ein großes einzelnes, welches gleichſam auf ſeinem eigenen Stielchen ruhet. Die Blumen ſtehen auf einzelnen Stielen und die Blumenblätter ſind gelb. Die Frucht iſt mit zehn Furchen durchzogen, oberwärts mit vielen ſteifen Borſten beſetzet, unterwärts aber mehr glatt. Wir haben im Garten eine Spielart, welche weiße Blumen trägt, und in allen Theilen kleiner ſcheint. Herr Miller hat dieſe als eine eigene Art angenommen und die kleine Odermenge genannt. Die Wurzel hat im Frühjahre, ehe der Stängel hervorbricht, einigen Geruch, und die Canadenſer bereiten davon einen Trank, deſſen ſie ſich bey hitzigen Fiebern bedienen. Bey uns werden die Blätter allein geſammelt und gebrauchet. Auch dieſe haben in trockenen erhabenen Oertern einen angenehmen, balſamiſch

gewürzhaften Geruch und einen erdhaften, zuſammenziehenden, etwas ſcharfen Geſchmack, ſind unter die Wundmittel gerechnet, und wider die Bauch- und Blutflüſſe, bey Schwachheit, auch Verſtopfung der Eingeweide, ſonderlich der Leber gerühmet worden. Ettmüller lobet ſolche beſonders bey Nierengeſchwüren und dem daher entſtandenen Blutharne, Riverius das Pulver davon, wenn man den Urin nicht halten kann, Wedel den Trank davon im Saamenfluſſe, und Chomel will damit die Verſtopfung der Leber gehoben haben. Auch der äußerliche Gebrauch iſt nützlich befunden worden. Alte Schäden an Füßen will Scultet durch die aufgelegten Blätter geheilet haben. Die davon mit Waſſer oder Wein gemachten Bähungen zertheilen die Entzündung und reinigen die Geſchwüre. Man gebrauchet auch den Trank zum Gurgelwaſſer, zur Reinigung der Geſchwüre und Linderung des Schmerzes. Simon Pauli hat den Trank aus Odermenge und Alantwurzel bey ſchwärenden Froſtbeulen empfohlen. Das abgezogene Waſſer ſcheint ganz unkräftig zu ſeyn, wenigſtens wird man davon keine ſteinzermalmende Kraft hoffen dürfen, obgleich einige ältere Aerzte ſolches deswegen gerühmet. Es iſt zwar dieſes Kraut in neuern Zeiten ganz in Vergeſſenheit gerathen, es verdienet aber ſolches gewiß mehr Achtung. Nach Herr Hofrath Gleditſchens Vorſchlägen dienet es auch zum Lohgerben. Ochſen und Pferde ſollen die Pflanze unberührt ſtehen laſſen.

2) Gefiederte Odermenge mit dichten Blüthähren, Agrimonia orientalis oder repens. Dieſe iſt der vorherſtehenden ganz ähnlich; die Stängel aber ſollen niedriger, ſtärker und raucher, die Blattanſätze größer, das ungepaarte Blättchen nicht geſtielt, die Blüthähre kürzer und dichter, und die plattaufſitzenden Blumen mit langen Deckblättern umgeben ſeyn. Herr Gouan hat beyde mit einander vereiniget, und nur angegeben, wie die letzte Pflanze viel raucher, die Aehre dichter und die Blättchen größer wären.

3) Dreyblätterichte Odermenge, Agrimonia agrimonoides Linn. wächſt in den feuchten Wäldern Italiens und hat gleichfalls eine dauernde Wurzel und gefiederte, aus großen und kleinen Blättchen zuſammengeſetzte, Wurzelblätter, iſt aber ſonſt von den vorigen Arten gänzlich verſchieden. Die Blätter am Stängel beſtehen nur aus drey Blättchen; der obere Kelch iſt in zehn bis zwölf Einſchnitte getheilet; von den gelben, eyförmigen Blumenblättern zählet man oft ſechs, ſelten aber mehr als acht Staubfäden und die Frucht iſt glatt.

Die erſten Arten kann man leicht durch die Theilung der Wurzel vermehren und im Garten unterhalten. Die weiße Spielart ſteht bey uns neben der andern, und hat ſich ohne Wartung viele Jahre erhalten. Die dritte Art muß man aus dem Saamen erziehen, ſolchen im Herbſte ausſäen, die Pflanzen in Scherbel ſetzen und den Winter über in einem gemäßigten Glashauſe unterhalten.

Oebisſtaude.

Verſchiedene Pflanzen, welche im Malabariſchen Garten unter dem Namen Kelengu, und beym Rumph unter Vbium, auch unter Inhame und Rhizophora vorkommen, hat Plümier mit dem Geſchlechtsnamen Dioſcorea belegt. Obgleich aber der griechiſche Arzt, Pedacius Dioſcorides, welcher die erſte Materiam medicam verfertiget und darinnen vorzüglich die Arzneygewächſe angeführet, dergleichen Andenken billig verdienet, ſo haben wir doch obigen deutſchen Namen davor gewählet, weil damit ſchon längſtens die bekannteſte Art dieſes Geſchlechts beleget worden. Die hieher gehörigen Pflanzen tragen männliche und weibliche Blumen auf verſchiedenen Stöcken. Beyde haben nur eine glockenförmige, in ſechs lanzetförmige Einſchnitte getheilte Blumendecke, welche man für den Kelch annimmt, und bey den männlichen ſechs kurze Staubfäden, bey den weiblichen aber einen kleinen dreyeckichten Fruchtkeim mit drey Griffeln und einfachen Staubwege umgiebt. Der Fruchtbalg iſt groß, dreyeckicht, dreyklappicht und dreyfächericht, und in jedem Fache liegen zween plattgedrückte und mit einem breitblätterichten Rande eingefaßte Saamen. Herr von Linné hat acht Arten angegeben, von welchen wir bemerken:

1) die fünfblätterichte Oebisſtaude, Rhizophora plataphyllos Pluknet. Nueni-Kelengu Hort. Mal. VII. Tab. 35. Vbium quinquefolium Rumph. V. Tab. 127. wächſt in Indien, ſonderlich häufig auf den Moluckiſchen Inſeln. Die dicke, knollichte Wurzel nimmt verſchiedene Geſtalten an, und iſt äußerlich ſchwärzlich, innerlich weiß oder roth. Sie treibt einen langen, ohngefähr einer Federkiele dicken, unterwärts etwas wollichten, überdieß aber mit vielen krummen feſten Stacheln beſetzten und um dabey ſtehende Bäume oder Stangen ſich in die Höhe ſchlingenden Stängel. Die geſtielten und rückwärts gebogene Blätter ſind fingerförmig und beſtehen gemeiniglich aus fünf, auch nur aus drey, länglicht zugeſpitzten, völlig ganzen Blättchen. An dem Blätterwinkel ſitzen überall kleine warzichte Knollen, einer auch mehre-

re bey einander, welche leicht abfallen, wenn man ſie berühret, und neue Wurzeln abgeben. Die Wurzel wird von den Indianern in Waſſer gekochet, hernach in der Aſche gebraten und gegeſſen.

2) Dreyblätterichte Oebisſtaude, Tſiageri-nuren Hort. Mal. VII. Tab. 33. Vbium ſylueſtre Rumph. V. Tab. 128. Dioſcorea triphylla L. wächſt in vielen Moluckiſchen Inſeln und Malabarien. Die Wurzel beſteht aus vielen Knollen, welche zuſammen genommen die Größe eines Menſchen- auch wohl eines Ochſenkopfes haben, und Rumph berichtet, wie die Erde davon aufgetrieben werde, und wie zuweilen kaum vier Menſchen die Knollen von einer Pflanze wegtragen können. Dieſe ſind äußerlich aſchgrau oder gelb, innerlich weiß oder gelblicht und enthalten einen ſchleimichten Saft, welcher auf der Haut ein Jucken verurſachet. Die Ranken ſind auch mit ſteifen Stacheln beſetzet, welche aber an den Zweigen und ihren Enden ſich endlich verlieren. Die langgeſtielten Blätter beſtehen aus drey großen, wohl einer Spannen langen, und ſechs bis ſieben Finger breiten, an beyden Enden ſpitzigen, völlig ganzen, und mit vielen Nerven der Länge nach durchzogenen Blättchen; die beyden Seitenblättchen ſind gemeiniglich am untern Ende breiter, jedoch die beyden Seitentheile einander nicht ganz gleich. Die Stöcke mit gelben Wurzeln tragen wohl- und wie Moſchus riechende Blumen, und dieſe Wurzel wird nicht für ſo ſchädlich gehalten, als die aſchgraue. Die Pflanze ſtirbt jährlich bis auf die Wurzel ab. Obgleich die Wurzel einen ſchädlichen Saft enthält, wird ſolche doch von den Indianern zugerichtet und häufig geſpeiſet. Zum Beweiſe was die wilden Völker für künſtliche Zubereitungen erfunden, bemerken wir, wie ſie die friſchen Knollen in Stücke zerſchneiden und vier und zwanzig Stunden mit warmer Aſche bedecken, hierauf die anklebende Aſche abwaſchen, in Körbe legen, mit Steinen beſchweren und acht und vierzig Stunden im Meerwaſſer weichen laſſen, hierauf die Knollen mit ſüßen oder Regenwaſſer abwaſchen, an der Sonne trocknen, abermals ins Meerwaſſer legen und wieder mit ſüßem abwaſchen und trocknen laſſen, dieſes auch wohl zum drittenmale wiederholen, bis ſie merken, daß alle ſchädliche Eigenſchaft ausgezogen. Um deſſen gewiß zu ſeyn, machen ſie unter andern Proben vorzüglich dieſe: ſie werfen den Hühnern einige Stückchen hin, und wenn ſie dieſe gefreſſen und darauf nicht ſchwindlicht werden, halten ſie ſolche für unſchädlich. Andere Arten der Zubereitung

kann man beym Rumph nachleſen. Diejenigen Völker, welche weder Reiß, noch Sago haben können, genießen dieſe Wurzel häufig, wenden aber bey der Bereitung nicht allemal die gehörige Sorgfalt an, daher es öfters geſchieht, daß ſie durch deren Genuß ſchwindlicht werden. Es ſind ihnen aber verſchiedene Gegenmittel bekannt, daher ſie ſich davor nicht fürchten.

3) Herzblätterichte Oebisſtaude mit ſtachlichten Ranken, Cattu-Kelengu Hort. Mal. VII. Tab. 37. Combilium Rumph. V. T. 126. Dioſcorea aculeata Linn. wächſt in Malabar und wird in den Moluckiſchen und andern Inſeln, auch in Batavien häufig gebauet. Die Stängel oder Ranken ſind wie bey den vorigen Arten beſchaffen, gewunden, eckicht, aber nicht geflügelt und mit kurzen Stacheln beſetzet. Die Blätter ſind einfach, herzförmig und mit neun Nerven durchzogen; bey dem Anſatze jedes Blattes ſtehen zwo größere, krumme Stacheln. Die Wurzel beſteht aus vielen Knollen von verſchiedener Größe und Geſtalt, welche alle durch Faſern mit den mittelſten verbunden, und auf der Oberfläche mit vielen kleinen Zäſerchen oder Borſten beſetzet ſind. Zwiſchen den Knollen laufen lange Faden hin, welche ſtachlicht ſind, und wodurch das Ausnehmen der Wurzel ſehr erſchweret wird. Die mit Waſſer abgekochten und in der Aſche gebratenen, oder auch nur allein geröſteten Wurzeln werden auf verſchiedene Art zur Speiſe zugerichtet und die geröſteten auch über das Meer verſchicket. Nach Herrn von Linné Beſchreibung ſollen bey dieſer Art am Stängel Knollen anſitzen, davon Rumph aber nichts erwähnet.

4) Herzblätterichte Oebisſtaude mit geflügelten Ranken, Katſiil-kelengu Hort. Mal. VII. T. 38. Dioſcorea alata Linn. wächſt in Indien. Der Stängel, welcher mit vorragenden Häuten der Länge nach beſetzet oder geflügelt iſt, machet dieſe Art leicht kenntbar. Die Blätter ſind herz- oder mehr pfeilförmig, faſt zweymal länger als breit, glatt und dreynervicht. Das unterſte Glied des Stängels an der Wurzel iſt, nach Kalms Bemerkung, fünfeckicht, das folgende ſechseckicht, das dritte ſieben- und das vierte nur viereckicht. Die Zweige ſind nach der linken Hand gewunden. Die Wurzel wird in China häufig gebauet, und gleichfalls an vielen Orten Indiens ſtatt des Brodes gebrauchet. Die Engländer nennen ſolche Yams. In Schweden iſt ſie gut fortgekommen, vielleicht könnte man ſolche auch in Deutſchland anbauen, ſie

ſoll

ſoll aber, nach Kalms Urtheile, kaum ſo gut, als die gemeinen Erdäpfel ſchmecken.

5) Herzblätterichte Oebisſtaude mit glatten knollichten Ranken, Katu-katſiil H. Mal. VII. T. 36. Dioſcorea bulbifera Linn. Hieher rechnet Hr. v. Linné Vbium pomiferum Rumph. V. T. 124. mit welcher Abbildung auch Vbium ouale Tab. 125. viele Aehnlichkeit zeiget. Beyde haben nach der Abbildung glatte und knollentragende Stängel und herzförmige, lang zugeſpitzte und hinterwärts mit großen Ohren vorragende nervichte Blätter. Bey der pomifera ſind die Knollen am Blätterwinkel ſehr verſchieden. Es finden ſich runde, länglichte, eckichte, gelbe, rothe, blauliche, glatte, mit kleinen Warzen auch Borſten beſetzte. Die Wurzel beſteht nur aus einem Knollen, welcher oberwärts mit vielen Faſern umgeben iſt, und zuweilen die Größe eines Enteneyes hat. Wächſt überall in Amboina und wird durch die Knollen der Ranken fortgepflanzet. Die Wurzel ſoll ein ſchlechtes Nahrungsmittel ſeyn und der häufige Genuß leicht zu Ausſchlägen auf der Haut Gelegenheit geben. Vbium ouale Rumph. hat gemeiniglich zur Wurzel auch nur einen Knollen, welcher von der Größe eines Tauben- zuweilen auch Gänſeeyes iſt. Die Knollen am Blätterwinkel ſind gemeiniglich länglicht, fingerförmig, auch durch Gelenke abgetheilet. Dieſe allein werden gegeſſen, die Wurzel ſelbſt aber nicht geachtet. Nach der Beſchreibung ſind bey dieſer Art die Stängel viereckicht, mithin könnte ſolche vielleicht unſere vierte ausmachen. Auch Vbium vulgare Fig. 120. digitatum fig. 121. anguinum fig. 122. haben eckichte, und mit Knollen beſetzte Stängel und ſind nur wegen der großen Verſchiedenheit der Wurzel von einander unterſchieden.

6) Herzblätterichte Oebisſtaude mit glatten rundlichen Ranken, Mu-kelengu H. Mal. VII. T. 31. Dioſcorea ſatiua Linn. wächſt in Indien. Hieher rechnet Herr von Linné Olus ſanguinis Rumph. V. T. 180. und deswegen nennt Dietrich dieſe Art Blutkohl. Die Pflanze wird als Gemüſe, aber wegen ihrer eckelhaften Süßigkeit nicht allein, ſondern mit andern vermiſchet, gegeſſen.

7) Glattſtänglichte Oebisſtaude, mit wechſelsweiſe und einander gegen über geſtellten herzförmigen Blättern, Dioſcorea villoſa Linn. wächſt in Virginien und Florida und iſt vielleicht Vbium nummularium Rumph. V. Tab. 162. Die Rinde wird von der Wurzel dicke abgeſchnitten und die Wurzel in Stücke zerſchnitten,

ſchnitten, gekochet, und von den Indianern häufig gegeſſen.

8) Oebisſtaude mit eyförmigen einander gegen über geſtellten Blättern, Dioſcorea oppoſitifolia Linn. wächſt in Indien. Hieher rechnet Hr. von Linné die fig. 120. des Rumphs.

Die fünfte Art haben wir einige Zeit im Garten unterhalten. Man muß die Knollen in leichte ſandige Erde ſetzen und die Scherbel faſt das ganze Jahr über, wenigſtens im Frühjahre und im Winter, auf dem warmen Lohbeete unterhalten und im Winter gar nicht begießen, indem ſie leicht faulen.

Oeder.

S. Birnbaum.

Oedera.

Des berühmten Herrn George Chriſtian Oeders Verdienſte um die Kräuterkunde ſind zwar bekannt, doch bemerken wir, wie derſelbe ſich durch die Einleitung in die Kräuterkenntniß und vorzüglich durch die ſchönen Abbildungen derer in Dännemark wachſenden Pflanzen aller Kenner Beyfall erworben. Herr Cranz hat zum erſten ein Pflanzengeſchlecht nach deſſen Namen genannt, welches aber, als überflüßig, billig mit der Dracaena vereiniget, oder vielmehr mit dieſer für einerley gehalten worden. Hingegen hat die, demſelben neuerlich gewidmete, Pflanze, Oedera prolifera, ehedem Hr. v. Linné und Bergius unter dem Namen Buphthalmum capenſe beſchrieben, die ſonderbare Beſchaffenheit der Blume aber den Ritter veranlaßt ſolche als ein eigenes Geſchlecht anzunehmen. Die Pflanze wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der ſtrauchartige Stängel treibt viele Aeſte, welche unterwärts von den abgefallenen Blättern narbicht, oberwärts aber mit plattanſitzenden, einander gegen über geſtellten, ſchmalen, ſpitzigen, zart eingekerbten oder gefranzten, rückwärts gebogenen Blättern, und an der Spitze mit einzelnen Blumen beſetzet ſind. Dieſe ſind aus der Familie der zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus vielen, über einander liegenden, länglichten, ſpitzigen, gefranzten Blättchen, welche breiter und größer als die Blätter der Zweige ſind: dieſer umgiebt viele gelbe trichterförmige, fünffach eingeſchnittene zwitter- und einige wenige zungenförmige, weibliche, dreyfach eingekerbte, oberwärts gelblichte, unterwärts purpurfärbige Randblümchen. Jene haben den walzenförmigen verwachſenen Staubbeutel, und alle einen mit Spelzen beſetzten Fruchtkeim, und einen Griffel mit zween Staubwegen; das Blumenbette iſt mit Spelzen beſetzet, und auf

der Spitze der Saamen ſitzen gleichfalls Spelzen oder Schuppen.

Oefen.

Furni. Es iſt bekannt genug, was man unter einem Ofen, überhaupt betrachtet, verſteht; es iſt nämlich derſelbe eine Maſchine oder ein Behältniß, in welchem man das Feuer einſchließt, um daſſelbe, vermittelſt der Luft zu verſchiedenen Abſichten zu gebrauchen. Da der Zweck oder die Abſicht einen Ofen anzulegen oder zu gebrauchen ſehr verſchieden iſt, ſo iſt leicht zu erachten, daß die Arten der Oefen ebenfalls gar mannichfaltig und verſchieden ſeyn müſſen. Anders ſind die Oefen in der Haushaltungskunſt, anders diejenigen, welche bey verſchiednen Künſtlern und Handwerkern gebrauchet werden. Wir wollen nur einige derſelben nennen, und den bloßen Namen nach anführen. In der Haushaltungskunſt gebrauchet man Stubenöfen, Malz-Darr- und Brauöfen, Backöfen, Oefen zum Brandweinbrennen u. d. m. Dieſe Arten ſind ſehr von einander unterſchieden, ja ſelbſt unter einer Art, die zu einerley Abſicht gebrauchet wird, iſt oft ein beträchtlicher Unterſchied zu finden. Man gebraucht z. E. von den Stubenöfen zweyerley Arten, ſolche nämlich, welche außer der Stube geheizet werden, und andere, die man in der Stube heizet, und die man Windofen zu nennen pfleget. Einige derſelben werden von bloßen Kacheln oder auch Ziegeln und Kacheln angeleget, andere ſind aus eiſernen Platten oder Blechen verfertiget, und zwar beſtehen einige aus einem bloßen Feuerkaſten mit angeſetzten blechernen Röhren, andere haben außer dem Feuerkaſten auch einen Aufſatz, welcher entweder von Thon gemachet und gebrannt, oder aus Eiſenblech verfertiget worden. Von den Stubenöfen unterſcheiden ſich der Geſtalt und ganzen Einrichtung nach die Back- und Brauöfen, ſo wie von dieſen die bey Künſtlern und Handwerkern gebräuchlichen Oefen ſehr verſchieden ſind. Wie unterſchieden ſind z. E. die in der Hüttenkunſt gebräuchlichen Schmelzöfen von den Glasöfen! von welchen die Kalch- und Ziegelöfen, ingleichen die Töpferöfen und andere mehr ſich unterſcheiden, und jeder derſelben eine beſondere Einrichtung hat.

In der Chymie, als der Mutter ſo vieler Künſte, ſind die Oefen, da die Arbeiten nicht von einerley Beſchaffenheit ſind, ebenfalls verſchieden. Man gebrauchet Deſtillir- Sublimir- Calcinir- Reverberir- Schmelz- Probier- und andere Oefen, welche ein jeder ſo einrichten läßt, daß die Arbeiten bequem verrichtet, und den Abſichten gemäß vollbracht wer-

den können. Alle dieſe in der Chymie gebräuchlichen Oefen werden entweder von Ziegelſteinen erbauet, oder von Eiſenblech verfertiget. In beyderley Arten können die Arbeiten auf einerley Weiſe vollbracht werden, doch haben die von Eiſenblech verfertigten Oefen den Vortheil, daß ſie nicht viel Platz einnehmen und von einem Orte zum andern verſetzet werden können. Einige Oefen, z. E. die Schmelzöfen erbauet man lieber von Ziegelſteinen, weil ein ſtarker und lang anhaltender Grad des Feuers in ſelbigen nöthig iſt, wie es denn überhaupt betrachtet vortheilhafter iſt, die Oefen, wenn es der Platz erlaubet, lieber von Ziegelſteinen als von Eiſenblech zu machen, indem jene länger dauern und mit weniger Koſten anzulegen ſind. Von der Beſchaffenheit eines jeden dieſer Oefen insbeſondere handeln wir an gehörigen Orten umſtändlicher.

Oel.

Oleum wird diejenige flüßige Subſtanz genannt, welche mit dem Waſſer ſich nicht vermiſchen läßt, und bey hinzugefügter Flamme ſich entweder ſogleich, oder nachdem ſie vorher warm gemachet worden, entzündet und verbrennt. Man erhält ſowohl aus dem Mineral- als Pflanzen- und Thierreiche mannichfaltige Oele, davon einige, aber nur ſehr wenige, von Natur in flüßiger Geſtalt gefunden, die andern hingegen alle durch die Kunſt frey gemachet, und als natürlich zubereitete, oder durch die Kunſt veränderte Oele dargeſtellet werden.

Unter denen, welche von Natur in flüßiger Geſtalt gefunden werden, hat man außer dem Stein- oder Bergöle und der Naphtha, welche für ein feineres Bergöl zu halten, kein Oel weiter aufzuweiſen. Die übrigen, ſo das Mineralreich giebt, werden, wie alle im Pflanzen- und Thierreiche befindlichen Oele, durch die Kunſt von ihren Behältniſſen frey gemachet und alsdenn in flüßiger Geſtalt erhalten.

Die Art und Weiſe, die Oele von ihren Behältniſſen zu befreyen iſt verſchieden. Einige werden durch das Auspreſſen, andere durch das Kochen, andere endlich durch die Deſtillation erhalten. Alle durch das Auspreſſen erhaltene Oele ſind ſchon von der Natur vollkommen zubereitet, und werden nur durch den mechaniſchen Handgriff aus ihren Behältniſſen, in welchen ſie verwahrt und zertheilt liegen, heraus gedrückt. Man bedienet ſich zur Erhaltung dieſer Oele verſchiedener Maſchinen, vorzüglich der Preſſen und im Großen der Mühlen, welche ſo eingerichtet ſind, daß die Materien, ſo das Oel geben, gequetſchet und geſtoßen, und ſo gedrückt

werden, daß das Oel aus den zerriſſenen Behältniſſen herauslaufen kann. Die Materien, welche Oel geben, ſind gemeiniglich Früchte und Saamen, als Mandeln, Nüſſe, Oliven, Leinſaamen, Muſcatennüſſe, Mohn u. d. m. Aus dem Thierreiche erhält man nur ein einziges ausgepreßtes Oel, nämlich das Eyeröl, welches aus den gekochten Eyerdottern durch das Auspreſſen erhalten wird. Das Mineralreich hingegen giebt gar kein ausgepreßtes Oel. Wenn man vermittelſt einer Preſſe die Oele von ihren Behältniſſen befreyen und herausdrücken will, ſo muß man erſt die Saamen oder Früchte ſtoßen und quetſchen, alsdenn in einen leinenen Beutel thun, denſelbigen in die Preßpfanne legen und preſſen. Da die Preßpfannen gemeiniglich aus Eiſen gemachet werden, ſo hat man die Gewohnheit, ſelbige vorher warm zu machen, weil die Erfahrung lehret, daß das Oel leichter und geſchwinder auf dieſe Weiſe herausläuft. Es iſt aber hierbey einige Vorſichtigkeit nöthig, welche darinnen beſteht, daß man die Preßpfanne nicht allzuwarm machet, weil ſonſt die Oele leicht ſcharf werden und verderben. Die beſte Art iſt, wenn die Preßpfannen ins ſiedende Waſſer geleget werden, als wodurch ſie eine ſolche Wärme erhalten, daß das Oel flüßig genug gemachet und geſchwinder herausgedrücket wird, ohne daß daſſelbe eine Schärfe erhält.

Die ausgepreßten oder geſchlagenen Oele beſtehen aus einem feinern Oele, welches mit einer Erde und Waſſer verbunden iſt und zugleich mit ſelbigen ein Saures enthält. Die Erde iſt gröber und häufiger, und das Waſſer in mehrerer Menge als bey den deſtillirten Oelen befindlich, und dieſes iſt auch die Urſache, daß ſie weit langſamer, und nicht ſo geſchwinde, wie die deſtillirten Oele, verbrennen. Man kann ſich hiervon überzeugen, wenn man ein ausgepreßtes Oel der Deſtillation unterwirft, da man ein feineres Oel erhält, welches zwar mit einer hellern Flamme und wenigerm Rauche, als vorher, aber auch geſchwinder verbrennt. Eben die beygemiſchten Erd- und Waſſertheile machen auch bey den ausgepreßten Oelen ſelbſt den Unterſchied aus, indem einige mehr, einige weniger Erde und Waſſer bey ſich führen, und diejenigen, welche am wenigſten hiervon haben, mit hellerm Lichte und wenigerm Rauche, aber auch etwas geſchwinder als andere, ſo mehr Erde und Waſſer haben, verbrennen. Die Erd- und Waſſertheile ſind auch die Urſache, daß ein ausgepreßtes Oel, welches alt, ſcharf und ranzicht geworden, langſamer verbrennt, zugleich aber auch eine

weniger lichte Flamme und mehrern Rauch giebt, als vorher, da es friſch geweſen, indem bey alten und ſcharf gewordenen Oelen ein Theil der brennbaren Subſtanz verlohren geht, das Saure ſich mehr entwickelt, und die erdichten Theile, nach Beſchaffenheit des vorigen Zuſtandes, in mehrerer Menge vorhanden ſind.

Von dieſen haben die meiſten weder einen beſondern Geruch noch Geſchmack, und da ſie fettig anzufühlen ſind, haben ſie von einigen den Namen fette Oele erhalten. Es ſind zwar nicht alle dergleichen Oele ohne, oder von einerley Geſchmack, vielmehr kann man ſolche dadurch von einander unterſcheiden, beſonders wenn ſie von ſtark riechenden und ſchmeckenden Pflanzen, als Muſcaten, Nelken, Senf und dergleichen bereitet werden; doch beſitzen dergleichen ausgepreßte Oele viel weniger Schärfe, als die Körper, woraus ſie bereitet worden, ja zuweilen ſind ſie ganz ohne alle Schärfe und ſüße. Das ausgepreßte Oel von dem Senfſaamen wird wider die heftigſten Steinſchmerzen empfohlen, welches nicht geſchehen könnte, wenn ſolches diejenige Schärfe bey ſich führete, welche man in dem Saamen, oder dem daraus deſtillirten Oele wahrnimmt. Es iſt ſolches ohne alle Schärfe und mehr ſüße zu nennen und dem Olivenöle faſt ähnlich. Dieſe Oele können auch im Weingeiſte nicht aufgelöſet werden, vermiſchet man ſelbige aber mit einem ſauern, ſonderlich mit der Vitriolſäure, ſo wird man ſie nicht allein im Weingeiſte, ſondern auch im Waſſer auflöſen können, ſo wie auch das letztere geſchieht, wenn dergleichen Oel mit einem feuerbeſtändigen Laugenſalze vermiſchet wird, wie man an der Seife ſehen kann.

Die gebräuchlichſten unter den ausgepreßten Oelen ſind: das Baumöl, das Hanf- Lein- und Rüböl, ingleichen das Mohn- und Nußöl und das Mandelöl. Das Baumöl wird aus den Oliven gepreſſet. S. Oelbaum.

Das Hanf- Lein- und Rüb- oder Rübſenöl, welches letztere im gemeinen Leben Brennöl heißt, wird vorzüglich zum Brennen angewandt, doch wird das Leinöl an einigen Orten, z. E. in Polen, auch zum Speiſen, ſonſt aber von den Malern zu Oelfarben und Firniſſen gebrauchet. Das Mohn- und Nußöl dienet den Oelmalern gleichfalls auch zur Bereitung der Oelfarben; das Mandelöl wird vorzüglich vor andern ausgepreßten Oelen in der Heilkunſt innerlich und äußerlich als ein erweichendes Mittel gebrauchet. Es muß aber daſſelbe allezeit friſch und nicht ſcharf, noch ranzicht ſeyn, und auch von guten Mandeln gemachet werden, weil es ſonſt mehr ſchädlich

ſchädlich als nützlich iſt. Am beſten iſt es, wenn daſſelbe zum Gebrauch allezeit friſch ausgepreſſet und bald verbraucht wird. Aus Kürbiſſen, Diſteln, Sonnenblumen und vielen andern Saamen kann man auch dergleichen Oel preſſen, wenn es ſich der Mühe verlohnt.

Alle dergleichen Oele werden auch in der Heilkunſt zu Bereitung der Salben und Pflaſter, zu Auflöſung des Schwefels, des Bleyes und der daraus bereiteten Kalke u. ſ. f. gebraucht. Sie wickeln die Schärfe unſerer Säfte ein, lindern die davon verurſachten Schmerzen und ſind daher das beſte Gegengift wider alle ſcharfe Gifte. Sie erweichen die feſten und widernatürlich verhärteten Theile, machen ſolche beweglich und beſänftigen die Spannung der Nerven. Sie befördern die Abſonderung der abgeſtorbenen Theile, ſonderlich des Grindes und Schurfes, welcher ſich nach den Wunden und Geſchwüren anſetzet; ſie machen die Haut glatt und eben, und man beſtreicht deswegen damit die Narben; ſie beſchützen die friſchen Wunden, damit ſolchen der freye Zugang der Luft nicht ſchädlich ſeyn möge. Unter allen Oelen ſind dieſe die geſchickteſten ſich mit dem feuerbeſtändigen Laugenſalze zu vereinigen, und dadurch eine gute Seife zu verfertigen.

Von den ausgepreßten Oelen ſetzet ſich auf dem Boden des Gefäßes, in welchem es eine Zeitlang aufbehalten worden, eine grobe, dicke und unreine Materie, welche den Namen der Oelhefen oder Oeldrüſen, Amurca, hat. Es beſtehen ſolche aus erdichtſchleimichten Theilen, welche bey dem Preſſen mit den öhlichten Theilen vermiſchet worden, und ſich, wenn das Oel eine Zeitlang ruhig ſtehen bleibt, nach und nach ſcheiden. Die Oelhefen werden von den Seifenſiedern, ingleichen bey der Zubereitung verſchiedener Arten Leders, zu Pechfakeln und andern Dingen gebrauchet. In einigen Ländern werden die Oelhefen, wo ſie im Ueberfluſſe ſind, zur Düngung der Felder gebrauchet; es iſt aber alsdenn nöthig, daß man ſie vorher mit unausgelaugter Holzaſche vermiſchet, eine Zeitlang ſtehen läßt, hierauf Urin zugießt und wiederum eine Zeitlang ſtehen läßt, und endlich alles zuſammen mit Miſt vermiſchet auf die Felder führet.

Außer den ausgepreßten Oelen giebt es auch Oele, welche durch das Kochen erhalten werden. Die bekannteſten von ſelbigen ſind: das Lorbeer- oder Lohröl, oleum laurinum, und das Palmöl, oleum palmae. Die Bereitung dieſer Oele beſteht darinne, daß man eine gewiſſe Menge Lorbeeren oder Früchte von einer Art

Palmbaums nimmt, ſelbige zerſtößt und zerquetſchet, alsdenn in einen Keſſel thut, Waſſer darauf gießt und kochet. Das Feuer wird endlich unter dem Keſſel weggenommen, und wenn ſich das gröbere geſetzet, das Decoct ausgeſchöpfet. Das Oel ſchwimmt alsdenn, wenn das Decoct kalt geworden, auf ſelbigen wie eine geronnene Butter. Es wird hierauf mit Löffeln abgenommen und verwahret. Das Lorbeeröl wird vorzüglich in Italien, Portugal und Spanien, das Palmöl aber in Afrika gemachet, und daher auch von den Franzoſen Huile de Senega genannt. Die Afrikaner ſollen daſſelbe ſtatt der Butter gebrauchen. Das Lohröl aber wird bey uns in der Heilkunſt zu magenſtärkenden Salben und Balſamen genommen.

Die Oele, ſo man durch die Deſtillation enthält, ſind entweder weſentliche Oele, olea eſſentialia, aetherea, oder brenzlichriechende Oele, olea empyreumática. Jene, die weſentlichen Oele kommen in der Deſtillation vor oder mit dem Waſſer und haben gemeiniglich den Geruch und Geſchmack derjenigen Materie, aus welcher ſie ſind herausgezogen und deſtilliret worden. Sie beſtehen aus Waſſer, Erde und einer feinen flüßigen, brennbaren Subſtanz, außerdem aber auch aus einem flüchtigen und durchdringenden Weſen, welches bey einem jeden der weſentlichen Oele durch einen beſondern Geruch und Geſchmack ſich zu erkennen giebt, und von welchem auch jedes derſelben die beſondern Eigenſchaften und Kräfte erhält, wodurch eins von dem andern ſich unterſcheidet. Man erhält dieſe Oele vorzüglich aus dem Pflanzenreiche, woſelbſt ſie bald in der ganzen Pflanze, bald in einem Theile derſelben, als in Wurzeln, Früchten, Saamen, Rinden, Holz, Blumen, u. ſ. f. ſich befinden. So iſt z. E. in dem Majoran, in der Schafgarbe, Meliſſe, Raute und andern mehr das weſentliche Oel in der ganzen Pflanze befindlich. Bey den Roſen, Levendel, Chamillen und andern hat man daſſelbe in den Blumen zu ſuchen. Die Anispflanze enthält das weſentliche Oel in den Saamen, ſo wie das Nelkenöl nur aus der Frucht und das Zimmtöl aus der Rinde deſtilliret wird. Gemeiniglich werden die weſentlichen Oele in geringer Menge erhalten, daher ſie auch theuer und koſtbar ſind, und deswegen von Betrügern mit geringern Oelen oder mit Weingeiſt verfälſcht werden. Die Verfälſchungen kann man auf folgende Weiſe entdecken; wenn man z. E. ein weſentliches Oel mit Waſſer vermiſchet und das Waſſer milchicht wird, ſo iſt es ein Kennzeichen, daß das weſentliche Oel mit Weingeiſt

geiſt verfälſchet worden. Vermiſchet man ein weſentliches Oel mit Weingeiſt, und derſelbe löſet das Oel nicht ganz auf, ſo iſt dies ein Merkmal, daß das weſentliche Oel entweder mit einem ausgepreßten Oel, z. E. mit Mandelöl oder mit Terpentinöl, die Verfälſchung erhalten hat. Iſt aber die Verfälſchung eines ſehr koſtbaren weſentlichen Oeles mit einem andern geringern weſentlichen Oel, ſo ſich gleichfalls im Weingeiſt auflöſet, vorgenommen worden, ſo läßt ſich zwar dieſe Verfälſchung nicht durch die Vermiſchung mit Weingeiſt entdecken, man kann aber doch hinter den Betrug kommen, wenn man ein ſolches verfälſchtes Oel mit Waſſer vermiſchet, da denn bisweilen das koſtbarere Oel zu Boden fallen, das andere aber auf dem Waſſer ſchwimmen wird. Geübte Perſonen können auch den Betrug aus der Farbe des Oeles, wie auch zum Theil durch den Geruch und Geſchmack entdecken.

Die weſentlichen Oele werden zu allerhand wohlriechenden Salben genommen, vorzüglich aber in der Heilkunſt gebrauchet, woſelbſt ſie, nachdem ſie verſchiedentlich zubereitet worden, als ſehr wirkſame Nervenmittel, wodurch zugleich der Reiz in den feſten Theilen erreget, und der Umlauf der Säfte vermehret wird, gebrauchet werden. Gemeiniglich vermiſchet man dieſe Oele mit Zucker, und nennet dieſes Oelzucker, Elaeoſaccharum. Man kann darüber Münze, Nelken, Zimmet und mehrere Pflanzen nachleſen, woraus dergleichen Oele bereitet werden.

Die brennzlichriechenden Oele, Olea empyreumatica, ſind dickflüßige Subſtanzen, welche eine röthlichtbraune oder ſchwarze Farbe haben, und ſich durch einen ſcharfen bitterlichen Geſchmack und vorzüglich durch einen unangenehmen Geruch zu erkennen geben, welcher verbrannten Horn, Federn oder Haaren ähnlich iſt. Man erhält dieſelben blos durch die Deſtillation aus allen Körpern des Pflanzen- und Thierreiches, ingleichen aus einigen mineraliſchen Subſtanzen. Sie kommen in der Deſtillation zuletzt, nachdem alle wäſſerichte und saliniſche Subſtanzen übergegangen, und können nicht anders, als durch ein ſtarkes Feuer, oder durch die ſogenannte trockne Deſtillation übergetrieben werden. Dieſe Oele ſind ſo, wie man ſie nach der Deſtillation findet, nicht für natürliche Subſtanzen der Körper, woraus man ſie erhält, anzuſehen, ſondern kommen als Subſtanzen zum Vorſchein, welche durch das Feuer, der Natur und Beſchaffenheit nach, eine große Veränderung erlitten. Das in denſelben befindliche verbrenn-

 liche

liche Weſen iſt zwar, als ein verbrennliches Weſen von Natur in den Körpern, welche dieſe Oele geben, befindlich, es hat aber daſſelbe vermittelſt der Gewalt des Feuers durch die zugekommenen erdichten und ſaliniſchen Subſtanzen eine ſolche Miſchung erhalten, daß es von ſeiner natürlichen Art nichts, als die brennliche Eigenſchaft erhalten hat. Von Natur ſind dieſe Oele als flüßige, ölichte Subſtanzen in den Körpern befindlich, aber auf keine andere Art, als daß ſie mit andern Subſtanzen verbunden, entweder dicke fette Oele, ſo man durch das Auspreſſen erhält, oder flüßige weſentliche Oele, oder harzichte, gummichte und ſchleimichte Subſtanzen machen. Unterwirft man dieſe Subſtanzen der Deſtillation, ſo werden ſie aus ihrer Miſchung geſetzet, und das in ihnen befindliche Oel kömmt nicht in ſeiner natürlichen Geſtalt, ſondern verändert zum Vorſchein, indem andere Subſtanzen, welche mit ihm in einem Körper ein dickes Oel, oder weſentliches Oel, oder ein Harz, oder Gummi u. ſ. f. ausmachten, durch die Gewalt des Feuers ſelbſt verändert werden, und ſich in dieſer Geſtalt mit der ölichten Subſtanz vereinigen, dieſe aber auch zugleich verunreinigen, und ſolchemnach in einer ganz veränderten Geſtalt darſtellen.

Obgleich die brennzlichen Oele in den allgemeinen Eigenſchaften mit einander übereinkommen, ſo wird man doch bey der Unterſuchung derſelben einigen Unterſchied entdecken. Man findet z. E. daß immer eins dicker und zäher, als das andere iſt; einige, wie das ſtinkende Weinſteinöl, wie auch alle aus den thieriſchen Fettigkeiten deſtillirten Oele, enthalten ein ſaures Salz, andere, wie das Hirſchhornöl, haben ſowohl ein ſaures als auch alkaliſches Salz beygemiſchet; woraus alſo zu ſchließen, daß die brennzlichen Oele, ſo wie man ſie nach der Deſtillation erhält, von einander etwas verſchieden ſind.

Wird ein brennzliches Oel der Deſtillation von neuen unterworfen, und dieſelbe etlichemal wiederholet, ſo leget daſſelbe ſeine dicke Beſchaffenheit, ſeine ſchwarze Farbe und ſeinen ſtinkenden Geruch und Geſchmack ganz und gar ab, und wird zu einem weißlichten und angenehm riechenden und ſchmeckenden Oel, welches rectificirtes thieriſches oder Dippelſches Oel, Oleum animale Dippelii genennet wird. Die beſte und leichteſte Art dieſes Oel zu erhalten, iſt diejenige, welche Model in dem Commerc. Litterar. Norimb. 1741. p. 324. wie auch in ſeinen chymiſchen Nebenſtunden. S. 1. angegeben. Er ſagt nämlich: man ſoll eine Menge

ge brennzliches Hirſchhornöl in eine Retorte thun und deſtilliren; wenn einige Unzen übergegangen, ſoll man die Vorlage wegnehmen, und eine andere vorlegen, das zuerſt Uebergegangene nochmals deſtilliren, ſo werde man es gleich rein, klar und gut bekommen, ohne daß man ſo viele Gefäße verdirbt, noch auch die Arbeit ſich beſchwerlich machet. Dieſes rectificirte Oel iſt von Dippeln als ein krampfſtillendes Mittel vornehmlich wider die fallende Sucht oder Epilepſie empfohlen worden; wir halten aber dafür, daß dieſes Oel nur unter gewiſſen Bedingungen eine krampfſtillende Kraft habe, und eigentlich als ein ſolches Mittel anzuſehen ſey, welches eine ſehr ſtark anhaltend reizende Kraft habe, die Säfte ausdehne, und in Bewegung ſetze und alſo für ſich den Umlauf der Säfte vermehre.

Was die künſtlichen zuſammengeſetzten Oele betrifft, ſo werden dieſelben, in der Apothekerkunſt vorzüglich, vermittelſt der ausgepreßten Oele, am meiſten mit Oliven- oder Baumöl und verſchiedenen Körpern oder Subſtanzen aus dem Pflanzen- und Thierreiche durch das Aufgießen und bloſe Digeriren, oder durch das Kochen bereitet. Die letztere Art, die Oele nämlich durch das Kochen zu bereiten, ſollte eigentlich nicht mehr ſtatt finden, indem die Oele durch das Kochen ſcharf werden, und alſo mehr ſchädlich als nützlich ſind. Wenn hingegen die auf Pflanzen, oder thieriſche Theile gegoſſenen ausgepreßten Oele durch das bloße Digeriren bereitet werden, ſo kann man verſchiedliche nützliche Mittel erhalten, welche in der Heilkunſt mit Nutzen zu gebrauchen ſind. Die beſte Art der Bereitung iſt: man nimmt z. E. ein ausgepreßtes Oel, wie das Olivenöl iſt, gießt ſelbiges auf Blumen und andere Theile der Pflanzen, z. E. auf weiße Lilien, Mayenblumen, Majoran, Raute, und dergleichen, ſetzet das Gefäße an die Sonne, oder faſt noch beſſer in das Waſſer- oder Dampfbad, und läßt es in letzterm vier und zwanzig Stunden in Digeſtion ſtehen. Auf dieſe Weiſe wird das Oel die wirkſamen Theile aus der Subſtanz, mit welcher es in Digeſtion geſetzet worden, herausziehen, und ſich mit ſelbigen vereinigen, ohne daß das Oel eine ſchädliche Schärfe bekömmt, oder ſonſt in ſeiner Miſchung verdorben wird. Die wohlriechenden Oele, welche nur zum Riechen, zu Pomaden oder Schminken gebrauchet werden, dergleichen das Jeſmin-, Roſen-, Nelken- und andere dergleichen Oele ſind, werden ebenfalls durch die bloſe Digeſtion mit Behenöl, Oleum Balaninum, vorzüglich in den heißen Ländern, als Spanien und Italien

lien bereitet und zu uns geführet.

Es erhalten einige andere Weſen, ſonderlich ſolche, welche ſchmierricht und fetticht anzufühlen ſind, als das zerfloßene Weinſteinſalz, auch die flüßige Vitriolſäure, den Namen des Oeles, und dieſes pfleget man Vitriolöl und jenes Oleum Tartari per deliquium zu nennen. Es gehören aber dieſe gar nicht zu den wahren Oelen, da man hingegen alle natürliche Balſame, welche entweder von ſich ſelbſt, oder durch gemachte Einſchnitte aus Bäumen und andern Pflanzen fließen, für öliche Materien halten kann, indem ſie wirklich viele ölichte Beſtandtheile beſitzen. Sie ſind von den weſentlichen Oelen, welche man durch das Abziehen aus den Pflanzen erhält, nur darinnen unterſchieden, daß ſie eine größere Menge Saures enthalten, und man daher aus den Balſamen und Harzen, durch das Abziehen mit Waſſer, ein weſentliches Oel erhalten kann.

Oelbaum.

Bey allen Schriftſtellern hat dieſes Geſchlecht den Namen Olea erhalten. Der kleine, abfallende, röhrenförmige Kelch iſt vierfach ausgezahnet; die Röhre des Blumenblattes hat mit dem Kelche gleiche Länge, und verbreitet ſich in vier eyförmige Einſchnitte; zween kurze Staubfäden umgeben den rundlichten Fruchtkeim, deſſen kurzer Griffel ſich in zween eingekerbte Staubwege theilet. Die eyförmige, glatte Steinfrucht enthält eine runzlichte Nuß. Hr. von Linne' hat drey Arten angegeben, welche alle immergrünende Bäume ſind, auch in Anſehung der Blätter ſich nicht deutlich unterſcheiden laſſen.

1) Der langblätterichte Europäiſche Oelbaum, Olivenbaum, Herr von Linne' nennet dieſen den Oelbaum mit lanzetförmigen Blättern, oder Olea Europaea, wächſt in verſchiedenen Ländern des mittägigen Europens, als in Portugall, Spanien, Italien und dem mittägigen Theile von Frankreich. Der Stamm wird ſelten über acht Schuh hoch, etwan einen Mannsſchenkel dicke und iſt voller Knoten, welche die Florentiniſchen Bauern Oliveneyer nennen. Das Holz iſt dichte, feſte, zuweilen gemaſert, aus dem gelben braunroth, und bitterlich von Geſchmacke; die Rinde an den Aeſten glatt und aſchgrau. An den Aeſten ſitzen länglichte, faſt mehr ſtumpfe, als ſpitzige, völlig ganze, harte, dicke, oberwärts dunkel = unterwärts weißlichtgrüne Blätter mit dicken kaum merklichen Stielen. Aus dem Blätterwinkel treibt der Blumenſtiel, welcher ſich in verſchiedene Zweige

ge theilet. Die Blumen ſind weißgelblicht. Die Frucht iſt Anfangs grün, zuletzt ſchwärzlichtbraun. Wenn dieſer Baum aus der Wildniß genommen und gewartet wird, leidet ſolcher ſonderlich an den Blättern und der Frucht einige Veränderung, es iſt aber der wilde, ſylueſtris, von dem zahmen, ſatiua, gar nicht verſchieden. Es hatte zwar Hr. von Linne' einigen Unterſchied unter beyden angemerket, und dem wilden eckichte, dem zahmen rundlichte Zweige zugeeignet, jedoch weiter nicht darauf geachtet, und beyde den Oelbaum mit lanzetförmigen Blättern genennet. Du Hamel führet achtzehen Sorten an, welche alle nur Abänderungen dieſes Baumes ſind. In hieſigen Gärten findet man die Blätter gemeiniglich eyförmig geſtaltet. Bey uns will dieſer Oelbaum nicht füglich im Freyen ſeinen Platz nehmen, doch kann man ſelbigen, ohne viele Pflege, in Kübeln, und mit der Orangerie zugleich unterhalten, und aus den Nebenſproſſen, auch durch Ableger vermehren. Die Wurzeln verlangen viel Nahrung, daher man ſie öfters verſetzen, und im Sommer fleißig begießen ſoll. Man wird ſelten Blüthen ſehen; Herr Gleditſch giebt den Rath um die Bäume zum Blühen zu bringen, einen italieniſchen Stamm mit einer guten Krone auf ein freyes Brett, im Gewächshauſe nahe an die Fenſter, wo er wärmere Luft und mehrere Freyheit zum Wachſen haben kann, zu ſetzen. Aus Italien kann man leicht große Stämme, wie von der Orangerie, erhalten, und dieſer Weg iſt deſto bequemer, je langſamer es bey uns mit der Vermehrung zugeht. Schlechte Sorten werden auf gute gepfropfet, oder oculiret. Von dem Bau und Wartung im Großen und Freyen handelt du Hamel weitläuftig.

2) Breitblätterichter capiſcher Oelbaum, Liguſtrum capenſe H. Eltham. Olea capenſis L. Dieſer Baum ſtammet von dem Vorgebirge der guten Hoffnung her, und wächſt außer ſeinem Vaterlande ſehr langſam auf; wie denn Dillenius meldet, daß die Bäumchen im Elthamenſergarten ohngefähr in zehen Jahren kaum einen Finger dicken Stamm erhalten. Die Rinde iſt etwas rauch, ſchwärzlich und mit aſchgrauen Dipfelchen und Strichen geflecket. Die Blätter ſtehen einander gegenüber, ſind kurz geſtielet, breit, an beyden Enden ſchmäler, ſtumpf, völlig ganz, glatt, dichte, feſte, ſelten ganz platt, gemeiniglich in der Mitte vertiefet, und unterwärts blaßgrün. Aus dem Blätterwinkel und den Spitzen der Zweige treiben im Juni und Juli Blumenbüſchel,

büſchel, welche öfters wegen der großen Anzahl der kleinen Blüthen unterwärts hangen. Man muß dieſes Bäumchen faſt das ganze Jahr hindurch im Glashauſe unterhalten, oder nur in den heißeſten Sommertagen an die freye Luft ſtellen. Die Vermehrung durch Ableger geräth ſelten.

3) Lanzetblätterichter amerikaniſcher Oelbaum, Olea americana L. Dieſer iſt in Carolina zu Hauſe. Die immergrünenden, geſtielten Blätter ſtehen einander gegenüber, ſind lanzetförmig, völlig ganz und glänzend. Die Blüthſtiele bilden in dem Winkel der Blätter kurze Blumentrauben. Es ſollen auf einem Stamme Zwitter, männliche und weibliche Blumen anzutreffen ſeyn. Die Einſchnitte des Blumenblattes ſind umgerollet; die Frucht iſt kugelförmig und violenblau; die Nuß purpurroth, etwas geſtreifet, und unten durchlöchert.

Der erſte Baum, welcher in den älteſten Zeiten, und ſonderlich deſſen Zweige, als ein Sinnbild des Friedens bekannt geweſen, giebt uns die Oliven, und aus dieſen wird das Oel bereitet. Die reifen Oliven werden wegen des ſaftigen Weſens, welches den Kern umgiebt, ohne alle Vorbereitung, mit Pfeffer, Salz und Oel geſpeiſet; mehr gewöhnlich aber iſt es die unreifen abzunehmen, ſolche im friſchen Waſſer, und hierauf in einer Lauge von Sode, oder gemeiner Holzaſche, oder auch in einer Lauge von Kalch einige Zeit über einzuweichen, hierauf in kleine Fäßchen oder ſteinerne Krüge zu legen, eine aus Waſſer und Salz gemachte Lacke darauf zu gießen, und einige Gewürze, als Zimmt, Nelken, Coriander, Fenchel und dergleichen beyzumiſchen, wohl verwahret aufzubehalten und zu verführen. Die Spaniſchen ſind die größten, faſt wie ein Taubeney, blaßgrün und bitterlich vom Geſchmacke. Die aus der Provence ſind mittelmäßig und von guten Geſchmacke. Die Italieniſchen ſind die kleinſten, aber am lieblichſten vom Geſchmacke. Man ſpeiſet dergleichen eingelegte Oliven roh, oder bereitet ſie als einen Salat; und obgleich ſelbige durch das Wäſſern und übrige Zurichtung vieles von ihrem herben, ſcharfen und widerlichen Geſchmacke verloren haben, können ſie doch als ein ſtärkendes und zertheilendes Mittel angeſehen, und daher zu Erweckung des Appetits und Beförderung der Verdauung genoſſen werden. Schädlich ſind ſie nicht, außer wenn man ſie übermäßig ißt. Viel nützlicher aber ſind die Oliven wegen des Oeles, ſo daraus bereitet wird. Dieſes aber iſt ſowohl nach dem Boden, worinnen

die Bäume wachſen, als auch nach der Sorte der Bäume, ingleichen nach der Zubereitung und dem Auspreſſen ſehr verſchieden. Die Oliven, welche zum Oele gebrauchet werden ſollen, müſſen ihre völlige Reife haben, die unreifen geben dem Oele eine unerträgliche Bitterkeit, und das davon bereitete Oel iſt ſchwer zu läutern. Die gar zu reifen geben ein Oel vom ſäuerlichen und ſchimmlichen Geſchmacke. Je zeitiger die Oliven, nachdem ſie abgepflücket, zerſtoßen und ausgepreſſet worden, je ſchöner Oel erhält man. Müſſen ſie einige Tage übereinander liegen bleiben, gerathen ſie leicht in eine Gährung, wodurch man zwar viel, aber ſchlechteres Oel erhält. Die Werkzeuge, ſonderlich die Mühle und Preſſe, ſo hierzu ſchicklich und nöthig ſind, hat du Hamel in der Abhandlung von Bäumen und Sträuchern abgezeichnet, und das ganze Verfahren weitläuftig beſchrieben. Wir erwähnen davon nur, wie die Oliven unter einem Mühlſteine zerrieben, und das Fleiſch davon zu einem Teige gemachet, und dieſer unter die Preſſe geleget, und das Oel daraus gepreſſet werde. Dasjenige, ſo durch den erſten Druck der Preſſe herausquillt, iſt das beſte und klärſte, und wird beſonders unter dem Namen Jungferöl geſammlet. Was durch das fernere Zuſchrauben der Preſſe folget, iſt faſt eben ſo gut, und kann füglich auch mit dieſem Namen beleget werden. Wenn aber der Teig durch das Preſſen nichts mehr von ſich giebt, wird ſolcher herausgenommen, aufgerühret, mit kochendem Waſſer begoſſen, und wieder unter die Preſſe geleget, da denn durch das Zuſchrauben ſehr viel mit Oel vermiſchtes Waſſer herausläuft. Das Umrühren des Teiges und Zugießen des Waſſers wird nochmals wiederholet, und das mit Oel vermiſchte Waſſer in eine Kufe geſchüttet, der ausgepreßte Teig aber, welchen die Franzoſen Grignon nennen, weggeworfen, oder daraus Ballen zum Verbrennen gemachet. Einige bringen dieſen Teig nochmals unter den Mühlſtein, oder laſſen ſolchen gähren, und erzwingen mit kochendem Waſſer daraus noch ein Oel, welches aber nur zum Brennen und Seifenſieden tauget, und Gorgon genennet wird. Das mit Waſſer vermiſchte Oel ſetzet ſich nach und nach auf die Oberfläche des Waſſers, und wird mit kupfernen oder blechernen Löffeln abgenommen und in ſteinerne Gefäße geſammlet. Dieſes ſetzet in den Geſchirren ein wenig Waſſer, und viel Hefen, welche von den kleinen Theilen des Olivenfleiſches herkommen, ſo bey dem Preſſen mit dem Waſſer durchgegangen ſind. Es

wird dieſes Oel etlichemal in andere Gefäße gegoſſen, damit es von den Hefen völlig gereiniget, und davon nicht verdorben werde. Auch das Jungfernöl muß man drey Tage nach dem Auspreſſen, und nachher noch einigemal in andere Geſchirre gießen, und ſolches dadurch zum längern Aufbewahren zubereiten. Die Geſchirre mit dem Oele werden in einem kühlen und nicht zu feuchten Orte aufbehalten. Einige werfen in jedes Oelgeſchirre einen Renettenapfel, der mit Gewürznelken beſtecket iſt; andere reiben die Gefäße mit Leinwand aus, die zuvor in ſcharfen Eſſig getauchet worden; andere ſchmeißen etwas geröſtetes Salz und Zucker darein, um das Oel noch weiter vom Unflath zu reinigen. Wachs und Oel zu gleichen Theilen mit einander geſchmolzen, und etwas geröſtetes Salz und Aniß darunter gemiſchet, und in die Oeltonne geworfen, ſoll das ranzichte und garſtige Oel verbeſſern.

Das Jungfernöl allein ſollte man zur Speiſe und Arzeney gebrauchen; es wird aber dieſes öfters mit den andern, durch das Waſſer ausgezogenen, vermiſchet, und dieſes vermiſchte für gutes Oel verkaufet. Das letzte allein, ohne Zuſatz des Jungferöles, ſchicket ſich zu dieſem Gebrauche gar nicht, und ſollte nur zum Brennen und Seifenſieden verwendet werden. Da wir nicht wiſſen können, wie das zu uns gebrachte Oel bereitet worden, ſo bemerken wir, daß ſolches aus Portugall, Spanien, Italien und Frankreich zu uns gebracht werde, und daß man weißes und grünes erhalte. Jenes iſt beſſer, aber auch theuer; überhaupt wird das Liſſaboniſche und Italieniſche, welches um den Garderſee herum wächſt, und daher Gardſeer, oder Carcer, auch wohl Gartenöl, oder Seehröl genennet wird, für das beſte gehalten, weil es ſchön rein und ſüße vom Geſchmacke iſt.

Gutes Oliven- oder Baumöl wird in der Apotheke eben ſo häufig als in der Küche gebrauchet. Einige bedienen ſich deſſen ſtatt der Butter bey Fiſch- und Backwerk; der gewöhnlichſte Gebrauch iſt bey den Salaten. Es beſitzt, wie andere ausgepreßte Oele, wenn es friſch und ſüße iſt, eine erweichende und lindernde Kraft, es mag äußerlich oder innerlich in dem Körper angewendet werden. Innerlich löffelweiſe genommen, oder zu erweichenden Clyſtiren geſetzet, eröffnet es den verſtopften Leib, ſtillet das Reiſſen und die Schmerzen im Leibe, und iſt bey der Ruhr heilſam. Es lindert die Steinſchmerzen, tödtet die Würmer, und beſitzt alle die Kräfte, welche die meiſten ausgepreßten Oele haben. Es iſt ſolches auch, wie die meiſten andern, ein

Gegengift wider alle ſcharfe Gifte. Einige, von der Königl. Engl. Geſellſchaft angeſtellte, Verſuche ſcheinen zu verſprechen, daß es auch ein Mittel wider den Otterbiß ſey, andere aber, welche von der Königl. Pariſer Akademie angeſtellet worden, ſcheinen dieſe Kraft nicht zu beſtätigen. Der verletzte Theil wird mit warm gemachten Oel gerieben. Daß dieſes Oel, wenn es an einem warmen Orte einige Zeit aufbehalten worden, und dadurch einen ſcharfen ranzichten Geſchmack angenommen, höchſt ſchädlich ſey, haben wir bey Betrachtung der ausgepreßten Oele überhaupt angemerket. Der Genuß des Baumöles, ſonderlich bey ſchwachen Körpern, vermehret die Schlappigkeit des Magens, und verurſachet Aufſtoßen und Eckel.

Der äußerliche Gebrauch iſt mehr in den ältern, als neuern Zeiten gewöhnlich geweſen. Diejenigen, welche ſich im Ringen und Balgen übten, die Athleten ließen ſich den Körper mit Oel beſtreichen, um die Muſkeln beweglicher zu machen, und dieſe Uebung zu erleichtern; ſie wälzten ſich nachher im trocknen Sande, und ließen ſich das Oel, und den damit vermiſchten Schweiß, durch beſonders dazu verfertigte Striegeln wieder abreiben. Das Abgeriebene wurde von den Alten wider vielerley Krankheiten gebrauchet, und Plinius verſichert, daß die Einkünfte von dieſem abgekratzten Unflathe ſehr beträchtlich geweſen. Dieſes, auch das Baden im Oel, iſt ganz aus der Mode. Man bedienet ſich nur des Baumöles bey Brandſchäden, oder damit den Unterleib der Waſſerſüchtigen einzuſchmieren, indem einige Erfahrungen von Aerzten aufgezeichnet zu finden, daß auf dieſe Weiſe die Verhärtung und Stockung im Unterleibe aufgelöſet, und das Waſſer abgeführet worden. Uns hat dieſe Cur nicht gelingen wollen.

Viele andere Oele werden von dieſem bereitet, und die ſogenannten gekochten oder aufgegoſſenen Oele, Olea cocta und infuſa, mit dieſem verfertiget, als das Johannis-, Lilienöl und dergleichen. Oel und Wein mit einander vermiſchet, geben den Samaritiſchen Balſam, welcher ſonderlich wider das Verbrennen gut iſt. Es kömmt auch zu vielen Balſamen, Salben und Pflaſtern. Mit Zuſatz von Ziegelſteinmehl wird ein neues und feineres Oel daraus deſtilliret, welches unter dem Namen Ziegelöl bekannt iſt. Das Oleum philoſophorum iſt davon nicht unterſchieden. Zum Malen ſchicket ſich das Baumöl nicht wohl, indem es niemals recht trocken wird.

Oeldrüſen oder Oelhefen, Amurca, iſt der Satz am Boden des

des Faſſes, worinne das friſch gepreßte Baumöl iſt geſchüttet worden. Dieſe erweichen, zertheilen und lindern. Wenn ſie auf die Stirne geleget werden, ſoll das Kopfweh weichen. Man findet dergleichen bey allen ſolchen Oelen. Der Fiſchthran giebt die meiſten, Nußöl die wenigſten. Es werden ſolche viel in den Seifenſiedereyen verbrauchet, und die Gerber pflegen das Leder weich und geſchmeidig damit zu machen. Sie kommen auch zu den gemeinen Pechfackeln.

Dasjenige Oel, welches von unreifen Oliven gepreſſet wird, heißt Omphacium, und hat in Anſehung des guten Baumöls eine entgegen geſetzte Wirkung, indem es mehr austrocknet und zuſammenzieht.

Herr Sieuve von Marſeille hat vor einigen Jahren eine Abhandlung vom Oelbaume geſchrieben, und unter andern auch darinnen von dem Wurme, welcher die Frucht durchſticht und auffrißt, weitläuftig gehandelt, und eine neue Art Mühle zum Auspreſſen des Oeles angegeben, von welchen allen Herr Buchotz in ſeinen Briefen III. Th. 43 S. einen Auszug gegeben. Wir erwähnen hiervon nur, wie Herr Sieuve behauptet, daß dasjenige Oel, welches bloß von dem fleiſchichten Weſen der Oliven ausgepreſſet werde, das allerbeſte, hingegen dasjenige, welches man bloß vom Kerne, oder von den ganzen auf die gewöhnliche Art gestampften Oliven erhalte, jederzeit mehr oder weniger fehlerhaft ſey.

Das Holz von dieſem Olivenbaume iſt ſehr dauerhaft, und ſoll weder der Fäulniß, noch dem Wurmſtiche unterworfen ſeyn. Es läßt ſich vortrefflich poliren. Weil aber bey ſolchem, nach du Hamels Angabe, die Holzlagen nur durch ein harzichtes Weſen, und nicht genug zuſammenhängen, iſt es zur Holzarbeit nicht ſchicklich. Wir haben ein ziemlich dickes Stücke dergleichen Holz geſehen, welches dieſen Fehler nicht zu haben, ſondern ganz dichte ſchien. Es wurden daraus ſchöne Futterale, oder ſogenannte Etuis gedrechſelt. Ob Salomo die beyden Cherubim daraus verfertigen laſſen, mögen andere unterſuchen.

Noch ein anderer, von dem jetzt beſchriebenem ganz verſchiedener Baum, wird gemeiniglich

der wilde Oelbaum genennet. Es gehöret ſelbiger zum Geſchlechte Elaeagnus, welches Herr Planer Oleaſter heißt. Die bekannteſte Art hat den Namen wilder oder böhmiſcher Oelbaum, wegen der Aehnlichkeit der Frucht mit den Oliven, erhalten; die Portugießen nennen ſolchen wegen der wohlriechenden Blumen Paradiesbaum, und iſt Elaeagnus anguſtifolia Linn. Er wächſt in Böhmen,

men, Portugall und Spanien, auch um Aix in Frankreich, in Syrien und Cappadocien, zeiget einen ſchnellen Wuchs, wird aber doch ſelten vierzehen bis ſechzehen Fuß hoch. Die Rinde iſt aſchgrau, und an den alten Bäumen aufgeriſſen, das Holz aber weißlicht, und mehr weich als hart. Zuweilen findet man an den Aeſten Stacheln. Die kurz geſtielten Blätter ſind wechſelsweiſe geſtellet, länglicht, völlig ganz, und auf beyden Flächen, doch merklicher auf der untern, ſilberfarbicht und wollicht. Die kleinen und angenehm riechenden Blumen treiben im Juli zwiſchen den Blättern hervor. Sie haben nur eine Decke, welche abfällt, und für den Kelch gehalten wird. Es iſt ſolcher lederartig, von außen wollicht, grißlicht und ſilberfarbicht, inwärts aber gelblicht, glockenförmig und in vier Einſchnitte getheilet. Zwiſchen dieſen ſitzen vier kurze Staubfäden, und darunter der Fruchtkeim, deſſen längerer Griffel ſich mit einem einfachen Staubwege endiget. Die darauf folgende eyförmige, glatte Steinfrucht enthält unter dem ſaftigen Fleiſche eine Nuß mit einem Kerne. Nicht allein wegen der ſchönen Farbe der Blätter und des lieblichen Geruchs der Blüthen wird dieſer Baum geachtet, ſondern es iſt ſolcher auch bey den Alten als einer der beſten bekannt, die man in die Bienengärten pflanzen ſoll. Er iſt Ziziphus alba Columellae, den er wegen der Menge des Honigs arborem probatiſſimam, oder den beſten nennet. Man erzieht ſolchen aus Saamen, durch Einleger und Schnittlinge; zuweilen treibt die Wurzel auch Schößlinge. Er nimmt faſt mit jedem Boden vorlieb, dauert auch bey uns im freyen Lande den Winter über aus; da jedoch zuweilen ein ſtärkerer Froſt ſolchen getödtet, ſo ſoll man ſelbigen an ſolche Oerter pflanzen, wo er einigen Schutz genießet, und die jungen Bäumchen lieber in Töpfen, und den Winter über in einem gemeinen Glashauſe unterhalten.

Herr von Linné führet noch drey andere Arten des Elaeagni an, welche ſelten in hieſigen Gärten vorkommen dürften.

Oelbaumharz.

S. Elemiharz.

Oelbeerbaum.

S. Traubenkirſche unter Kirſchbaum.

Oelkrüge.

S. Mondſchnecke und Sarmatier.

Oelkuchen.

Dieſen Namen führen zwo Warzenſchnecken von dem Geſchlechte der Stachelſchnecken; zum Unterſchie-

terſchiede nennet Herr Müller die eine den knotigen und die andere den geribbten.

1) Der knorichte Oelkuchen iſt Murex lampas Linn. Die dicke, faſt einer Fauſt große Schale iſt einem großen und bäuchichten Kinkhorne ziemlich ähnlich, höckericht, knoticht, und mit gegeneinander überſtehenden Näthen verſehen. Die Knoten ſind in die Quere geſpalten. Die Mündung iſt ungezähnelt. Uebrigens findet man davon viele Verſchiedenheiten. Es giebt weiße, gelbe und rothe; diejenigen, deren Mündung ſehr feurig ausſieht, nennet Rumph Aiax, diejenigen aber, deren Buckel weiß ſind, heißt er Hector. Dieſe Benennung gründet ſich auf eine Gewohnheit. Die Vorfechter unter den Indianern ſuchen die Schnecken, ſonderlich die inwendig feuerroth und äußerlich braunroth ſeyn, wenn ſie in den Krieg gehen, aus Aberglauben fleißig auf, ſtecken Jngber und andere Wurzeln, wie auch Zettelchen mit Characteren in ſelbige, binden ſolche über ihren Gürtel um die Lenden, und glauben, daß ſie alsdenn glücklich im Streite ſeyn, und nicht verwundet werden können. Die tapfern Streiter vergleichet Rumph mit den griechiſchen Helden von Troja, Ajax und dem Hector. Die Holländer nennen zwar alle dergleichen Schnecken nach einem, in Oel geſottenen, runden Gebacke, und weil die Mündung des erſten Gewindes bäuchicht iſt, Olickoeken, unterſcheiden aber ſelbige nach der Größe der Buckeln. Die großen, und welche viele ſtarke Buckeln haben, nennen ſie gedoppelte, deren Buckeln aber kleiner ſind, einzelne, oder enkelden. Wenn die Buckeln oben ſchwarz geflecket ſind, werden die großfleckichten Olykoeken met Rozynen, und die kleinfleckichten met Korenten genennet. Einige nennen dieſe Schnecke auch Schweizerhoſe. Oſtindien.

2) Geribbter Oelkuchen iſt nach Herr Müllern Murex oleaſrium L. holländiſch heißt ſolche Marshooren. Die Schale wird gegen acht Zoll lang, iſt gelb, gleichſam in Oel getränket, mit bucklichten Näthen in die Quere gerunzelt, aber nicht mit beſondern Buckeln beſetzet, und an der Mündung ungezähnelt. Wenn ſie jung iſt, hat ſie eine haarichte Haut, welche ſich mit der Zeit verliert. Man findet dergleichen an dem ſüdlichen Europa und an der afrikaniſchen Küſte.

Oelmagen.

S. Mohn.

Oelmyrte.

S. Wachsbaum.

Oelnich.
S. Oelſenich.

Oelpalme.
S. Palme.

Oelröschen.
S. Nieſzwurzel.

Oelſaame.
S. Dotter, Rübſen und Seſamkraut.

Oelſenich.

Oelſenich oder Oelſznitz, oder Oelnich, nennet man diejenigen Pflanzen, welche beym Tournefort und Rivin Thyſſelinum heiſzen. Dieſe haben alle neuern Schriftſteller mit dem Geſchlecht, Selinum genannt, vereiniget, ob ſie gleich ſonſt wegen der andern dahin zu rechnenden Arten mit einander gar nicht übereinkommen. Da alſo Thyſſelinum oder Oelſenich gleichſam die Stammpflanze dieſes Geſchlechtes ausmachet, haben wir auch dieſen zum Geſchlechtsnamen wählen wollen; Herr Dietrich gebrauchet davor Silge. Herr v. Linné beſtimmet in den neuern Schriften dieſes Doldengeſchlechte durch die zurückgeſchlagene, vielblätterichte, doppelte Hülle; die herzförmigen, einander ähnlichen Blumenblätter, und durch die länglichtplatten, und in der Mitte geſtreiften Saamen, und unterſcheidet die nahverwandten, als Athamanta, deren verſchiedene Arten derſelbe ehedem zum Selino gerechnet, durch die länglichten, geſtreiften Saamen, und einwärts gebogenen Blumenblätter, und Peucedanum durch die ganz kurze Hülle, und geſtreiften, zugleich am Rande geflügelten Saamen. Herr von Haller hat zwar Peucedanum als ein eigenes Geſchlechte beybehalten, indem der tief gefurchte Saamen mit drey erhabenen Linien beſetzet, und am Rande nicht ſowohl geflügelt, als nur dünner iſt, vereiniget aber das Geſchlechte Athamanta mit dem Selinum, indem in beyden die Saamen wirklich geflügelt ſind, überdieſz auch der eigentliche Kelch bey ſelbigen deutlich wahrzunehmen iſt, und durch dieſes letzte Kennzeichen unterſcheidet ſonderlich Herr von Haller ſein Selinum von Peucedano. Herr Cranz vereiniget alle diejenigen Dolden, welche ähnliche Blumenblätter und platte Saamen mit geflügelten Rändern haben, in dem Geſchlechte Selinum, und begreift darunter auch Peucedanum, Imperatorium u. Paſtinacam. Nicht allein aber in Anſehung des Geſchlechtes herrſchet hier, wie bey manchen andern von der Doldenfamilie, viele Verwirrung, ſondern es folget auch hieraus die nämliche in Anſehung der Arten; überdieſz

ſind einige nach den Schriftſtellern äußerſt ſchwer, oder gar nicht zu beſtimmen, wie z. E. die Caruifolia. Wer von dieſer Verwirrung und Dunkelheit deutlich überzeuget ſeyn will, kann Herr Cranzens Faſc. III. Stirp. Auſtriac. S. 159. u. f. nachleſen. Wir wollen nur wenige und die bekanndteſten Arten anführen, welche Herr von Linne' unter Selinum erwähnet.

1) Glatter milchender Oelſenich, Alſtnack, Elßnach, wilder Eppich, Thyſſelinum anguſtifolium Riu. Oelſnitium, Selinum paluſtre L. wächſt bey uns in Sümpfen und niedrigen Wieſen. Die Pflanze ändert ihr Anſehen auf mancherley Weiſe, daher bey den Schriftſtellern in der Benennung viele Verwirrung herrſchet. Gemeiniglich beſteht die Wurzel nur aus einem dicken Stücke, oder Knollen, öfters aber hangen an dieſem einige andere gleichſam ziemlich dicke Wurzeln. Der Stängel wird drey bis vier Fuß hoch, iſt unterwärts mit erhabenen Streifen beſetzet und eckicht, oberwärts mehr rundlicht und mit vielen Zweigen verſehen. Die Blätter ſind groß, gegen einen Fuß lang, vierfach gefiedert, und die letzten Blättchen lanzetförmig, oder gleichbreit, einfach oder dreyfach zerſchnitten. Die doppelte Hülle der Dolde beſteht aus vielen, gemeiniglich acht, großen, rückwärts geſchlagenen Blättern. Die Dolde ſelbſt iſt dichte; die weißen Blumenblätter ſind herzförmig, einwärts gebogen, und einander nicht ganz völlig ähnlich. Die eyförmigen Saamen ſind faſt platt, mit drey erhabenen Linien geſtreifet, aber kaum mit merklich geflügelten Rändern verſehen. Die Pflanze hat in allen Theilen einen ſtarken, faſt dem Anieß ähnlichen Geruch, und enthält in allen einen ſcharfen milchichten Saft und ſcharfen, bitterlichen, unangenehmen Geſchmack. Die Milch iſt öfters ganz ſparſam, zuweilen auch gar nicht zugegen. Die Ruſſen bedienen ſich der Wurzel ſtatt des Jngbers, und die Lappen, welche alles ſcharfe lieben, kauen ſolche in Ermangelung des Tabacks.

2) Borſtiger milchender Oelſenich; auch dieſe Art kömmt unter den zuvor angeführten deutſchen Namen vor. Auch bey den lateiniſchen Schriftſtellern wird dieſe mit jener öfters verwechſelt. Es iſt dieſe Thyſſelinum Plinii et Riu. Apium ſylueſtre Dod. Selinum ſylueſtre Linn. Der Stängel iſt durchgehends mit ſteifen, borſtigen Haaren beſetzet. Die Blätter ſind nur dreyfach gefiedert, und die letzten Blättchen eyförmig zugeſpitzet, zuweilen ganz, gemeiniglich geſpalten. Die Blätter der beyden Hüllen ſind

kleiner. Die Wurzel ſoll nach Herr von Linné einfach ſeyn, Herr von Haller aber hat ſolche auch gedoppelt und vielfach gefunden. Die Pflanze enthält in allen Theilen den milchichten Saft, und zwar häufiger, als bey der erſten Art. Die Wurzeln von beyden Arten wurden ehedem als eröffnende Mittel gelobet, ſind aber jetzo ganz außer Gebrauch.

3) Geflügelter Oelſenich mit abfallender allgemeinen Hülle, Angelica tenuifolia Riu. Selinum caruifolium L. Unter dem Namen : Caruifolia beſchreiben die Schriftſteller verſchiedene Pflanzen. Auch Herr Cranzens Selinum caruifolium ſcheint eine andere zu ſeyn. Unſere iſt Caruifolia I. Bauh. et Vaillant. Sie wächſt auch in Deutſchland. Viele dicke, holzichte Wurzeln ſitzen an einem Knollen. Der Stängel iſt zween bis drey Fuß hoch, geſtreifet, eckicht oder mehr geflügelt. Die Blätter ſind dreyfach gefiedert, und die letzten Blättchen breit, ganz oder dreyfach geſpalten. Die allgemeine Hülle der Dolde fällt zeitig ab, zuweilen bleibt ein Blättchen davon länger ſtehen, welches aber doch, wenn die Saamen reifen, nachfällt. Die beſondere Hülle beſteht aus zehen ſchmalen, öfters röthlichten Blättchen. Die weißen, zuweilen äußerlich röthlichten Blumenblätter ſind einwärts gebogen, und eines iſt größer als die übrigen. Die Griffel ſind am Saamen deutlich zu bemerken, und auswärts gebogen. Die Saamen zeigen auf dem Rücken drey Furchen, und einen deutlich geflügelten Rand.

Oelßnitz. S. Oelſenich.

Oelwölfe.

Oelwölfe werden die weißlichten Meerwölfe genannt, die wegen ihrer Floßfedern hauptſächlich zum Fiſchreiche zu rechnen, wenigſtens ſehr nahe an daſſelbe gränzen. Ihre ausführliche und merkwürdige Beſchreibung findet ſich in den S. A. Reiſen B. IX. S. 515. u. f. wo unter den Inſeln Juan Fernandes auch die Inſel Tierra und ihre Naturgeſchichte beſchrieben wird: der Strand, heißt es, und die Klippen in der See, bey dieſer Inſel Tierra, wovon hier geredet wird, ſind überall mit einer ſolchen Menge von Meerwölfen angefüllet, daß man nirgends durch ſie hindurch kommen kann. Man bemerket davon ſonderlich drey verſchiedene Gattungen. Einige ſind klein, ungefähr eine Vara lang, und haben eine dunkelgelbe Haut. Die zwote Gattung iſt ungefähr anderthalb Toiſe, oder beynahe drittehalb Vara lang, und hat eine graue Haut. Die dritte und letzte Gattung hat eine Länge von ungefähr zwo Toiſen, oder nicht viel über $4\frac{1}{5}$ Varas. Die

Haut iſt aſchfarbig und fällt einigermaßen in das Weißliche. Der Kopf dieſer Thiere iſt klein, wenn man ihn mit dem übrigen Theile des Leibes vergleicht, geht etwas ſpitzig zu, und iſt faſt eben ſo geſtaltet, wie bey den Wölfen auf dem Lande. Der Rachen hat eine dem Kopfe gemäße Größe. In demſelben findet man eine dicke, beynahe runde Zunge. Die Kinnbacken ſind ringsherum mit einer Reihe von großen, ſtarken und ſpitzigen Zähnen beſetzet. Zwey Drittheile davon ſtecken ganz in den Zahnlöchern, und nur ein Drittheil von Zähnen, die ſehr hart und feſt ſind, raget hervor. An den Seiten des Rachens haben ſie einen Bart, der ſich von einander theilet, wie bey den Tiegern oder Katzen. Die Augen ſind ſehr klein, und die Ohren ſind ſo winzig, daß ſie von ihrer Wurzel bis an das äußerſte Ende kaum ſechs oder acht Linien lang ſind. Daraus kann man von ihrer Breite urtheilen. Die Naſenlöcher ſind ebenfalls ſehr klein, und dieſes iſt der einzige Ort, wo ſie kein Haar, ſondern nur eine drüſichte Haut haben, wie die Hunde. Dieſes Thier hat zwo Floßfedern, die ihm im Waſſer, wie allen Fiſchen, zum ſchimmen, auf dem Lande aber zum gehen dienen. Der Schwanz iſt ordentlich knorplicht, groß, in Anſehung des ganzen Körpers, und viel dicker, als bey den Fiſchen. Er iſt glatt ausgebreitet, und ſo eingerichtet, daß der Meerwolf, wenn er das Rückgrad an dem äußerſten Ende, oder bey dem letzten Wirbel biegt, welcher ein merklicheres Gelenke hat, als die übrigen, damit die beyden Hinterfüße bildet, worzu hernach die beyden Vörderfüße oder Floßfedern kommen, ſo daß er gehen kann, ohne zu kriechen, oder den Leib zu ſchleppen. Sowohl an den Floßfedern, als auch an einem jeglichen Lappen oder Ende des Schwanzes, hat er gewiſſe Abtheilungen, wie fünf Zähen. Dieſe beſtehen aus kleinen Beinchen oder harten Knorpeln, die in einer harten und dicken Haut ſtecken, womit die Floßfedern und der Schwanz überzogen ſind. Dieſe Zähen geben ſich von einander, und nehmen die ganze Breite der Floßfedern ein. Sie dienen den Meerwölfen, ſtatt der Fußſohlen, womit ſie auftreten. Ganz vorne haben ſie Krallen oder Nägel, die ungefähr zwo Linien lang, und eine halbe Linie breit ſind.

An den Floßfedern findet man zwo Gelenke, die recht merklich ſind; das eine befindet ſich da, wo die Floßfeder mit dem Schulterblatte verbunden iſt; das andere aber gegen das Ende der Floßfeder zu, wo ſich die Zähne (Zähen) anfangen. Ein gleiches iſt von dem Schwanze zu merken. Solchergeſtalt köñen die Meerwölfe auf dem Lande herum gehen. Denn ob ſie ſchon nicht

nicht ſo hurtig ſind, wie die vierfüßigen Thiere, ſo klettern ſie doch an ſo hohen und ſteilen Felſen hinauf, daß man kaum glauben ſollte, daß es möglich wäre, indem die Menſchen hier nicht fortkommen können. Eben ſo hurtig klettern ſie auch wieder herunter. Ihr dicker Körper hindert ſie daran nicht, obſchon derſelbe bey der größern Gattung, da wo die Floßfedern ſind, über zween Schuh im Durchſchnitte beträgt. Hiervon kann man einen Schluß auf die Dicke des Körpers der übrigen Gattungen machen.

Die Geburts- und Zeugungsglieder dieſer Thiere befinden ſich unten am Ende des Bauches: wenn ſie ſich begatten wollen, ſo ſetzen ſie ſich auf den Schwanz. Das Männchen und das Weibchen ſtellen ſich gegen einander über und umfaſſen einander mit den Floßfedern, die ihnen alsdenn anſtatt der Vorderfüße dienen. Das Weibchen wirft ſeine Jungen und ſäuget ſie, wie die Thiere auf dem Lande. Es wirft aber auf einmal nicht mehr als eins oder zwey Junge.

Die weißlichten Meerwölfe, welche, wie ſchon geſaget worden iſt, die größten ſind, werden von einigen Meerlöwen genannt: in den daſigen Gewäſſern aber Oelwölfe; vermuthlich deswegen, weil ſie, ſo oft ſie ſich bewegen, einen ölichten und thranichten Geruch von ſich geben, welches von dem vielen Fette oder Thrane herrühret, woraus ihr ungeheuerer Körper beſteht. Man bekömmt zwar aus allen drey Gattungen Thran, allein dieſe Gattung iſt die geſchickteſte darzu, weil ſie aus gar nichts anderm beſteht. Ich habe hierbey folgendes als etwas recht beſonderes angemerkt. Da ein ſolcher Meerwolf von einem Matroſen geſchoſſen und getroffen worden war, ſo begab er ſich ſogleich in das Waſſer. Kaum hatte er daſſelbe mit ſeinem Blute gefärbet, ſo fand ſich eine grauſame Menge von Meerwölfen von den übrigen beyden Gattungen ein, fielen über ihn her und verzehreten ihn, ehe noch eine halbe Viertelſtunde verfloſſen war. Bey den übrigen Gattungen geſchah ſolches nicht. Sie ſtürzeten ſich zwar ebenfalls ſogleich in das Waſſer, ſobald ſie verwundet worden waren; allein die übrigen Meerwölfe bezeugeten keine Luſt ſie zu verzehren, und bewegten ſich nicht einmal, ob ſie ſchon das Blut auf dem Waſſer ſahen. Sie ſind gefährlich, wenn ſie zum Beißen kommen können, denn wenn ſie einmal etwas zu faſſen bekommen, ſo laſſen ſie es nicht fahren. Allein ſie ſind ſchwerfällig, langſam, und können den Kopf nicht leichtlich bewegen. Sie ſcheueten ſich nicht vor den Menſchen, und man mußte ſie mit Pfählen und

Stangen von einander treiben, wenn man hindurch kommen wollte. Die kleinen Meerwölfe heulen oder blöcken vielmehr, faſt wie die Schaafe, ſo daß man ſie für Schaafe halten wird, wenn man ſie nicht ſieht. Sie erregen unter einander beſtändig ein ſolches Geblöcke und Geräuſche, daß man es kaum ausſtehen kann. Die Hunde werden bald mit ihnen fertig und verzehren ſie in großer Geſchwindigkeit, nachdem ſie dieſelben todt gebiſſen haben. Das erſte, was ſie thun, wenn ſie dieſelben todt machen wollen, iſt dieſes, daß ſie große Stücken Fleiſch davon herunter beißen, und gleich anfangs die ganze Haut von dem Halſe herunter ziehen. Hierauf faſſen ſie dieſelben an dem Kopfe, ſtecken die Vörderpfoten zwiſchen Haut und Fleiſch, und ſtoßen die Haut nach und nach ab, bis ſie dieſelbe völlig herunter ziehen können.

Die Seeleute pflegen die größere Gattung Seelöwen zu nennen, weil das Haar an dem Halſe einigermaßen eine Mähne vorſtellet, wiewohl es in Anſehung der Länge von dem übrigen Haare an andern Orten des Leibes wenig unterſchieden iſt. Sie ſcheinen aber doch mit beſſerm Rechte Seewölfe als Seelöwen genannt zu werden, weil ſie eine größere Aehnlichkeit mit den Wölfen haben, und in Anſehung ihrer Geſtalt den übrigen beyden Gattungen der Seewölfe völlig gleich kommen.

Alle drey Gattungen der Seewölfe ſind vornen an der Naſe ſo empfindlich, daß, da ſonſt viele Stiche an andern Orten des Leibes keine große Wirkung bey ihnen thun, hier ein geringer Schlag zureichend iſt, ſie zu tödten. Daher ſuchen ſie auch nur ihre Schnauze vor allen Anfällen in Sicherheit zu ſtellen und zu vertheidigen, weil ſie wiſſen, daß ſie hier der meiſten Gefahr unterworfen ſind.

Oeret.

Oeret oder Oerte, eine Art von Gold- oder Lachsforellen, (wahrſcheinlich von dem lateiniſchen Namen Orata, Aurata) wird hier, in Norwegen, beſonders in ſüßen Salzwaſſern gefangen, ſo wie der Lachs, von deſſen Gattung er iſt. Er iſt auch einer Art kleiner Lachſe, die man hier Tart nennt, ähnlich, außer, daß ſein Kopf dicker und kürzer und der Schwanz breiter und ein wenig dunkler iſt; er iſt auch nicht ſo fett und ſchmackhaft. Er wird vornehmlich im Ausfluſſe der Ströhme mit Netzen gefangen. In friſchen Seen und Ströhmen iſt er der allergewöhnlichſte Fiſch; allein viele von denſelben ſind unrein oder krank, daß ſie nicht können geſpeiſet werden. In dieſem Unfalle iſt der Kopf ſehr groß, der Leib mager,

und in den Eingeweiden finden ſich kleine Bläschen, wie Grütze. Dieſe Krankheit wird von einigen den Sägeſpähnen zugeſchrieben, die bey den Sägemühlen in die Ströhme fallen. Andere ſind der Meynung, ſie komme daher, weil der Roggen, der nach Beſchaffenheit der Größe des Fiſches ſehr groß iſt, zurückgehalten und nicht zur rechten Zeit ausgegoſſen werde. Was aber den Fiſch daran hindern ſollte, das weis ich nicht, außer er müßte nicht allezeit eine ihm dazu bequeme Stelle antreffen; denn wie einige bemerket haben, ſo ſollen dieſe Fiſche ſich ſelbſt durch die Bewegung des Schwanzes in Sand oder Leimen unter dem Berge einige Höhlen aushöhlen, worinnen ſie ihren Roggen gemeinſchaftlich ausgießen, und vor welchen ſie hernach Steine, um ihn zu verwahren, wälzen. Eben dieſes wird auch von den Forellen, die auch von dieſer Gattung ſind, vom Grafen von Marſigli in ſeinem Danubio erzählet. Unter den Oereten hat man eine gewiſſe Sorte, die Röer, vielleicht Rothfeder, genannt werden, weil ſie durch die Farbe ihrer Floßfedern, die röthlicher ſind, als die andern Fiſche, von dieſen unterſchieden werden. Man hält ſie für geſünder, und wie man ſaget, ſo ſollen ſie bemeldeter Krankheit nicht unterworfen ſeyn. Pontoppid. Norw. Naturgeſch. Th. II. S. 262. Er ſoll, ſelbſt nach dem Pontoppidan, Salmo Lacuſtris, Linn. gen. 178. ſp. 6. die Mülleriſche Teichforelle, ſeyn, iſt auch Kleins Trutta dentata, 8. Forelle, ſ. dieſen unſern Artikel, Band III. S. 175.

Oerſchwein.

Orca, ſonſt auch Butskopf, Grampus, iſt nach dem Klein Miſſ. II. p. 9. et 22. unter ſeinen Blaſern, Phyſeteres, des dritten Geſchlechts der Meerſchweine, Delphaces ſ. Porcelli. Die erſte Art, nämlich mit niedergedrücktem breitem Saurüſſel; das Oerſchwein, Orca, capite in roſtrum porcinum ſimum et latum exeunte; ſ. unſern Artikel, Fiſch, B. III. S. 61. desgleichen den Artikel, Meerſchwein, B. V. S. 544. Das Oerſchwein, Orca, iſt alſo unter den Kleiniſchen Meerſchweinen, Delphaces, das größte, von den Alten aber ganz unrecht unter die Wallfiſche, Balaenas, gezählet worden. Die Beſchreibungen deſſelben ſind unter verwechſelten Namen auch verſchieden, wie bey dem Bellon, Rondelet, Paulus Jovius, u. a. zu ſehen. Sogar hat Theodor Haſäus, aus dem Oerſchweine, Orca, den Leviathan, d. i. den größten der Wallfiſche, machen wollen, welchem auch der berühmte Scheuchzer in ſeiner Phyſica Sacra gefolget. Auch der, ſonſt

um die Geſchichte der Fiſche ſehr wohl verdiente, Rondelet, hat es mit verſehen, wenn er angenommen, daß die Orca breite und ſägeförmige Zähne habe, dem auch Artedi, ſyn. p. 106. ſp. 3. zuverſichtlich gefolget, wiewohl er ihn doch unter ſeine Delphinos aufgenommen. Wir ſind aus folgenden Bewegungsurſachen der Meynung, daß die Orca allerdings unter die Delphaces, Meerſchweine gehöre: 1) Er iſt, in Anſehung der Größe und Form des Kopfes, keiner Art der Wallfiſchgeſchlechter gleich, da er, nach dem Bellonius, ſelten über tauſend Pfund ſchwer iſt: die Figur des Kopfes aber mit der des Delphins ziemlich übereinkömmt. 2) Ja, er ſoll dem Delphino und Turſioni, dem Delphin und Taumler, ſo ähnlich ſeyn, daß er nicht nur insgemein Marſuinus, Porcus marinus, Meerſchwein, genannt, ſondern auch öffentlich dafür vorgezeiget werde. Es nimmt ſich auch Martens, der doch Orcas zu ſechzehn bis zwanzig Fuß lang geſehen haben will, wo nicht ein Schreibefehler mit untergelaufen, wohl in acht, daß Orca mit dem Delphino nicht verwechſelt werde, indem er anmerket, daß die Schnauze des Orca von der Wurzel bis an die Spitze gleicher Dicke, hierüber platt ſtumpf und am Ende über ſich gebogen, die untere Lippe aber ſo dicke und ſchwer ſey, daß ſie bey dem auf dem Bauche liegenden Fiſche von der obern ſich herunter ſenke, und man folglich die Zähne ſehen könne. Hans Sloane, It. Iam. I. 5. beſchreibt es alſo: dieſe Art von Wallfiſchen, welche die kleinſte, und mit dem Delphin oder Meerſchweine, (Dolphin or Porpeſſes) von einerley Gattung iſt, iſt überall vierzig Fuß lang, und nach Proportion breit, iſt glatt und auf dem Rücken dunkelbrauner Farbe, und hat zwey Röhrchen auf dem Kopfe, cranio.

3) Es hat zwar Raius mit andern Schriftſtellern den Orca in die Klaſſe der Wallfiſche mit geſetzet, er iſt aber doch zweifelhaft, ob er eben des Martens Wallfiſch, der Butskop, d. i. des Dales Flounders, ſ. Bottle-Head, ſey, der von der, eine Flaſche vorſtellenden, Figur des Kopfes alſo genannt werde. Wir folgen dem Dales, der nicht nur den Wallfiſch, Butskop, richtig genug beſchrieben, ſondern auch ſehr wohl und eigentlich gezeichnet; daher es denn offenbar, daß Martens Butskop von dem Orca allerdings zu unterſcheiden.

4) Gemeiniglich wird der Orca, oder das Meerſchwein unter den mit Lungen begabten Fiſchen, für das grauſamſte, und dem Wallfiſche gehäßigſt nachſtellende, Thier geachtet, da es mit vierzig,

unter

unterwärts auch wohl mit mehrern tödtlichen Zähnen bewaffnet iſt, ſo daß auch der von einem Orca verfolgte Wallfiſch ſo entſetzlich zu brüllen pfleget, nicht anders, als wenn ein Ochſe von einem Hunde gebiſſen wird. Nach dem Paulus Iouius de Rom. Piſc. c. 2. führen die Orcae mit den Wallfiſchen beſtändige Kriege, die unter allen, ſo in den Weltmeeren geführet werden, die allergrauſamſten und blutigſten zu ſeyn pflegen.

5) Nach dem Schoneveld nahet ſich der Orca, wie der Delphinus und Turſio, ſ. Phocaena, ohne alle Furcht den Schiffen, und begleitet ſie, aus Begierde einer Beute, ſehr lange.

6) Endlich iſt auch das cranium, der Hirnſchädel eines Orca, dem Hirnſchädel eines Delphacis oder Porci, völlig gleich.

Solchemnach iſt der Orca, den Sibbaldus einen kleinen Wallfiſch nennt, in beyden Kiefern gezähnelt. Er iſt der Grampus, Smiths Virgin. p. 281. Billers, Philoſ. Transact. no. 38. Capidoglio, Paul. Iouii, cap. 2. denn ich wollte wohl glauben, ſaget Klein, daß Plinius, lib. IX. cap. 6. ſeiner Naturgeſchichte das Capidolium Orcam genannt habe, welchen Claudius Caeſar in dem Oſtianiſchen Hafen, in Gegenwart vieler römiſcher Zuſchauer, gleichſam beſtürmet hat. Großer Braunfiſch, Tandheye, oder Springer, Loper, Hackel, Oerſchwein, Schonevelds, Porcus marinus maior, des Gesners, S. 101 b. (und im nomencl. p. 169. das große Meerſchwein,) das Meerſchwein, Kolbe, Cap. B. S. pag. 204. wird in der Oſtſee ſelten gefangen, obwohl in ſelbiger die Wallfiſche dann und wann bis im Bothniſchen, auch Finniſchen Meerbuſen hinauf ſtreichen. ſ. Breßl. Samml. Verſ. XXIII. S. 117. 342. etc. In dem Pautzker Meerbuſen bey Danzig, Sinu Pucenſi, iſt ein Orca gefangen worden, deſſen Hirnſchale, cranium, von D. Chriſtoph Gottwald in die Rathsbibliothek gebracht und bisher für ein cranium eines Delphins gehalten worden. Es iſt ganz wichtig, knöchern, und wir ſtellen es in der halben Größe, Tab. I. no. 1. unter andern Craniis Delphacum vor. Seine Hirnſchale, Cranium, iſt von der äußerſten Spitze des Unterkiefers bis an das große Loch ein und zwanzig und einen halben rheiniſchen Zoll, von der Spitze des Oberkiefers bis an die Wurzel der Schnauze, zwölf und einen halben Zoll, und von eben dieſer Spitze bis an den Wirbel des Hinterkopfes achtzehn und einen halben Zoll, lang. Es hat zwey Spritzlöcher, wie ſolche von dem Rondelet, lib. III. cap. 102. de Fiſtula, als allen Blaſern

ſern gemein, beſchrieben werden; (nämlich in dem Gehirnkaſten, cranio ſelbſt, nur Eins aber in der Haut, und Figur eines C mit einem Deckel.) Die Wurzel der Schnauze iſt fünf und einen halben Zoll breit, die Breite des Hinterhauptes von eilf und einen halben Zoll, und die Höhe deſſelben von neun Zoll. Die Zähne deſſelben finden ſich Tab. I. fig. 1. 2. 3. 4. beſonders in natürlicher Größe vorgeſtellet, und haben mit den Zähnen des Delphins und der Phocaenae keine Aehnlichkeit. Aus den abgeriebenen und abgenutzten Zähnen läßt ſich ſchließen, daß dieſes Thier, wie die Schweine zu Lande, ihren Fraß und Raub mit den Zähnen zerkäuen. Sie ſitzen alle ſehr tief in den Kiefern, wie bey den vierfüßigen Thieren und haben ſtarke und einfache Wurzeln, anders als bey dem Delphine und Turſione oder Phocaena. Es ſind aber ſechs und neunzig Zähne, als funfzig in dem Oberkiefer und ſechs und vierzig im Unterkiefer zu zählen. ſ. unſere Artikel, Blaſer, B. I. S. 794. Delphin, B. II. S. 306. und Meerſchwein, B. V. S. 544.

Ofenbruch.

Ofenbruch wird bey dem Hüttenweſen diejenige Materie genannt, welche bey der Roharbeit nicht in den Heerd fließt, ſondern ſich an den Seiten des Ofens feſt anſetzet und beym Ausbrennen herausgebrochen wird. Dieſe Materie iſt gemeiniglich arſenikaliſch und enthält etwas, bisweilen mehr bisweilen weniger, metalliſches in ſich.

Eine ſehr bekannte und gebräuchliche Art Ofenbruch iſt der Gallmeyiſche Ofenbruch, oder Ofengallmey, Tutia, Cadmia fornacum, welcher bey dem Schmelzen der Zinkerze ſich an den Seiten der Ofen als eine graue oder weißlichtgraue Materie anlegt. Dieſer gallmeyiſche Ofenbruch enthält, außer der Zinkiſchen Subſtanz, auch etwas Arſenik und Schwefel. Gemeiniglich wird derſelbe weggeworfen, an einigen Orten aber gebrauchen ſie ſelbigen zum Meſſing machen, da er denn entweder erſt eine Zeitlang an der Luft muß gelegen haben und alſo aufgeſchloſſen ſeyn, oder zuvor muß ausgeröſtet werden, um ſowohl den darinnen befindlichen Arſenik und Schwefel zu ſcheiden, als auch den Ofenbruch recht locker und mürbe zu machen.

Zu dem Gallmeyiſchen Ofenbruche rechnet man auch den Hüttennicht oder weißen Nicht, Nihil album, welcher ſich zu oberſt der Oefen, wo Zinkerze geſchmolzen werden, als ein lockeres, weißes und wollichtes Pulver findet, oder auch bey dem Meſſingmachen als ein weißer Rauch aus den

Oeff-

Oeffnungen der Tiegel geht. Von dieſem Hüttennicht unterſcheiden einige den Pompholyx, welcher nicht ſo weiß, wie jener, an Farbe, ſondern lichtgrau iſt, weniger feſte zu ſeyn pfleget und in den Oefen etwas tiefer, als jener, ſitzt. Endlich unterſcheidet man auch noch eine Art von Ofenbruch, welche ſchwerer und dichter, wie die beyden vorhergehenden Arten iſt, eine ſchwarzgraue Farbe hat, und Tutian, Tutia, genannt wird. Von dieſer Tutia ſcheint die ſo genannte Alexandriniſche Tutia verſchieden zu ſeyn, als welche, wie Neumann in ſeiner mediciniſchen Chymie, Züllichau. 1756. 4. Th. 2. S. 1038. anmerket, ein Gemiſche von einer Thonerde, Kreide, Gallmey oder Zinkblumen oder auch Bleyerz und andern Dingen ſeyn ſoll.

Das Hüttennicht, der Pompholyx und die Tutia werden in der Heilkunſt als Augenmittel gebrauchet, da aber dieſelben niemals recht rein zu haben ſind, und dieſelben ohne Gefahr nicht gebrauchet werden können, ſo thut man am beſten, wenn man den Gebrauch derſelben unterläßt, und ſich lieber der Zinkaſche bedienet, als welche allezeit mit leichter Mühe aus dem calcinirten oder verbrannten Zink erhalten und ſicher gebrauchet werden kann.

Oefengallmey.

Cadmia fornacum, Cadmia factitia, iſt kein natürlicher Gallmey, ſondern verbrannter Zink, welcher, wenn die Zinkerze geſchmolzen werden, ſich an den Wänden des Ofens, wo keine Abkühlung geſchieht, als eine calcinirte oder verbrannte metalliſche Subſtanz zuſammen bäckt, und zu einem harten ſteinichten Weſen wird. Man ſammlet dieſen Ofengallmey vorzüglich in Goßlar, und gebrauchet ihn bisweilen zum Meſſingmachen. Es giebt aber derſelbe kein gutes Meſſing, indem er etwas bleyiſches bey ſich hat. Den Ofengallmey nennt man auch Gallmeyiſchen Ofenbruch. S. Ofenbruch.

Ohmblatt.

S. Baumwurzelſauger und Klette.

Ohmer. S. Dinkel.

Ohmkraut.

Ohmkraut nennen wir mit Herr Planern Percepier Dill. Percepia Heiſt. oder Aphanes Linn. indem die andern Namen, als Frauenmäntelchen und Marienmäntelchen, auch andern Pflanzen beygeleget worden. Es iſt davon nur eine Art bekannt, nämlich Aphanes aruenſis Linn. Es iſt dieſes auf den Brachfeldern ein ganz gemeines, kleines, rauches

Pflänz-

Pflänzchen, deſſen Stängel öfters kaum einen Finger Höhe erreichet, ſich aber in viele Zweiglein ausbreitet. Die wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind in drey Lappen, und dieſe wieder zwey- auch dreyfach zerſchnitten. Den kurzen Stiel umgeben zween, mit ſcharfen Zähnchen beſetzte und gefranzte Blattanſätze. In den Winkeln derſelben ſitzen einige grünlichte Blümchen bey einander. Der kleine röhrenförmige Kelch iſt in acht Einſchnitte getheilet, wovon viere wechſelsweiſe größer, und viere kleiner, und faſt nur haarförmig ſind, deswegen auch Herr Pollich überhaupt nur viere angegeben. Das Blumenblatt mangelt; vier ganz kurze Staubfäden ſitzen auf dem Kelche, und auf deſſen Boden zeigen ſich zween Fruchtkeime, an welchen der Griffel nicht, wie ſonſt gewöhnlich, auf der Spitze, ſondern unterwärts und ſeitwärts anſitzet; die Staubwege ſind knöpficht. Es folgen zween eyförmige, plattgedrückte Saamen, welche von dem mehr verſchloſſenen Kelche bedecket werden. Bisweilen ſieht man nur einen Fruchtkeim, und mithin auch nur einen Griffel, da denn die Blume und der Saame völlig mit dem Löwenfuße übereinkommt, daher auch die Herrn, von Haller, Ludwig und Scopoli, beyde Geſchlechter mit einander vereiniget haben. Es ſoll der Gebrauch dieſes Pflänzchen den Urin treiben, und den Stein zermalmen, daher es auch den Namen Perche pier erhalten. Es iſt aber dieſe Wirkung durch Erfahrungen zur Zeit noch nicht beſtätiget worden.

Ohmkraut, S. Löwenfuß.

Ohnvogel.

Ein Name der Kropfgans oder des Vielfraßes, Onocrotalus, Plancus gulo. Vermuthlich von ſeinem Geklapper mit dem Schnabel im Waſſer, welches dem Eſelgeſchrey gleichet, alſo benannt. Das Wort iſt in der Schweiz üblich.

Ohr.

Ohren, Auris. Es befinden ſich dieſe Gehörwerkzeuge, deren zweye an der Zahl ſind, äußerlich an der rechten und linken Seite des Hauptes, und beſtehen gleichſam aus einem dreyfachen Bezirke, nämlich aus dem äußerlichen, mittlern und innerlichen Ohr. Zu dem äußerlichen Ohre gehören, das Oehrlein, Auricula, nebſt dem Gehörgange, Meatus auditorius, wovon jenes den an beyden Seiten des Schlafknochens ab- und hervorſtehenden muſchelförmigen Theil, dieſes aber den dahinter befindlichen Canal ausmachet, welcher ſich bis gegen das mittlere Ohr zu erſtrecket. Es

beſteht

beſteht das Oehrlein aus einem ſehr künſtlich gewundenen Knorpel, welcher von der allgemeinen Decke ſcharf umſpannet wird, und woran ſich verſchiedene hervorragende Ohrenkreiſe, Vertiefungen und andere Theile beſonders unterſcheiden laſſen. Zu den erſtern rechnet man ſowohl den äußerlichen Ohrenkreis, Helix, ſ. capreolus, oder diejenige äußerſte Falte, welche ſich um den ganzen Rand der äußern Peripherie des Ohres befindet, ingleichen den innerlichen Ohrenkreis, anthelix, ſo in einer dem vorigen gerade gegen über ſtehenden länglichten Erhöhung beſteht, als auch den vordern Ball oder Bock des Ohres, Tragus, oder den ziemlich merklichen knorplichten Anſatz, welcher unter der Krümmung des äußern Ohrenkreiſes vorſteht, nebſt dem hintern Balle oder Gegenbocke, antitragus, welcher an dem hintern Ende des inwendigen Ohrkreiſes liegt. Die Vertiefungen machen theils eine ungenannte Höhlung, cauitas innominata, theils das zwiſchen dem äußerlichen und innerlichen Ohrenkreiſe befindliche ſogenannte Schiffchen, ſcapha, theils endlich die Muſchel, concha, aus, welche ganz inwendig, gleich vor der Mündung des Gehörganges zum Vorſchein kömmt. Endlich gehöret auch noch zu dem Oehrlein das ſo genannte Ohrenläppchen, lobulus auris, welches das unterſte, weiche, herabhangende Theilchen iſt, das mit dem Bocke und der Muſchel zuſammenhängt, und welches bloß aus den allgemeinen Decken beſteht, die mit einer fettichten Unterlage ausgeſtopfet ſind, woran die Menſchen von jeher beſondere Ringe und andere Zierrathen getragen haben. Hiernächſt befinden ſich auch noch um dieſes Oehrlein herum allerhand kleine Talgdrüſen, ingleichen zwo, drey, oder auch mehrere Muskeln, obſchon dieſer Theil an den meiſten Menſchen ganz unbeweglich iſt, woran jedoch der Zwang Schuld iſt, welchen wir uns von Jugend auf durch Binden, Haubentragen und andern Kopfputz anthun, wodurch dieſe natürlichen Fähigkeiten gleichſam erſticket werden und aus der Mode kommen. An den Thieren, worunter hier nämlich nur die eigentlichen vierfüßigen von warmen Blute zu verſtehen ſind, da allen übrigen, wenn man ihnen auch nicht durchgängig dieſes Werkzeug ganz abſprechen kann, doch wenigſtens das äußerliche Ohr fehlet, bewegen ſich dieſe Theile viel deutlicher, und ſind auch die Muskeln daran viel fleiſchichter und deutlicher als bey den Menſchen zu unterſcheiden. Man kann ſogar aus der verſchiedenen Bewegung des äußern Ohres auf die Gemüthsart und natürlichen Triebe

Triebe dieſer Thiere ſchließen, da man weis, daß beherzte, raſche oder ſchlaue Thiere die Ohren in die Höhe tragen und auf verſchiedene Art ſpitzen, furchtſame und ſchüchterne hingegen ſelbige ſinken laſſen nnd mehr abwärts neigen. Gleich hinter dieſem Oehrlein, nämlich zu Ende der Muſchel, offenbaret ſich eine ziemlich große Mündung, womit ſich der äußere Gehörgang, meatus auditorius, anfängt, welcher als ein wirklicher runder Canal, der gegen die Mitte zu etwas enger wird, ſich von da weiter nach dem mittlern Ohre erſtrecket, und nicht ſowohl gerade zu, als vielmehr mit einigen krummen Biegungen fortgeht, und zuletzt mit der Trommelhöle ſein Ende erreichet. In der Frucht und in neugebohrnen Kindern iſt dieſer Gang halb knorplicht und häuticht, bey Erwachſenen hingegen iſt der hintere ganz knöchern, und der vordere aus knorplichten Stücken zuſammengeſetzet, über welche äußerlich eine ſcharf geſpannte Haut hinweg geht, und die inwendige Fläche iſt mit einer andern äußerſt empfindlichen Membran ausgeſchlagen.

Es befinden ſich auch äußerlich an dem knorplichten Theile des Gehörganges in einem, unter den allgemeinen Decken ausgebreiteten netzförmigen, Zellgewebe die kleinen eyförmigen und runden gelbbraunen Ohrenſchmalzdrüſen, glandulae ceruminoſae aurium, welche von einem franzöſiſchen Zergliederer des vorigen Jahrhunderts, dem Herrn du Verney, zuerſt entdecket worden; aus jedweder ſolcher einzelnen Drüſe geht ein beſonderer Ausführungsgang heraus, und durchbohret die Haut, welche die inwendige Höhle dieſes Canals überzieht, aus deren Mündungen zuletzt das bittere und gelbbraune Ohrenſchmalz herausſchwitzet. Dieſer Saft iſt eben ſo wohl, als die daſelbſt befindlichen kleinen Haare vermögend allerhand ſchädliche Würmer und Inſecten abzuhalten, damit ſelbige nicht unmittelbar in den Gehörgang eindringen und ſelbigen verletzen können. Alle Thiere, welchen man Ohren zugeſtehen muß, ſind auch mit einer Art von Gehörgange verſehen, ſogar die Amphibien, Wallfiſche und andere dergleichen; nur iſt er in den vierfüßigen lebendig gebährenden Thieren am längſten, die darum auch vor allen übrigen ein eigentliches Ohrenſchmalz verfertigen. Die äußern Ohrlöcher oder Mündungen des Gehörganges finden ſich in den Wallfiſchen und andern Fiſchen überaus enge, und bey den Schlangen, Eidechſen und andern Amphibien ſind ſie gar mit einer Haut bedecket, und ſcheinen darum verſchloſſen zu ſeyn.

Das ganze mittlere Ohr ſtellet die ſo genannte Trommelhöle, ca-

uitas tympani, vor, welche unmittelbar auf den äußerlichen Gehörgang folget, und eine ungleiche, etwas länglichte Höhle ausmachet. Die Gränzen zwiſchen dieſer Höhle und dem Gehörgange beſtimmet ein kleiner knöcherner Ring, welcher in der Frucht und bey ſehr jungen Kindern ſich als ein beſonderes Stück darſtellet, und ſich gleich zu Ende des vorigen Canals findet, der aber bey zunehmenden Jahren mit dem Felſenknochen in eins zuſammen verwächſt. Ueber dieſen Ring iſt eine, aus zwey Blättchen zuſamengeſetzte, ſtarke Haut, nämlich die ſo genannte Trommelhaut, membrana tympani, veſt ausgeſpannet, oder vielmehr in einer daſelbſt befindlichen Furche oder Rinne eingekerbet, und machet gleichſam die Scheidewand zwiſchen dem vorigen Canale und der Trommelhöhle. Mitten über dieſes Trommelfell geht auch eine beſondere Schnur, die ſich mit den Muskeln der Gehörknöchelchen verbindet, und welche eben ſo, wie die Darmſaite unten an einer Trommel, über ſelbige ausgeſpannet iſt, und darum auch die Trommelſaite, chorda tympani, heißt. Man findet dieſe Trommelhaut in allen vierfüßigen lebendig gebährenden Thieren, bey den Vögeln, Amphibien und großen Fiſcharten, aber bey den kleinern Fiſchen, welche ein warmes Blut habeu, hat man dergleichen noch nicht wahrgenommen. In dieſer Höhle liegen denn nun die vier Gehörknöchelchen, oſſicula auditus, der Hammer, malleus, der Amboß, incus, der Steigebügel, ſtapes, und das rundliche Knöchelchen, os orbiculare. An dem Hammer kann man füglich den obern Theil, oder ſeinen ziemlich runden Kopf, caput mallei, den darunter vorkommenden mittlern, dünnen, oder den Hals, collum, ingleichen den äuſſerſten oder den Stiel, manubrium, unterſcheiden, an welchem ſich oberwärts zween ſpitzige Fortſätze zeigen, woran die dahin gehörigen Muskeln angeheftet ſind. Der Amboß beſteht aus einem dicken Theile, oder ſeinem Körper, corpus, an welchem ſich oberwärts eine beſondere Gelenkvertiefung äußert, und zwo hervorragenden dünnern Spitzen, oder den beyden Schenkeln, duo crura, wovon eins länger, das andere etwas kürzer ausfällt. Der Steigebügel, welcher ſeiner dreyeckichten Figur wegen, alle ſeiner Benennung zukommende Aehnlichkeit hat, zeiget oberwärts ein kleines Knöpfchen, capitulum, ferner ſeitwärts gleichſam ein paar Säulen, duo latera, und unterwärts die Grundfläche oder ſein Fundament, baſis, welche beyde letztern Theile aber nach innen zu eine beſondere Furchenfläche ha-

 ben.

ben. Das kleine rundliche Knöchelchen hat eine linſenförmige und eyrunde Geſtalt, und iſt ſo klein, daß man es oft mit bloßen Augen nicht einmal gut erkennen kann, deswegen denn viele Zergliederer es lieber für ein eingetrocknetes Stückchen Band oder Sehne, als für ein beſonderes Knöchelchen angeſehen haben. Mit der Verbindung dieſer Theile hat es folgende Beſchaffenheit: der Hammer geht längſt an der Trommelhaut in einer ſenkrechten Richtung herunter, und hängt mittelſt des einen Fortſatzes des Hammerſtiels mit ihr ſelbſt genau zuſammen, der Kopf hingegen paſſet in die hohle Gelenkvertiefung des Amboſes und iſt ebenfalls daran befeſtiget. Der kürzere Schenkel des Amboſes geht ſeitwärts nach den Fächerchen des zitzenförmigen Fortſatzes und verliert ſich daſelbſt, der längere hingegen läuft von der Trommelhaut ein wenig abſtehend mit dem Hammerſtiele in paralleler Richtung herab, und erhält dadurch mit dem Steigebügel ein vollkommenes Gelenke, weil das runde Knöchelchen zwiſchen der Spitze dieſes Schenkels und der kleinen Gelenkpfanne des oberſten Knöpfchens des Steigebügels darzwiſchen kömmt. Nicht nur der Hammer ſondern auch der Steigebügel ſind noch überdieſes mit beſondern Muskeln verſehen, wodurch denn dieſe Knöchelchen verſchiedener Bewegungen unter ſich fähig werden. Es laſſen ſich dieſe Gehörknöchelchen in gleicher Anzahl und Form auch bey den vierfüßigen lebendig gebährenden Thieren, und bey denjenigen großen Fiſcharten wahrnehmen, welche ein warmes Blut haben. Bey den Vögeln vermiſſet man den Amboß und den Steigebügel, oder vielmehr alle dieſe drey Knöchelchen zuſammengenommen machen bey ihnen eigentlich nur einen einzigen Knochen aus, an dem ſich aber wohl noch die Gränzen des einen und des andern unterſcheiden ließen; und eben dieſe Beſchaffenheit hat es auch mit den Amphibien. Bey den kaltblütigen Fiſchen trifft man anſtatt der ordentlichen Gehörknöchelchen in einer beſondern Höhle zween bis drey paar ungeſtaltete Steinchen an, die man unterdeſſen jenen an die Seite ſetzen kann. Außer allen dieſen Theilen hat man in der Trommelhöhle auch noch beſondere Oeffnungen und Löcher zu merken. Es gehören dahin eines Theils die Fächerchen, ſo nach dem inwendigen des zitzenförmigen Fortſatzes zu gehen und gegen welche ſich beſonders der kürzere Schenkel des Amboſes richtet, wovon das äußerſte ziemlich anſehnlich und gleichſam mit einem Fortſatze der Trommelhaut bedecket iſt. Man hat dieſe Fächerchen als beſondere Schallhöhlen anzu-

anzuſehen, daher bey ſolchen Thieren, welche ein ſcharfes oder ſonſt muſikaliſches Gehör haben, dieſe Fächer durch beyde Hirnſchalentafeln mitten durch gehen, wodurch denn beyde Ohren oberhalb und unterhalb der Hirnſchale mit einander Gemeinſchaft haben, wie man ſolches an dem ſo gelehrigen Elephanten und verſchiedenen Vögeln wahrnimmt. Eine andere von dieſen Oeffnungen findet ſich dem Trommelfelle gegen über, welche ſich anfangs in einen knöchernen Gang, ſofort in einen knorplichten verlängert und ſich zuletzt in der hinterſten Mundhöhle gleich bey den Mandeln als ein häutichter offener Gang endiget. Sie wird, da ſie oberwärts einen engen Anfang hat, und nach und nach im Fortgehen immer weiter wird, dieſer Aehnlichkeit halber, die Euſtachiſche Trompete, tuba Euſtachiana, genannt, und ſcheint beſonders eine gehörige Reinigung der in der Tromělhöhle ſonſt eingeſchloſſenen Luft zu bewerkſtelligen. Man findet ſie jederzeit in den warmen Thieren, folglich in den ordentlichen vierfüßigen Thieren, Vögeln und größern Fiſcharten, und in den kaltblütigen, nämlich den Amphibien und kleinern Fiſchen iſt ſie öfters die eigentliche und Hauptſtraße für den Schall. Ein berühmter Naturforſcher will ſie nichts deſtoweniger an den Schlangen vermiſſet haben, ohnerachtet ſie ſonſt im Froſche ziemlich groß und offen iſt. Endlich entdecket man auch noch das ſo genannte eyrunde Fenſter, feneſtra oualis, welches ziemlich mit der Grundfläche des Steigebügels, die darinnen befindlich iſt, ausgefüllet wird, nebſt dem runden Fenſter, feneſtra rotunda, das eigentlich zur Schnecke geht, und natürlicherweiſe mit einer kleinen zarten Haut verſchloſſen iſt. Beyde kommen auch bey den vierfüßigen Thieren zum Vorſchein, werden aber bey den übrigen, wenigſtens das letzte, vermiſſet. Das innerliche Ohr oder der hinterſte und letzte Bezirk deſſelben iſt endlich der Irrgang, labyrinthus. Es beſteht ſelbiger aus dem Vorhofe, den dreyen halbzirklichten Canälen und der Schnecke. Erſterer oder der Vorhof, veſtibulum, iſt die mittlere Höhle des Irrganges, oder diejenige rundliche Kammer, zu welcher man durch das eyrunde Fenſter gelanget. Die drey halbzirklichten Canäle, tres canales ſemilunares, welche ſich in einen großen, mittlern und kleinen eintheilen laſſen, beſchreiben wirklich jeder eine halbzirklichte Krümmung und öffnen ſich, welches das ſonderbarſte, zuſammen nur mit fünf gemeinſchaftlichen Löchern oder Mündungen in der Höhle des Vorhofes. Sie finden ſich überall im Thierreiche, in den vierfüßigen lebendig gebährenden,

bährenden, in den Vögeln, Amphibien und allen Fiſchen, nur an den Schlangen will man ſie vermiſſet haben. Sie kommen auch gemeiniglich bey den Thieren und bey den Menſchen ſtets in dreyfacher Anzahl zum Vorſchein, ohnerachtet man ſie auch ſchon zweyfach, aber niemals einfach angetroffen. Dieſen gegen über hat endlich die Schnecke, cochlea, ihren angewieſenen Platz, welche als die künſtlichſte ausgearbeitete Höhle mit größtem Rechte ihren Namen verdienet. Sie beſteht aus einem knöchernen Gange, welcher zwey und einen halben Kreis oder Wendungen machet, wovon der unterſte am größten, die mittlere etwas kleiner, und die oberſte am kleinſten iſt, und welche ſich gleichſam um einen Mittelpunct oder Spindel herumwinden. Die inwendige Schneckenhöhle wird durch eine mitten durch und bis oben in die äußerſte Spitze hinauslaufende dünne knöcherne Scheidewand oder Spiralplatte in zwo beſondere Höhlen abgetheilet, deren eine, weil ſie mit ihrem Eingange nach dem Vorhofe zu gerichtet iſt, die Vorhofsſtiege, ſcala veſtibuli, die andere aber, weil man durch das runde Fenſter ſogleich aus der Trommelhöhle zu ihr gelangen kann, und dem Mittelpuncte des Trommelfells gegen über ſteht, die Trommelſtiege, ſcala tympani, genannt wird. Man findet ſie allein in den vierfüßigen Thieren und den Wallfiſcharten, die Vögel aber haben ſie ſo wenig, als die Amphibien und die kaltblütigen Fiſche. Die inwendigen Gänge der drey halbzirklichten Canäle ſind denn nun ſo wenig als die beyden Schneckenſtiegen leer gelaſſen, ſondern alle zuſammen mit einem weichen Nervenmarke durch und durch ausgefüttert, welches ſich gegen den Vorhof in eine eben ſolche markichte Membran verwandelt und in dieſer Geſtalt ſich auf verſchiedene Art verbreitet. Es theilet ſich nämlich das ſiebente Nervenpaar gleich bey ſeinem Urſprunge in eine ſo genannte harte und weiche Portion, wovon dieſe durch eine große Oeffnung, welche ſich bald in viel kleinere Löcher vertheilet, in den Felſenknochen hinein und auf die oben beſchriebene Weiſe durch die Theile der Irrgänge hindurch geht, jene aber durch einen andern engern aber längern Canal, nämlich dem Fallopiſchen Waſſergange, zwiſchen dem griffelförmigen und zitzenförmigen Fortſatze heraus und äußerlich zum Vorſcheine kömmt. Das äußerliche Ohr enthält endlich noch Abkömmlinge vom dritten Paare der Halswirbelnerven, gleichwie ſich auch theils von den ſchlafmachenden Pulsadern, theils von den Droßelblutadern eigene Blutgefäße zum Ohre verbreiten.

Mit dem Sinne des Gehörs hat es denn nun folgende Bewandniß. Der Schall oder diejenige zitternde Bewegung, welche in einem elaſtiſchen harten Körper hervorgebracht wird, pflanzet ſich durch eben ſolche bebende Wallungen in der Luft fort und gelanget ſolchergeſtalt zu dem äußerlichen Ohre. Dieſes iſt wegen ſeiner verſchiedenen künſtlichen Krümmungen und Höhlen, ingleichen darum, daß es von dem Kopfe etwas abſteht, um ſo viel geſchickter, die Bebungen der Luft von allen Orten her anzunehmen, deswegen auch denenjenigen, welche das Oehrlein verlohren haben, gemeiniglich das Hören etwas ſchwer fällt. Der ſehr biegſame Ohrenknorpel, der noch darzu mit der ihm umgebenden Haut ſtraff überzogen iſt, verurſachet vorzüglich, daß die Luft, nachdem ſelbige an ihm angeſtoßen, wieder zurückprallt, und ſolchergeſtalt in den Gehörgang gelanget, welcher durch ſeine Biegungen dieſes Zurückprallen noch weiter befördert, und ſelbige dem Trommelfelle ſelbſt mittheilet. Dieſes iſt als ein elaſtiſcher ausgeſpannter Körper jederzeit fähig, durch den aus der Luft an ihn anprallenden Schall ebenfalls in eine ſchwirrende Bewegung geſetzet zu werden, und ohngeachtet ſelbige mit den Graden des äußerlichen Schalles harmoniſch ſeyn mögen, ſo kömmt doch hierbey auch ſehr vieles auf die Spannungen der Trommelhaut ſelbſt an. Selbige werden denn nun ſowohl von der Trommelſaite, als den Gehörknöchelgen und vielleicht unter dieſen vornehmlich von dem Hammer und Amboſe bewerkſtelliget, dergeſtalt, daß je nachdem das Trommelfell ſcharf oder ſchwach geſpannet iſt, ein ſtarker oder ſchwacher Schall erfolgen muß. Durch dieſen genauen Zuſammenhang der Trommelſaite und der Gehörknöchelchen erfolget es ganz natürlich, daß die in der Trommelhaut einmal erregten zitternden Bewegungen auch den Gehörknöchelchen, welche durch ihren Zuſammenhang auch elaſtiſch ſind, mitgetheilet werden, und daß ſie folglich dadurch in den Stand geſetzet werden, ſelbige ſogar bis zum innern Ohre fortzupflanzen. Einmal geſchieht dieſes durch den Steigebügel und das eyrunde Fenſter, worinnen er mit einer, der Trommel ähnlichen Haut, um und um umgeben ſitzt, welcher alſo ſeine Erſchütterungen durch den ganzen Vorhof verbreitet, und ſelbige dadurch eben ſowohl den dreyen halbzirkelrunden Canälen, als der Vorhofsſtiege mittheilet; ferner aber dadurch, indem dieſe bebenden Wallungen unmittelbar aus der Trommelhöhle und auch das runde Fenſter in die Trommelſtiege eindringen und alſo der Schall alle Theile des Irrganges

ges zugleich und auf einmal erfüllet.

Ohre. S. Ahornbaum.

Ohren. S. Blätter.

Ohrenpflanze.

Dale hat, wegen der vorgegebenen Wirkung, eine Pflanze auricularia genannt, und obgleich dieſe nicht allein ein Geſchlecht ausmachet, ſondern mit zwo andern vom Herrn von Linné vereiniget worden, ſo wollen wir doch dieſen zum Geſchlechtsnamen annehmen und darunter Hedyotis Linn. verſtehen. Der Kelch ſitzt auf dem Fruchtkeime und iſt in vier ſchmale ſpitze Einſchnitte getheilt; das trichterförmige Blumenblatt iſt etwas länger als der Kelch, bis zur Hälfte vierfach eingeſchnitten und mit vier Staubfäden beſetzet. Der Griffel trägt zween Staubwege. Der Fruchtbalg öffnet ſich der Quere nach unter dem Kelche, zeiget zwey Fächer und in dieſen einige eckichte Saamen.

Wirtelförmige Ohrenpflanze, Hedyotis auricularia L. wächſt in Zeylon in den Sümpfen. Die Pflanze iſt glatt, die Wurzel ausdauernd, und der Stängel ſelbſt, nebſt den wechſelsweiſe geſtellten Zweigen, in Glieder oder Gelenke abgetheilet. Die Blätter ſtehen einander gegen über, ſitzen faſt platt auf und ſind lanzet- oder mehr eyförmig, völlig ganz, aderricht, und mit ausgezackten Blattanſätzen umgeben. Die Blumen ſtehen an den Blätterwinkeln wirtelförmig bey einander auf kurzen Stielen. Marlov, ein Engländer, hat die Pflanze als ein geheimes Mittel wider die Taubheit ausgegeben, und Rajus dieſe Wirkung beſtätiget, ſolche aber für eine Art Münze gehalten, welches auch nachher von vielen nachgeſchrieben und bald dieſe, bald jene Art Münze davor ausgegeben oder untergeſchoben worden. Hr. von Linné aber hat nicht allein gezeiget, daß ſolche von dem Münzgeſchlechte gänzlich unterſchieden und keine Art Münze in Anſehung der gewöhnlichen Wirkung davor zu gebrauchen ſey, ſondern auch angegeben, wie dieſe Ohrenpflanze der nächſte Nachbar von Zahnwurzel, mithin aus der Familie der ſternförmigen Pflanzen, ſtellatae, ſeyn, und wofern eine andere und weniger ſeltene davor gebrauchet werden könnte, ſolche unter dieſer Familie und vornehmlich unter dem Meyerkraute aufgeſucht werden müſſen. Die Pflanze iſt in den Apotheken, auch den botaniſchen Gärten nicht anzutreffen.

Beyde andere Arten wachſen auch in Zeylon und gehören gleichfalls unter die ſeltenſten Pflanzen.

Ohrenqualle.

S. Qualle.

Ohrenſchmalz. S. Ohr.

Ohreule.

Eine Hauptgattung der Eulen, welche ſich durch den ohrförmigen Haarſchopf am Kopfe auszeichnen, davon das mehrere bey Eule geſaget iſt.

Ohrläpplein.

S. Ohr.

Ohrlöffelchen.

S. Schraube.

Ohrlöfleinkraut.

S. Behen, weißes.

Ohrmuſchel.

Ohrmuſchel gehöret unter die Baſtarde, oder verſteinerten Conchylien, deren Originale nicht mehr gefunden werden. Es iſt ſolche Anomia aurita L. Die Schale iſt dünne, zerbrechlich, durchſichtig, länglicht, in die Quere eyrund, mit Ohren verſehen, geſtreifet, am Angel durchbohret, und von der Größe einer Haſelnuß.

Ohrſchnecke.

S. Grimaſſe und Meerohr.

Ohrſchwamm.

S. Gallerte.

Ohrwurm.

Forficula Linn. Dieſes bekannte Inſect, welches von dem Ritter von Linne' in die erſte Ordnung, nämlich unter die Inſecten mit ganzen Flügeldecken geſetzet wird, hat ſeinen deutſchen Namen von der gemeinen, aber größtentheils ungegründeten Meynung erhalten, daß es die Gewohnheit hätte, den Menſchen in die Ohren zu kriechen, und dieſelben zu verletzen. Die Kennzeichen dieſes Geſchlechtes ſind: bürſtenartige Fühlhörner, kurze Flügeldecken, welche nur bis zur Hälfte des Körpers gehen, aber die zuſammengelegten Flügel ganz bedecken, und ein ſcherenförmiger Fortſatz am Schwanze, welcher auch zu den lateiniſchen Benennungen Forficula und Forcipula, womit der bey einigen Schriftſtellern übliche, deutſche Name Zangenkäfer übereinkömmt Anlaß gegeben hat. In dem Linnäiſchen Syſtem werden nur zwo Arten angeführet, welche beyde in den europäiſchen Ländern häufig vorkommen. Die größere Art, Forficula auricularia Linn. die man ſowohl in den Häuſern, als auch in den Gärten antrifft, iſt gemeiniglich etwas über einen halben Zoll lang, und hat einen braunen Kopf, braune Fühlhörner, welche halb ſo lang ſind, als der Körper, und aus vierzehen Gelenken beſtehen, ein plattes, ſchwärzlichtes Bruſtſtück mit einem bläſſern, erhabenen Rande, einem braunen Hinterkörper, und

weißgraue Flügeldecken. Der zangenförmige, gezähnelte Fortſatz am Schwanze, welcher dieſen Inſecten zur Gegenwehr dienet, iſt bey dem Männchen etwas größer, als bey dem Weibchen. Daß dieſe Inſecten bisweilen in die Ohren kriechen, iſt zwar aus verſchiedenen Nachrichten erfahrner Aerzte klar; aber daß ſie einen beſondern Trieb haben ſollten, ihre Nahrung in den Ohren zu ſuchen, iſt ſchon deswegen ſehr unwahrſcheinlich, weil dergleichen Fälle, wo man Ohrwürmer in den Ohren gefunden hat, überaus ſelten ſind, ohngeachtet dergleichen Inſecten in den Schlafzimmern ſehr häufig gefunden werden. Die Furcht vor dieſen Thieren iſt alſo größtentheils ungegründet. Den größten Schaden thun ſie den Blumen, den Apricoſen, den Pferſichen und andern Früchten. Sie pflegen ihre Eyer gern in die Erde, oder zwiſchen die Baumrinden zu legen. Die Larven unterſcheiden ſich von den vollkommenen Ohrwürmern faſt durch nichts, als durch die Größe und den Mangel der Flügel, die ſie erſt nach der andern oder dritten Häutung erhalten.

Der kleine Ohrwurm, Forficula minor Linn. welcher gemeiniglich in den Miſthaufen und anderm Gartenkehrich angetroffen wird, iſt ohngefähr halb ſo lang als die erſte Art, und hat einen braunrothen Körper, und am Schwanze einen ungezähnelten zangenförmigen Fortſatz.

In des Herrn Pallas Reiſen wird noch eine dritte Art von Ohrwürmern angeführet, welche dieſer geſchickte Naturforſcher beſonders am Irtis und zwar in den Sandufern ſehr häufig gefunden hat; daher man ihr mit Recht den Namen Uferohrwurm, Forficula riparia, gegeben hat. Dieſer Ohrwurm iſt noch einmal ſo groß, als die erſte Art, und hat ein gerändeltes Bruſtſtück, welches der Länge nach mit zween braunen, über die Flügeldecken gehenden Streifen beſetzet iſt. Der Kopf iſt oben ziegelfärbig, der Hinterkörper aber in der Mitten braun, und die Schere am Schwanze ziemlich gerade, ſehr ſpitzig, und nach der Mitte zu mit einem einzigen Zähnchen beſetzet.

Man kann aus den Ohrwürmern ein Oel und flüchtiges Salz zubereiten, welches, nach der Meynung einiger Schriftſteller, in Ohrenkrankheiten nützlich ſeyn ſoll.

Olampi.

Olampi gummi. Iſt ein Gummi oder Harz, welches hart, gelb, oder etwas weißlicht, durchſichtig, dem [illegible] nicht unähnlich [illegible] anzie- [illegible] enden

henden Geſchmack hat, es wird jedoch ſehr ſelten aus Amerika gebracht. Woher ſolches abſtammet, iſt unbekannt.

Olant. S. Alant.

Olantbaum.

S. Traubenkirſche unter Kirſchbaum.

Olax.

Unter dieſem Geſchlechtsnamen begreift Herr von Linné einen ſeltenen Zeylaniſchen Baum, welchen Burmann Stercoraria glandifera genennet. Es trägt ſelbiger vollkommen eyförmige, völlig ganze, glatte, geſtielte und wechſelsweiſe geſtellte Blätter, und an deren Winkel Blumenbüſchel. Der Kelch iſt ganz klein, vertiefet und völlig ganz; das röhrenförmige Blumenblatt theilet ſich in drey Einſchnitte, davon der mittelſte am tiefſten abgetheilet iſt; am Schlunde der Röhre ſitzen vier geſtielte, rundlichte, gegeneinander gerichtete Schuppen oder Honigbehältniſſe, und drey Staubfäden; der Griffel iſt länger als dieſe, und trägt einen knöpfichten Staubweg. Die Frucht iſt unbekannt. Wegen der vier Schuppen am Blumenblatte heißt Herr Planer dieſes Geſchlecht Schuppenmund, da aber viele andere Pflanzen dergleichen Zierrath an [illegible] ſitzen, haben wir lieber den Linnäiſchen Namen behalten wollen, welcher auf deutſch Dreckbaum überſetzet werden müßte, wie denn auch die Holländer ſolchen Dreckboom, und beſonders das Holz davon, wegen des ſtinkenden Geruches, Stink- oder Stronthout, zu nennen pflegen.

Oldenlandia.

Bernh. Henr. Oldenland, ein Däne, hat im Jahre 1695. am Vorgebirge der guten Hoffnung Pflanzen geſammlet und getrocknet, welche nachher in Burmanns Hände gerathen, und wovon Hr. von Linné ein Verzeichniß gegeben. ſ. Amoenit. 6 Band, 113 S. Deſſelben Andenken hat Plumier ein Pflanzengeſchlecht gewidmet, welches einen, auf dem Fruchtkeim ſitzenden, vierfach getheilten Kelch; ein röhrenförmiges, oberwärts mit einem Barte verſchloſſenes, und am Rande in vier ſpitzige Einſchnitte getheiltes Blumenblatt, oder vier einzelne Blumenblätter; vier Staubfäden; einen Griffel mit geſpaltenen ſtumpfen Staubwege, und eine rundlichte zweyfächerichte Frucht mit vielen kleinen Saamen zeiget. Herr von Linné hat acht Arten angeführet, welche alle ausländiſch und in hieſigen Gärten ſelten anzutreffen ſind, daher bemerken wir nur:

die

die ſtraußförmige Oldenlandie, Oldenlandia corymboſa Linn. Dieſe jährige Pflanze wächſt in dem mittägigen Amerika; der ganz niedrige Stängel verbreitet ſich in viele Zweige, welche einander gegenüber ſtehen, ausgeſtrecket, viereckicht und glatt ſind; die glatten, ſchmalen, lanzetförmigen Blätter ſtehen auch einander gegenüber, und haben mit den Gelenken der Zweige gleiche Länge; die ſtumpfen Blattanſätze ſind vorwärts mit drey Grannen beſetzet; die Blüthſtiele ſtehen in dem Winkel derſelben, und tragen im May und Juni ohngefähr vier kleine weiße Blumen. Man erzieht die Pflanze aus Saamen auf dem Miſtbeete, unterhält ſolche entweder darauf, oder ſetzet ſie in Scherbel, und ſtellet ſolchen an Oerter, wo er viel Wärme, doch auch Luft genießt. Wenn man die Stöcke gegen den Herbſt ins Treibhaus ſetzet, und die Zweige bey Zeiten verſchneidet, werden ſie öfters auch den Winter aushalten, und im folgenden Frühjahre zeitig blühen.

Oldwife.

Oldwife iſt zwar Engliſch, ohnfehlbar aber Deutſchen Urſprunges. Es giebt der alten Weiber im Fiſchreiche verſchiedene Gattungen. ſ. unſern Artikel, Altweib, B. I. S. 222. und Hornfiſch, B. IV. S. 116. no. 7. das alte Weib, Baliſtes Vetula, Linn. gen. 135. ſp. 7.

Oleander.

Oleander iſt der bekannte Name von Nerium. Die Blume zeiget einen kleinen, fünffach eingeſchnittenen Kelch, und ein trichterförmiges Blumenblatt, deſſen breiter Rand in fünf ſtumpfe, ſchief gerichtete Einſchnitte getheilet iſt; an dem obern Theile der Röhre ſteht ein kranzförmiges, in viele ſchmale Läppchen zerſchnittenes Honigbehältniß, und in der Röhre ſitzen fünf kurze Staubfäden, deren pfeilförmige Staubbeutel gegen einander gerichtet, mit einem langen wollichten Faden geendiget, und durch dieſe untereinander genauer vereiniget ſind. Die Staubbeutel umgeben und bedecken den abgeſtutzten Staubweg, welcher gleichſam durch einen dazwiſchen geſtellten Teller auf dem einfachen, und der Länge nach mit einer vertieften Linie bezeichneten Griffel, und dieſer auf dem zweyſpaltigen Fruchtkeime ruhet. Es folgen zwo lange, walzenförmige, zugeſpitzte Schoten, welche ſich der Länge nach öffnen, und viele, mit einer wollichten Haarcrone beſetzte, übereinander liegende Saamen enthalten. Es ſind vier Arten davon bekannt.

1) Dreyſpaltiger Gartenoleander, Lorbeerroſe, Roſenlorbeer,

lorbeer, Unholdenkraut, Rhododendrum Dod. Nerium, Oleander Linn. Oſtindien iſt deſſen Vaterland, und wie ſolcher daſelbſt ſo häufig an den Ufern der Flüſſe wächſt, als bey uns die Weide, eben ſo wechſelt das äußerliche Anſehen deſſelben, indem ſolcher ſowohl einen immergrünenden Strauch, als Baum vorſtellet. Im Garten pfleget man ſolchen mehr baumartig zu erziehen; da er denn vier bis fünf Ellen Höhe erreichet; junge, niedrige Bäumchen von einer bis zwo Ellen, blühen im Sommer und Herbſt eben ſo häufig als ältere und höhere. Junge, dünne Stängel können ſich kaum ſelbſt aufrecht erhalten, und auch ältere, ſtärkere ſind ganz biegſam. Die Aeſte ſtehen allemal in gedritter Zahl bey einander, und wenn der Blüthſtrauß am Ende des Aſtes verwelket, treiben jederzeit drey neue Zweige hervor. Auch die Blätter ſitzen in gedritter Zahl wirtelförmig bey einander, und umgeben die Knoten; es ſind ſolche ungeſtielet, lang, ſchmal, an beyden Enden ſpitzig, dicke, feſte, gleichſam trocken, völlig ganz, auf der untern Fläche nach beyden Rändern zu geſtreifet, blaßgrün, und grießlicht. Das Blumenblatt iſt von Natur ſchön purpurfärbicht, an andern Stöcken fleiſchfärbicht, auch ganz weiß, und dieſe Stöcke haben überhaupt in allen Theilen eine bläſſere Farbe, wie denn auch der Kelch grün und weißlicht ausfällt, da ſolcher bey den rothen Blumen gleichfalls röthlicht erſcheint. Außer dieſen rothen und weißen hat man auch den ſogenannten wohlriechenden, einfachen und gefüllten Oleander, welcher auch der Malabariſche ſchmalblätterichte wohlriechende Lorbeerroſenbaum genennet wird. Dieſer hält zwar an den Aeſten und Blättern gleichfalls die gedritte Zahl, die Aeſte aber ſind viel länger, ſchlanker und biegſamer, und die Blätter ſchmäler, auch länger, beſonders haben die Blumen einen ſtarken und angenehmen Geruch; denn obgleich dieſer an allen Blumen zu bemerken, ſo iſt doch der gemeine breitblätterichte, rothe und weiße Oleander mit dieſem ſchmalblätterichten gar nicht zu vergleichen, und von dieſem allein kann man befürchten, daß der Geruch in einem verſchloſſenen Zimmer ſchädlich ſeyn könne. Es iſt ſonderbar, daß man von dem gemeinen niemals gedoppelte oder gefüllte Blumen geſehen, da hingegen der wohlriechende gemeiniglich dergleichen zeiget. Dieſe ſind von einer anſehnlichen Größe und empfehlen ſich mithin auf einer doppelten Art. Sollte dieſer wohlrichende wirklich nur eine Spielart ſeyn? Außer dem bemerkten Unterſchiede iſt dieſer auch

viel

viel zärter und weichlicher als der gemeine, blühet nur bey rechter warmer Witterung in freyer Luft, lieber und häufiger im Glashauſe, da hingegen der gemeine bey jeder Witterung den Garten in ſeiner Blüthe ziert. Dieſer wird den Winter über im Keller, in einer Kammer oder gemeinem Glashauſe füglich aushalten, da hingegen der wohlriechende ein, wenigſtens mäßig erwärmtes, Glashaus verlanget. Beyde treiben aus der Wurzel häufige Schößlinge, welche, oder auch die obern Zweige abgeſenket oder eingeleget, und weil ſie zeitig Wurzeln treiben, leicht in neue Stöcke verwandelt werden können. Dieſe verlangen öfteres Verſetzen, und im Sommer viel Waſſer. Auch im Winter muß man ſie öfters begießen, zugleich aber auch der freyen Luft zuweilen genießen laſſen. Dieſer Strauch iſt wegen einer ſchädlichen Eigenſchaft nicht außer Verdacht. Die Jäger in Spanien haben ehedem den Saft davon in Köchern mit ſich auf die Jagd genommen, und die Spitze der Pfeile damit beſtrichen, um den ſchädlichen Raubthieren recht tödtliche Wunden beyzubringen; ſie ſollen es auch deswegen Yerua mala, oder das böſe Kraut genennet haben. Und obgleich die ältern Schriftſteller behaupten wollen, wie dieſe ſchädliche Wirkung nur bey den Thieren, nicht aber den Menſchen ſtatt finde, vielmehr bey dieſen, die Blätter in Wein geweichet, wider den Schlangenbiß dieneten, ſo verdienen ſie doch keinen Glauben, indem nach andern Erfahrungen die Wirkungen davon denen Menſchen ſchädlich geweſen. Der ſcharfe Geſchmack, der beſondere zähe Saft und die nahe Verwandtſchaft mit der Hundskohlpflanze müſſen den Verdacht beſtätigen.

2) Ruhroleander mit geſtielten Blättern, Codaga-Pala Hort. Mal. Nerium antidyſentericum Linn. Dieſer Strauch wächſt in Malabarien und Zeylon. Die Wurzel ſteigt nicht tief in die Erde, breitet ſich aber weit aus, und iſt mit einer braunröthlichten, oder weißlichten, bittern und ſcharfen Rinde bedecket. Der holzichte Stängel und deſſen Aeſte ſind mit einer ſchwärzlichten Rinde überzogen, und dieſe bedecket ein weißlichtes Holz. Die Blätter ſtehen paarweiſe auf kurzen Stielen, und ſind länglicht, lanzetförmig, glatt, aderícht, auf beyden Seiten hellgrün, und enthalten einen milchichten Saft. Die Blumen ſind weiß, und geben einen angenehmen Geruch von ſich. Die Rinde dieſes Strauches wird in einigen Ländern unter den Namen Cort. Profluuii, oder Coneſſi, oder Tellichery, engliſch Tili-cherrybark, in den Apotheken aufbewah-

bewahret, und von den Aerzten als ein bewährtes Mittel wider den Durchfall und die rothe Ruhr angerühmet. Vornehmlich loben den Gebrauch davon die Edinburger Aerzte, wählen dazu die Rinde von den kleinen jungen Zweigen, die nicht mit Moos überzogen ſind, und pflegen das Pulver davon mit Pomeranzenſyrup einzugeben. Es zeiget dieſes Mittel mit Rhabarbar und China einige Aehnlichkeit, indem auch davon Anfangs der Stuhlgang vermehret, nachher aber vermindert wird. Herr Brocklesby in Obſeru. on Camp-Diſeaſes hat von dieſer Rinde nicht mehr Nutzen, als von andern bittern Gewürzen erhalten, will auch überdieß derſelben nicht recht trauen, indem er Zuckungen nach dem Gebrauche wahrgenommen, und daher eine einſchläfernde Wirkung vermuthet.

Oleandervogel.

Sphinx Nerii Linn. Ein wegen ſeiner Schönheit merkwürdiger Schmetterling, aus dem Geſchlechte der Abendvögel, welcher ſich als Raupe auf dem Oleander aufhält, wie man ſchon aus der Benennung erſehen kann. Dieſe ſchöne Raupe, welche gemeiniglich eine Länge von vier Zoll erreichet, hat einen gelben Kopf mit zween grünen, bogenförmigen Streifen. Der größte Theil des Körpers iſt ebenfalls gelb, und auf jeder Seite mit einem großen, blauen, augenförmigen Flecken gezieret. Der Schmetterling hat große, glänzende Augen, blaßgelbe, mit etlichen Franzen beſetzte Fühlhörner, und einen dunkelgrünen Körper, welcher oben auf dem Rücken mit feinen, weißen Härchen bedecket iſt. Die grünen Flügel ſind mit ſchönen, roſenfärbigen und weißen Strichen und Puncten bezeichnet.

Oleaſter.

S. Oelbaum.

Olivenbaum.

S. Oelbaum.

Olivenkern.

S. Porzellanwalze.

Olivenſchnecke.

S. Dattelſchnecke.

Olruppe.

Aalraupe, Gadus Lota, Linn. gen. 154. ſp. 14. nach Müllern Truſche, ſ. Cabeljaue; Enchelyopus, 14. des Kleins, ein Aalbaſtart; ſ. dieſen unſern Artikel, B. I. S. 27. allwo, ſtatt achtzig Finnchen in der Schwanzfloße dreyßig zu leſen.

Oltkirſche.

S. Traubenkirſche unter Kirſchbaum.

Oltwurzel.

S. Alant.

Olyra.

Dieſes Grasgeſchlecht nennet Herr Planer Blicken. Es iſt davon nur eine Art, Olyra latifolia Linn. bekannt, welche in Jamaika wächſt, einen hohen, knotichten, und mit den Blätterſcheiden bedeckten Halm, ſehr breite, eyförmig zugeſpitzte Blätter, und eine vierfache Riſpe oder Aehre trägt, woran die Seitenblumen männliche ſind, die oberſte aber weiblichen Geſchlechtes iſt. Bey den männlichen ſind die beyden Bälglein lanzetförmig, und das eine davon iſt mit einer Granne geendiget, die beyden Spelzen ſind den Bälglein an Länge gleich, und umgeben drey kurze Staubfäden. Bey der weiblichen ſind die Bälglein eyförmig, zugeſpitzet, ausgehöhlet, und eines iſt ebenfalls mit der Granne beſetzet; die Spelzen ſind ganz klein, faſt knorplicht, und der kurze Griffel trägt zwo Staubwege. Die Spelzen bedecken einen eyförmigen, knorpelartigen Saamen. Die Blüthſtiele werden nach oben zu dicker.

Omber.

Vmbra, Schatten, Forellengeſchlechts, ſonſt Vmbla. ſ. unſern Artikel, Forelle, B. III. S. 174. no. 3. 4. 5. Dieſer Vmbra iſt von des Kramers Hundsfiſch, den er auch alſo benennet, ganz verſchieden. ſ. unſern Artikel, Hundsfiſch, B. IV. S. 152.

Omulus.

Der Omulus iſt, nach dem Gmelin, ein Sibiriſcher Fiſch, den man in der Selenga am häufigſten fängt, eine Gattung Weißfiſche, welche zu Ende des Auguſtmonats in großer Menge aus dem See, Baikal, aufſteigen, womit ſich denn die Einwohner auf das ganze Jahr verſorgen. Zu Udinſk hat man zur Sommerszeit Fiſche in ſolcher Menge, daß man ſich auf das ganze Jahr damit verſehen kann, wie wir ſolches ſelbſt geſehen haben. Als man am 26ſten Auguſt erfuhr, daß die Omuli ſchon bey Bolſchnaja-Saimka angekommen wären, ſo machten die Einwohner in Udinſk ihre Netze geſchwind zu rechte, und zwiſchen den 27ſten und 28ſten war der Selenga, zunächſt unterhalb der Stadt, ſo voll von dieſen Fiſchen, daß man das Netz nur auswerfen, und ſogleich wieder ziehen durfte, da man denn verſichert ſeyn konnte, auf jeden Zug wenigſtens 4000 Stück gefangen zu haben. Dieſes währete drey Tage; aber zwiſchen den 30ſten und 31ſten zogen dieſe Fiſche weiter. Sie kommen alle Jahre ordentlich gegen das Ende des Auguſtmonates bey

bey Udinſk an, und nicht im Junius, wie Isbrand Ides im 9 Cap. ſeiner Reiſeb. meldet. Der Omul iſt eine Art von Weißfiſchen Coregonus Arredi, und kömmt mit den Heringen bloß darinne überein, daß er glänzende Schuppen hat. Witſon hat in ſeiner Nord- und Oſttartarey dieſen Fiſch richtiger mit dem Schellfiſche verglichen, nur daß er kleiner als der Schellfiſch iſt. Er iſt gemeiniglich einen Fuß lang; aber in dem Tſchiwirkni und Jeniſei ſoll er größer, und oft eine Elle und länger ſeyn. Man findet ihn nicht nur in den See Baikal, und in den darinnen fließenden Bächen, oder in den Buſen, die ſich in das Land erſtrecken, ſondern auch in dem See Sor, welcher ſich bey dem Kloſter Poſolſk, längſt am Südlichſten Ufer des Baikal gegen Südweſt erſtrecket, und an zween Orten mit dieſen zuſammenhängt. Er befindet ſich auch in dem Eißmeere, aus welchem er im Herbſte in den Jeniſei geht, wo er, bevor der Froſt einfällt, bey Mangaſea ankömmt. Man hat mich auch verſichert, daß dieſer Fiſch in dem Fluß Petſchora, und bis nach Puſtoſerskoi-Oſtrog auch noch weiter hinaufgehe. Er geht auch in dem Chatanga und Indigirka hinauf. Daher iſt es ſchwer zu begreifen, warum er weder im Taß, noch im Ob, noch auch in Leana gefunden wird, wie mich Leute, die in dieſen Gegenden wohl bekannt waren, verſichert haben. Ein ſurgutiſcher Oſtiak hat mir geſaget, daß er ſich auch im Fluſſe Kaſür befinde. In dem Oſtrog Barguſinks gehen viele Leute nach den Tſchiwirkui auf die Fiſcherey der Omuli aus. Sie finden ſich allda ſelten vor dem October, wovon die Fiſcher dieſen Vortheil haben, daß ſie dieſe Fiſche nicht eher einſalzen dürfen, ſondern ſie frieren laſſen, und gefroren weiter führen, ſo daß ſie dieſelben friſcher zum Verkaufe bringen, und wohlfeiler geben, und folglich ſie geſchwinder abſetzen, können. Es hat aber mit dem Zuge dieſer Fiſche aus dem See Baikal folgende Beſchaffenheit. In der Mitte des Auguſtmonats beginnen ſie abzuziehen. Sie vertheilen ſich, gehen in die Flüſſe Selenga und Barguſin und in einen großen Buſen, welchen der See Baikal machet, Tſchiwirkui genannt, und da in einer Bache gleiches Namens, wie auch in den Werchnaja-Angara. In dieſen Flüſſen gehen ſie ſo lange aufwärts, bis ſich Eiß darinne zeiget; alsdenn begeben ſie ſich weiter in See. Sie gehen nicht unabläſſig fort, ſondern halten ordentliche Ruhetage, und da, wo der Strom am ſchwächſten iſt. Die, welche in den Selenga gehen, laufen, ehe ſie an den Tſchiikoi kommen, in keinen

nen andern Fluß ein, wie ſie den Uda nicht berühren. Wenn ſie an den Tſchiikoi kommen, ſo geht ein Theil hinein, und der andere bleibt in dem Selenga. Wenn dieſe letztern an den Dſchida kommen, ſo vertheilen ſie ſich wiederum. Die Einwohner in Udinks erinnern ſich nur zweyer Jahre, da dieſe Fiſche die itzt beſchriebene Ordnung nicht beobachtet haben, ſondern plötzlich bey Bolſchnaja-Saimka ſtehen geblieben, und nicht weiter gegangen ſind, ſo daß die Selenginſker und Udinſker dahin haben reiſen müſſen, den ihnen nöthigen Vorrath zu fangen. S. A. Reiſ. B. XIX. S. 194. 225.

Ondatra.

Ein kleines, vierfüßiges Thier, welches die Geſtalt einer Ratte hat, von dem Ritter von Linné aber unter die Biber geſetzet, und Caſtor Zibethicus genannt wird. Den Namen Ondatra führet es in ſeinem Vaterlande, nämlich in Nordamerika; ſonſt heißt es auch bey einigen Schriftſtellern die Biſamratte von Canada, weil es einen Biſamgeruch von ſich giebt, und vorzüglich in Canada gefunden wird. Es iſt etwas größer, als eine gemeine Ratte, ohngefähr von der Größe eines kleinen Kaninichen, und hat eine kurze, dicke Schnauze, wie die Waſſerratze, der es überhaupt in den meiſten Stücken ſehr nahe kömmt; nur ſind die Zehen nicht, wie bey der Waſſerratze, mit einer Schwimmhaut verbunden, ſondern ganz frey und mit langen, ziemlich dichten Haaren bewachſen, die zum Theil die Stelle der Schwimmhaut erſetzen, und das Schwimmen befördern. Die Ohren ſind ſehr kurz, und ſowohl inwendig, als auch auswendig, ſtark mit Haaren bedecket. In jedem Kinnbacken befinden ſich zween ſtarke Schneidezähne, welche dem Ondatra dazu dienen, das Holz zu benagen und abzubeißen. Der lange, mit kleinen, ſchwarzen Schuppen beſetzte Schwanz iſt gegen die Mitte zu bis an die Spitze überaus platt. Das Fell iſt dunkelbraun und das Haar ſehr fein, auch ziemlich lang. Dieſe Thiere führen ein ſehr geſelliges Leben, und machen ſich, wie die Biber, am Waſſer künſtliche Hütten zu ihrer Wohnung aus Gras, Binſen, Holz und andern dergleichen Materialien, die ſie mit fetter Erde zu vermiſchen pflegen. Ihre Nahrung beſteht vorzüglich in dem weißen Mark des Schilfes, in Wurzeln und in verſchiedenen Gewächſen. Ihr Fleiſch ſoll nicht übel ſchmecken, und ihr Fell giebt ein vortreffliches Pelzwerk ab; nur behält es gemeiniglich einen Biſamgeruch, welcher aber nicht ſo ſtark iſt, wenn dieſe Thiere im Winter, als wenn ſie im Sommer gefangen

gen werden. Die Haare werden, wie Biberhaare, von den Hutmachern und andern Handwerkern verarbeitet.

Onych.

Onyx, Onyx, iſt ein halbdurchſichtiger Stein, welcher aus unterſchiedenen Lagen von verſchiedener Farbe beſteht. Dem Geſchlechte nach gehöret er unter die Kieſelarten; man kann ihn als eine Gattung der Achatarten betrachten. Wallerius Mineral. S. 114. welcher ihn unter die Achatarten rechnet, zählet drey Arten von ſelbigem; 1) Arabiſchen Onyx, welcher einen hochgefärbten Grund hat, in welchem ſchwarze, braune oder weiße Cirkel, oder runde Reifen rund herum und dicht neben einander laufen; 2) Memphit, Memphites, Camehuia, welcher keine Cirkel, ſondern Schichten übereinander hat, wovon die untere gemeiniglich ſchwarz, und die obere weiß angegeben wird. Dieſe Art ſoll, wie Cronſtedt Mineral. S. 61. anmerket, vor dieſem bey den alten Römern zu erhabenen Bildern geſchnitten, und Camehuia genennet worden ſeyn. Heut zu Tage werden dergleichen Arten noch gemachet, und Camayeu genennet. 3) Sardonyx, Sardonyx, welcher eine Vermiſchung von Onyx und Carneol iſt, ſo daß rothe und hornfarbige Schichten übereinander liegen, oder Carneolſtreifen durch den Onyx laufen. Von einigen ſoll er auch zu Camayeu gebrauchet werden.

Man findet bisweilen Onychſteine von ziemlicher Größe, ſo, daß man Doſen und noch größere Gefäße daraus verfertigen kann.

Der Onych der Alten iſt ein ſchwarzer oder dunkelbrauner, faſt ganz durchſichtiger Stein mit ein oder mehr weißen Streifen und Ringeln.

Onyx, blauer.

S. Porzellanſchnecke.

Onyxtute.

S. Grauer Mönch.

Oolithen.

S. Rogenſtein.

Opal.

Elementſtein, Opalus, iſt ein halb durchſichtiger, milchfarbener Stein, welcher, wenn er geſchliffen worden, die Farben ändert, und nachdem man den Stein drehet oder wendet, roth, grün, gelb, und mit andern Farben ſpielet. Die beſten dieſer Steine ſind die orientaliſchen; ſie kommen aus Aegypten, Arabien und Indien. Die occidentaliſchen, dergleichen die Böhmiſchen, Ungariſchen und Sächſiſchen ſind, werden für geringer gehalten.

Der Opal gehöret zu den Kieſelarten. Cronſtedt Mineral. S.

 59

59. nennet ihn den ſchönſten unter den Kieſelarten; und, es iſt nicht zu läugnen, daß derſelbe, da er mit ſo mannichfaltigen Farben ſpielet, für den ſchönſten unter allen Steinen gehalten werden ſollte.

Wallerius Mineral. S. 116. merket von dem Opal vier Arten an; als 1) milchfarbenen Opal, welcher ganz durchſcheinend iſt, und bald roth, bald grün, bald blau und gelb ſpielet, ſo wie man den Stein hält; 2) ſchwärzlichten Opal, welcher ſchwarz und gelbſchimmernd angegeben wird, ſo, daß er einer ſchwarzen Kohle nicht ungleich ſeyn ſoll, welche an einer Stelle glühend iſt; 3) gelblichten Opal, welcher ſchwarze Farben haben, und nicht ſonderlich ſchattiren ſoll; 4) Katzenauge, welcher ein graugelber oder grünlichter Opal iſt, ſo von ſeiner Fläche grüne und gelblichte Stralen, wie ein Katzenauge, von ſich wirft. Das ſogenannte Weltauge, ſo wie eine glühende Kohle leuchten ſoll, und von einigen mit Recht zu den Opalen gerechnet wird, wird von Wallerius Mineral. S. 117. nicht als eine Opalart, ſondern als eine beſondere Agatart, wohin von ihm der Opal mit ſeinen Arten gezählet wird, betrachtet.

Die Aſteria Plinii, welche auf ihrer Oberfläche gleichſam leuchtende Sterne zeiget, wird auch zu den Opalarten gezählet. Dieſe Art ſollen die Italiener Giraſole nennen, wiewohl einige wollen, daß unter dieſem Namen der Opal überhaupt in Italien verſtanden werde.

Unter den Ruinen der Stadt Alexandrien, wie Cronſtedt Mineral. S. 60. anmerket, ſoll ein Opal von der Größe einer Haſelnuß gefunden worden ſeyn, welcher in verſchiedenen Ländern für 40000 Thaler feilgeboten worden.

Openank.

S. Erdäpfel.

Operment.

Auripigment, Auripigmentum, iſt eine mineraliſche Subſtanz, von einer gelben oder grünlichtgelben, bisweilen auch röthlichtgelben Farbe; hat ein blätterichtes und glänzendes Anſehen, und beſteht aus vielem Arſenik und etwas wenigern Schwefel, mit welchen zugleich Spat- oder Glimmer - Theilchen verbunden ſind. Es iſt daſſelbe ein Gift, und der Alten ihr Arſenik, und muß von dem Rauſchgelb unterſchieden werden, als welches zwar auch eine, aus Arſenik und Schwefel zuſammengeſetzte, mineraliſche Subſtanz iſt, aber keine glänzende Spat- oder Glimmertheilchen beygemiſchet hat. Von einigen Malern wird daſſelbe zu gelben, und durch Vermiſchung auch

auch zu grünen Farben gebrauchet. Sonſt aber wird aus ſelbigen der ſogenannte Liquor vini probatorius oder Weinprobe auf folgende Art gemachet: Man nimmt zu Pulver geriebenes Operment zwo Unzen, klar geſtoßenen ungelöſchten Kalch anderthalbe Unze, und läßt ſolche mit zwölf Unzen Waſſer eine halbe Viertelſtunde kochen. Dieſe Auflöſung giebt, wenn ſie mit Wein vermiſchet wird, zu erkennen, ob derſelbe mit Silberglätte verfälſchet iſt, indem, wenn ſolches iſt, der Wein von der Auripigmentauflöſung eine rothbräunlichte oder ſchwärzlichte Farbe bekömmt.

Eben dieſe Auripigmentauflöſung machet auch die, mit der, durch Bley oder Silberglätte und Weineſſig bereiteten, ſympathetiſchen Dinte geſchriebene, Schrift ſichtbar, wenn ſie darauf gegoſſen, oder vermittelſt eines angefeuchteten Löſchpapiers darauf geleget wird, oder man tauchet ein Löſchpapier in die Auripigmentauflöſung, und läßt ſolches wieder trocken werden. Wenn man alsdenn dieſes Löſchpapier auf die mit gedachter ſympathetiſcher Dinte geſchriebene Schrift leget, ſo kömmt alsdenn dieſelbige zum Vorſchein, indem die Buchſtaben ſchwarz werden.

Opferſchnecke.

S. Walze.

Ophidion.

Ein ſehr klein Fiſchchen, welches in die Auſtern kriecht; deren es dreyerley Art giebt. Richter. Ophidium Imberbe, Linn. gen. 148 ſp. 2. der Mülleriſche Kahlbart ſ. Schlangenfiſche. Enchelyopus, 5. des Kleins Aalbaſtart; ſ. dieſen unſern Artikel, Th. I. S. 35. und Kahlbart, B. IV. S. 341.

Ophit.

Ophites. Unter dieſem Namen wird von Cronſtedt Mineral. S. 235. ein aus Kalchſtein und Thontheilchen zuſammengeſetzter Felsſtein beſchrieben. Es iſt derſelbe weiß und grün, oder weiß und ſchwarz oder dunkelgrün mit weißen Adern.

Opopanaxgummi.

Panaxſaft, Heilwurzſaft. Man erhält ſelbigen aus der Pflanze, welche vom Herrn von Linne' Paſtinaca Opopanax genennet worden. Es wächſt ſolche in Italien und Sicilien, und unterſcheidet ſich von den andern Arten des Paſternacks dadurch, daß die Blättchen der gefiederten Blätter vorwärts eingeſchnitten ſind. Aus den Einſchnitten, welche in den untern Theil des Stängels, oder in den obern Theil der daurenden Wurzel gemachet werden, fließt ein harzicht ſchleimichter

Saft, welcher getrocknet zu uns gebracht wird. So lange ſolcher flüßig und weich iſt, ſieht er weiß aus, beym Austrocknen aber bekömmt ſolcher eine goldgelbe Farbe. Man findet davon dreyerley Sorten: 1) in Körnern oder Tropfen, 2) in Kuchen, und 3) das nachgemachte. Die erſte Art iſt die beſte. Die Körner ſollen einer Erbſen groß ſeyn, äußerlich goldgelb, innerlich weißlicht ausſehen, einen ſtarken Geruch, und bittern, ſcharfen, unangenehmen Geſchmack haben, im Waſſer leicht erweichet werden, und dieſes milchicht machen, auch nicht mit Unreinigkeiten vermiſchet ſeyn. Die andere Sorte iſt viel ſchlechter, zumal wenn die Kuchen viel beygemiſchten Saamen, Stiele und andere Pflanzentheile haben. Das nachgemachte beſteht aus Opopanax und andern dergleichen Harzen von geringern Werthe. Nach Herr Forſkähls Berichte ſoll das beſte aus Syrien kommen; ob aber dieſes auch aus der angemerkten Pflanze abſtamme, iſt nicht bekannt. Es iſt ſolches mehr ein Harz, als Gummi, doch wird das Waſſer, wenn man es damit abreibet, milchicht. Honig löſet ſolches nicht auf, wohl aber Honigeſſig, wie auch der Eibiſchſyrup, und der Schleim vom arabiſchen Gummi. Es hat ſelbiges mit andern ausländiſchen Harzen gleichen Nutzen, löſet die ſtockenden zähen Säfte auf, und vermehret die Kraft der feſten Theile. Es wird aber ſelten innerlich, öfterer äußerlich zum Zertheilen, oder Erweichen der verhärteten Drüſen und anderer Theile in Pflaſter gebrauchet; wie denn ſelbiges auch dem Vnguento Apoſtolorum und andern beygemiſchet wird.

Opoſſum.

S. Philander.

Orangen.

S. Citronbaum.

Orangenadmiral.

S. Admiral.

Orangenfeder.

S. Mönchskappe.

Orangerie.

Dieſes Wort kommt bey der Kunſt- und Luſtgärtnerey öfters vor, daher wir ſolches nicht ganz übergehen wollen. Eigentlich verſteht man darunter die Orangenbäume ſelbſt, nämlich das Geſchlecht des Citronbaumes, und aller damit vereinigten Arten und Abänderungen, als Limonien, Pomeranzen, Appelſinen, Citronat, und dergleichen. Man begreift aber auch andere ausländiſche, zumal immergrünende Bäume darunter, wenn ſolche, wie es gemeiniglich geſchieht, mit jenen einen Platz einnehmen,

und neben einander geſtellet werden, als Lorbeer- und Oelbaum, Tinus, Laurocerasus, Oleander, Myrtenbäume und dergleichen, welche immergrünende Bäume vorſtellen. Es haben daher dieſe Bäume beſonders deswegen, den gemeinſchaftlichen Namen erhalten, weil ſie mit einander in dem Garten gleichſam einen Luſtwald vorſtellen, daher man auch denjenigen Platz, wo man im Sommer dergleichen Bäume in einer gewiſſen Ordnung aufſtellet, die Orangerie zu nennen pfleget. Jngleichen heißt man das Gewächs- oder Glashaus, worinnen die Citron- und nahverwandten Bäume, auch andere, im Winter gleichen Schutz, Wärme und Abwartung erfordern, ein Orangenhaus oder ſchlechweg Orangerie, und zeiget durch dieſe Benennung zugleich an, welchen Grad der Wärme dieſes oder jenes Gewächſe verlange. Um zu wiſſen, was es heißt, die Pflanze mit der Orangerie beyzuſetzen, kann man die Abhandlnng vom Citronbaume nachleſen. Dieſe und die nahverwandten Bäume, auch verſchiedene andere, welche man zur Orangerie rechnet, erhält man gemeiniglich aus Jtalien in einerley Zuſtande und unter einerley Umſtänden. Deswegen wir hiervon einiges anmerken wollen. Man bekömmt ſolche in einem verſtümmelten Zuſtande, nämlich den bloßen Stamm ohne Krone und Wurzel. Dieſe werden in Küſten oder Matten eingepacket weit und breit verſendet, müſſen einen auch mehrere Monathe, ohne einige Pflege zu haben, ſich behelfen, und kommen daher öfters vertrocknet, auch an der Rinde beſchädiget, an Ort und Stelle an. Sobald dieſe Stämme ausgepacket, läßt man ſie auslüften, in gute luftige Keller bringen, mit groben Lappen abreiben, waſchen, und wieder an der Luft abtrocknen. Sollten die Stämme mehr vertrocknet ſcheinen, werden ſie einige Tage über in weiches Waſſer geleget, um die Rinde wieder zu erweichen, und zu Annehmung des Saftes geſchicket zu machen, worauf ſie in freyer Luft wieder etwas abtrocknen müſſen, und hierauf eingeſetzet werden; hierzu erwählet man verhältnißmäßig große Kaſten, wie ſich ſolche nach dem Umfange der abgehauenen Wurzel ſchicken, und einige Zoll weiter ſind als die Wurzeln. Dieſe füllet man mit recht guter, nahrhafter, mäßig feuchter, lockern, und zu der Orangerie beſonders zubereiteter Erde, und ſetzet den Stamm mit der Wurzel auf gehörige Art darein, den Stamm ſelbſt aber beleget und umwickelt man mit friſchen, reinen, weichen und trocknen Mooße, und ſetzet den Kaſten auf ein warmes, doch wohl ausgedun-

ſtenes, mit Gerberloh bedecktes Miſtbeet, in einem Glas- oder Treibehauſe, und unterhält ſolche dergeſtalt darauf, daß ſie eine beſtändige Wärme genießen, wovon aber die nachgehends ausſchlagenden Wurzeln nicht verbrennet werden. Durch dieſe anhaltende Hitze im Treibhauſe, welche auch durch die Sonne noch zu befördern iſt, wird das Einſaugen und Ausdampfen der Feuchtigkeiten ungemein befördert, und die Wurzeln und Zweige in neues Wachsthum gebracht, und allmählich ausgetrieben. Wenn man dieſes merket, aber nicht eher, ſoll man die Erde allmählich begießen, hingegen den bedeckenden Moos am Stamme, welcher durch die Wärme geſchwinde trocknet, mehrmals und abwechſelnd mit lauen weichen Waſſer beſprengen, und ſolchen feuchte unterhalten, um die Bewegung des Saftes durch die Rinde zu befördern. Wenn die neu hervorgetriebenen Wurzeln und Aeſte ſich verlängern, und ſteifer werden, nimmt man den Moos ab, bringt die Käſten von dem Miſtbeete auf einen andern Ort, und wenn es die Jahreszeit zuläßt, ſetzet man ſie in die freye Luft.

Orang-Utang.

Homo nocturnus, Troglodytes Linn. Der indianiſche Name Orang-Utang bedeutet eigentlich einen Buſchmenſchen und wird einer merkwürdigen Art ungeſchwänzter Affen gegeben, weil ſie dem Menſchen weit mehr, als andere Affen gleichen. Der Ritter von Linné rechnet ſie auch nicht unter die Affen, ſondern betrachtet ſie als eine beſondere Art des Menſchen, weil ihre Hundszähne nicht von den andern abſtehen. Sie haben keine Beutel inwendig in den Backen, wie die meiſten andern Affen, auch keine Schwielen am Hinterſten, ſondern einen vollen, fleiſchigen, mit Haaren beſetzten After, und Waden an den Füßen, welche den andern Affen mangeln. Wegen dieſer Aehnlichkeit glauben die Indianer, daß ſie aus der Vermiſchung der Weibsperſonen mit den großen Affen entſtünden. Die vornehmſten Kennzeichen, wodurch ſich der Orang-Utang von dem Menſchen unterſcheidet, ſind folgende. Die Naſe iſt nicht ſo hervorragend, wie bey dem Menſchen, die Stirne ziemlich kurz, die Ohren groß, und die Hinterfüße wie Hände geſtaltet. Ueberdieſes hat der Orang-Utang eine Ribbe mehr, als der Menſch.

Man findet in den Schriften der Naturforſcher und Reiſenden zwo Arten von dergleichen Affen angeführet, die aber nur in Anſehung der Größe und einigen geringen Umſtänden von einander abweichen. Der große Orang-Utang, welcher ſich in Oſtindien

aufhält,

aufhält, und bey den Schriftſtellern auch unter den Namen Pongo, Kukurlacko, Drill und Barris vorkömmt, ſoll ſo lang, als ein ausgewachſener Menſch, bisweilen auch etwas länger und gemeiniglich viel dicker ſeyn. Der Kopf iſt mit langen herabhängenden Haaren bedecket, der Leib aber nur ganz dünn behaaret, und das Geſicht nebſt den Ohren und Händen ohne Haare. Er geht immer aufrecht, wie ein Menſch, ſchläft gemeiniglich auf Bäumen und machet ſich ein Schirmdach gegen die Sonne und den Regen. Seine Nahrung beſteht hauptſächlich in Früchten. Das Fleiſch iſt ihm ganz zuwider. Er iſt ſo ſtark, daß, nach der Erzählung einiger Reiſenden, kaum zehn Menſchen im Stande ſeyn ſollen, einen einzigen Orang-Utang dieſer Art zu überwältigen. Man ſaget ſogar, daß dieſe Thiere bisweilen die Elephanten mit Prügeln aus ihren Wäldern verjagten.

Der kleinere Orang-Utang, der auch Jocko, Enjocko und Chimpanzee genannt wird, iſt ohngefähr halb ſo groß, als ein erwachſener Menſch, und wird nicht nur in einigen Gegenden von Afrika, ſondern auch in Aſien gefunden. Er hat ein ſehr ſanftmüthiges Naturell und läßt ſich leicht abrichten. Er ſetzet ſich, wie ein Menſch, zu Tiſche, bedienet ſich der Meſſer und Gabel, um dasjenige, was man ihm vorleget, ordentlich zu zerſchneiden. Er lernet gar bald den Bratſpieß ordentlich umwenden, Gläſer ausſpühlen und andere dergleichen Arbeiten verrichten. Die Geſichtsfarbe iſt gemeiniglich ſchwarzbraun.

Orant.

S. Doſten und Löwenmaul.

Orenburgiſches, Gummi.

S. Lerchenbaum.

Oreni.

Unter dieſem, oder dem Namen Alcea radice viſcoſa, flore ephemero magno puniceo beſchreibt Kämpfer eine Pflanze, welche die Japaner zum Papiermachen gebrauchen, welche aber noch nicht gehörig beſtimmt iſt. Wir haben ſolche nur erwähnen wollen, weil die Beſchreibung davon in den erſten Band der neuen phyſikaliſchen Beluſtigungen eingerücket worden. Dergleichen Beſchreibungen von unbeſtimmten Pflanzen haben gar keinen Nutzen, zumal wenn ſie, wie dieſe, ſchlecht und fehlerhaft überſetzet ſind. Es iſt vermuthlich eine Art Ketmie, welche es aber ſey, läßt ſich nicht beſtimmen.

Orſe.

Orſe, auch Urſe, Orſus; Cyprinus Orſus, Lin. gen. 189. ſp.

ſp. 18. Müllers Urf oder Orfe, ſ. Karpfen. Leuciſcus, 4. des Kleins, ein Schwaal. ſ. dieſen Artikel, nach welchem er auch Nörfling, Frauenfiſch, Dickfiſch, genannt wird; ſ. indeſſen unſern Artikel, Karpfe, B. IV. S. 409.

Orgelcoralle.

S. Röhrencoralle.

Orgelpfeiffendoublet.

S. Rinnendoublet.

Orgelſtein.

Orgelſtein nennt Müller mit Hr. Houttuin eine Art Sterncoralle, welche Herr von Linne' Madrepora muſicalis, und Herr Boddaert Pans-fluit, oder die Flöte des Pan heißt. Es iſt ſolche zuſammengeſetzt, oder viele einzelne, eckichte Röhrchen ſind in einen Bündel vereiniget, welche oben auf der gemeinſchaftlichen Rinde mit ihren Sternen hervorſtehen. Die Röhren haben ohngefähr die Dicke eines dünnen Fingers und die Sterne beſtehen aus ſechs, ſelten mehrern Blättern, zwiſchen ſelbigen aber liegen jedesmal noch drey kleinere, niedrigere Blätter, davon das mittelſte das größte und erhabenſte iſt; doch iſt dieſer Unterſchied nicht allemal zu bemerken. Herr Müller hat dergleichen Orgelſteine geſehen, welche vier und zwanzig vollkommene Blätter gehabt und im Umfange auch vier und zwanzigeckicht waren. Sie wachſen in ſehr großen Klumpen. Man erhält dergleichen aus Curacao und der Indianiſchen See.

Oricelle.

S. Orſelle.

Orignal.

So wird das Amerikaniſche Elendthier genannt, wie bereits im zweyten Theile unter dem Artikel Elend, S. 569. erinnert worden iſt.

Orion.

Dieſen Namen geben die Aſtronomen dem anſehnlichen Sternbilde, welches zwiſchen dem Stiere, den Zwillingen und dem Eridanus ſteht. Es wird auch das Rieſengeſtirn genannt und iſt das ſchönſte Sternbild am ganzen Himmel. Man bildet es als einen, mit einem Schwerde umgürteten Helden des Alterthums ab, welcher in der einen Hand eine Keule und in der andern ein Schild hält. Der Aequator geht mitten durch daſſelbe, und die Milchſtraße durch den öſtlichen Arm. Es enthält zwey und ſechzig kenntliche Sterne, (einige Aſtronomen zählen deren acht und ſiebenzig,) nämlich zween von der erſten, viere von der andern, viere von der dritten, neune von der vierten, vier und zwanzig von der fünften,

fünften, achtzehn von der ſechſten Größe und einen Nebelſtern. Der helle Stern erſter Größe, welcher an der öſtlichen Schulter ſteht, heißt Bellatrix. Am Gürtel ſtehen drey helle Sterne zwoter Größe in einer geraden, ſchiefen Linie, gleich weit von einander, welche unter dem Namen des Jacobſtabes bekannt ſind. Der am weſtlichen Fuße glänzende ſchöne Stern erſter Größe hat den Namen Rigel erhalten.

Nach den Fabeln der alten Poeten iſt Orion ein berühmter Jäger und ein Liebling der Diana geweſen. Einſt rühmte er ſich, daß auf der ganzen Erde kein ſo grauſames Thier zu finden wäre, was er nicht erlegen könnte. Dieſes verdroß die Erde dergeſtalt, daß ſie einen Scorpion abſchickte, welcher ihn unvermuthet ſtach und auf dieſe Art tödtete. Die Göttinn Diana, welcher dieſer Verluſt ſehr nahe gieng, verſetzte hierauf ihren Liebling unter die Sterne.

Orleanbaum.

Orlean iſt der Name, welcher einer trockenen, dunkel- oder röthlichgelben Farbematerie gegeben wird. Der Baum, woraus man ſelbige erhält, wächſt in dem wärmern Amerika an Gräben und Quellen, und führet ſowohl ſelbſt, als auch der davon bereitete Teig, verſchiedene andere Namen, als Urucu, oder Rucu, Achiott, Cuſhehüe; der bekannteſte, und von den Kräuterlehrern angenommene iſt Bixa. Es hat ſolcher einen krautartigen Stängel von zehn bis zwölf Fuß Höhe, welcher ſich mit einer ſchönen Krone endiget; in hieſigen Gärten bleibt ſolcher viel niedriger, und iſt auch mehr ſtrauch- als baumartig. Der Stamm iſt mit einer bräunlichten Rinde bedecket; die obern Zweige ſind gelblicht und die jungen Sproſſen öfters purpurfärbig gedüpfelt; die großen glänzenden Blätter ſtehen unordentlich, dichte bey einander, ſind geſtielt, herzförmig, zugeſpitzt, völlig ganz, zuweilen, zumal die untern, wellenförmig ausgebogen und mit ſtarken, gelben oder purpurfärbigen Adern durchzogen. Die Blumen treiben an den Enden der Aeſte in Büſcheln hervor. Der kleine Kelch iſt mit fünf ſtumpfen Zähnchen beſetzet. Zehn große Blumenblätter ſind in zwo Reihen geſtellet; alle haben einerley Größe und blaßrothe, auch mit weißen Striefen vermiſchte Farbe, die fünf äußerlichen aber ſind ſtärker, und die fünf innerlich geſtellten zärter. Dieſe umgeben viele kürzere Staubfäden und einen Griffel mit doppelten Staubwege. Der Fruchtbalg iſt ey- oder herzförmig, überall mit Borſten beſetzet, öffnet ſich mit zwo Klappen und enthält viele Saamen,

welche in einer rothen, ſaftigen Haut eingewickelt ſind. Man muß den Orleanbaum aus Saamen erziehen, es muß ſolcher aber friſch ſeyn, indem zwey- oder dreyjähriger ſelten aufgehen wird. Man ſäet ſelbigen in Töpfe und ſetzet dieſe in ein Loh- oder Miſtbeet. Wenn die jungen Pflanzen vier oder fünf Blätter getrieben, werden ſie einzeln in gute, mit Sand vermiſchte Erde und Scherbel verpflanzet, noch einige Zeit auf dem Miſtbeete unterhalten, und nach und nach an die freye Luft gewöhnet. Dieſe können auch die ältern Stöcke nicht wohl vertragen, und man thut am beſten, ſolche auch den Sommer über im Glashauſe zu unterhalten, und im Winter ins Treibehaus zu ſetzen. Junge Pflanzen werden vor dem dritten Jahre nicht leicht blühen.

Die bekannte Farbewaare, welche unter den oben angeführten Namen bekannt iſt, wird aus der rothen Einwickelung oder Schale der Saamen bereitet. Nach einigen Schriftſtellern möchte es ſcheinen, als ob unter Rocau eine andere Farbe zu verſtehen ſey, indem man ſolche aus einer andern Pflanze und einer Art Biſchoffsmütze, oder Mitella, herleiten will. Man hat aber die Frucht des Orleanbaumes mit einer Biſchoffsmütze vergleichen wollen, und daher iſt dieſer Irrthum entſtanden. Tournefort erwähnet auch die Bixa als eine Art der Mitella. Es heißt dieſe Farbe auch Anotto, oder Arnotto, ingleichen Anatte und Attole, und bey dem letzten Namen finden wir angemerket, wie die rothen Farbekügelchen aus der rothen Blume eines unbekannten Strauches verfertiget würden. Entweder iſt dieſe Nachricht ganz falſch, oder man hat mehrere Materialien von einerley Farbe unter einander verwechſelt und mit einerley Namen beleget. Aus den Saamenſchalen des Orleanbaumes wird die Farbe auf zweyerley Art bereitet. Es werden die Saamen in ein Gefäße geleget und ſo lange mit laulichtem Waſſer angefeuchtet, bis ſie ihre rothe Farbe dem Waſſer mitgetheilet haben, dieſes Waſſer läßt man ſtehen oder bey dem Feuer kochen, bis ſich ein Teig zu Boden geſetzet hat, woraus kleine Tafeln oder Kugeln gemachet, und dieſe an der Sonne getrocknet werden. Gemeiniglich werden dergleichen von zwey bis drey Pfund ſchwer und in breite Schilfblätter eingewickelt, zu uns gebracht. Es ſind aber dieſe ſelten rein, und öfters mit klargeſiebter rother Erde vermiſchet. Die Auflöſung mit Waſſer wird dieſen Betrug leicht entdecken. Der beſte Orlean ſoll nach Violwurzel riechen, recht trocken ſeyn, eine hohe ponceaurothe Farbe und keine ſchwarzen Adern haben, inwendig

dig noch röther als äußerlich, auch nicht rauh und hart anzufühlen, leicht auszudehnen und niemals ſo hart ſeyn, daß es mit den Fingern gedrücket, nicht eine Grube behalten ſollte. Die Indianer bereiten den Orlean auf eine andere Weiſe; ſie reiben die Saamen ſo lange zwiſchen den Händen, bis ſich das röthliche Häutchen von den Saamen ablöſet und zu einem klaren zarten Teige wird; hierauf ſchaben ſie dieſen mit einem Meſſer von den Händen, legen ihn auf ein Blatt und laſſen ihn im Schatten trocknen. Dieſe Arbeit iſt zwar mühſamer, dieſer Orlean aber iſt auch viel feiner und glänzender, als derjenige, welchen die Europäer auf die zuerſt beſchriebene Art bereiten. Die Indianer, ſonderlich die Caraiben, pflegen ſich täglich des Morgens zu baden, und laſſen ſich hernach von ihren Weibern den ganzen Körper mit dem Orlean bemalen. Dieſe Malerey verwahret die Haut vor der heftigen Wirkung der Sonne und beſchützet ſie vor dem Stiche unzähliger fliegender Ungeziefer, welche immerfort ihre Hütten umgeben. Die Maler gebrauchen den Orlean zur Waſſer- und Oelfarbe. In Hollſtein und Holland wird die Butter damit gelb gefärbet; ſie bekömmt aber davon leicht einen bittern Geſchmack. Einige bedienen ſich deſſen auch zur Chocolade. Der wichtigſte Nutzen iſt, daß man damit wollene Tücher, und andere, auch ſeidene Zeuge, orangengelb färben könne. Dieſe Farbe iſt zwar nicht dauerhaft, ſie verſchießt nach einer kurzen Zeit in der Luft und die Seife löſchet ſelbige aus, indeſſen muß man ſich deren doch bey der Auror, Orange, Mordore, goldgelb und Iſabellfarbe in der Seide bedienen, indem die Färberröthe, welche man mit dem Gilbkraute vermiſchet, zu der Auror und Orange auf Wolle gebraucht, die Seide nicht angreift und da man in der Seidenfärberey die Schönheit der Dauerhaftigkeit gemeiniglich vorzieht, wird der Rocou allemal dazu gebrauchet, indem die Farben davon allemal ſehr ſchön ſind. Um dieſe mehr dauerhaft zu erlangen, wird der Rocou mit genugſamer Menge von Weinſteinaſche vermiſchet. Das weitere Verfahren mit dieſer Farbe lehret Herr Macquer in der Kunſt der Seidenfärberey. Man hat auch den Orlean als ein ſtärkendes Mittel in der Arzneykunſt angerathen; es wird aber in jetzigen Zeiten nicht leicht ein Arzt deſſelben ſich bedienen. Den Indianern iſt der Baum auch auf andere Art nützlich. Die Wurzel ſoll von gutem und ſtarkem Geruche ſeyn, und den Wilden ſtatt des Saffrans dienen.. Die Rinde giebt ſtarke und feſte Seile, Bänder und Schnüren, die denen aus Hanf

und

und Flachs in der Feſtigkeit und Dauer weit vorgehen ſollen.

Orlinbaum. S. Erle.

Ornitholithen.

Ornitholithi. Mit dieſem Namen werden diejenigen Verſteinerungen beleget, wenn ganze Vögel, oder Theile von ſelbigen, ingleichen derſelben Eyer oder Neſter verſteinert gefunden werden. Es wird aber bisher gezweifelt, ob es wirklich ganze verſteinerte Vögel giebt. An wirklich verſteinerten Schnäbeln, Knochen und Klauen von Vögeln iſt nicht zu zweifeln; wenn aber einige verſteinerte Vögel, Eyer oder Neſter aufweiſen wollen, ſo ſind dergleichen Producte nicht als Verſteinerungen, ſondern als Incruſtate anzuſehen, welches ſolche Producte ſind, da die thieriſchen Subſtanzen und andere Dinge nur mit einer ſteinichten Rinde überzogen ſind, ohne, daß die darunter befindliche Subſtanz in Stein verwandelt worden.

Orocome.

Unter dieſem Namen wird in einigen Reiſebeſchreibungen ein wildes, vierfüßiges Thier aus Amerika angeführet, welches mit der im zweyten Theile unter dem Artikel Cuguacu-ara beſchriebenen Tiegerart einerley zu ſeyn ſcheint.

Orpheus.

Orpheus, holländ. the Mangrove Schapper, Richt. vielmehr Engl. the mangrove Snapper; Labrus griſeus, Linn. gen. 166. ſp. 5. Müllers grauer Lippfiſch, Synagris, 18. Klein. ein Meer-Braßem, ſ. dieſen unſern Artikel, B. V. S. 483. und grauer Lippfiſch, B. III. S. 510.

Orphus.

Orphus der Alten. Sparus Orphus, Linn. gen. 165. ſp. 8. nach Müllern der Rothkopf unter den Meerbrachſemen. ſ. dieſen unſern Artikel, B. V. S. 487. Nach dem Klein gehört unfehlbar auch der Anthiasfiſch des Rondelets und Gesners, welchen Catesby, p. et tab. XXV. beſchreibt uud zeichnet, hieher. Synagris, 17. des Kleins, ein Meerbraßem, Labrus Anthias, Linn. gen. 166. ſp. 3. der Mülleriſche Röthling, ſeiner Lippfiſche. ſ. unſere Artikel, Anthiasfiſch, B. I. S. 331. und Meerbraßem, B. V. S. 482.

Orſeille.

Sowohl unter dem Namen Orſeille, Orſelle, Oricelle, als auch Roccelle, wird zuweilen einerley Pflanze und die daraus bereitete Farbematerie, zuweilen auch verſchiedene Gewächſe verſtanden. Vornehmlich ſind zwo Arten Flechten

zen darunter bekannt. Die eine pfleget man Erdorſeille, auch Orſeille von Auvergne und Perelle zu nennen; dieſe erhält man aus Frankreich, und wird daſelbſt aus Lichen parellus Linn. verfertiget. Dieſe iſt ſchlechter als die Kräuterorſeille, welche aus dem Felſenkräutchen oder der ſtrauchartigen Färberflechte, Lichen roccella Linn. in den Canariſchen Inſeln bereitet wird. Die älteſten Schriftſteller haben bereits dieſes Gewächſe angeführet und deſſen Nutzen zum Färben erkannt. Beym Theophraſt heißt ſelbiges Phycos. Der Name Orſeille kömmt beym Thevenot und Roccelle beym Imperati vor. Es wächſt dieſe Flechte vornehmlich häufig an den Meerfelſen auf den Canariſchen Inſeln und des Archipelagus. Es beſteht ſolche aus vielen rundlichen, ſteifen, zähen, aufgerichteten, auch gebogenen, einfachen, aber in längere und kürzere Zweige oder Hörnerchen getheilte Stängel, welche äußerlich grau oder bräunlicht, glatt und ohngefähr von der Dicke eines Kirſchſtieles, auch dünner und ſtärker ſind, und innerlich aus einem weißen, kreidenartigen Weſen beſtehen. An den Stängeln und den Hörnerchen ſitzen der Länge nach höckerichte Erhebungen von verſchiedener Geſtalt und Größe. Die größern ſind ſchwärzlich, harte, und innerlich weißlicht. Herr Donati beſchreibt unter dem beſondern Geſchlechtsnamen Ceramiantemum die nämliche oder eine nahverwandte Flechte. Wie aus der beſchriebenen Flechte die Orſeille, oder die bekannte Columbin, oder taubenhalsähnliche Farbe gemachet werde, haben Michelli, Hellot und andere weitläuftig beſchrieben. Die Flechte wird ganz zart gepülvert und mit alten Urin benetzet. Nach den Nachrichten ſoll ſich hierzu nur der Urin von Mannsperſonen ſchicken, vom weiblichen Geſchlechte aber ſchädlich ſeyn. Das Gefäße wird täglich umgerühret und etwas Aſche von der Sode hineingethan; dieſes wird ſo oft wiederholet, bis das ganze Mengſel die Columbinfarbe zeiget. Nachgehends wird dieſes in ein hölzernes Fäßchen gethan, und Harn- oder Kalk- oder Gypslauge darauf geſchüttet, daß alles davon bedecket iſt und alſo zum Gebrauche aufbehalten. Es wird aus der getrockneten Flechte dergleichen Teig zu Genua, Paris, England und Holland bereitet: diejenigen, welche in England dergleichen Farbe bereiten, werden Argol- oder Orchel-Makers und die Farbe Orchel, dieſe von den Italienern Oricello oder Raſpa genannt. Die holländiſche Orſeille erhält auch den Namen Tourneſol, und man findet davon zweyerley Arten. Es iſt ſolche entwe-

entweder ein weicher Teig von rother Farbe, oder eine harte Maſſe von blauer Farbe, und die letztere pfleget man im eigentlichen Verſtande Tourneſol zu nennen. Wie dieſe letztere gemachet werde, iſt noch ein Geheimniß, doch ſoll ſolche wirklich aus der Canariſchen Orſeille bereitet werden. Savary giebt vor, daß dieſer Tourneſol aus Färbeläppchen, Perelle, Kalk und Harn gemachet werde, und behauptet, daß ſelbiger nicht beſſer, als die Genueſiſche, Pariſer und Engliſche Orſeille ſey. Andere widerſprechen ihm in beyden Stücken. Von der Holländer Tourneſol ſoll man kaum den vierten Theil ſo viel als andere Orſeille brauchen, auch dadurch eine viel ſchönere Farbe erhalten. Die Erdorſeille und Perelle beſteht aus verſchiedenen kleinen grauen Schuppen und wird von den Steinen und Felſen, auf den ſie ohngefähr eines Meſſerrücken dicke liegt, mit eiſernen Inſtrumenten abgeſchabet. Es wird daraus zu Lion auch ein Teig bereitet, welcher aber keine ſo ſchöne und gute Farbe giebt, als der Teig von der rechten Kräuterorſeille.

Die Farbe auf Zeugen iſt von keiner Orſeille feſte und dauerhaft, wenn auch ſolche zuvor mit Alaun und Weinſtein zubereitet worden; mit ſauern Sachen vermiſchet, erhält ſie zwar mehr Feſtigkeit, verliert aber auch zugleich ihre natürliche Farbe und giebt nur eine Scharlachfarbe, da hingegen die natürliche Farbe der Orſeille purpurartig, oder Columbin iſt. Nachdem dieſe aber gut oder ſchlecht iſt, allein oder mit andern Farbematerien vermiſchet gebrauchet, auch mehr oder weniger davon genommen, und mehr oder weniger gekochet wird, nachdem erhält man daraus verſchiedene Schattirungen von der Pfirſichblüthfarbe an bis zum Purpurviolet und Amaranth. Die Seidenfärber pflegen ſolche mit der Cochenille und ächten Violet zu vermiſchen, indem ſonſt das Roth in dieſer Farbe merklich ſchlechter ausfällt. Einige aber pflegen den Zuſatz von Orſeille allzuſehr zu vermehren und die Cochenille zu vermindern, daher es denn kömmt, daß die vorgegebenen ächten Violetfarben wirklich zu einer Art unächten Violets werden. Es giebt außer den angeführten Flechten mehrere, auch andere Mooßarten, welche zum färben nützlich zu gebrauchen ſind. Die Canariſche Flechte ſieht braun aus, und wer ſollte glauben, daß daraus eine dergleichen ſchöne Farbe erhalten werden könne. Man ſollte daher billig alle dergleichen, und vorzüglich unſere einheimiſchen Gewächſe unterſuchen, und Hr. Juſſieu giebt uns hierzu eine leichte Anleitung. Man ſoll das Gewächſe in einen kleinen Becher

thun

thun und mit flüchtigen Salmiakgeiſt, oder zu gleichen Theilen mit Kalchwaſſer und ſo viel Salmiakſalz, ohngefähr ſo viel als man zwiſchen zween Finger faſſen kann, anfeuchten. Nach vier Tagen muß der Saft roth werden und die Pflanze durch die Ausdünſtung dieſe Farbe annehmen, wo nicht, ſo hat man ſich nichts davon zu verſprechen.

Orſie.

Orſie oder Pertimbuaba, (Petimbuaba) achtzehn bis zwanzig Zoll lang mit blauen Flecken, ein Fiſch an der Küſte von Afrika, wird in den S. A. Reiſen B. III. S. 658. auf der Kupfertafel, no. 33. gezeichnet vorgeſtellet, findet ſich aber nicht beſchrieben. Er gehöret zu den Solenoſtomis Klein. und zwar zur fünften Gattung der Rohr-Hohl-Schnauzen. ſ. beyde Artikel.

Ortegia.

Herr Löfling hat dem ſpaniſchen Apotheker und ſeinem Reiſegefährten, auch nachherigen Vorſteher des königlichen Gartens zu Madrit, ein neues, und in Spanien entdecktes Pflanzengeſchlecht gewidmet. Die Blumendecke deſſelben iſt nur einfach und beſteht aus fünf eyförmigen, ſtehenbleibenden Kelchblättchen; dieſe umgeben drey kürzere Staubfäden und den Fruchtkeim mit dem etwas längern und den köpfichten Staubwege beſetzten Griffel; der eyförmige, oberwärts dreyeckige und dreyklappichte Fruchtbalg iſt einfächericht und enthält viele kleine Saamen. Jn der Murrayiſchen Ausgabe von des Herrn von Linné Gewächsreiche ſind zwo Arten angegeben, welche weder ſchön, noch nützlich ſind, und wir daher nicht weiter beſchreiben wollen.

Orthoceratiten.

Orthoceratiti, ſind eine Art von verſteinerten kegelförmigen Seeſchnecken, davon ein Paar vorzügliche Arten mit dem Namen Biſchofſtab und des Krebsſchwanzes beleget werden. Die ſo genannten Alveolen, Alueoli, welche in den Kammern der Orthoceratiten erzeuget werden, ſind Steine, welche ihrer Schalen beraubet worden.

Ortolan.

Fettammer, eine Gattung der Ammer oder Aemmerlinge, miliaria pingueſcens. Er unterſcheidet ſich vornehmlich durch ſeinen grünen Hals. ſ. Ammer.

Osmites.

Osmites Linn. Weil die Arten dieſes Pflanzengeſchlechtes nach Campher riechen und zugleich Bellidiaſtrum Vaill. dazu gerechnet worden, hat man in der Onomat. botanic. Kampfermasliebe, und Hr. Planer Düftling

ling zum Geſchlechtsnamen angenommen. Die Blume iſt aus der Zahl der zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus vielen über einander liegenden Schuppen, davon die innerſten an der Spitze breiter und gleichſam vertrocknet ſind; am Rande ſtehen zungenförmige, völlig ganze, weibliche Blümchen, deren Fruchtkeim ganz klein und der Griffel mit einem gleichſam verſtümmelten Staubwege beſetzet iſt; daher auch dieſe ſelten einen Saamen zurück laſſen; auf der Scheibe aber ſitzen viele röhrenförmige, fünffach eingekerbte Zwitterblümchen mit dem walzenförmigen Staubbeutel, länglichtem Fruchtkeime und einem Griffel mit zweyfachem Staubwege. Auf dieſe folgen länglichte, entweder mit gar keiner, oder doch kaum merklichen Haarkrone beſetzte Saamen. Das Blumenbette iſt mit Spelzen bedecket. Herr von Linné führet drey Arten an, welche einen holzichten Stängel haben, und unter die ſeltenſten Pflanzen gehören.

Oſteocolla.

Beinbruchſtein, Oſteocolla, iſt ein ſteiniger Ueberzug der Wurzeln von Bäumen, welcher aus einer verhärteten kalchichten Mergelerde entſtanden, als welche ſich erſt in einem flüßigen Zuſtande um die Wurzeln legt, hernach ſich verhärtet und verſteinert; die Wurzeln aber verfaulen nach und nach, und es bleibt ein ſteinichter Körper mit einer Höhlung zurück.

Oſterblume.

S. Gänſeſtöckchen, Küchenſchelle und Silberblatt.

Oſterey. S. Ey.

Oſterlucey.

Unter dieſem bekannten Namen verſteht man das Pflanzengeſchlechte Ariſtolochia. Die Blume hat keinen Kelch. Das Blumenblatt iſt ganz beſonders geſtaltet; der untere Theil deſſelben iſt kugelförmig, und auf dieſem ſteht eine Röhre, welche mehr oder weniger gekrümmet iſt, ſich oberwärts erweitert und in einen einſeitigen, zungenförmigen Rand ſpaltet. Man pfleget dieſes mit einem Poſthorne zu vergleichen. Unter demſelben ſteht der länglichte Fruchtkeim, und der kugelförmige Boden des Blumenblattes umgiebt einen ganz kurzen Griffel mit einem ſternförmigen, ſechsſpaltigen Staubwege, unter und um welchen ſechs, gleichſam vierfächerichte, oder vielleicht zwölf beſondere Staubbeutel ohne Staubfäden anſitzen. Das groſe, ſechseckichte Saamenbehältniß iſt in ſechs Fächer abgetheilet und enthält viele Saamen. Hr. v. Linné hat ein und zwanzig Arten angeführet, davon vielleicht nur eine ein-

einheimiſch, die übrigen alle ausländiſch, die meiſten aber, theils wegen des Nutzens, theils wegen der ſchönen Blüthe merkwürdig ſind.

1) Die herzblättrichte Oſterlucey mit aufrechten Stängel und gehäuften Blumen, gemeine lange Oſterlucey, Waldrebe, Ariſtolochia longa vulgaris, Ariſtolochia Clematitis Linn. Sie wächſt in Frankreich, Italien, Oeſterreich, auch in den Weinbergen des Elſaſſes, und hat eine dünne, etwa einen Federkiel dicke, mit Fäſerchen beſetzte Wurzel, welche einige Ellen tief gerade unter ſich in die Erde geht und zuletzt ſeitwärts ausbreitet, daher ſie ſich im Garten ungemein vermehret, alle nebenſtehende Pflanzen erſticket und zu einem beſchwerlichen Unkraute wird, auch auf keine Weiſe wieder auszurotten iſt, da auch die abgeſtoßenen tief liegenden Stückchen davon ſchnell wieder hervorwachſen. Die Stängel ſind ſteif, zween bis drey Fuß hoch, rundlich, geſtreift, wechſelsweiſe mit geſtielten, breiten, bläulicht angelaufenen, herzförmigen, vorwärts ſtumpfen, gleichſam geſpaltenen und mit großen runden Ohrlappen hinterwärts verſehenen völlig ganzen Blättern, und am Winkel derſelben mit drey, vier, und mehrern gelblichten Blumen beſetzet. Die Wurzel und Blätter ſind in ältern Zeiten in der Arzneykunſt häufig gebrauchet und gar ſehr gerühmet worden, wie denn Apulejus behaupten wollte, es könne ohne dieſe Pflanze kein Arzt eine glückliche Cur verrichten. Beſonders iſt die Wurzel zu Beförderung der monathlichen, wie auch der Reinigung bey den Kindbetterinnen empfohlen und auch deswegen von den Griechen mit dem Namen Ariſtolochia beleget worden; wie denn auch alle diejenigen Mittel, welche gleiche Wirkung beſitzen, ariſtolochica pflegen genannt zu werden. Die neuern Aerzte aber haben den Werth dieſer Wurzel gar ſehr vermindert, und Boerhaave verſichert, daß durch den öftern Gebrauch die innerliche zotichte Magenhaut verderbet und der Appetit geſchwächet werde. Sie pfleget auch leicht Erbrechen zu erregen. Es iſt ſolche äußerlich braun, innerlich gelblicht, ſchmecket bitter, ſcharf und etwas zuſammenziehend, und ob man gleich dieſe Wurzel gemeiniglich für ſchlechter hält, als die andern in den Apotheken aufbehaltenen Arten, auch von einigen die falſche Oſterlucey genannt wird, ſo gehöret ſie doch unter die wirkſamen Mittel, welche nur von einem vernünftigen Arzte gebrauchet werden ſollen; und dieſer wird ſelbige in denjenigen Krankheiten unſchädlich und nützlich finden, in welchen die

folgenden Arten empfohlen worden. Allgemeiner und ſicherer iſt der äußerliche Gebrauch. Bey Reinigung der alten, unreinen und faulen Geſchwüre äußert ſie vortreffliche Wirkung. Man pfleget hierbey das Pulver einzuſtreuen. Man kann auch einen Trank daraus bereiten, und die Geſchwüre damit auswaſchen, oder ſolchen, ſonderlich wenn ſie Höhlen und Gänge haben, zum Einſprützen gebrauchen. Die Roßärzte pflegen das Pulver der Wurzel bey gedrückten Pferden mit gutem Erfolge zu gebrauchen. Auch die Blätter pfleget man aufzulegen, um Wunden und Geſchwüre damit zu heilen.

2) Die herzblätterichte runde Oſterlucey mit ſchwachen Stängeln und einzelnen Blumen, runde Oſterlucey, runde Hohlwurzel, Ariſtolochia rotunda vera offic. Ariſtolochia rotunda Linn. wächſt in Spanien, Italien und Frankreich, auch in Crain. Die Wurzel iſt knoticht, dicke, ſtark, rundlich, ungleich, und hin und wieder mit Faſern beſetzet. Dieſe treibt viele eckichte, ſchwache, verſchiedentlich gebogene und in Zweige verbreitete, mit herzförmigen, ſtumpfen, völlig ganzen, faſt platt anſitzenden Blättern und am Winkel derſelben mit einzelnen, aufgerichteten, dunkelpurpurfärbigen Blumen beſetzte Stängel. Die zungenförmige Lippe des Blumenblattes iſt rückwärts geſchlagen. Mit dieſer iſt ganz nahe verwandt

3) Die herzblätterichte lange Oſterlucey mit ſchwachen Stängeln und einzelnen Blumen, lange Oſterlucey, Ariſtolochia longa vera, welche auch Hr. von Linne' lange Zeit nur für eine Abänderung gehalten und mit der vorigen vereiniget hat. Nachdem aber die Herren Sauvages, Gouan und andere ſolche wieder als eine beſondere Art angenommen, iſt auch Herr von Linne' dieſen gefolget und hat den Hauptunterſchied in den langgeſtielten Blättern angegeben, und ſolche Ariſtolochia longa genannt. Die Blätterſtiele ſind, nach Herrn Scopoli Bemerkung, faſt länger als die Blumen. Es hat dieſe mit der zwoten Art gleiche Geburtsörter. Die Wurzel iſt öfters ſehr dicke, runzlicht, rundlich, aber mehr lang. Die Blume ſcheint äußerlich mehr grünlicht und inwendig dunkelpurpurfärbig.

Beyde Arten ſind in unſern Gärten immergrünende Pflanzen, und wenn auch einige Stängel vertrocknen, treiben immerfort neue hervor. Sie blühen im Sommer häufig und lange, aber ſelten wird man reifen Saamen erhalten. Die Theilung der Wurzel muß mit Vorſicht geſchehen. Kann man aus wärmern Gegenden

den Saamen erhalten, wird ſolcher ins Miſtbeet geſäet. Die jungen Stöcke muß man ſorgfältig warten und faſt das ganze Jahr über im Glashauſe unterhalten. Die Töpfe mit alten Stöcken ſetzet man den Sommer über in die freye Luft, im Winter in ein mäßig warmes Gewächshaus und hält ſie zu dieſer Zeit mehr trocken als naß.

Von beyden iſt die Wurzel äuſſerlich dunkelbraun, innerlich blaßgelb, von Geſchmack ſcharf und bitter. Man will die runde für wirkſamer, als die lange halten, ſelbiger auch eine ſtärker zertheilende Kraft zuſchreiben, und mehr wegen dieſer, als der bluttreibenden Kraft, verdienen beyde die Achtung der Aerzte. Vorzüglich hat man ſolche als ein Verwahrungs- und auch Heilmittel der Gicht empfohlen. Das ehedem geheime Mittel wider die Gicht eines Münſteriſchen Biſchoffes, welches Spieß in ſeinem Buche der Arthridite beſchrieben, beſteht aus langer Oſterluceywurzel, von welcher drey Unzen in eine Kanne Wachholderſpiritus zwölf Stunden bey gelinder Wärme eingeweichet und von der durchgeſeichten Eſſenz einige Löffel voll, die Woche über zweymal, einige Monathe über gebrauchet werden. Die Eſſenz, ſo mit Franzbrandwein aus der Wurzel bereitet wird, ſoll eben ſo kräftig ſeyn, wenn funfzig Tropfen zwey- oder dreymal in der Woche, als ein Verwahrungsmittel von denjenigen eingenommen werden, welche mit der Gicht beſchweret ſind. Das ſo genannte Puluis antiarthriticus Ducis Portlandiae oder Principis Mirandolae, welches auch Puluis arthriticus amarus heißt, hat ſeine Wirkung gleichfalls größtentheils von der Oſterlucey; doch ſchicken ſich dieſe Mittel nur für ſchleimichte Körper, oder ſo genannte kalte Naturen; diejenigen hingegen, welche einen Ueberfluß von Geblüte haben, und bey welchen ſolches leicht in Wallung geräth, werden davon gewiß mehr Schaden als Nutzen empfinden, und Gaubius in den Schriften der holländiſchen Geſellſchaft 4 Th. 305 S. führet ein Beyſpiel an, wo zwar durch den Gebrauch der Oſterlucey die Gicht geheilet worden, kurz darauf aber ein trockener Huſten, beſchwerliches Athemholen und ein jählinger Tod erfolget; in dem todten Körper hat man Knoten in der Lunge gefunden.

4) Herzblätterichte eingekerbte Oſterlucey mit einzelnen Blumen, Spaniſche Oſterlucey, Ariſtolochia Piſtolochia Linn. wächſt auch in Spanien, Italien und dem mittägigen Frankreich, ingleichen in der Schweiz. Die gelblichte, gewürzhaft angenehm riechende, ſcharf und bitter ſchme-

ckende Wurzel beſteht aus vielen dünnen, langen und an einem gemeinſchaftlichen Kopfe ſitzenden Faſern. Die Stängel ſind dünne, ſchwach, geſtreckt oder gewunden; die Blätter geſtielt, herzförmig, am Rande zart und ſchwach eingekerbet, auf der untern Fläche netzartig geſtreift und die Blumen ſtehen einzeln und aufgerichtet am Blätterwinkel. An den Blumenſtielen ſitzt unten ein kleines, herzförmiges Deckblatt platt auf. Die zungenförmige Lippe iſt krumm gebogen. In der Wartung verhält ſich dieſe wie bey no. 3. angemerket worden. Man will der Wurzel gleiche Kräfte mit der vorherſtehenden beylegen.

5) Herzblätterichte krauſe Oſterlucey mit einzeln abhangenden Blumen, immergrünende Oſterlucey, Piſtolochia cretica. Ariſtolochia ſemperuirens Linn. Dieſe wächſt in Creta. Die Wurzel iſt der vierten Art gleich. Die Stängel ſind ſchwach, geſtreckt, verſchiedentlich gebogen oder gewunden, eckicht und in Aeſtchen verbreitet; die Blätter herzförmig, länglicht, am Rande wellenförmig ausgeſchweift, runzlicht, faſt krauſe und gleichſam trocken anzufühlen. Das Blumenblatt iſt purpurfärbig, faſt länger als das Blatt. In Anſehung der Wartung gilt auch von dieſer, was bey no. 3. angemerkt worden.

6) Herzblätterichte platte Oſterlucey mit einzelnen Blumen und ſchwachen, oberwärts rundlichen, gewundenen Stängeln. Dieſe iſt unter dem Namen Schlangenwurzel, Ariſtolochia ſerpentaria Linn. bekañt, und ſoll auch von uns unter dieſem Worte beſchrieben werden.

7) Herzblätterichte Oſterlucey mit einzelnen Blumen und großen herzförmigen Blattanſätzen, Ariſtolochia anguicida Linn. Dieſe wächſt in Indien. Herr Jacquin hat ſelbige in Carthagena im Auguſt blühend gefunden. Die ganze Pflanze hat einen unangenehmen widrigen Geruch. Die rundliche und in Zweige verbreitete, äußerlich braune Wurzel enthält innerlich ein weißes, markichtes Weſen, welches mit einem orangenfärbigen, bittern und ſtinkenden Saft erfüllt iſt. Die rundlichen, unterwärts holzichten, oberwärts geſtreiften Stängel klettern gegen zehn Fuß an den nahſtehenden Bäumen in die Höhe. An jedem Blattſtiele ſteht ein großer herzförmiger Blattanſatz. Die Blätter ſind herzförmig zugeſpitzet und ruhen auf einem kurzen haarichten Stiele. Die Blumen ſtehen einzeln am Blätterwinkel. Das Blumenblatt iſt grüngelblicht und purpurfärbig geſtreift. Herr Jacquin erzählet, daß der Saft dieſer Wurzel, wenn ſolcher zu einem oder zwo Tropfen ei-

einer Schlange eingetröpfelt werde, ſolche dergeſtalt betäube, daß ſie ohne Gefahr angetaſtet werden könnte. Ein Kunſtgriff, deſſen ſich die amerikaniſchen Marktſchreyer mit Vortheil zu bedienen wiſſen. Wenn der Schlange mehrere Tropfen beygebracht werden, bekömmt ſie alsbald Zuckungen und ſtirbt kurze Zeit darnach. Es ſoll auch der Biß einer giftigen Schlange unſchädlich ſeyn, wenn dieſes Mittel äußerlich oder innerlich gebrauchet wird. Menſchen können von dieſem Safte einige Tropfen ohne Schaden verſchlucken, doch hat Hr. Jacquin erfahren, daß ſolcher leicht Eckel und Erbrechen verurſache.

8) **Dreylappichte Oſterlucey**, Ariſtolochia trilobata Linn. wächſt in dem mittägigen Amerika. Der Stängel iſt gefurcht, einfach, und windet ſich um andere Körper. Die Blätter ſind eyförmig und in drey Lappen zerſchnitten. Die Blumenſtiele ſind lang, gefurcht, und die Blumen ſehr groß. Herr Rolander hat die getrocknete Pflanze und viel von gedörrten Stängeln aus Surinam an Herrn Bergius geſendet, mit der Nachricht, daß ſolche daſelbſt als ein beſonderes Verwahrungsmittel gegen anſteckende Krankheiten und als ein Gegengift gegen vergiftete Pfeile gebrauchet würde. Die Stängel haben einen ſtarken Geruch und Geſchmack. Der Geruch wird ſtärker, wenn man ſie zwiſchen den Fingern reibet, und ein Quentchen zu Pulver gerieben hat das ganze Zimmer mit ſeinem Geruche erfüllet. Es iſt ſolcher eben nicht widrig, doch auch nicht angenehm zu nennen, und Herr Bergius verſichert, daß der Geruch nach einer Zeit von acht Jahren an den Stängeln ſich nicht vermindert habe. Eine Erfahrung, welche Herr Bergius bey einem Knaben, welcher von einer Schlange gebiſſen, mit dem Aufguſſe von dieſen Stängeln angeſtellet, hat die ſchweißtreibende und dem Gifte widerſtehende Kraft dieſes Mittels deutlich beſtätiget. Auch Herr Browne meldet, wie die Wurzel dieſer Pflanze in Jamaika als ein ſchweißtreibendes und magenſtärkendes Mittel häufig gebrauchet werde. Daher Bergius wünſchet, daß die Wurzel und Stängel in unſern Apotheken möchten eingeführet werden, indem ſie ſowohl in bösartigen, als langwierigen Fiebern der virginiſchen Schlangenwurzel, Contraiera, und vielen andern, ſo genannten alexipharmacis weit vorzuziehen ſeyn dürfte. ſ. Abhandl. der Schwed. Akad. 26 Band 245 S.

Oſterlucey, gemeine, runde, S. auch Erdrauch.

Oſtracion.

Schalfiſche, deren viele und mancherley aus Amerika kommen.

Oſtracion nennt auch der Ritter von Linne' ſein 136 Thiergeſchlecht, das ohne Bauchfloßen iſt, deſſen Körper aber mit einem knochichten Panzer bedecket iſt. Müller führet es unter dem Namen Beinfiſche auf. Sie gehören alleſammt zu dem Kleiniſchen Geſchlechte, Crayracion, Miſſ. III. p. 18. Kropffiſch, daher wir unter ſelbigen dieſe Oſtraciones, Beinfiſche, mit aufgeführet. ſ. dieſen Artikel, B. V. S. 784.

Oſtraciten.

Verſteinerte Auſterſchalen, Oſtracites, ſind eine Art von verſteinerten Muſcheln, davon die eine Schale gewölbt oder convex und die andere faſt platt und eben iſt. Man findet größere, kleinere, zackichte, und bisweilen einige, welche ſo groß wie ein Dreyer und mit drey Löchern durchbohret ſind, ſo, daß ſie einem Todtenkopfe gleichen. Dieſe nennt man Brattenburgiſche Pfennige, Numuli Brattenburgenſes.

Oſtrea.

S. Auſter und Kammmuſchel.

Oſtreopectiniten.

Terebratuliten, Oſtreopectinites, ſind eine Art verſteinerte Muſcheln, deren Originale noch nicht bekannt ſind. Die Schalen derſelben ſind ungleich, von welchen eine mit einem Schnabel hervorraget, der an der Spitze meiſtentheils durchbohret iſt. Der Kern von dieſen Muſcheln heißt Hyſterolith.

Oſtritz. S. Meiſterwurz.

Oſwegothee.

S. Monarde.

Othonna.

Othonna iſt ein neuer Geſchlechtsname des Herrn v. Linne', weil Iacobaeaſtrum des Vaillant nicht Beyfall gefunden. Die Blume iſt aus der Zahl der zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche, faſt walzenförmige Kelch iſt nur einblätterricht und in viele Einſchnitte tiefer oder ſeichter abgetheilet. So viel Kelcheinſchnitte zugegen, ſo viel zählet man auch weibliche, zungenförmige, dreyſpaltige Randblümchen, deren Griffel einen großen gekrümmten Staubweg trägt und der Fruchtkeim ſich in einen länglichten Saamen verwandelt, welcher bey einigen Arten mit einer Haarkrone beſetzet iſt. Die röhrenförmigen, fünffach eingekerbten Zwitterblumen, ſo die Scheibe einnehmen, zeigen zwar den verwachſenen walzenförmigen Staubbeutel, einen länglichten Fruchtkeim und einen

einen Griffel mit zweyſpaltigem Staubwege, laſſen aber keinen Saamen zurück. Das Blumenbette iſt nackend. In der Murrayiſchen Ausgabe hat Herr von Linne' eilf Arten angegeben, wovon einige zuvor mit den nahverwandten Geſchlechtern des Creuzkrautes und der Aſchenpflanze vereiniget worden, ſo wie im Gegentheil andere, welche er ehedem zur Othonna gerechnet, jetzo unter Aſchenpflanze vorkommen. Ueberhaupt ſind dieſe Geſchlechter mit der Othonna ſo nahe verwandt, daß man in Beſtimmung und Ordnung der Arten meiſtentheils zweifelhaft bleibt. Die Linnäiſchen Arten alle ſind ausländiſche, und bey uns wenig bekannte Pflanzen, daher wir keine beſonders anführen wollen.

Otilienkraut.

S. Ritterſporn.

Otten= oder Otterbaum.

S. Erle.

Otter.

Meer= oder Seeotter, eine Art von Nadelfiſchen in Weſtindien, Solenoſtomus, 18. des Kleins, eine Röhr=Hohl=Schnauze, Vipera marina dictus. Syngnathus Ophidion, Linn. gen. 141. ſp. 5. Müllers Seenatter ſeiner Nadelfiſche. ſ. dieſen Artikel, B. VI. S. 34.

Otter, S. auch Schlange.

Otterfuß.

Dieſe, ſchon von Liſtern und andern beſchriebene, Auſter oder Kammuſchel hat Hr. von Linne' in den Zuſätzen unter dem Namen Oſtrea pes lutrae erwähnet. Die Schalen ſind oval=keulförmig, purpurfärbig und blaßbunt, der Länge nach ſehr fein geſtreift und mit ſechs gleichweitigen Falten, die an der Spitze hervorſtechen, ohne die einzelnen Seitenfalten zu rechnen, beſetzet. Die Seitenränder ſteigen gleichſam mit einer kleinen Falte nach der Höhlung hinauf. Man ſieht kaum einige Ohren, als etwa ein ſehr kleines.

Otterköpfchen.

Eine Porzellanſchnecke, S. Mohrenbauch.

Otterkopf.

Otter= oder Natterkopf nennt man wegen der Geſtalt der Saamen das Pflanzengeſchlechte Echium. Der Kelch iſt in fünf aufgerichtete, pfriemenartige Einſchnitte getheilet. Das glockenförmige Blumenblatt erweitert ſich aus einer ganz kurzen engen Röhre in einen weiten, offenen, in fünf ſtumpfe Lappen abgetheilten Rand. Die Lappen ſind bey den meiſten Arten einander nicht ganz gleich, und alsdenn die obern

länger als der unterſte, welcher auch mehr ſpitzig und rückwärts geſchlagen iſt. Die fünf Staubfäden haben faſt gleiche Länge mit dem Blumenblatte, doch ſind ſie unter ſich ungleich und gebogen. Der Griffel trägt einen zweyſpaltigen ſtumpfen Staubweg. Der Kelch umgiebt vier rundliche, ſchief zugeſpitzte Saamen. Herr von Linné hat eilf Arten angegeben. Wir bemerken davon nur einige.

1) Gemeiner borſtiger Otterkopf mit einſeitigen Blüthähren, wilde Ochſenzunge, Frauenkrieg, Echium vulgare L. Dieſe zweyjährige Pflanze blühet in den Sommermonathen, auch ſpäter, häufig um die Vorſtädte, Dörfer, Landſtraßen, Mauern, auch auf den allerſchlechteſten Aeckern, jedoch daſelbſt klein und mager, hingegen viel anſehnlicher in einem beſſern Grunde. Stängel und Blätter, ingleichen der Kelch ſind mit ſteifen Borſten, welche gleichſam aus einer knollichten Wurzel entſpringen, und kleinen Stacheln über und über beſetzet, und daher ganz rauh anzufühlen. Der Stängel iſt auch überdieß geflecket, erreichet ohngefähr zween bis drey Fuß Höhe, und verbreitet ſich in viele Zweige. Die Wurzelblätter ſind im erſten Jahre häufig zugegen, am Stängel aber ſtehen wenige; es ſind ſolche lang, ſchmal, lanzetförmig, die untern geſtielet, die obern plattanſitzend. Die Blumen ſtehen anfangs dichte bey einander, und ſtellen Köpfchen oder kurze Aehren vor, welche aus dem Blätterwinkel entſpringen, und ſich nachher in lange, krumme, einſeitige Aehren verlängern. Sie ſelbſt ſitzen platt auf. Das Blumenblatt iſt anfangs röthlicht, verwandelt ſich aber nach und nach ins blaue. Die Staubfäden ſind aufwärts gebogen. Man findet auch eine Spielart mit weißen Blumen. Die blühende Pflanze hat ein ſchönes Anſehen, und könnte deswegen im Garten unterhalten werden. Nützlicher Gebrauch davon iſt nicht bekannt; man könnte ſie der Ochſenzunge gleich ſchätzen. In Abſicht auf den Honig aber iſt ſolche eines der beſten Bienenkräuter, zumal ſie auch noch ſpät im Herbſte blühend angetroffen wird. Die Pferde laſſen die Pflanze unberühret.

2) Italieniſcher rauher Otterkopf mit weißen kleinen Blumen, Echium italicum Linn. Dieſe Art wächſt in England, Italien, und der Schweiz. Der aufrechtſtehende und mit Zweigen beſetzte Stängel, wie auch die lanzetförmigen Blätter ſind mit weichern, unterwärts knollichten Borſten beſetzet, und daher nicht ſo rauh anzufühlen. Nach Herr Murray Anmerkung haben die

Borſten

Borſten keinen knollichten Anfang. Die Blüthähren treiben überall aus dem Blätterwinkel hervor, und ſind kürzer als bey der vorigen Art. Der Kelch iſt ſtachlicht, das Blumenblatt klein, und nicht viel länger als der Kelch, gemeiniglich weiß, ſelten bläulicht, auch in ungleiche Einſchnitte getheilet. Die Staubfäden ſind lang, zumal der eine. Es iſt auch eine zweyjährige Pflanze und leicht aus dem Saamen zu erziehen.

3) Cretiſcher geſtreckter Otterkopf, Echium creticum L. wächſt in Creta und dem Morgenlande. Die Wurzel iſt jährig, der Stängel haaricht, ohngefähr einen Fuß lang, mit Zweigen beſetzet, und ausgeſtrecket; die Blätter ſind faſt durchaus von gleicher Breite; die Blumen in den Blätterwinkeln ährenweiſe geſtellet, die Blumen dunkelroth, groß; die Staubfäden haaricht und nicht länger als der untere Einſchnitt des Blumenblattes; die Kelche ſtehen, wenn die Saamen reifen, mehr von einander entfernet, als zur Blüthzeit. Die Vermehrung geſchieht ohne Kunſt aus dem Saamen.

Ottig. S. Holunder.

Ovieda.

Dem Herrn Gonſalvo Fernandez d'Oviedo, welcher auch unter dem Namen de Valde bekanndt iſt, und 1535. eine Beſchreibung von Indien in Spaniſcher Sprache herausgegeben, hat Plumier ein Pflanzengeſchlecht gewidmet, und ſolches Valdia genannt; Hr. von Linne' hat dafür Ouieda gewählet. Der kurze, glockenförmige Kelch iſt in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilet. Des Blumenblattes ſehr lange und dünne Röhre endiget ſich mit drey kurzen, einander faſt ähnlichen Lappen. Die vier Staubfäden und der Griffel ſind länger als das Blumenblatt, und der zweyſpaltige Staubweg iſt ſpitzig. Die Beere liegt in dem vergrößerten Kelche, und enthält zween Saamen. Herr von Linne' hat zwo Arten angemerket. Beyde haben holzichte Stängel. Die ſtachlichte wächſt im mittägigen Amerika, und die unbewehrte in Java. Beyde gehören zu den ſeltenſten Gewächſen.

Oxel.

S. Mehlbeerbaum.

Oxyrinchus.

Eine Art Rochen mit der ſcharfen Naſe, Cashouc; ſ. dieſen unſern Artikel, B. II. S. 59. Raia Oxyrinchos, Linn. gen. 130. ſp. 3. das Mülleriſche Spitzmaul der Rochen; Leiobatus, 7. des Kleins, ein Glatray. ſ. dieſen unſern Artikel, B. III. S. 437. desgleichen auch Brumbeer-

ſchwanz, Daſybatus, 13. des Kleins, B. I. S. 996.

Noch wird Oxyrinchus eine Gattung Forellen benennet. Salmo Oxyrinchus, Linn. gen. 178. ſp. 18. der Müllerische Hauting seiner Salme. Trutta edentula, 3. des Kleins, eine ungezähnelte Forelle. ſ. dieſen unſern Artikel, B. III. S. 180. no. 14.

Ozelot.

S. Tigerkatze.

P.

Paaling.

Paaling, wird von den Holländern die erſte Art unſers gemeinen Aals, als die ſchmackhafteſte und beſte, genennet. Muraena Anguilla, Linn. gen. 143. ſp. 4. Kleinii Conger, 6. ſeiner Aalſchlangen. ſ. unſern Artikel, Aal, Anguilla, B. I. S. 2. Palyng wird in Flandern der Aal, Anguilla, überhaupt genennet. Geſner ebendaſelbſt.

Pabſt.

S. Citronbaum und Schlingbaum.

Pabſtkrone.

Dieſen Namen führet eine Spindelwalze, nämlich Voluta mitra papalis Linn. welche wir zugleich mit der Mönchskappe beſchrieben. Es führen aber auch noch zwo andere Schnecken dieſen Namen, davon die eine Baſtardpabſtkrone, die andere Flußpabſtkrone genennet wird.

Die Baſtardpabſtkrone heißt auch das dornichte Schnabelbein, Rabenſchnabel, gedornte Schneppennadel, die rauhe Trommelſchraube, und beym Herrn von Linne' Murex aluco, welcher Beyname von einem geſprenkelten Huhne genommen ſcheint. Dieſe Stachelſchnecke gehöret zu den Schnauzennadeln, iſt drey bis vier Zoll lang, unten ſehr breit, auf einem weißen Grunde braun geſprenkelt, an den Gewinden ſehr knoticht, in der Mitte noch mit einem dornichten Striche beſetzet, an der Spindel mit einer Falte verſehen, und am Schwanze umgebogen. Dieſes iſt die eigentliche Baſterd Pauſekroon; es findet ſich aber davon eine Abart, welche die Weſtindiſche Baſtardpabſtkrone oder Taxisdornſpindel genennet wird, welche viel kleiner, bläulicht, ſchwarz geflecket und geſprenkelt iſt, und ſtachlichte Gewinde hat. Beyde kommen aus Indien.

Die Flußpabſtkrone iſt eine eyrunde Schnirkelſchnecke, und Helix amarula L. indem ſie bitter ſchmecket. Die Schale gleichet der Geſtalt nach der ächten Pabſtkrone, Voluta mitra papalis, indem die Gewinde oben zahnichte Stacheln führen. Sie iſt ſchwarzbraun, ſelten weiß, und über einen Zoll lang. Ihr Aufenthalt iſt in den Mündungen tiefer Flüſſe in Oſtindien.

Pabſtkrone, weſtindiſche falſche, S. Flügelnadel.

Pabſtweide.

S. Kirſchbaum und zwar Traubenkirſche.

Paca.

Pag, Pague, Mus Paca Linn. Ein vierfüßiges Thier in Braſilien, welches von einigen Schriftſtellern im Deutſchen Kaninichenmaus genannt wird, weil es ſowohl mit den Mäuſen, als auch mit den Kaninichen, jedoch nur eine geringe Aehnlichkeit hat. Es iſt weit größer, als ein Kaninichen, auch noch etwas größer als ein Haſe, und hat einen dickern und gedrungneren Leib, einen runden Kopf, eine kurze, mit Barthaaren beſetzte Schnauze, und gleichet in der Bildung des Körpers mehr einem jungen Schweine, mit welchem es auch das fette Fleiſch, das Grunzen, den Gang und die Art zu freſſen gemein hat. Der Rücken iſt braun oder ſchwärzlich und mit weißen Flecken beſetzet; der Unterleib aber weißlich und der Schwanz überaus kurz. Jeder Fuß hat fünf Zehen; die große Zehe aber iſt viel kürzer, als die übrigen, und nur durch die Klaue ſichtbar. Dieſe Thiere wohnen gern an den Ufern der Flüſſe, und machen ſich Löcher in die Erde, wie die Kaninichen. Ihr Fleiſch wird für eine angenehme Speiſe, und ihr Fell für ein gutes Pelzwerk gehalten.

Pacamo.

Pacamo von den Braſilianern, oder Euxaroco, (Emxarrocco nach dem Aldrovand) bey den Portugießen genannt, iſt ein Seefiſch, der zwiſchen den Klippen gefangen wird. Er iſt von gutem Geſchmacke, und gleichet in der Farbe und mit der Haut unſern Aalraupen ſehr. Seine ganze Länge iſt eilf Zoll: der Körper wird gegen den Schwanz zu geſchlanker. Er hat einen großen, breiten und dicken Kopf, einem Teller, und was den Rachen anbelanget, einem Froſche nicht unähnlich. Das Maul iſt mondenförmig, weit, und in den beyden Kiefern befindet ſich eine Reihe, nicht gar zu ſpitziger, aber feſter Zähne; nur in der untern Kinnlade von vorne iſt die Reihe doppelt,

doppelt. Die Augen ſind eben nicht groß, ſchwarz, und ſtehen auch nicht weit von einander, aber etwas hervor, und über jedem Auge befindet ſich eine häutichte Erhebung, auch auf jedem Backen eine, und um den Unterkiefer ihrer viere, gleich hervorſtechenden Hörnerchen. Hinter den Kiemen, welche fleiſchicht, weich und enge ſind, hat er eine weiche häutichte Floße auf jeder Seite, die zween Zoll lang, und etwas über einen Zoll breit iſt: auf dem Bauche auch, unter dieſen beyden häutichten, anderthalb Finger lange, und einem Regenwurme ähnliche Floßen. Die ſo vom Hintern und von der Mitte des Rückens nach dem Schwanze herunterlaufen, ragen wenig hervor, und ſind auch häuticht und weich. Die Schwanzfloße iſt etwas über einen Zoll breit, und gleichfalls weich. Die Haut iſt glatt, und hat auf beyden Seiten, von den Kiemen an bis zum Schwanze vier Reihen weißer Pünctchen. Der Fiſch iſt fett und von gutem Fleiſche. Die Haut kann ihm leicht abgeſtreifet werden; und gebraten iſt er ſchöner als gekochet. In der Anmerkung wird angeführet, daß Aldrovand, Lib. III. de Piſc. c. 64 ſchreibe, dieſe Rana marina, ſ. piſcatrix werde in Portugall Emxarroco genennet; aber ſeine Abbildungen kämen mit der Marcgraviſchen, wie es der Augenſchein lehret, gar nicht überein.

Pacay.

Pacay iſt ein noch nicht genugſam bekannter Baum in Chili, welcher wegen ſeiner Frucht angemerket zu werden verdienet. Es iſt ſolche eine viereckichte Schote von verſchiedener Länge; einige ſollen nur vier Zoll, andere über einen Fuß lang ſeyn. Bey allen ſollen zwo Seiten einen Zoll und etliche Linien, die zwey kleinern aber nur ſieben bis acht Linien betragen. Inwendig iſt die Frucht in kleine Fächer abgetheilet, und in jedem liegt ein Saame, welcher die Geſtalt einer Bohne hat, und in einem weißen fäſerichten Weſen ſtecket, das man für Baumwolle anſehen könnte, aber nichts anders, als ein geronnenes Oel ſeyn ſoll. Dieſes Oel wird von den Einwohnern zur Erfriſchung genoſſen, und hinterläßt im Munde einen lieblichen Muſcusgeſchmack.

Packhaay.

Packhaay, wird nach Müllern der gewöhnliche Meerengel genennet; Raia Rhinobatos, Linn. gen. 130. ſp. 9. den Müller aber Haayroche lieber nennen wollen. Rhinobatus, 1. des Kleins, ein Engelsray. ſ. unſere Artikel, Engelsray, B. II. S. 593. und Haayroche, B. III. S. 599.

Paco.

Paco.

Ein vierfüßiges Thier in Amerika, welches von dem Ritter von Linné unter die Kameele geſetzet, und von einigen Schriftſtellern auch Alpaque, und im Deutſchen gemeiniglich das Chiliſche Schafkameel genannt wird; denn es hat einen langen Hals, wie ein Kameel, obgleich keinen Höcker, und ſtatt der Haare eine ſehr feine, lange Wolle. Es gehöret unter die nützlichſten Hausthiere der Amerikaner, und kann als eine Nebenart von derjenigen Gattung angeſehen werden, welche wir unter dem Artikel Lama beſchrieben haben; denn es kömmt mit derſelben größtentheils überein, nur iſt es kleiner, hat ein dickeres Maul und kürzere Beine, als der Lama. Der Oberleib hat eine röthliche Farbe, der Unterleib aber iſt weißlicht. Die Füße haben zwo Klauen. Es giebt auch wilde Schaafkameele in Amerika, die von eben der Art ſind, und gemeiniglich unter dem Namen Vigogne vorkommen. Von dieſen Thieren kömmt die ſogenannte Vigognewolle, welche eben ſo theuer und koſtbar, als Seide iſt.

Padde.

Paddenfiſch, iſt, nach dem Chomel, ein Fiſch, welcher in einigen Amerikaniſchen Gewäſſern, ſonderlich den Virginiſchen, gefangen wird, und die Eigenſchaft hat, daß er, ſobald er aus dem Waſſer kommt, dicke aufſchwillet; ſonſt aber iſt er eine gute Speiſe. Er wird aber ganz uneigentlich ein Fiſch genennet; denn er iſt eine Schildkröte, und allenfalls ein Waſſerthier.

Paddenſtuhl.

S. Blätterſchwamm.

Padengras.

S. Quecken.

Pädengras.

S. Hundsgras.

Päderota.

Dieſes Pflanzengeſchlecht, welches zuerſt Michelli unter dem Namen Bonarota, zu Ehren eines Florentiniſchen Rathsherrn und großen Kenners der Alterthümer, angegeben, hat Herr von Linné unter obigen gleichfalls angenommen, hernach aber mit dem viel ähnlichen Ehrenpreiße vereiniget, und endlich wieder wegen des fünffach getheilten Kelches davon getrennet, in ſein erſtes Anſehen zurück gebracht, und mit zwo Arten vermehret. Weil die eine Art von den ältern Schriftſtellern unter Chamaedrys und Teucrium angeführet, und dieſe Geſchlechter unter andern deutſchen Namen auch Mendrele genennet worden, hat Herr Planer dieſen

dieſen der Paederota beygeleget. Der Kelch beſteht aus fünf ausgebreiteten, einander ähnlichen, gleichbreiten Blättchen, oder tiefen Einſchnitten. Das faſt radförmige Blumenblatt iſt in vier ſtumpfe Lappen getheilet, davon der obere breiter und zuweilen geſpalten iſt. Die zween Staubfäden ſtehen aufgerichtet. Der eyförmige Fruchtbalg iſt länger als der Kelch, öffnet ſich an der Spitze uud enthält in zwey Fächern viele rundlichte Saamen. Herr von Linné führet drey Arten an.

1) Die purpurfärbige Päderota mit gefiederten Blättern, Paederota bonae ſpei Linn. wächſt am Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Stängel iſt einen Fuß lang, ausgeſtrecket und glatt; die geſtielten, lanzetförmigen, gefiederten Blätter ſtehen unten am Stängel in gedritter Zahl beyeinander, oberwärts bey den Blumen aber nur paarweiſe einander gegenüber; die Blumen kommen wechſelsweiſe aus dem Blätterwinkel, und ſtehen einzeln auf langen Stielen; das Blumenblatt iſt purpurfärbicht mit weißen Linien.

2) Gelbe Päderota mit eingekerbten wechſelsweiſe geſtellten Blättern, Paederota ageria Linn. Der Linneiſche Zuname bezieht ſich auf Agerium, von welchem J. Bauhin die Pflanze erhalten. Und dieſer, zu ſeiner Zeit berühmte Kräuterkenner hätte bey Austheilung der Geſchlechtsnamen nicht ſollen übergangen werden. Herr Scopoli wollte auch dieſes Geſchlecht Ageriam nennen; weil aber Herr Adanſon ſchon einer andern Pflanze dieſen Namen beygeleget, hat er lieber Bonarotam ſtatt Paederotam behalten wollen, indem er keine Urſache gefunden, warum dieſer neue jenem ältern Namen vorzuziehen ſey. Dieſe zwote Art wächſt auf den Oeſterreichiſchen Gebirgen. Die fäſerichte Wurzel iſt ausdaurend. Die rundlichten, aufrechtſtehenden Stängel treiben keine Zweige, und endigen ſich mit einem Blumenbüſchel. Die unterſten Blätter ſtehen wechſelsweiſe, die obern einander gegenüber, ſie ſind ſägartig ausgezahnet, und mehr trocken als ſaftig. Bey dem Kelche ſteht ein längeres Deckblatt. Das Blumenblatt iſt gelb, und die untere Lippe in drey gleichgroße Lappen getheilet. Die Staubfäden ſind weiß. Der Griffel iſt nach der untern Lippe zugebogen. Die Pflanze leidet in allen Theilen Veränderung, welche Scopoli in der Flora Carniol. genau angegeben.

3) Die blaue Päderota mit paarweiſe geſtellten Blättern, Paederota Bonarota Linn. Die Stängel ſind von unten aus mit

Zweigen beſetzet, und treiben Knoſpen. Alle Blätter ſtehen einander gegenüber, ſind ungeſtielet, eyförmig, ſägeartig eingekerbet, ſaftig, und glänzend. Die Blüthen ſind am Ende der Zweige ährenweiſe geſtellet; bey jeder ſteht ein ſchmales haarichtes Deckblatt. Der Kelch iſt röthlich und der obere Einſchnitt kleiner als die übrigen. Das blaue Blumenblatt iſt am Boden weißlicht, der obere Lappen eingekerbet, und von den untern der mittelſte kleiner. Dieſe Art wächſt auf den Oeſterreichiſchen und Italieniſchen Alpen.

Päonie.

Dieſer Name ſoll von einem alten griechiſchen Arzte Päon abſtammen, welcher mit dieſer Pflanze den Pluto geheilet, als ſelbiger vom Hercule verwundet worden. Man ſchreibt daher unrecht Pöonie. Patennige iſt der verſtümmelte Name. Der Kelch beſteht aus fünf rundlichten, ausgehöhlten, rückwärts geſchlagenen Blättern von ungleicher Größe. Die fünf Blumenblätter ſind groß, ausgebreitet, rundlicht, vertiefet, und beym Anfange ſchmal. Man zählet gegen dreyßig kurze Staubfäden, und gemeiniglich zween, auch mehrere, doch vielleicht niemals mehr als vier wollichte, eyförmige Fruchtkeime, welche ſich, ohne Griffel, mit einem platten, länglichten, ſtumpfen, gefärbten Staubwege endigen. Die Zahl der Fruchtbälge richtet ſich nach den Fruchtkeimen, ſie ſind länglicht, wollicht, einfächericht, öffnen ſich der Länge nach einwärts, und enthalten viele eyförmige, glänzende Saamen, welche an der Randnath anſitzen.

1) Die breitblätterichte Päonie, Pfingſtroſe, Königsroſe, Gichtroſe, Bingenroſe, Benigwurzel, Paeonia officinalis L. wächſt in der Schweiz und auf dem Berge Ida. Die Wurzel beſteht aus länglichten, oder runden, ſtarken, fleiſchichten, braunen Knollen, welche unter ſich durch dünne Fäden zuſammenhangen, und ziemlich tief in die Erde eindringen. Der röthlichte Stängel wird gegen zween Fuß hoch, und verbreitet ſich in viele Zweige. Der röthlichte, dicke Blattſtiel theilet ſich in einige Zweige, und dieſe wieder in kleinere, daher die Blätter doppelt gefiedert, und die Blättchen groß, breit, dunkelgrün, glänzend, unterwärts etwas wollicht, völlig ganz und länglicht geſtaltet ſind. Die großen Blumen ſtehen einzeln an den Enden der Zweige. Die Saamen ſind rund, ſchwarz und glänzend. Die Blume ſowohl, als auch die übrige Pflanze leidet Veränderungen. In Anſehung des ganzen äußerlichen Anſehens, haben die ältern Schriftſteller

zwo Sorten angenommen, und eine die männliche, die andere die weibliche genannt. Ob nun zwar dieſe Benennung keinen Grund hat, und alle Päonien Zwitterblumen tragen, ſo hat doch Herr von Haller in der erſten Ausgabe der Schweizeriſchen Pflanzengeſchichte zwo beſondere Arten angenommen und beſchrieben, auch wie es ſcheint, in der zwoten Ausgabe dieſen Unterſchied beybehalten, obgleich daſelbſt nur eine Art angeführet worden. Die ſogenannte weibliche Pflanze, Paeonia foemina, hat nach Herr v. Hallers Benennung, drüſichte Wurzeln, glanduloſa, vielleicht ſind darunter knollichte zu verſtehen, unordentlich in Lappen abgetheilte, zwey- und dreylappichte, auch ganze Blättchen, einen Fuß hohen Stängel, große purpurfärbige Blumen, gelbe Staubfäden, borſtige Früchte und länglichte Saamen. Die andere, ſogenannte männliche, Paeonia mas, hat zwar eine dicke, aber nicht drüſichte und ausgebreitete Wurzel, einen viel höhern, öfters zwo Ellen hohen Stängel, rothe Zweige und Blätterſtiele, breitere, aber mehr ordentlich abgetheilte Blättchen, blaſſe purpurfärbige Blumen, und dickere runde Saamen. In Dycks Gartenkunſt wird die morgenländiſche Zwergpäonie beſonders angeführet, welche einen unterwärts purpurfärbigen, oberwärts blaßgrünen und zehen Fuß hohen Stängel, und eine ſehr große, hell- oder dunkelrothe Blume zeiget, mithin nach dieſen Theilen mehr für einen Rieſen als Zwerg zu halten; die Blätter ſollen ſchwarzgrün, mit weißen Adern, gegen das untere Ende mit Karmeſin, und an der untern Fläche grau gefärbet ſeyn, auch am Stängel ſelten mehr als zwey Blätter, als eines ganz unten, das andere nicht weit von den Blumen entfernet ſtehen. Die gewöhnlichſten Abänderungen zeigen ſich in unſern Gärten bey der Blüthe. Es iſt dieſe öfters, jedoch ſchwächer oder ſtärker gefüllet, und die Blumenblätter ſind bey den einfachen und gefüllten von verſchiedener Röthe, auch manchmal nur fleiſchfärbicht, oder ganz weiß, man findet auch Blumen, welche ſchecklicht, und andere, wo die Blätter in Lappen geſchnitten ſind.

Die Päonie verlanget eben keine beſondere Wartung. Alle Sorten ſind dauerhaft und kommen in jeder Art von Grund und Boden wohl fort, ſie erhalten ſich auch an ſolchen Oertern, welche von Bäumen beſchattet werden, und blühen daſelbſt faſt beſſer, wenigſtens länger, als an ſehr ſonnenreichen Plätzen; wie denn die Wurzel in einem etwas feuchten und ſchattichten Grunde, zumal wenn ſolcher zugleich locker

iſt

iſt, ſich leicht und häufig vermeh- ret. Die Vermehrung geſchieht am leichteſten durch Theilung der Wurzel im April, oder beſſer im Herbſte, wobey Acht zu haben, daß die abgenommene Pflanze auch einen Keim an ihrem obern Theile behalten, und die Wurzeln nicht zu viel getheilet werden, in- dem ſonſt die Blüthe zu lange au- ßenbleibt. Die ausgehobenen Wurzeln müſſen alſobald wieder eingeſetzet werdeu. Die Theilung und Verſetzung der alten Stöcke ſoll auch nicht öfters, ſondern erſt nach vier oder fünf Jahren einmal geſchehen; indem ſie nach der Verpflanzung wenig oder gar keine Blumen treiben. Aus dem Saamen, welcher im Herbſte aus- zuſäen, kann man neue Abände- rungen erziehen.

Die getrockneten Knollen von der Wurzel werden in der Apo- theke aufbehalten. Die ältern Aerzte haben ſolche ſehr hochge- ſchätzet, und bey vielen, auch gro- ßen Krankheiten empfohlen, wo- bey aber viel Aberglauben vor- kömmt. Man hat die Wurzel allein von dem ſogenannten Männ- lein gewählet, an einem gewiſſen Tage, und unter dem Einfluſſe gewiſſer Geſtirne ausgegraben, und öfters auf ungewöhnliche Weiſe den Gebrauch davon ange- ſtellet. Vorzüglich iſt ſelbige in Nervenkrankheiten angeprieſen, und bey der fallenden Sucht, al- lerley Arten Krämpfe und der Lähmung empfohlen worden. Man gebrauchet davon das Pul- ver zu einem halben und ganzen Quentchen, oder den, aus der friſchen Wurzel bereiteten, Trank. Man hat in den Apotheken das abgezogene Waſſer und den Sy- rup. Einige pflegten die Saa- men und Blumen ſtatt der Wurzel zu gebrauchen. Die Kraft der Wurzel wider die fallende Sucht hat unter den Alten ſonderlich Ga- len angenommen, und ſogar be- hauptet, daß ſolche nur an den Hals gehangen das böſe Weſen verhüte, und auch vertreibe. An- dere haben die Saamen, welche man gemeiniglich Gichtkerner nennt, angereihet und den Kin- dern um die Arme gebunden. Und obgleich die neuern dieſe, wie viele andere Anhängemittel, billig für unkräftig gehalten, haben ſie doch von dem innerlichen Gebrauche dergleichen ſtarke Wirkung ferner angenommen, und daher faſt bey allen zuſammengeſetzten Mitteln, welche gegen dieſe ſchreckliche Krankheit in den Apotheken auf- behalten werden, angewendet. Noch in der Fortſetzung von Ge- offroi Mat. medica wird behaup- tet, daß man auch jetzo kein beſ- ſeres Mittel aus dem Pflanzen- reiche wider die fallende Sucht kenne, und Vogel berichtet, wie Herr Brendel dieſe Wurzel nicht für unkräftig gehalten. Die

Pflanze beſitzt allerdings ihre Kräfte; ſie giebt einen unangenehmen, faſt ſtinkenden Geruch von ſich, und Herr von Haller will ſelbige für verdächtig halten. Der Saame erreget, wie Boerhaave erwähnet, Erbrechen, oder, nach anderer Erfahrungen, häufigen Stuhlgang. Die friſche Wurzel ſchmecket ſcharf, ſüßlich und bitterlich, und dem ohngeachtet zweifeln Ludovici, Boerhaave und andere an den großen Wirkungen, die man bey Nervenkrankheiten davon erlanget haben will. Wenn der Baldrian bey der fallenden Sucht nichts auszurichten vermag, wird die Päonie ſich auch gewiß unkräftig bezeigen. Indeſſen muß der Arzt doch dieſes Mittel kennen, und da die Urſachen der fallenden Sucht ſehr verſchieden ſind, könnte vielleicht ſolches zuweilen nützlich ſeyn.

2) Die ſchmalblätterichte Sibiriſche Päonie, Paeonia tenuifolia. Die Ukraine iſt ihr Geburtsſtand, die ausdaurende Wurzel kriechend, und der Stängel ohne viele Zweige, aber dichte mit Blättern beſetzet. Dieſe ſind dreyfach zuſammengeſetzet, und die Blättchen in viele zarte gleichbreite Lappen zerſchnitten. Die dunkelrothen Blumen ſtehen einzeln auf den Spitzen der Zweige, ſie öffnen ſich im April und May und ſind kleiner als bey der erſten Art. Es wird dieſe wie die vorige, behandelt, verlanget aber mehr Schutz, eine wärmere Lage und einen etwas trocknen Grund.

Päthewinde.

S. Winde.

Pagament.

Pai, Paii, Mixtura argenteа cupri proportione maiori praeparata; wird eigentlich diejenige Silbervermiſchung genennet, welche in ihrer Verſetzung mehr Kupfer als Silber hat. Es iſt dieſelbe von verſchiedenem Gehalt, nachdem manchmal mehr, manchmal weniger, allezeit aber mehr Kupfer als Silber bey der Vermiſchung befindlich iſt.

Pagapate.

Unter dieſem Namen beſchreibt Herr Sonnerat einen Baum, welcher auf der Inſel Piſſang in feuchten Gegenden wächſt. Die Blätter ſind eyförmig und ſtehen einander gegenüber. Die Blumen wachſen einzeln an den Enden der Zweige. Der Kelch zeiget ſechs ſteife, ſpitzige Einſchnitte, welche, wenn die Frucht reif geworden, ſich aus einander geben, und die Geſtalt eines Sternes annehmen. Die ſechs carminrothen Blumenblätter ſind ſchmal, ſpitzig, und ſitzen nebſt einer großen Menge Staubfäden am Kelche an. Der Fruchtkeim trägt einen Griffel mit einem Staub-

Staubwege. Die Frucht iſt eine kugelförmige Beere, die auf dem Kelche ſitzt, und durch ſehr feine Häute in ſechs und zwanzig Fächer abgetheilet iſt. In jedem Fache liegt ein blaſenartiges Gewebe, das einen ſauren Saft enthält, in welchem etliche Saamen liegen.

Pagodenſchnecke.

S. Dach, das chineſiſche.

Paguacaguare.

Paguacaguare ſoll nach Müllern ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, p. 156. ſeyn, der Mülleriſche Gabelſchwanz ſeiner Klippfiſche, Chaetodon ſaxatilis, Linn. gen. 164. ſp. 21. er heißt aber vielmehr Iaguacaguare. ſ. dieſen unſern Artikel, B. IV. S. 211.

Pagurus.

Der Pagurus wird mit Muſik gefangen; ein Schaalfiſch; Richt. Iſt aber eigentlich kein Fiſch. So ſchön ihn auch Catesby, p. et tab. 36. beſchreibt und zeichnet, ſo gedenket er doch nichts von dem Locken und Fangen mit Muſik; die ſich auch nicht gar wohl ausnehmen würde, da ſie ſich immerzu an die Felſen halten, daran die Wellen ihre eigene Muſik machen.

Pajero Ningo.

Pajero Ningo, in Südamerika; vid. Meermenſch, auch Schweinfiſch; Richt. Iſt wohl ein Irrthum. Pajaro Ninjo findet ſich an der Conceptionsbay und in Callao; es iſt aber einer Gans ähnlicher als einem Menſchen oder Schweine. S. A. Reiſen, B. IX. S. 538.

Paimonen.

In der Beſchreibung der Maldiviſchen Eylande, und deren dreyzehen Provinzen, Atollons genannt, wird angemerket, daß man bey niedriger Ebbe ganz wohl aus einer Inſel, ja aus einem Atollon in den andern, gehen könnte, ohne weiter bis an den Gürtel naß zu werden, und alſo die Einwohner, zur Unterhaltung der Gemeinſchaft, keiner Schiffe nöthig hätten, wofern ſie ſich nicht derſelben, auch aus Furcht vor den Paimonen, einer Gattung großer Fiſche, welche den Leuten die Beine entzweyſchlagen, und ſie hernach auffreſſen, fürchten müßten. Weitere Nachricht und Beſchreibung derſelben haben ſich zur Zeit nicht finden laſſen. S. A. Reiſen, B. VIII. S. 196.

Pajomirioba.

Pajomirioba oder Pagimirioba, iſt ein noch nicht genugſam bekannter kleiner Strauch in Braſilien, mit gefiederten Blättern, ſchmetterlingsförmigen gelben

Blumen und ſchotenartigen Früchten. Man hält ſolchen für eine Art Erven, wenigſtens gehöret er zu dieſer Familie. Der Saamen in Wein eingeweichet ſoll die Krätze heilen, und die Wurzel den Blaſenſtein abführen, auch wider allerley Gift nützlich ſeyn. Man hat die veränderliche Stellung der Blättchen auch hier angemerket, und beobachtet, daß ſie bey Untergang der Sonne ſich gegeneinander anlegen, des Morgens aber ſich wieder von einander entfernen.

Paklera S. Remora.

Pala.

Pala, ſonſt auch Farra, der Genfer Weißgangfiſch, Salmo albula, Linn. gen. 178. ſp. 16. Müllers Weißfiſch der Salme. Curimata Braſil. des Marcgravs, p. 156. Trutta Edentula, 13. des Kleins, eine Trutte, Fohre; ſ. unſern Artikel Forellen, B. III. S. 179. allwo auch die Beſchreibung der Curimata zu finden.

Pale.

Pale wird, nach dem Pontoppidan, Nathiſt. S. 269. in Norwegen eine Art vom Sey, Graaſey, der Köhler, genennet. Solang der Seyfiſch oder Köhler klein iſt, wird er Mort; wenn er etwas älter, Pale, genennet; und alsdenn iſt er ziemlich wohlſchmeckend. Gadus Virens Linn. gen. 154. ſp. 7. Müllers grüner Schellfiſch ſ. Cabeljaue. ſ. unſern Artikel Kabbeljaue, B. IV. S. 330. auch Pamuchel des Kleins, Callarias imberbis, 1. 2. B. VI. S.

Palen.

Palen ſollen auch in einem Theile von Niederdeutſchland die Meeraale, Anguilla marina, genennet werden; mit welchem Recht, will Geſner, Nomencl. p. 89. nicht wiſſen.

Palme.

Die Palmen, Palmae, machen in dem Gewächsreiche eine beſondere Familie aus. S. Gewächsreich. Es unterſcheiden ſich ſelbige von allen übrigen Gewächſen durch ihr eigenes Wachsthum. Sie haben einen einfachen, gleichſam rohrartigen, zähen, aber zugleich feſten und harten Stamm, welcher öfters an Höhe den höchſten Bäumen gleichkommt, ſolche auch wohl übertrifft. Es iſt ſolcher einfach, ganz bloß, ohne Aeſte und Blätter, und trägt nur am Ende einen anſehnlichen Strauß von einer beſondern Art Blätter, deren Stiel mit ſeinem breiten Anfange den Stamm umgiebt, und wenn das übrige Blatt vertrocknet und abfällt, daran ſitzen bleibt, und indem ſich der Stamm verlängert, ſolchen als trockne Häute cirkelförmig bedecket. Aus dem Gipfel des Stammes

mes zwiſchen, oder nahe unter den Blättern treibt die Blüthe hervor. Dieſe ſtellet anfangs einen länglichten, geſtielten, mit einer Scheide, Spatha, bedeckten Körper oder Kolben vor, welcher ſich bey zunehmendem Wachsthume vergrößert, die Scheide abwirft, und in traubenartige Blüthſträußer, Spadices genannt, verwandelt. Die jungen Sproſſen, Blätter und Blüthen, auch die grünen Gipfel der Stämme, werden Palmkohl, Palmiſte genennet, und wie ein ander Gemüße geſpeiſet. Dieſe Art von Gewächſen findet man in kältern Ländern gar nicht, und in Europa nur in einigen von den allerwärmſten Gegenden von Portugall, Spanien, Italien; Afrika und vornehmlich Indien iſt ihr eigentliches Vaterland. Die Palmen ſind ſowohl an der Blüthe als Frucht vielfach von einander unterſchieden, doch iſt beydes, ſonderlich die Blüthe von wenigen zur Genüge bekannt, daher die Geſchichte der Palmen noch immerfort ſehr mangelhaft, und Herr von Linne' nur überhaupt neun Geſchlechter derſelben beſtimmen können. Und auch bey dieſen zeigen ſich noch Mängel, und man muß die genauere Beſtimmung derſelben von der künftigen Zeit erwarten. Als etwas beſonderes merken wir nur überhaupt noch an, wie bey den meiſten männliche und weibliche Blüthen vorkommen, und beyde drey Blumenblätter, auch die weiblichen drey Staubwege, und die männlichen eine doppelte Anzahl Staubfäden enthalten. Ein merklicher Unterſchied zeiget ſich in den Blättern, und Herr von Linne' hat ſeine neun Geſchlechter, die derſelbe in der Murrayiſchen Ausgabe angeführet, nach dieſen unter drey Abtheilungen gebracht. Alle tragen zwar zuſammengeſetzte Blätter, bey einigen aber ſtehen ſehr viele dünne, lange Blättchen auf der Spitze des Stiels, welche von der Mitte nach den Seiten zu an Länge abnehmen, und indem ſie ausgebreitet und von einander abſtehen, einen Fecher vorſtellen; dieſe werden daher Fecherpalmen, Palmae flabellifoliae genennet. Dergleichen ſind die Zwergpalme, Chamaerops, die Weinpalme, Boraſſus, und die Schirmpalme, Corypha. Andere tragen lange gefiederte Blätter, bey welchen die Blättchen ſeitwärts an der Ribbe der Länge nach gemeiniglich paarweiſe anſitzen, mit einem einzelnen am Ende, und dieſe heißen gefiederte Palmen, Palmae pennatifoliae. Zu dieſen gehören der Dattelbaum, Phoenix, Oelpalme, Elais, Arecapalme, Pflaumpalme, Elati und Kokosbaum. Die dritte Abtheilung enthält nur ein Geſchlecht mit doppelt gefiederten Blättern,

nämlich die Brennpalme, Caryota. Von dieſen Palmengeſchlechtern haben wir die Areca-, Kokos- und Dattelpalme beſonders beſchrieben, die übrigen ſechſe wollen wir hier zugleich anführen, ferner aber auch die vom Herrn Ehret abgemalte, und von Herr Linné ehedem zu den Palmen, in der Murrayiſchen Ausgabe zu den Farnkräutern, gerechnete Keulpalme, Zamia, ingleichen einige andere merkwürdige, unbeſtimmte Palmenarten erwähnen, hingegen den, auch zu dieſer Familie gehörigen, jetzo aber vom Herrn von Linné auch zu den Farnkräutern gebrachten Sagobaum, Cycas, an ſeinem Orte beybringen.

1) Zwergpalme, Butterdattelbaum, Palmetto, Chamaeriphes, Chamaerops Linn. Es iſt nur eine Art davon bekannt, welche man die ſtachlichte Zwergpalme nennen könnte. Sie wächſt in dem mittägigen Europa, ſonderlich in Spanien häufig wild. Die dicke, knotichte Wurzel breitet ſich daſelbſt im ſandigen Boden weit aus, und treibt oberwärts ſehr ſtarke Keime, aus welchen der Stamm erwächſt. Herr von Linné nennet dieſe Art die niedrige, humilis, und nach einiger Schriftſteller Beſchreibung, iſt kein eigentlicher, und nackender Stamm vorhanden, ſondern die Blätterſtiele kommen unmittelbar aus dem obern Theile der Wurzel. Pontedera aber beſchreibt den Stamm, von acht Ellen Höhe, und eines halben Fußes Dicke. Herr Houttuin hat in dem Amſterdamer Garten den Stamm von drey Fuß Höhe bemerket. Wir haben an alten Stöcken gleichfalls einen, jedoch viel niedrigern Stamm geſehen, und an ſelbigem die übriggebliebenen, zirkelförmigen Anfänge der Blätterſtiele deutlich wahrgenommen. Die Blätter erſcheinen anfangs zuſammengefaltet und wollicht, und breiten ſich nachher in einen breiten Fecher aus. Solche ſind neun bis achtzehen Zoll lang, und in der Mitte faſt vier Schuh breit, und die Blättchen am Rande zart ſägeförmig gezähnelt. Der Blätterſtiel iſt ſeitwärts mit vielen Stacheln beſetzet. Zwiſchen den Blättern treibt die Blüthkolbe ohngefähr einer Hand lang hervor. Die Scheide theilet ſich in zwey Stücke, und der gemeinſchaftliche Blüthſtiel, ingleichen die vielen davon abgehenden Zweige ſind gelblicht, breitgedrücket und fleiſchicht. Manche Stämme tragen Zwitter, andere auch nur männliche Blumen. Beyde beſtehen aus einem ganz kleinen, dreyfach eingekerbten Kelche, drey lederartigen, dicken, gelben, eyförmigen, mit der Spitze einwärts gebogenen Blumenblättern, und ſechs Fäden. Bey der Zwitterblume ſieht man

drey Fruchtkeime und drey Grif-fel mit ſpitzigen Staubwegen. Es folgen drey kugelförmige Steinfrüchte, deren jeder einen gleichgeſtalteten Kern enthält. Die Blätter dieſer Palme werden in Spanien überall ſtatt der Beſen und des Baſtes gebrauchet. Die Wurzel, ſonderlich die Keime derſelben, werden abgeſchälet und roh geſpeiſet, auch dadurch die Vermehrung veranſtaltet. Gewiſſer geſchieht dieſe durch den Saamen, welchen man in Scherbel, ſo mit ſandiger Erde erfüllet ſind, einleget, und in ein Miſtbeet eingräbt. Die jungen Pflanzen muß man nach und nach an die freye Luft gewöhnen, und wenn ſie ſtärker geworden, erhält man ſie den Sommer über im Garten an einem warmen Orte, im Winter aber in einem wärmern Glashauſe. Die Wurzel von ältern Stöcken will nicht zu ſehr eingeſchränket ſeyn, daher man lieber größere Kübel gebrauchen ſoll. Die männliche Gattung blühet zeitig, zwiſchen dem zwanzigſten und dreyſigſten Jahre, die Zwitterbäume viel langſamer. Miller erwähnet noch eine andere Sorte von der Zwergpalme, mit ſehr großen fecherförmigen Blättern und glatten Stielen. Dieſe ſoll in Weſtindien wachſen, niemals einen Stamm erhalten, und immerfort ohne Stacheln ſeyn.

2) Weinpalme, Boraſſus L. Es iſt hiervon auch nur eine Art bekannt. Die männliche Sorte heißt im malabariſchen Garten Ampana, und die weibliche Carimpana, und dieſe beym Rumph Lontarus domeſticus, und iſt vielleicht diejenige Palme, welche von einigen der Latan oder Latanienbaum, von den Holländern Jagerboom genannt worden. Vom Herrn von Linné wird dieſe Art, welche wir hier beſchreiben, Boraſſus flabellifer, die fächertragende genannt. Oſtindien iſt ihr Vaterland. Vorzüglich häufig wächſt ſolche in Ceylon, aber auch nur auf dem Striche nach Morgen, gegen Abend ſoll dergleichen nicht zu finden ſeyn. Nach der Rumphiſchen Beſchreibung erreichet der Stamm fünf und zwanzig bis dreyßig Fuß Höhe, und unten an der Wurzel zween Fuß dicke, ſteiget aber kegelförmig aufwärts und behält oberwärts nur einen Fuß Stärke. Die zirkelförmigen Ueberbleibſel der Blätter ſtehen weit aus einander, ſind nicht ſehr groß und gleichſam dunkelgrün bemooßt. Die an der Spitze des Stammes befindlichen Blätterſtiele ſind ungefähr vier Fuß lang, breit, platt, doch in der Mitte vertiefet, und an beyden Rändern ſägeartig ausgezahnt oder mehr ſtachlicht. Jeder trägt ſein großes, rundliches, ohngefähr vier Fuß langes und

aus ſiebenzig bis achtzig ſtern- oder fächerförmig mit einander vereinigten Blättchen, zuſammengeſetztes Blatt. Ehe ſich ſelbige ausbreiten, ſtellen ſie ein zuſammengefaltenes langes Horn vor. Die dreyeckichte Blüthſcheide theilet ſich in drey Stücke. Die männlichen und weiblichen Blumen, welche auf verſchiedenen Stämmen erſcheinen, zeigen drey Blumenblätter, und die erſtern ſechs Staubfäden, die letztern einen Fruchtkeim mit drey kurzen Griffeln und einfachen Staubwegen. Es folget nach dieſem nur eine rundliche ſtumpfe Steinfrucht von der Größe eines Kinderkopfes, welche drey Kerne enthält. In europäiſchen Gärten wird man dieſe Palme nicht leicht antreffen. Herr von Münchhauſen hat einen dergleichen Palmbaum unterhalten, welcher acht bis neun Schuh Höhe gehabt und zu Anfange des Frühlings verſchiedene männliche Blüthſträußer hervorgetrieben, worauf aber andere mit männlichen und weiblichen Blüthen vermiſchte Sträußer gefolget, wovon auch viele Früchte reif geworden; die davon geſteckten Kerne haben ausgekeimet. Wo nicht alle, doch die mehreſten Palmen enthalten einen weinartigen Saft. Dieſe aber verdienet vorzüglich den Namen Weinpalme, indem der meiſte Palmwein daraus bereitet wird. Hierzu aber dienen nur allein die weiblichen Stämme, deren Blüthſtrauß, wenn ſolcher noch in der Scheide eingewickelt liegt, erſtlich ſtark zuſammengedrücket, hernach der vordere Theil davon, täglich ein neues Stückchen, abgeſchnitten wird, bis endlich der ganze Strauß abgenommen worden. Der aus dem beſchnittenen Theile abtröpfelnde Saft wird entweder zu Wein oder Zucker angewandt. Dieſer Palmwein iſt ſüße, hält ſich aber nur kurze Zeit und wird in wenig Tagen in Eſſig verwandelt. Er treibt den Urin ſtark und verhütet Grieß und Stein. Um Zucker daraus zu machen, wird der Saft bis zu einer gewiſſen Dicke eingekochet, in Körbe gegoſſen und durch den Rauch vollends ausgetrocknet. Dieſer Zucker iſt roth und heißt Jagara. In Ceylon und Coromandel bedienet man ſich der unreifen Früchte, welche unter der weichen Schale einen noch weichern Kern enthalten, den man Liplap nennt, und als ein angenehmes kühlendes Mittel gegeſſen wird. Der häufige Genuß davon ſchwächet den Magen. Die reife Frucht enthält einen gelben Saft, und wenn dieſer Saft ausgedrücket worden, wird der Ueberreſt roh gegeſſen, oder auf andere Art zubereitet. Auch die Wurzel wird als ein Zugemüſe gekochet oder daraus Mehl bereitet. Der Saft, welcher aus der männlichen Pflanze tröpfelt, iſt eine be-

währte Arzney wider das Blutſpeyen, die Lungenſucht und rothe Ruhr. Das Holz von den Stämmen gleicht dem Ebenholze; es iſt hornartig, ſchwarz, mit wenig gelben Adern durchzogen.

3) Schirmpalme, Corypha Linn. Es iſt hiervon zur Zeit auch nur eine Art beſtimmet, welche im malabariſchen Garten Codda pana, beym Rumph Garibaeus, und Herrn von Linne´ Corypha vmbraculifera genannt wird. Weil der Linnäiſche Zuname mit dem deutſchen Geſchlechtsnamen übereintrifft, könnte man dieſe Art die geſternte Schirmpalme heißen. Es wächſt dieſe gleichfalls in Indien. Sie ſoll in fünf und dreyßig Jahren auf ſiebenzig Schuh Höhe wachſen, vor dieſer Zeit nicht blühen, und alsdenn, wenn die Knoſpe hervorzubrechen anfängt, ſchnell fortſchießen und in vier Monathen noch gegen dreyßig Schuhe treiben, dieſes Jahr reife Früchte geben und hierauf völlig abſterben. Von allen dieſen hat Rumph nichts angemerket, und in dem malabariſchen Garten wird angegeben, daß ſie vor dem dreyßigſten oder vierzigſten Jahre nicht blühe. Rumph bemerket, wie der Stamm weniger, als bey andern Palmen geſchieht, mit dem Ueberreſte vom Blätterſtiele beſetzet, und mehr glatt, als uneben ſey. Der Blattſtiel iſt ſechs Fuß lang, der Länge nach ausgefurcht und am Rande ſägartig ausgezahnt. Das Blatt ſelbſt iſt rund, in Geſtalt eines Sternes, drey bis viertehalb Fuß breit, und in acht, auch mehrere Strahlen oder Einſchnitte abgetheilt; anfangs erſcheinen dieſe zuſammengelegt und zwiſchen den Falten liegen wollichte Fäden, welche aber abfallen, wenn ſich das Blatt und deſſen Einſchnitte völlig ausbreiten. Nach Rumphs Beſchreibung iſt jeder Einſchnitt wieder in zwo Spitzen zerſchnitten. Zwiſchen den Blättern treiben ſchwache röthliche, ohngefähr drey Fuß lange Blüthſtiele hervor. Alle Blumen ſind Zwitter. Die allgemeine Hülle iſt aus vielen Blättchen zuſammengeſetzt. Der eigentliche Kelch mangelt. Drey eyförmige, ſtumpfe Blumenblätter umgeben ſechs längere Staubfäden und einen rundlichen Fruchtkeim mit einem kurzen Griffel und einfachen Staubwege. Von dieſer Linnäiſchen Beſchreibung weicht Herr Browns einigermaßen ab, indem nach dieſer auch die Blumenblätter mangeln und bey den Blumen einzelne beſondere Kelchſcheiden ſtehen. Die rundliche Steinfrucht iſt nach dem Rumph nicht größer als eine Flintenkugel; dergleichen hängen ſehr viele an den äſtigen Stielen unterwärts, ſind bis zur völligen Reiſe ſaffrangelb, und erſcheinen alsdenn ſchwarz. Die

Indianer machen von dieſer Palme mancherley Gebrauch. Der jungen, noch nicht ausgebreiteten Blätter bedienen ſie ſich, wie auch von andern Palmen geſchieht, ſtatt des Papiers; die ausgebreiteten gebrauchen ſie ſtatt des Sonnen- oder Regenſchirmes. Das ſchwarze und mit gelben Adern durchwebte Holz läßt ſich ſchön glätten; das Mark des Stammes giebt eine Art Mehl. Zu dieſem Geſchlechte gehöret vielleicht auch die Thebaiſche Palme, welche Pococke in ſeiner morgenländiſchen Reiſebeſchreibung I Theil 281 S. beſchrieben und auf der 73 Tafel abgebildet hat. Der Stamm wächſt nicht hoch, ſondern theilet ſich bald gabelförmig in zween Aeſte, welche ſich wieder und mehrmals gabelförmig abtheilen. Das Blatt iſt halbrund und hält ohngefähr drey Fuß im Durchmeſſer. Die eyförmige Frucht iſt drey Zoll dicke und zween Zoll breit.

4) Oelpalme. Wir verſtehen darunter Elaeis, wie Jacquin, oder Elais, wie Hr. v. Linné ſchreibt. Herr Jacquin hat dieſen Namen von dem Orte dieſer Palme hergenommen. Es iſt nur eine Art bekannt, welche man Elais guineenſis genannt, indem ſolche eigentlich aus Guinea abſtammet und von da in eine andere Gegend verſetzet worden. Jacquin hat ſolche häufig in den amerikaniſchen Gärten, aber nirgends wildwachſend angetroffen. Bey der guineiſchen Oelpalme iſt der Stamm nicht allein mit dem zirkelförmigen Anfange des Blattſtieles umgeben, ſondern es bleibt auch ein Theil des Stiels ſelbſt, wenn gleich das eigentliche Blatt abfällt, übrig, und der ganze Stamm iſt mit ſolchen ſteifen, und einer Stachel ähnlichen Stielen beſetzet, welche deſto länger ſind, je näher ſolche gegen die Krone ſtehen. Die Blätter ſind einfach gefiedert und mit dem Stiele gegen funfzehn Fuß lang. Der untere Theil des Stiels, woran keine Blättchen ſitzen und ohngefähr vier Fuß Länge zeiget, iſt am Rande mit Stacheln von verſchiedener Größe und Geſtalt beſetzet. Die Blättchen ſind ſchwerdförmig, einen Daumen breit und ohngefähr einen halben Fuß lang. Der Blüthſtiel iſt einen Fuß lang und wohl in funfzig Zweige getheilet, welche ganz, nur die Spitze ausgenommen, mit kleinen Blüthen bedecket ſind. Bey jeder Blüthe ſteht ein rundliches zugeſpitztes Deckblatt. Die Blüthkolben auf einem Stamme ſind verſchieden; einige enthalten zwar Zwitterblumen, welche aber unfruchtbar bleiben, andere aber fruchtbare weibliche. Die Zwitterblumen zeigen ſechs eyförmige, vertiefte Kelchblätter, ein röhrenförmiges, in ſechs ſpitzige Einſchnitte getheiltes Blumenblatt, ſechs Staubfäden und drey

Fruchtkeime mit abgeſtutzten Griffeln. Bey den weiblichen, wovon der Kelch und das Blumenblatt nicht gehörig bekannt ſind, ſieht man nur einen Fruchtkeim, deſſen Griffel aber mit drey auswärts gebogenen Staubwegen geendiget iſt, und dieſer verwandelt ſich in die lederartige, eyförmige, eckichte, ohngefähr an Größe einem Taubeneye ähnliche Frucht, welche eine Nuß enthält, ſo unterwärts drey Löcher zeiget, in drey Klappen ſich theilet und einen ausgehohlten Kern enthält. Die äußerlich gelb, röthlich und ſchwarz scheckichte Schale der Frucht enthält ſehr vieles Oel, welches ſich leicht mit dem Finger auspreſſen läßt, und aus den zerſtoßenen und gepreßten Früchten wird, wie Hr. Jacquin angiebt, das ſo genannte Palmöl, oleum palmae, bereitet.

Ob das ſo genannte Palmöl allein aus dieſer Palmart, oder auch aus andern bereitet werde, ſcheint ungewiß zu ſeyn. Einige Schriftſteller führen eine hohe ſtachlichte Palme unter dem Namen Aouara an, welche in Weſtindien, auch Senegal wächſt, eine fleiſchichte, goldgelbe Frucht von der Größe eines Hühnereyes trägt, und deren dreylöcherichte Nuß einen weißen Kern enthält, welcher anfangs lieblich, zuletzt aber ſcharf ſchmecket, und aus welchem das Palmöl gemachet werden ſoll. Iſt Aouara vielleicht Elaeis? bey dieſer aber wird das Oel nicht aus dem Kerne, ſondern dem Marke bereitet, welches die Nuß umgiebt. Die Palma oleoſa, welche bey der Blackwell Tab. 363. aus dem Sloane entlehnet, abgebildet wird, iſt von der Elais ganz verſchieden, und vermuthlich diejenige, welche Müller unter dem Namen Palma foliorum pediculis ſpinoſis, fructu pruniformi luteo oleoſo beſchrieben. Es wird ſolche in Weſtindien der ölichte Palmbaum, und von andern das Negeröl genannt. Die Frucht der Sagopalme giebt auch ein Oel. Das Palmenöl, welches von den Materialiſten verkaufet wird, iſt ein ſchmieriger, dicker, blaßgelber Saft, und riecht nach Violenwurzel. Es wird öfters von Baumöl, Wachs, Violenwurzel und Curcume dergleichen nachgemachet, oder dieſes nur damit verfälſchet. Man kann den Betrug leicht entdecken; indem das ächte in freyer Luft ſeine Farbe verändert, das falſche aber nicht. Das ächte wird mit der Zeit weiß, es nimmt aber ſeine vorige Farbe wieder an, wenn man es an dem Feuer zergehen läßt. Die Aerzte rühmen von dem Palmenöle, daß es die Glieder und Nerven ſtärke und die Schmerzen lindere, welche von Erkältungen, Feuchtigkeiten, der Gicht und dergleichen entſtehen. Herr Bönneke in den

Fränkiſchen Sammlungen II. B. empfiehlt ſolches vorzüglich wider die Froſtbeulen und bey aufgeſprungenen Händen. Das Emplaſtrum diapalmae kann, wenn es ächt iſt, in dergleichen Fällen nützlich ſeyn. Die balſamiſche Kraft des Palmöls äußert ſich auch an den todten Körpern, und Herr Quelmalz hat ſolches zu anatomiſchen Einſpritzen der Gefäße in einer beſondern Einladungsſchrift empfohlen.

5) Pflaumpalme, Elate. In der Onomat. botanica wird ſelbige Tannenpalme genannt. Es iſt davon wieder nur eine Art bekannt, welche beym Herrn von Linne' Elate ſylueſtris und im malabariſchen Garten Katou-Indel heißt. Sie wächſt in Indien. Es iſt dieſes eine niedrige Art. Der Stamm erreichet ohngefähr nur vierzehn Fuß Höhe, und iſt nicht, wie bey den meiſten Arten mit Zirkeln umgeben, ſondern mit einer grauen Cruſte bedecket. Der glänzende Blätterſtiel iſt unterwärts ſtachlicht und trägt ein gefiedertes Blatt, deſſen kurzgeſtielte Blättchen einander gegen über ſtehen und länglicht zugeſpitzet ſind. Männliche und weibliche Blumen ſtehen auf einem gemeinſchaftlichen Stiele und werden von einer gemeinſchaftlichen zweyblätterichten Scheide umgeben. In beyden ſieht man drey rundliche Blumenblätter, und in beyden fehlet der Kelch. Die männlichen enthalten drey Staubfäden, die weiblichen einen rundlichen Fruchtkeim mit einem pfriemenartigen Griffel und ſpitzigem Staubwege. Die eyförmige, zugeſpitzte, dunkelrothe oder ſchwärzliche Steinfrucht iſt auch von der Größe einer Pflaume und enthält eine Nuß, welche der Länge nach mit einer Furche bezeichnet iſt und einen weißen bitterlichen Kern enthält. Die Indianer pflegen dieſe Frucht wie die Arcanuß mit Betel zu kauen. Die Elephanten ſollen die Blüthſtiele begierig aufſuchen, indem ſie ein angenehmes markichtes Weſen enthalten. Aus den Blättern bereiten ſich die Einwohner Hüte.

6) Brennpalme, Caryota. Die bekannte Art wächſt in Indien und heißt im malabariſchen Garten Schunda-panna beym Rumph Seguaſter maior, und Herrn von Linne' Caryota vrens. Die Rinde des hohen Stammes iſt kaum merklich in Zirkel abgetheilet und mehr glatt, daher auch das Aufſteigen den Indianern beſchwerlich fällt, und wenn ſolche vom Regen naß geworden, verurſachet ſie ein beſchwerliches Jucken oder Brennen auf der Haut. Der Gipfel beſteht aus wenig, aber ſehr großen Blättern. Der Hauptſtiel hat unterwärts eine vorragende, ſpitzige, ſcharfe, und treibt

der

der Länge nach auf beyden Seiten einander gegen über geſtellte dreyeckichte Zweige, davon die hinterſten die längſten, die vörderſten viel kürzer ſind, welche alle wieder in andere kleinere ſich vertheilen, woran die Blättchen ſitzen. Es ſind demnach doppelt gefiederte Blätter, die Blättchen aber kleiner und von der gewöhnlichen Geſtalt der Palme unterſchieden. Jedes ſtellet gleichſam eine Fiſchſchuppe, oder mehr ein abgeriſſenes Stück, als ganzes Blättchen vor. Die meiſten gleichen einem ungleichen Dreyecke, oder einem Keile, deſſen Spitze abgebiſſen und ungleich eingekerbet iſt. Bey jeder Abtheilung der Ribbe ſitzt hinter- und vorwärts ein vollkommen dreyeckichtes, dunkelgrünes und glänzendes Blättchen. Zwiſchen den Blättern brechen die Blüthſtiele hervor, jeder theilet ſich, wenn die vielblätterichte Scheide ſich geöffnet, in zwölf und mehrere lange Zweige, an welchen ſowohl männliche als weibliche Blumen hängen. Die erſtern zeigen drey lanzetförmige Blumenblätter und viele Staubfäden; die weiblichen auch drey kleine Blumenblätter und einen rundlichen Fruchtkeim mit einfachem Griffel und Staubwege. Die rundliche Frucht enthält zween faſt halbkugelförmige Nüſſe. Die Frucht iſt anfangs mehr dreyeckicht, wird aber zuletzt rundlich, erlanget ohngefähr die Größe einer Pflaume, iſt purpurfärbig, auf der einen Seite mehr ſchwärzlich und enthält ein feſtes hartes Fleiſch, welches eine brennende Eigenſchaft beſitzt und wenn man ſolches berührt, ein heftiges Jucken auf der Haut verurſachet. Wenn dieſe Palme einmal Frucht getragen, ſtirbt ſie gänzlich ab. Die Frucht hat keinen Nutzen. Der Stamm beſitzt wenig ſchwarzes, aber hartes und lange ausdauerndes Holz; das meiſte iſt Mark, und dieſes kann leicht in Mehl verwandelt werden.

7) Keulpalme, Zamia pumila Linn. Palmifolia femina Trew beym Ehret T. 26. Das mittägige Amerika iſt dieſer Vaterland. Der dicke rauhe Stamm bleibt niedrig und iſt nur oberwärts, nach Art der Palmen mit gefiederten Blättern beſetzet. Die Anzahl der Blättchen iſt unbeſtimmt. Man zählet fünf, ſieben, auch mehrere, ſie ſtehen einander gegen über, auch wechſelsweiſe, und halten keine beſtimmte Ordnung; ſie ſind ſteif, glänzend, ohngefähr einen Querfinger breit und einer Hand lang, lanzetförmig und am Rande zart eingekerbet. Der gemeinſchaftliche Stiel iſt etwas wollicht und zugleich mit Stacheln beſetzet. Blüthe und Frucht iſt von andern Palmen merklich unterſchieden, und deswegen hat vielleicht Hr. v. Linné

in

in der Murrayiſchen Ausgabe dieſes Geſchlecht von den Palmen abgeſondert, mit den Farnkräutern vereiniget und neben das Kannenkraut geſetzet. Die männlichen und weiblichen Blumen ſtellen ein zapfenartiges Kätzchen vor, deſſen Schuppen bey den männlichen unterwärts mit dem Staubmehle ganz bedecket ſind.

8) Herr Jacquin hat ein neues Palmengeſchlechte beſtimmt und ſolches Bactris genannt. Dieſer Name bezieht ſich auf den Gebrauch, indem davon Stöcke gemachet werden, deswegen wollen wir ſolches die Stockpalme heißen. Es beſchreibt derſelbe zwo Arten, die größere und kleinere, Die kleinere Stockpalme, Bactris minor. Die dicke, knotichte, walzenförmige Wurzel kriecht platt unter der Oberfläche der Erde hin, treibt einen Stamm, kriecht weiter, treibt den zwoten, und, indem ſie immer weiter hinſtreicht, entſteht aus einer einzigen Wurzel gleichſam ein großer Palmenwald. In ihrem Fortgange treibt ſelbige auch allenthalben dünne Faſern, welche tief in die Erde eindringen und die Stämme befeſtigen. Der Stamm wird ohngefähr einen Daumen Stärke, und nicht leicht über zwölf Fuß Höhe erreichen, und iſt ſelbiger mit vielen Stacheln und abgeſtorbenen, zerriſſenen Blätterſtielen beſetzet. Die Stämme, wenn ſie nur vier Fuß erreichet, fangen ſchon an Blüthe und Früchte zu tragen. Die Blätter am Gipfel ſind gefiedert. Der gemeinſchaftliche Stiel umgiebt mit ſeinem breiten Anfange den Stamm und iſt im übrigen Theile mit Stacheln bewaffnet. Die Blättchen ſtehen wechſelsweiſe, auch einander gegen über und ſind lanzetförmig, zart eingekerbt, und wenn man an ſelbigen von der Spitze unterwärts mit den Fingern ſtreicht, ſcheinen ſie ſtachlicht. Die Blüthkolben treiben einzeln zwiſchen den Blättern hervor. Die allgemeine Scheide iſt ſtachlicht und beſteht nur aus einem Blatte. Der Blüthſtiel theilet ſich in viele Zweige, und auf dieſen ſtehen männliche und weibliche Blumen unter einander. An beyden iſt der einblätterichte Kelch, wie auch das Blumenblatt gelblicht und in drey kurze Einſchnitte getheilet; die männlichen zeigen ſechs Staubfäden, welche an dem Blumenblatte ſitzen und die weiblichen einen eyförmigen Fruchtkeim, kürzern Griffel, und einen ſtumpfen, dreyſpaltigen Staubweg. Die rundliche, ſaftige, dunkelrothe Steinfrucht gleicht der Größe nach einer Kirſche und enthält eine ähnliche, aber auf beyden Seiten eingedrückte und mit drey Löcherchen begabte Nuß, deren Kern auch drey Vertiefungen zeiget. Das ſaftige Weſen von der Frucht pflegen die

Ameri-

Amerikaner zwar zu eſſen, es ſchmecket aber nicht angenehm; beſſer ſchicket ſich ſolches zu Bereitung eines Weins. Aus den abgeſchälten Stämmen werden ſchöne, leichte, ſchwarze, glatte, doch mit vielen Abſätzen verſehene Stöcke verfertiget, welche die Franzoſen Cannes de Tabago nennen, und zuweilen nach Europa verſchicket werden. Dieſe, wie auch die größere Art, Bactris maior, hat Herr Jacquin um Carthagena angetroffen. Dieſes Palmengeſchlecht wird in dem deutſchen Pflanzenſyſteme des Hrn. v. Linné nicht angeführet, obgleich verſchiedene andere, vom Ritter nicht bemerkte Palmbäume, in dem erſten Theile dieſes ungemein weitläuftigen Werkes vorkommen.

Es giebt eine andere Art kleiner Palmen, welche man Palma baculus zu nennen pfleget. Dieſe hat gleichfalls einen geraden Stamm ohne alle Aeſte, und iſt überall mit Stacheln beſetzet. Man hält ſolche für das ächte ſpaniſche Rohr, welches man ihm zwar von außen nicht anſehen kann, wenn aber die Rinde abgezogen, erſcheint der glatte, mit einem Rücken verſehene Stock, auf welchem man weiter keine Spur von den, auf der Rinde befindlichen, Stacheln wahrnehmen kann, und denen, welche wir von den Holländern erhalten, nach Osbecks Berichte, vollkommen gleich ſind. Auf Sumatra und Java ſollen viele dergleichen Röhre wachſen. Es müſſen aber dazu ſolche Bäume ausgeſuchet werden, deren Schößlinge zwiſchen zween Gliedern ſo lang ſind, als die Stöcke nach der Mode ſeyn müſſen.

Wir erwähnen hier auch der Kohlpalme oder des Kohlbaums, welcher in Dycks Gartenkunſt weitläuftig beſchrieben wird. Wegen des ſchönen Anſehens wird ſelbige auch der königliche Palmbaum genannt. Amerika iſt deſſen Vaterland. Der Stamm geht nahe an der Erde aus einander, dadurch er eine anſehnliche Grundfläche erhält, ſeine ſehr große Höhe zu unterſtützen, indem er eine Höhe von hundert und dreyßig Fuß erhält. Er hat ohngefähr ſieben Fuß im Umfange und läuft gegen oben ſpitzig zu. Das ſchwärzliche Holz iſt außerordentlich hart und umgiebt viel weißlichtes Mark. Die Rinde iſt mit den Ueberbleibſeln der Blattſtiele beſetzet, und bis auf eine gewiſſe Höhe aſchfärbig, ändert ſich alsdenn auf einmal und wird ſeegrün und behält dieſe Farbe bis zum Gipfel. Die untern Blätter breiten ſich wagerecht aus, die Spitzen der obern hängen niederwärts wellenförmig. Von dem ausgewachſenen Blatte iſt der Stiel ungefähr zwanzig Fuß lang, und das Blatt ſelbſt gegen drey Fuß lang und anderthalb Fuß breit.

Das innere Gewebe des Blattes beſteht aus vielen Fäden, welche wie Hanf geſponnen und daraus Stricke und Fiſchernetze gemachet werden, welche ſehr lange aushalten. Der obere grüne Theil des Stammes beſteht aus verſchiedenen, mit einander verwickelten Häuten, und darinnen befindet ſich dasjenige, ſo man Kohl nennt, in vielen dünnen, ſchneeweißen Flocken, welche noch ſüßer als Mandeln ſchmecken und ein öliches Weſen enthalten. Dieſe Flocken gehörig zugerichtet, geben ein angenehmes Eſſen. Die Blüthkolben treiben an dem Orte hervor, wo der aſchfarbene Stamm die grüne Farbe annimmt. Viele Scheiden wachſen an langen Stielen. Die innere Seite derſelben iſt voller weißen fäſerichten Faden, und wenn ſie jung geöffnet werden, liegen zwiſchen dieſen viele gelbe mehlichte Kerner, welche den Sägeſpähnen gleichen. Dieſe Fäden werden von dem Mehle gereiniget, eingemachet und in Europa unter die beſten eingemachten Sachen gerechnet. Die Frucht iſt eine kleine eyförmige dünnſchaalichte Nuß von der Größe einer Coffeebohne. Wer dergleichen Palme unterhalten will, muß ſelbige beſtändig auf dem Lohbeete im Treibehauſe aufbewahren. Dieſe Palme iſt vielleicht Herrn Millers Palma frondibus pinnatis, caudice aequali, fructu minore, und der ſo genannte Cabbagebaum, deſſen kräftige Rinde wir unter dieſem letzten Namen bereits angeführet haben.

Noch eine andere amerikaniſche Palme hat Dyck unter dem Namen Macawbaum angeführt. Der Stamm erreichet dreyßig bis vierzig Fuß Höhe und iſt gemeiniglich gegen den Gipfel dicker, als an dem Fuße, und ſowohl als die gefiederten Blätter mit ſchwarzen Dornen gewaffnet. Männliche und weibliche Blumen ſtehen auf einem Stamme. Die Frucht iſt ohngefähr ſo groß, wie ein mittlerer Apfel und in eine harte Schale eingeſchloſſen. Die Schwarzen pflegen die jungen Früchte zu durchſtechen, und den angenehmen herausfließenden Saft zu genießen. Miller nennt dieſe Palme Palma frondibus pinnatis vbique aculeatis, aculeis nigricantibus, fructu maiore.

Das Geſchlechte Boraſſus pfleget man zwar Weinpalme zu nennen, es giebt aber mehrere Palmarten, woraus Wein gemachet werden kann, und unter allen iſt wegen dieſes Nutzens diejenige berühmt, welche Rumph unter dem Namen Saguerus oder Gomuto beſchrieben. Dieſe erkennet Rumph für die eigentliche Weinpalme, dürfte aber wohl weder zu unſerer Zwergpalme, obgleich Herr Burmann ſolche Chamaerops

maerops vinifera frondibus pinnatis, flore et fructu racemoſa genannt, noch zu der Weinpalme zu rechnen ſeyn. Hr. Houttuin will dieſe mit der Pflaumpalme vereinigen, und als die zwote Art dieſes Geſchlechts annehmen. Es wächſt ſelbige häufig auf den Moluckiſchen Inſeln. Dieſe Palme hat ein ſchlechtes Anſehen. Der Stamm bleibt niedrig und iſt durch rauche Cirkel abgetheilet, auf welchen allerley Mooß und Farnkräuter wachſen. Die Blätter ſitzen nicht allein am Gipfel, ſondern auch öfters einige Alte darunter an dem Stamme. Sie ſind gefiedert, funfzehn bis achtzehn Fuß lang, und am Stiele ſitzen einige Stacheln. Die Frucht iſt rundlich dreyeckicht, ohngefähr von der Größe einer Miſpel; die unreifen pflegen die Sineſer mit Zucker einzumachen; die reifen werden gar nicht geachtet. Jede Frucht enthält gemeiniglich drey länglichte, dreyeckichte Nüſſe, welche unter einer ſchwarzen dünnen Schale einen weißen Kern enthalten. Dieſer iſt in dem halbreifen Zuſtande weißlichtblau, und ſo durchſichtig wie Eis, tauget aber, wenn er auch reif iſt, nicht zum eſſen. Das fleiſchichte Weſen, welches dieſe Nüſſe umgiebt, iſt von ſchädlicher Beſchaffenheit, es erreget ein heftiges Jucken und Brennen, und wenn man ſolches in den Mund nimmt, ſchwellen die Lippen auf. Das Waſſer, worinnen dieſe Früchte ſo lange eingeweichet worden, bis ſie zu faulen anfangen, iſt ſo ſcharf, daß Menſchen, welche man damit begießt, raſend davon werden, deswegen ſolches auch Höllenwaſſer, aqua infernalis, genannt worden. Zwiſchen den Blätterſtielen und wo ſelbige entſpringen, ſitzt ein ſchwarzes haarichtes Weſen an beſondern Stöckchen, aus welchen allerhand Hausrath verfertiget wird. Der obere Theil des Stammes kann geſpeiſet werden. Das Holz des Stammes iſt ſchwarz und ungemein hart. Aus dem Marke des Stammes kann ein Mehl, wie aus dem Sogou bereitet werden. An der Oſtküſte von Java wird dergleichen vornehmlich verfertiget, und in Borneo werden davon runde Kerner gemachet, welche man leicht für den rechten Sagou halten kann. Man nennt dieſe Kerner gemeiniglich Borneo-Sagou. Der vorzüglichſte Nutzen dieſer Palme beſteht in dem Weine, welcher daraus bereitet wird. Die weibliche Kolbe wird hierzu allein gewählet, und damit ſo verfahren, wie bey der Weinpalme angeführet worden. Dieſer Wein ſchmecket anfangs wie Moſt und iſt ganz klar, kurz darauf wird er trübe, weißlicht und ſcharf. Weil aber ſelbiger in dieſer Beſchaffenheit nicht füglich zum trinken tauget, wird die Wurzel eines Baumes,

mes, Seſoot genannt, dazu gethan, wodurch der Wein ſchmackhafter, aber herber und bitter gemachet wird. Deswegen auch die neuen Ankömmlinge aus Europa ſolchen nicht achten, ſich aber bald daran gewöhnen. Es kann auch aus dieſem Safte ein Oelzucker oder Arack bereitet werden. Aus dem ſchwarzen haarichten Gewebe, welches um die dünnen, aufrechtſtehenden Reiſer an dem Stamme anſitzt, werden Seile und Stricke verfertiget und die Reiſer, welche ohngefähr einer Elle lang ſind und leicht abſpringen, von den Indianern als Pfeile gebrauchet, welche ſie aus Röhren mit ſolcher Stärke blaſen, daß dadurch leicht bösartige Wunden entſtehen. Das Haargewebe nennen die Indianer Gomuto und die Reiſer Panſuri. Unter dem haarichten Gewebe ſitzt ein zartes, weiches, leichtes und ſchwammichtes Weſen, welches Baru genannt und zu Verſtopfung der Fahrzeuge gebrauchet wird.

Der Nypabaum gehöret auch zu denjenigen Palmen, aus welchen eine Art Wein erlanget werden kann. S. Nypabaum.

Zu den Palmen gehöret auch der Cocosbaum, von welchem wir unter dieſem Namen gehandelt, auch daſelbſt zugleich der Maldiviſchen Nuß erwähnet, aus Mangel beſſerer Nachrichten aber eine unzulängliche oder gar falſche Beſchreibung gegeben haben. Wir wollen ſolche hier, da die Frucht auf einem Palmbaume wächſt, nach Herrn Sonnerats Nachricht, verbeſſern. S. deſſen Reiſe nach Guinea, S. 5. in der deutſchen Ausgabe. Es wächſt dieſer Palmbaum, deſſen Frucht unter dem Namen Meerkokos, Salomonskokos und Maldiviſche Kokos bekannt iſt, auf der ſo genannten Palmen- oder Praslininſel, ſie lehnet ſich gemeiniglich über das Ufer hinaus und läßt einen großen Theil ihrer Früchte ins Meer fallen, welche durch den Wind und die Ströme, die in dieſen Gegenden eine oſtnordoſtliche Richtung haben, auf den Maldiviſchen Inſeln ans Ufer geworfen werden. Da man bisher den Baum, auf dem dieſe Früchte wachſen, nicht kannte, hat man mancherley unrichtige Nachrichten davon aufgezeichnet, und ſonderlich vorgegeben, wie die Frucht von einer Pflanze abſtamme, die auf dem Boden des Meeres wüchſe, ſich aber davon trennte, ſobald ſie zur Reife gelanget, und wegen ihrer geringen Schwere ſich auf der Oberfläche des Waſſers erhielte. Herr Sonnerat hat nunmehr durch ſeine Entdeckung alles fabelhafte aufgelöſet, und folgende Beſchreibung gegeben. Die Höhe dieſer Palme oder Meerkokos erſtrecket ſich bis auf zwey und vierzig Fuß. Die Krone beſteht aus zehn bis

zwölf fächerförmig geſtellten Blättern, die zwey und zwanzig Fuß lang und funfzehn Fuß breit ſind, und an ſieben Fuß langen Blattſtielen ſitzen. Ihr Rand iſt ziemlich tief eingeſchnitten und jeder Lappen iſt wieder in zween Theile geſpalten. Aus dem Blattwinkel erhebt ſich ein ziemlich beträchtlicher Blüthbüſchel mit vielen kleinen Zweigen. Dieſer iſt ſechs Fuß lang und das unterſte Ende fleiſchicht und dicke. An den Enden der Zweige dieſes Büſchels ſitzt ein Klumpen weiblicher Blumen, die alle einen Kelch zu haben ſcheinen, der aus fünf, ſechs, auch ſieben Blättern beſteht. Die kugelförmige reife Frucht hat einen Fuß im Durchmeſſer, ihre äußerliche Schale iſt eben ſo dicke und fäſericht, als beym gewöhnlichen Kokos und umgiebt drey andere Schalen. Dieſe innern Schalen ſind ſehr dicke, faſt kugelförmig, an einer Seite eingedrückt und der Länge nach bis auf die Mitte in zween Theile getheilet, wodurch ſie eine beſondere Geſtalt erhalten. Sie füllen ſich inwendig mit einem weißen Waſſer an, das bitter und unangenehm ſchmecket. So wie die Nuß reif wird, verwandelt ſich dieſes Waſſer, wie bey dem gemeinen Kokos, in ein feſtes, weißes und ölichtes Weſen, das ſich an der innern Wand der Schale anſetzet. Der Kelch bleibt unten an der reifen Frucht ſitzen. Herr Sonnerat hat bey ſeinem Aufenthalte im Julius keine männliche Blüthen wahrnehmen können; nachher aber von Herrn Kosde, welcher im October dieſe Inſel beſuchet, einen männlichen Blumenbüſchel erhalten, welcher drittehalb Fuß lang, und ohne alle Zweige, walzenförmig, und mit einer ungeheuern Menge männlicher Blumen bedecket war, die aus einem ſechsfach getheilten Kelche und ſechs den Einſchnitten des Kelches gegen über ſtehenden Staubfäden beſtanden. Hr. Sonnerat hält daher davor, daß die männlichen und weiblichen Blüthbüſchel auf verſchiedenen Stämmen ſtehen und vergleichet dieſen Meerkokos mit der Palmenart, welche in Amerika den Namen Latanier führet und zu dem Geſchlechte Boraſſus gehöret. Die Geſtalt der Frucht iſt nach der Abbildung, welche Hr. Sonnerat gegeben, unterwärts in zween Theile geſpalten und kömmt darinnen mit der Beſchreibung überein, welche man im erſten Theile des deutſchen Linnäiſchen Pflanzenſyſtems S. 108. u. f. findet. Die Nuß hat nach dieſer Beſchreibung eine plattrunde Geſtalt, iſt in der Mitte durch eine tiefe Nath getheilet und beſteht gleichſam aus zwey Backen. Die Dicke beträgt nur die Hälfte von ihrer Länge und Breite, welche beynahe gleich ſind. Auf der einen Seite iſt ſie rund,

auf der andern platt. Hr. Houttuin beſitzt eine dergleichen Nuß, welche einen Fuß lang und eben ſo breit iſt, und worinnen man zween Kerne klappern höret. Es ſollen dieſe Nüſſe in Indien ſelbſt noch eine große Seltenheit ſeyn, und für eine rechte gute hundert und funfzig Thaler bezahlet werden. Es giebt aber auch kleinere Arten von einer hoſenförmigen Geſtalt, dergleichen von Rumphen abgebildet und in dem deutſchen Linnäiſchen Pflanzenſyſtem, nach Houttuins Vorſtellung, wiederholet worden. Und von dieſer Geſtalt iſt uns neulich eine Maldiviſche Nuß um den Preis von hundert und funfzig Thalern angebothen worden. Ehedem war dieſe Frucht in einem großen Werthe, und der König der Maldiviſchen Inſeln ſoll dergleichen den aſiatiſchen Fürſten ſehr theuer verkaufen, oder ihnen ſolche, als das koſtbarſte Geſchenke, das ſie erhalten könnten, überſchicken. Der Preis aber ſoll jetzo ſchon von einigen hundert Rupien auf zwölfe gefallen ſeyn. S. Wielands Merkur, 1775. S. 264.

Palmeichhörnchen.

Dieſes ausländiſche Eichhörnchen, Sciurus palmarum Linn. welches auch Palmiſt und Palmenratze, ingleichen das afrikaniſche Wieſeleichhörnchen genañt wird, hat dieſen erſtern Namen deswegen erhalten, weil es ſein Leben meiſtentheils auf den Palmbäumen zubringt. Es hat beynahe einen ſolchen Kopf, wie die kleine Feldratze, und kurze, breite, beſonders inwendig ſtark mit Haaren beſetzte Ohren. Die Vörderfüße ſind vierzehig und die Hinterfüße fünfzehig. Mitten über den Rücken geht vom Halſe bis zum Schwanze, ein weißer Streif, der auf jeder Seite einen braunen, und darauf wieder einen andern weißlichen Streif neben ſich hat. Der Schwanz, welchen dieſes Thier nicht, wie andere Eichhörnchen, über ſich ſchlägt, ſondern faſt ſenkrecht aufgerichtet trägt, iſt ſo lang, als der ganze Körper nebſt dem Kopfe. Das Haar am Schwanze iſt länger, als das auf dem Leibe befindliche Haar, jedoch viel kürzer als das Schwanzhaar bey unſern gemeinen Eichhörnchen. Uebrigens iſt dieſes Eichhörnchen zwar ſehr lebhaft, aber dabey von einem überaus ſanftmüthigen Naturell und läßt ſich leicht zahm machen.

Palmetto. S. Palme.

Palmfiſch.

Von Hamburg ſchrieb man den 8ten Jan. 1721: Bey Wiſchhaven in dem Stifte Bremen, allwo vor drey Jahren die damalige große Waſſerfluth einen weiten Bruch verurſachet, hat man am vergangenen Freytage einen großen

ßen, ſogenannten, Palmfiſch, gefunden, welcher ſechzig Schuh lang und achtzehn Schuh hoch geweſen. Selbiger ſoll faſt eine Elle dick Speck gehabt haben, ſo, daß die Fiſcher, welche denſelben zerſchnitten, einige Fahrzeuge damit angefüllet haben. Er wird für eine Art der Wallfiſche gehalten. ſ. Breßl. Samml. Verſ. XV. S. 98.

Palourdes.

Palourdes, oder auch Polaurdes, Fiſche zu Guinea im Fluſſe Seſthos; Richter. Dieſe Palourdes führet Loyer unter andern bekannten Fiſchen des Fluſſes Iſſini, in ſeiner Reiſe nach Guinea, doch bloß dem Namen nach, an. S. A. Reiſen, B. III. S. 454. Meinet aber der Autor wiederum einen Schaalfiſch darunter, wie kurz vorher bey dem Pagurus: ſo merken wir an, daß Bomare dergleichen zwoſchalichte Conchylie, unter dem Namen Palourde, aufführet, die aber an den franzöſiſchen Küſten, vornehmlich zu Poitou, Aunis, Xaintonge und Provence zu finden.

Pambele.

S. Bach-Bambele, Phoxinus, B. I. S. 469.

Pambus.

Pambé, franz. auch Pampus. Ein vom Sloane beſchriebener, bey Jamaika gefangener, Fiſch, Stromateus Paru, Linn. gen. 194. ſp. 2. nach Müllern der einfärbige Breitfiſch; ſ. dieſen Artikel, B. I. S. 924. allwo in der dritten Linie von unten, ſtatt Linne, Kiemen, zu leſen; und Deckfiſche, B. II. S. 304. Nach dem Bomare findet ſich dieſer Fiſch am häufigſten um Amboina und Coromandel, iſt auch ſonſt in ganz Oſtindien ſehr beliebt. Man trocknet ihn an der Sonne, ſchneidet ihn auch in Stücke, und leget ihn alſo in eine mit Tannenrinde zubereitete Salzlacke einige Zeit ein, bis er genugſam eingetrocknet und als ein eingemachter Fiſch verſendet werden kann; da er denn von den Portugieſen Peſce Para, Paru, genannt werde.

Pamuchel.

Pamuchel, in Preußen Pomochel, eine Gattung Stockfiſche, machet bey dem Klein, Miſſ. V. Faſc. VII. p. 4 ſq. ein eigenes Fiſchgeſchlecht mit vierzehn Gattungen, Callarias, derjenigen Fiſche, die unverſchloſſene, oder mit einem Deckel verſehene Kiemen, und drey wahre Rückenfloßen haben; ſ. unſern Artikel, Fiſch, B. III. S. 65. und Kabbeljau, B. IV. S. 327. mit welchem deutſchen Namen das 154ſte Thiergeſchlecht des, nunmehro auch am 10 Jan. 1778. ſelig verſtorbenen, Ritters von Linné, Gadus, von Müllern beleget worden. Er nennt

nennt dieſe Fiſche, die drey wahre Rückenfloßen haben, Tripteros, und merket an, daß ſie auf jeder Seite neben den Kiemendeckeln mit einer Seitenfloße, ſodann mit zwo Bruſtfloßen; desgleichen nach dem, einen blutigen und hervortretenden Nabel vorſtellenden, After, mit zwo Floßen, begabet ſind. Sein Kopf iſt kreiſelförmig, und der hintere Theil des Leibes, bis an die gemeiniglich zirkelrunde Schwanzfloße, kegelförmig, und mit ſpitzigen Zähnen ſtark bewaffnet. Seiten und Bauch kielförmig, und ſind jene mit einer mehr oder weniger bogichten Seitenlinie, von dem Bauche (vielleicht von dem Rücken) nach der ganzen Länge des Leibes, unterſchieden; übrigens iſt der Fiſch gemeiniglich mit ganz ſichtbaren, glatten und feſtſitzenden, Schuppen bedecket und von verſchiedener Farbe. Dieſes ſoll die einzige Fiſchfamilie ſeyn, die ihre Benennung, Callarias, aus dem Alterthume beybehalten, wie ſolches der gelehrte Klein folgendermaßen beſtätiget. Zuförderſt iſt zu merken, daß der Callarias, Pamuchel, bärtig oder unbärtig ſey; Aſellus; Aſinus; ὄνος, Oniſcus Auctor. Gadus Athenaei, potius Dorionis, et Artedi, Synon. p. 34. ſqq. Merlucius der Alten, und des Salvians Scarmus, Aſellus, Merluzus, Merluccia, P. Iouii, Merlu, Merlang der Franzoſen, gleichſam Maris Lucius; Merlangus, Aegreſinus, Morrhua vulgaris, Aſellus maximus, des Bellons, Morrhua; ſ. Molua altera, des Gesners und Aldrovands; Molua, Aegleſinus, des Rondelets, welches der Ling des Charletons; Callarias, Aſellorum generis, minor, nach dem Plinius, lib. IX. cap. 17. und lib. XXXII. cap. 11. und Bacchus maior, der auf dem hohen Meere gefangen werde und deſto ſchmackhafter ſey; Γαλλάριας, und Καλλάριας des Dorionis und Archeſtrati bey dem Athenäus, Banchus et Callarias des Jovius; per ſyncopen Κλαρίας des Oppianus; Galaxias, παρὰ τοῦ Γάλακτος, von der milchweißen Leber deſſelben; Curuata-Pinima, der Braſilianer; Codfiſh der Engländer; Haddok, Haak, Poor-Iohn, des Charletons; Schelviſch der Holländer; Callarias, Galerida, Galaxea, bey andern; Piſcis Capitoſus: bey den Neuern, Po-Pamucheln, vielleicht von Maucheln, Suffuror, einen großen Wetſack tragen, weil der Bauch des Callarias und der Aſellorum, vor andern Fiſchen, von dem großen Magen aufgetrieben wird, hervortritt und einen Sack vorſtellet; Salitus, Dorſch, weil ein guter Trunk darauf ſchmecket, wen da durſtet, beſonders den Bewohnern des Baltiſchen Meeres; Po-

Pomuchla der Polen, und dergleichen Synonyma mehr. Er verändert auch ſeine Beynamen nach den Gegenden, wo er gefangen wird; z. B. Groenlandicus, Groenfiſch; Terrae nouae oceani ſeptentr. Nord-Sea-Cod. Aberdonenſis, ſale inueteratus, Habberdeen, Labberdohn, ſ. unſern Artikel, Aberdeen, B. I. S. 53. und ließ daſelbſt Pamuchel. Islandicus, Kabblaw, Kabbeliau, Backeliau, von Baculo, Stock, Backeler, ein Inſtrument, deſſen ſich die Gerber bedienen, das Leder geſchmeidig zu machen, und Gau, rus, bey den alten Deutſchen (Gaugeboren) rurigena, ein Pauer, (Bauer) Pauerfiſch, der, wie ſie gebackelt, oder mit dem Backeler, wie das Gerberleder, präpariret werden muß, wo er gut ſeyn ſoll; daher ſie auch Fuſtiarii, Stockfiſche, genannt werden. Die Urſache dieſer Benennung giebt Anderſon in ſeinem Island, S. 81. an. Die gehörig zubereiteten und feil liegenden Fiſche nennt man Zartfiſche, Bürger- Berger- Börger-Fiſche, Schelfiſche, aber nicht von dem Fluſſe Schald, (Schelde) bey Antwerpen, wie einige meinen, ſondern, weil ihr Fleiſch ſchelfrich, d. i. in feine Schelfen und Blättlein ſich auflöſen läßt; auch nach belobtem Anderſon; bey dem, und bey dem Schoneveld, mehrere Namen und Beynamen anzutreffen. Von dieſem allen hat uns, (dem Klein) beſonders die älteſte Benennung, Callarias, gefallen, beſonders deswegen, weil es die kleinern Arten der Stockfiſche, die Pamucheln des Balthiſchen Meeres, mehr nach dem Sinne, als wegen der Autorität des Dorions, Archeſtrats, Oppians, Plinius und einiger Neuern, anzeiget; obgleich Muſtelae Affinis Maſſilienſis, Callaria, genannt, oder Galée, ſ. Cellaria marina des Bellons; Tinca marina des Aldrovands; Phycis des Rondelets; Peſce fico der Italiener; the Sea-Tench der Engländer; keine Aſelli ſind, (Miſſ. IV. pag. 53. not. b.) von welchem Charleton bezeuget, daß ſie zum Aalgeſchlechte gehöreten; wiewohl auch die Alten, nebſt dem Bellon und Rondelet, wie Aldrovand wohl angemerket, in Zählung der Floßen nicht übereinſtimmen, dahingegen alle Neuern darinne einig ſind, daß den Alten nur zwo Gattungen der Stockfiſche, Aſellorum, bekannt geweſen. Solchemnach werden wir uns ſicherer des Geſchlechtsnamen, Callarias, als des Gadus, deſſen nur ein Dorion bey dem Athenäus gedenket, und des Morrhua, ſ. Molua, bedienen können. Die neuern Griechen nennen ihn Gaidaron, und wollen dieſen Namen von der Alten Gadus herleiten.

Nach der beygefügten Nota, b) merket Klein an, daß er auf

dieſe Art die, die Ohren beleidigenden, Wörter, Aſellus, Oniſcus, Aſinus, vermeide. Von der Engl. Ling, Merluccio und Lota, ſey ſein Miſſus IV. an nur angeführtem Orte nachzuſehen; wollte man einwenden, nur benannte Fiſche könnten eben ſo gut, wie die Aſelli, getrocknet und eingeſalzen werden: ſo würde daraus nichts zu erweiſen ſtehen, da auch die Hechte, Eſoces ſ. Lucii, die Zärten, Zertae, ein der Warte faſt eigener Fiſch, und viele andere Fiſche, an der Sonne getrocknet, geräuchert, an der freyen Luft gedürret und eingeſalzen, Τάριχοι, zu uns gebracht werden, und von angenehmen Geſchmacke ſind, deswegen aber nicht gleich zu Stockfiſchen würden. Plinius, lib. IX. c. 18. führet an, daß der Salpa, (Synagris, 6. des Kleins, ſ. unſern Artikel, Meerbraßem, B. V. S. 476.) auch mit dem Stocke geſchlagen werden müßte, daher auch einige vermeynet, er ſey Piſcis fuſtiarius, ein Stockfiſch; es hat aber ſchon Rondelet ganz recht bemerket, daß der Salpa dieſes, mit dem Stocke tractiret zu werden, ehe er zu ſieden, mit vielen andern Fiſchen gemein habe. Zu dem Geſchlechte, Callarias, zählet Klein mit vielen andern Naturforſchern, nur diejenigen Fiſche, die drey Floßen auf dem Rücken haben, Tripterygios; da aber die Lenge, Ling, der Engländer beym Anderſon, S. 87. nur der Größe oder Länge nach, von dem Aſello Aberdonenſi, Aberdeen, unterſchieden iſt, ſo folget, daß Willughbeys, von dem Salvianus entlehnte, Abbildung, nur eine lange Rückenfloße ganz wider die Natur darſtelle. Die Stockfiſche, Callariae, ſind allerdings ein ſehr großes Lebens- und Nahrungsmittel, und bringen auch daher, durch ihre Zubereitung und Verführung ſehr anſehnlichen, faſt erſtaunlichen, Gewinn; wovon Schoneveld und Zorgdrager nachzuſehen; wiewohl der erſtere, de Aſellis p. 17. von der Natur, Verſchiedenheiten und Theilen derſelben, ziemlich verworren geſchrieben, vieles ungewiſſes für gewiß ausgegeben, und durch übel gezeichnete, auch wohl gar erdichtete, Zeichnungen, ſeine Leſer verführet hat.

Nach dem §. IV. wird zuerſt aufgeführet Callarias barbatus, der bärtige Pamuchel, mit einer von dem Kinne herabhängenden Bartfaſer; und zwar in zehen Gattungen:

1ſter bärtiger Pamuchel, Callarias, der ſchmutzig olivenfarbige, ſo mit gelblichen Flecken, bunt ſchattiret, und mit einer weißen Seitenlinie gezieret. Aſellus maior vulgaris; Codfiſh, oder Kéeling, Willughb. p. 165. Tab.

Tab. L. m, 1. n, 1. fig. 4. Cod, a Keling, a Pellwel, Charleton. Cabiliau, Cabbeljau, Bakkeliau; Bolch, der getrocknete, (ſ. unſern Artikel Bolch, B. I. S. 904.) Stockfiſh, (Stockviſch,) der Holländer. ſ. Zorgdrager vom Bakkeljau- und Stockfiſchfang, nach dem Denys aus dem Holl. Morrhua, ſ. Molua altera, Aldrovands und Geſners; Morrhua vulgaris, maxima Aſellorum ſpecies, des Bellons; Molua des Rondelets; Aſellus maior des Schonevelds; Cablia der Schweden; Kablag der Dänen, auch Torſk, Taretorſk. Morue, Morrhue, Molue der Franzoſen. Gadus, dorſo tripterygio, ore cirrato, cauda aequali fere, cum radio primo ſpinoſo, Artedi, ſyn. p. 35. ſp. 6. Gadus Morhua, Linn. gen. 154. ſp. 3. der gemeine Cabeljau nach Müllern. Der, in unſerm Artikel, Cabbeljau, B. II. S. 3. bereits angeführten Geſchichte des Stockfiſches finden wir noch folgendes, aus dem Müller vorzüglich, beyzuſetzen: Wegen ſeines großen Ueberfluſſes wird er der gemeine Cabeljau genennet; der aber noch verſchiedene Spielarten unter ſich hat; wozu noch kömmt, daß die, auf beſtimmte Merkmale und entſcheidende Kennzeichen nicht ſehende, Fiſcher, vielerley Fiſche zuſammen für Cabeljau ausgeben: denn in dem ſogenannten Cabeljau- und Backeljaufange kommen große, Dösche, Gülling, Leng, Stockfiſche, Laberdan, Klipfiſche, Steinbolke, ächte Cabeljau, (auch Pa- oder Po-Mucheln,) alles untereinander, vor, und wir, (Müller) ſelbſt geſtehen, daß wir ſehr zweifeln, daß alle die genannten Fiſche eben ſo ſehr von einander verſchieden ſind, um beſondere Arten daraus zu machen, und ob nicht vielmehr eine und andere darunter nur für Spielarten zu halten ſind, wozu theils das Alter der Fiſche, theils aber die Meeresgegend, etwas beytragen kann; wiewohl ſie alle faſt einerley Lebensart haben, und ſchaarenweiſe herumziehen, am meiſten aber hinter die Heringe ſich ſetzen, und auf ſelbige, oder auch auf ihren Roggen, aßen, daher auch, wenn der Heringsfang vorbey iſt, der Cabeljaufang ſeinen Anfang zu nehmen pfleget. Die jetzige Linneiſche Art iſt folgender Geſtalt: es hat derſelbe, die Morue der Franzoſen, und Cod der Engländer ebenfalls, (wie bey dem Klein) drey Rückenfloßen, am Kinn einen Bart, eine faſt gerade Schwanzfloße, und an der Afterfloße die erſte Finne ſcharf; doch will ſich dieſer letzte Umſtand an den holländiſchen Cabeljauen nicht zeigen. Nach drey Exemplarien hat die erſte Rückenfloße vierzehen bis

bis funfzehen; die zwote achtzehen bis zwanzig; die dritte ſechzehen bis neunzehen, Stralen oder Finnen; die Bruſtfloße beſteht aus ſiebenzehen bis zwanzig; die Bauchfloße aus ſechs, die erſte Afterfloße aus ſiebenzehen bis ein und zwanzig, die zwote aus funfzehen bis ſechzehen, und die Schwanzfloße aus ſechs und dreyßig bis vier und vierzig Finnen, je nachdem die Exemplaria oder Spielarten verſchieden ſind. Etliche Zähne ſind, wie an den Hechten, beweglich. Nach dem Linne ſoll noch die erſte Afterfloße geflecket, und der Fiſch beſonders ein Einwohner des großen Europäiſchen Weltmeeres ſeyn. Die Größe des Cabeljaues ſteigt bis vier Schuh und darüber in die Länge, und dieſe ſind einen Schuh breit und einen halben Schuh dicke. Ein ſolcher Fiſch giebt für etliche Perſonen eine herrliche Mahlzeit ab: wenn man die Mittelſcheiben gekochet, mit Butter und Senf; den Kopf gedämpfet, mit einer Auſtern- und Capernſauce, und den Schwanz gebraten mit Citronen, zurichtet. Es ernähren ſich aber die großen Cabeljaue von kleinen Schelfiſchen, Seeſternen, Krabben und Krebſen; ja auch die großen Taſchenkrebſe und Hummern müſſen herhalten, da denn dieſe harte Schaalen gar bald in dem Cabeljausmagen aufgelöſet, und in einen Schleim verwandelt werden. Am gewöhnlichſten aber füllen ſie den Magen mit Heringen. Man hat in dem Roggen der Cabeljaue über neun Millionen Eyer gefunden; wenn nun aber auch das meiſte dieſer Eyer verloren geht, oder unbefruchtet bleibt, ſo iſt doch die Vermehrung ganz erſtaunlich, und darum ihr Ueberfluß nicht zu bewundern. Dem einzuſalzenden Fiſche ſchneidet man den Kopf ab, nimmt ihm die Eingeweide heraus, ſpaltet ihn und leget ihn in Tonnen, welcher alsdenn Laberdan heißt; ſ. unſern Artikel, B. V. S. 1. Derjenige, den man dörrt, daß er ſteif, wie ein Stock wird, und der mürbe geklopfet werden muß, heißt aus dieſer Urſache, Stock- oder Klopffiſch; den man aber ſalzet, und auf Felſen und Klippen in der Luft trocknet, heißt daher Klipfiſch; wenigſtens ſind unter dieſen Stock- und Klipfiſchen, genug ächte Cabeljaue, ob ſie gleich für beſondere Arten gehalten werden; ſo wie auch unter dem Laberdan genug andere Fiſche durchwandern, die eben keine ächte Cabeljaue ſind. Es machet aber dieſe Verwechſelung einen merkwürdigen Unterſchied in dem Geſchmacke, und in der Zartheit derjenigen Fiſche, die für Laberdan, Stock- und Klipfiſche verkaufet werden. In Anſehung des ſehr beträchtlichen Cabeljaufangs, iſt anzumerken, daß darun-

darunter nicht blos die Fiſcherey auf Cabeljaue, ſondern auch auf vorbenannte Dorſche, Klip- und Stockfiſche, wie auch Leng, Bolch, und dergleichen, zu verſtehen ſey, und ſelbige nur in den nördlichen Gegenden des Oceans getrieben werde, indem ſich dieſe Fiſche verlieren, je weiter man nach Süden kommt, ſo, daß ſie ſchon an der Küſte von Frankreich ſparſam, an der ſpaniſchen Küſte ſeltner, und weiter hinauf gar nicht mehr, angetroffen werden; da hingegen ſie ſich in den kalten Gegenden nach dem Südenpol zu wieder einzuſtellen ſcheinen: denn der Admiral Anſon hat ſie an der Ivan Fernandes und an der Küſte von Chili in Amerika wieder angetroffen. Je höher man aber nach Norden kommt, je reichlicher iſt der Vorrath, und je ergiebiger auch die Fiſcherey. In Norwegen gehen die mit ſechs Mann bewaffnete Fiſcherboote aus, und ſtellen achtzehen bis vier und zwanzig Seenetze, die mit einander fünf hundert Klaftern ausmachen. Dichte bey Bergen in Norwegen ſtellet man nur ſechzig bis hundert Faden aus einem einzigen Boote aus, läßt dieſe Netze in einer Tiefe von funfzig bis ſiebenzig Klaftern ſtehen, und fängt damit jedesmal für ein Boot vier- bis fünf hundert Dösche, ſo daß das Schiff voll wird. Eine Zeit nach der andern ſtellen ſich auch wieder andere und größere Fiſche, als Leng, Stockfiſch und Cabeljau, ein. Man gebrauchet nebſt den Netzen auch Kabel oder Stricke mit Hacken, woher vielleicht der Name Cabeljau kommt, und fängt damit in einer Tiefe von hundert Klaftern ſo viel Fiſche, daß man in einem Morgen das Boot wohl dreymal ausleeren muß. Dieſe Fiſche werden theils geſalzen, und dazu wird, in Bergen allein, jährlich mehr, als vierzig tauſend Tonnen ſpaniſch und franzöſiſches Salz gebrauchet; theils aber zu Stockfiſchen gedörret, und davon bringt man in Bergen wohl zwölf Millionen Pfund Stockfiſche jährlich zuſammen, wovon allein zehentauſend Tonnen jährlich nach Chriſtianſund verſchicket werden, ohne was nach Hamburg, Bremen, Amſterdam, Flandern, England, Italien und Spanien geht; denn Frankreich hat auf Terreneuf ſeine eigene Fiſcherey. Die geſalzenen Fiſche hingegen gehen von Bergen aus mehrentheils nach der Oſtſee, als Danzig, Riga, Petersburg, und ſo weiter. Hierzu kommt noch, daß die Fiſcher in Bergen die Roggen dieſer Fiſche beſonders gut einzuſalzen wiſſen, und da ſelbige zum Sardellenfang unentbehrlich ſind, ſo werden jährlich vierzehen bis ſechzehen große Schiffsladungen, mit eingeſalzenen Roggen nach Nan-

tes

tes gebracht, ohne was die Franzoſen mit ihren eigenen Schiffen ſelbſt abholen, die hernach ſolche Roggen in das Meer ſtreuen, um die Sardellen zuſammen zu locken. Ein ähnlicher reicher Fiſchfang iſt auch auf der Inſel Jsland; denn die ganze Inſel und alle Einwohner leben davon; ſie fangen aber die Fiſche nur mit Hamen an verſchiedenen Schnüren, und das Lockaas beſteht in Kiemen anderer Fiſche, oder in dem Herze und Eingeweide der Meuwen. Der größte Fiſchfang aber iſt auf den Sandbänken der Weſtküſte von Nordamerika, vorzüglich bey Terreneuf, auf welcher Fiſcherey vor zweyhundert Jahren jährlich hundert und funfzig franzöſiſche, hundert ſpaniſche, funfzig portugieſiſche, funfzig engliſche, und dreyßig biſkaiiſche, mithin gegen vierhundert große Schiffe ausgiengen. Seit der Zeit wurde dieſer Fiſchgang je länger je ſtärker, und nunmehr ſchicken die Engländer, die in den Beſitz dieſer Fiſcherey gekommen ſind, jährlich wohl fünfhundert Schiffe dahin, und bringen zwiſchen drey- bis viermal hunderttauſend Centner Fiſche zurück; denn jedes Schiff beladet ſich etwan mit dreyßigtauſend Cabeljauen, und jeder guter Fiſcher fängt in der Fiſchzeit auf einem Tage wohl drey- bis vierhundert Stück. Es dauert aber dieſe Zeit zween bis fünf Monathe, je nachdem die Witterung beſchaffen iſt, und die Fiſche werden zu Laberdan geſalzen, oder zu Stockfiſchen gedörret. (ſ. unſern Artikel Laberdan, B. V. S. 1. Die Holländer haben gleichfalls einen beträchtlichen Fiſchfang unter Jsland, wohin ſie im Jahr 1753. ſechs und funfzig Schiffe abſchickten, die über tauſend Laſten geſalzener Fiſche mitbrachten. Im Jahr 1757. giengen hundert und eilf Schiffe dahin, und im Jahr 1759. wurden ſogar hundert und vier und zwanzig Schiffe dahin geſchicket. Die hundert und drey und zwanzig Schiffe, die von den Holländern im Jahr 1761. dahin geſchicket wurden, brachten dritthalbtauſend Laſten Fiſche mit; denn jedes Schiff, welches ein Buis, oder Hoeker, genannt wird, hält vierzig bis ſechzig Laſten. Eine andere dergleichen Fiſcherey wird von den Holländern auf Doggerſand, einer Sandbank in der Nordſee, zwiſchen England und Jütland, mit funfzig bis ſechzig Schiffen angeſtellet. Endlich iſt auch die Fiſcherey der Holländer an ihren eigenen Stranden ſehr ergiebig, doch giebt ſelbige keinen Vorrath zum Einſalzen ab, ſondern dienet nur nm die Einwohner mit friſchen und lebendigen Fiſchen zu verſehen.

Man

Man kann nun hieraus auf die ungeheuere Menge der Fiſche dieſer Art ſchließen; und wie voll würde das Meer ſeyn, wenn nicht die Cachelotte aus dem Geſchlechte der Wallfiſche eine groſſe Menge derſelben aufrieben? Wieviel aber wird nicht erfordert, um ganz Europa mit Fiſchen zu unterhalten? und was würden viele Länder zur Faſtenzeit anfangen, wenn ſie keinen Stockfiſch, Laberdan oder Klipfiſch, nebſt den Heringen hätten? Denn die Anzahl der Fiſche ſüßer Waſſer iſt, gegen die Menge der Seefiſche, faſt für nichts zu achten.

2ter bärtiger Pamuchel, Callarias, von Farbe irdiſchweiß, an den Seiten mit einem ſchwarzen Flecken; mit einem getheilten Schwanze; mit kleinen, aber mit ſehr ſcharfen Zähnchen beſetzten Kinnbacken. Aſinus, ſ. Onos, der Alten; Aſellus tertius, ſ. Aeglefinus, des Rondelets und Geſners, S. 40. (welcher letzterer in Nomencl. p. 77. ihn lieber Eglefiſch, genennet wiſſen will, da im Engliſchen, die ihm den Namen gegeben, Egle, Eagle, zwar einen Adler, Aquilam, bedeute, die Endung fin aber, was ſie bedeuten ſoll, nicht anzugeben ſey.) Aegrefinus des Bellons, the Hadock der Engländer, (Haddock; ſ. unſern Artikel, B. III. S. 614.) Willughb. p. 170. Tab. L. m, 1. n, 2. Sibbaldus in Hiſt. Animal. in Scotia, p. 23. Callarias des Plinius; Schelfiſh, des Schoneveld, p. 18. no. 2. Gadus, dorſo tripterygio, ore cirrato, corpore albicante, maxilla ſuperiore longiore, cauda parum bifurca, Artedi, ſyn. p. 36 ſp. 7. Callarias, Galerida, Galaxia, Haak, Poor-Iohn, piſcis capitoſus, des Charletons. Gadus Aeglefinus, Linn. gen. 154. ſp. 1. der Mülleriſche Schelfiſch ſeiner Cabeljaue. ſ. unſern Artikel, Kabbeljau, B. IV. S. 329. Dieſer Fiſch hat, nach Müllern, bey den Alten, (nämlich einem Bellon, Rondelet, Geſner, ꝛc.) verſchiedene Namen, Aigrefinus, Aiglefinus, Eglefin, ꝛc. Aſellus, und da das ganze Geſchlecht Aſellus hieß, ſo war dieſe Art der kleine, Aſellus minor; bey den Schweden Kaellior; den Dänen, Koll, Kuller, nach dem Pontoppidan, desgleichen Hyſſe; (doch ſ. dieſen unſern Artikel, B. IV. S. 199.) Er erreichet die Länge einer halben, bis dreyviertel Elle, hat ein rundes Maul mit einem Bärtchen an der Mitten des untern Kiefers, etwan eines Zolles lang; der Rücken iſt mit drey Floßen beſetzet, die Haut ſilberfärbig, doch auf dem Rücken etwas ſchwärzlicht, und an den Seiten mit einer ſchwarzen Linie bezeichnet, nebſt einem braunen Flecken, an der linken Seite; der

obere Kiefer iſt länger, als der untere; die Augen ſind groß, hell und blau; der Schwanz gabelförmig; die erſte Rückenfloße hat, nach zwo Gattungen, funfzehen bis ſechzehen; die zwote achtzehen bis zwanzig; die dritte neunzehen bis zwanzig; die Bruſtfloße ſiebenzehen bis achtzehen; die Bauchfloße ſechs; die erſte Afterfloße zwey- bis vier und zwanzig; die zwote ein und zwanzig; und die Schwanzfloße drey und zwanzig Finnen. Es werden dieſe Fiſche in dem Norderoceane in ſehr großer Menge gefangen, und kommen im Winter ſchaarenweiſe bis vor die Holländiſchen Strande, beſonders wenn die Luft helle iſt, und ſich ein kleiner Froſt bey einem öſtlichen Winde einſtellet. Man kann wohl behaupten, daß jährlich etliche Millionen in den Niederlanden conſumiret werden. Sie ſchmecken, beſonders, wenn ſie lebendig zerſchnitten worden, vortrefflich, und werden in Frießland gemeiniglich mit Butter, Senf, und Erdäpfeln gegeſſen. Sie ſind nahrhaft und nicht ungeſund. Die Fiſcher werfen gegen Abend etliche lange Schnüre von etlichen Ruthen aus, an welchen verſchiedene kleine Schnüre mit Hacken, die ohngefähr einer Klafter weit von einander feſt angebunden ſind; an dieſen Hacken hangen kleine Fiſchlein zur Lockſpeiſe, und wenn ſie des Morgens die Schnüre aufziehen, iſt faſt an jedem Hacken ein Fiſch, ſo daß ein jeder Fiſcher oft mit einer Beute von hundert und mehrern Schelfiſchen und Kabeljauen nach Hauſe fährt, je, nachdem er das Recht hat, viele Schnüre auszuwerfen; wie wir bey einer Schelfiſchfiſcherey, der wir einmal auf der Inſel Ameland zur Luſt mit beywohneten, bey einer ſchönen Herbſtwitterung ſelbſt erfahren haben.

Der bärtiger Pamuchel, Callarias, von lichter Olivenfarbe, mit borſtigen Bruſtfloßen. Bibur, Bib or, Blinds, in Cornwallis. Aſellus luſcus des Rajus. Willughb. p. 169. Aſellus mollis latus, Whiting-Poutes, zu London, Willughb. App. p. 22. Tab. L. m, 1. n, 4. Aſellus barbatus, Charlton, p. 3. Gadus, dorſo tripterygio, ore cirrato, oſſiculo pinnarum ventralium in longam ſetam producto, Artedi, Syn. p. 35. ſp. 5. Holl. Knyp-Oog. Gadus luſcus, Linn. gen. 154. ſp. 4. Müllers Blödauge ſ. Cabeljaue. Er ſoll die in den vorigen Arten ſehr geräumliche Augenhaut, als ein Bläschen, auftreiben können, und ſich dadurch blöd- oder kurzſichtig machen, daher die Benennung. Die erſte Finne der Bauchfloßen iſt bürſtenartig, dadurch er ſich von andern Arten unterſcheidet; er wird nicht über einen

Fuß lang; iſt etwas breit und an den Seiten zuſammen gedrücket; die Schuppen ſitzen feſter an der Haut, und ſind noch einmal ſo groß, als bey den Cabeljauen, denen er zwar ähnlich ſieht, doch ein zarteres Fleiſch hat. In der erſten Rückenfloße hat er dreyzehen, in der zwoten drey und zwanzig, in der dritten achtzehen; in der Bruſtfloße eilf; in der Bauchfloße ſechs; in der erſten Afterfloße ein und dreyßig, in der zwoten achtzehen; in der Schwanzfloße ſiebenzehen Finnen; und der Schwanz iſt nicht gabelförmig; auch ſteht der After nur einen dritten Theil der Länge vom Kopfe ab. Sein Aufenthalt iſt im Europäiſchen Ocean.

4ter bärtiger Pamuchel, Callarias, mit auf weiß und grünen Grunde gelblicht gefleckten Rücken und Seiten, mit ſilberfarbenen Kehle und Bauche, weißen Augenregenbogen, nicht getheiltem Schwanze, und aſchenfarbigen grünlichten Floßen; ſo ſich um Danzig herum häufig findet, und vom Klein gleichſam einheimiſch erkannt wird; den er auch deswegen, Miſſ. V. Tab. I. fig. 1. nach dem Leben abzeichnen laſſen. Bey den Fiſchern zu Hela, dieſer benachbarten, und zu Danzig gehörigen, Fiſcherſtadt heißt er grüner Pamuchel; er wird zu drittehalb Fuß lang, und übertrifft, an der Feinheit des Geſchmackes, alle andere ſeiner Art. Nach der über die Hälfte verjüngten Zeichnung, iſt er auf ſechzehen Zoll lang, über drey Zoll breit, und der Kopf auf vier Zoll lang; das fleiſchichte Maul klaffet auf einen Zoll lang; am Unterkiefer und dem Kinne hängt ein, einen halben Zoll langes, Bärtchen; die Augen ſind ziemlich groß; die breitlichte Seitenlinie ſtreicht nahe am Rücken von den Kiemendeckeln bis in den Schwanz; der große After ſteht faſt in der Mitten des Fiſches; der fächerartige Schwanz iſt ungetheilet; die erſte Rückenfloße ſtellet ein anderthalb Zoll erhöhetes Dreyeck vor; die zwo folgenden neigen ſich ſchief, wie auch die Afterfloßen nach dem Schwanze; die Kiemenfloßen ſind länglicht abgerundet, desgleichen die Bruſtfloßen, nur etwas ſpitziger; und der Fiſch iſt über und über mit breitlichten Flecken bezeichnet.

5ter bärtiger Pamuchel, Callarias, der mit braunen Strichen und Flecken ſchattiret, eine weißlichte Kehle und Bauch, braune Floßen, und einen gelblichten mit ſchwarz vermiſchten Augenring hat. Der bunt gefleckte und geſtreifte Dorſch, (Salitus) Scheibendorſch des Schonevelds; der einen vier Fuß langen, als eine große Seltenheit, geſehen hat, da er gemeiniglich einen, bis anderthalb Fuß lang wird. Bey

den Helenſern heißt er Steinpamuchel, weil er gemeiniglich zwiſchen den Klippen an den Ufern des benachbarten Schloſſes Kalipke gefangen werde, und, wenn er todt, wie alle andere mit weit aufgeſperrten Rachen erſcheine, deswegen aber doch Gaaper genennet werde. ſ. dieſen unſern Artikel, B. III. S. 243. Seine Abbildung befindet ſich Tab. I. fig. 2. Aſellus varius des Jonſtons; Gadus, dorſo tripterygio, ore cirrato, colore vario, maxilla ſuperiore longiore, cauda aequali, des Artedi, ſyn. p. 35. ſp. 4. (nach welchem er bey den Schweden Sma Torſk, bey den Engländern Cod und Codfiſh, genennet werde. Bey den Dänen heißt er, nach dem Pontoppidan Torsh, Tare, Tarre-, Seetarretorsk;) und nach dem Linné, Faun. Suec. gleichfalls Torsk, mit kleinen, zähen und glatten Schüppchen. Bey den Ruſſen heißt er Nawaga, nach dem Kölreuter, der ihn in dem Comment. Petropol. Tom. XIV. ſehr eigentlich beſchreibt und zeichnet. ſ. unſern Artikel, Nawaga, B. VI. S. 82. allwo bereits angemerket worden, in wieferne die Kölreuteriſche Zeichnung von der Kleiniſchen abgehe. Vom Torsk, deſſen verſchiedenen Arten und Fiſcherey, handelt belobter Pontoppidan in der Norweg. Nathiſt. II. S. 292. aber ſo ausführlich, daß wir nur auf ihn verweiſen müſſen. Beym Linné iſt dieſer Pamuchel, Gadus Callarias, gen. 154. ſp. 2. der Mülleriſche Dorſch ſ. Cabeljaue. Er weis von den Urſachen dieſer Benennungen keine Rechenſchaft zu geben. Man verſtehe darunter eine Art der Cabeljaufiſche, die nicht völlig ſo groß, als der Schelfiſch, aber ein zarteres Fleiſch habe, und wohl hauptſächlich in der Oſtſee zu Hauſe ſey, ob man ihn gleich auch in der Nordſee, und an der Küſte von Norwegen finde. Durch folgende Umſtände unterſcheide er ſich von dem Schelfiſche. Der Schwanz ſey nicht gabelförmig; der Körper von obenher ſchön blau marmoriret; die erſte Rückenfloße habe, nach fünf von dem Ritter angeführten Exemplarien, vierzehen bis funfzehen; die zwote neunzehen; die dritte ſiebenzehen bis neunzehen; die Bruſtfloße zehen bis zwanzig; die Bauchfloße ſechs; die erſte Afterfloße ſechzehen bis zwanzig; die zwote ſechzehen bis achtzehen; und die Schwanzfloße drey bis vier und zwanzig Finnen. Es werden dieſe Döſche mit Schnüren und Hacken, wie die Schelfiſche, auch mit Schleppnetzen an den Stranden gefangen. Bey Travemünde iſt ein reichlicher Fang, desgleichen an der Inſel Oehland, Gothland und Bornholm,

holm, wo ſie den vorbeyfahrenden ruſſiſchen Schiffen zugeführet werden, und den Reiſenden, die ſie da friſch aus dem Waſſer bekommen, mit Butter und Senf ganz unvergleichlich ſchmecken; doch weiter hinauf in dem Finniſchen Meerbuſen und nach Petersburg zu, verlieren ſie ſich gänzlich. Ihr Zug iſt alſo einzig durch den Sund, und ſo nach der Norwegiſchen Küſte. Sie werden auch von den Fiſchern in der Sonne gedörret; doch zum Einſalzen ſind ſie zu klein, und verlieren ihren feinen Geſchmack.

6ter bärtiger Pamuchel, Callarias, mit der ſchwarzen Schnauze, weißen Augenringe, über und über am Leibe, bis in den fächerähnlichen, etwas ausgeſchweiften Schwanz, desgleichen an den drey Rücken- und der zwoten Afterfloße, mit gelblichtſchwarzen geſchlängelten Streifen und Flecken dichte ſchattiret; dagegen die Kiemen-, Kehlen- oder Bruſtfloßen, nebſt der erſten Afterfloße und dem Unterbauche, weiß und wolkicht, auch alle insgeſammt mit hervorragenden Grätenſpitzen gleichſam bewaffnet ſind; die ziemlich breite und weiße Seitenlinie ſtreicht vom obern Theile der Kiemen nahe am Rücken, bis in den Schwanz gerade, doch etwas ſchlänglicht; die erſte Afterfloße iſt kurz, die zwote, dem Schwanze nähere, iſt um die Hälfte größer, und mit der gegenüber ſtehenden dritten Rückenfloße von gleicher Länge und Breite. Dieſer Fiſch iſt ganz von geſchlankem Leibe, zween Fuß und fünf Zoll lang, von einem trockenen und Leckermäulern unangenehmen Fleiſche. Bey den Helenſern wird er das Jägerchen genennet, und weil er ſo gar mager und geſchlank, als ein Windhund, Vertagus, ſelten zu Markte gebracht. Soviel ſich Klein erinnert, iſt er zur Zeit nirgends beſchrieben oder abgebildet zu befinden. Es hat ihn aber die Tochter eines D. J. G. im Junius des Jahres 1744. mit einer Abbildung in Lebensgröße dieſes, von ihm vorher noch nicht geſehenen, Fiſches, beſchenket. Er ſoll deutlich in die Augen fallende, doch ſehr zähe Schuppen haben. Die Kleiniſche Abbildung, Tab. II. fig. 1. iſt um die Hälfte kleiner in Kupfer geſtochen. Nach der ſehr ſchönen Zeichnung iſt der Fiſch auf vierzehen Zoll lang; in der größten Breite über die Kiemendeckel faſt drey Zoll, in der Schwanzgegend etwan dreyviertel Zoll breit; der Kopf iſt nach der Proportion ziemlich lang, die ſpitzige, fleiſchichte, weit geſpaltene Schnauze, vorzüglich am untern, langgebärteten Kiefer, mit langen, ſtarken, hackichten Zähnen beſetzet; die Augen ſind groß, hoch, der Mundſpalte faſt gegen über, und

noch weiter vor, die Naſenöffnungen: der große hervortretende After iſt meiſtens in der Mitten des Fiſches, der zwoten Rückenfloße gegenüber; überhaupt aber iſt dieſer Fiſch von ſehr ſchönem Anſehen, und gleißet alſo ſchön von außen.

7ter bärtiger Pamuchel, Callarias, der mit aus roth orangenfarbigen Flecken geſprenkelt iſt, und bey den Helenſern Graspamuchel heißt, weil er ſelten an die Ufer kömmt, vielmehr gemeiniglich in dem Pautzkerwick oder Meerbuſen, allwo auf dem Grunde des Meeres vielerley Arten von Meergräſern und andern Gewächſen anzutreffen, gefangen wird. Klein zeichnet denſelben Tab. II. fig. 2. Er iſt der vorſtehenden Art ziemlich gleich; nur iſt die Schnauze nicht ſo ſpitzig; die Floßen ſind mehr abgerundet ohne hevorragenden Stacheln und ohne Flecken; die Mittellinie viel breiter, der Schwanz nicht getheilet, ſondern rundlicht, fächermäßig; er iſt nicht ſo dichte mit ſchlänglichten Flecken bedecket, und die Bartfaſer iſt auch nicht ſo lang.

8ter bärtiger Pamuchel, Callarias, den die Fiſcher bey Hela oder Heila, Hornbogen, nennen; er hat keine bewegliche Zunge, wie die andern, und wird nur zur Sommerszeit gefangen. ſ. dieſen unſern Artikel, B. IV. S. 108.

9ter bärtiger Pamuchel, Callarias, der einen dünnen zuſammengezogenen Leib und faltichten Schwanz hat; Aſellus nanus, cauda ſinuata, als wenn ſelbiger an zwo Arten verrenket oder gebrochen wäre. Dwergdorſch, Krumſtert, Leitfiſch, gleichſam der Heerführer der Stockfiſche, Schoneveld. Denn, wenn er zuerſt gefangen wird, ſoll er einen reichen Fang verſprechen. ſ. unſern Artikel, Leiter, B. IV. S. 89.

10ter und letzter bärtiger Pamuchel, Callarias, unter allen der kleinſte, mit dickgewölbten Bauche, ventre carinato; gedippelten Kiemendeckeln und Kiefern; mit lichtbraunen Rücken und ſchmutzigweißen Bauche; Aſellus mollis minor; Aſellus omnium minimus des Raius, Willughb. p. 171. Tab. I. m, 1. n, 2. Anthiae ſecunda ſpecies des Rondelets und Gesners, S. 40. Iſt er wohl Merlangus des Bellons, dafür ihn Gesner halten will? Mollo zu Venedig; Cappellan zu Marſeille. Rondelet giebt ihn unrecht für glatt und ohne Schuppen aus, die er doch gewiß, aber ſehr dünne, dichte und zähe hat. Gadus dorſo tripterygio, ore cirrato, corpore ſeſcunciali, ano in medio corporis, wie nämlich nach dem Klein, alle Aſelli einen blutigen

tigen Nabel oder After in der Mitten des Leibes haben, Artedi, ſyn. p. 36. ſp. 8. Gadus minutus, Linn. gen. 154. ſp. 6. der Müllerische Zwergcabeljau; es verſtehe nämlich der Ritter hierunter einen ſehr kleinen cabeljauartigen Fiſch aus dem mittelländiſchen Meere, der nach dem Artedi, nur anderthalb Unzen wiegen ſoll, und deſſen After in der Mitten des Körpers ſich befinde. Jedoch giebt es auch in der Nordſee, um die Küſte von England und Holland herum eine etwas größere Art, die ſehr weiß iſt, und darum in Holland Molenaar, das iſt, der Müller, in England aber wegen ſeiner kleinen Geſtalt Power (Póor) d. i. armer Tropf, genennet werde. Artedi hat in der erſten Rückenfloße zwölf, in der zwoten neunzehen, in der dritten ſiebenzehen, in der Bruſtfloße dreyzehen, in der Bauchfloße ſechs, in der erſten Afterfloße ſieben und zwanzig, und in der zwoten ſiebenzehen Finnen gezählet, die Anzahl der Schwanzfinnen aber nicht beobachtet. ſ. unſern Artikel, Cappellan, wo ſtatt Mallo Mollo zu leſen, B. II. S. 42.

Nun folgen bey dem Klein §. IV. vier Gattungen der unbärtigen Pamuchel, Callarias imberbis.

1ſter unbärtiger Pamuchel, Callarias imberbis, mit dem ſchmutziggrünlichten Rücken, weißlichten Kehl- oder Bruſtfloßen, den übrigen aber nebſt dem getheilten Schwanze von ſchwärzlichter Farbe; mit dem weißlichten Bauche, grünlicht ſchattichten Seiten und wenig gebogenen Seitenlinie. Aſellus vireſcens, Kohlmühle, Seeherr, Grasherr, des Schonevelds, der als eine Spielart anführet, Aſellum flauicantem, pinnis minoribus, lateribus ex flauo opacis, blanke Kohlmuhle, gelbe Kohlmuhle, mit mehr gebogener Seitenlinie. Gadus, dorſo tripterygio, ore imberbi, maxilla inferiore longiore, linea laterali curua, des Artedi, ſyn. p. 35. ſp. 3. wobey aber Klein anmerket, daß es wohl bedenklich ſey, wegen der veränderlichen längern oder kürzern Ober- und Unterkiefer, gleich eine beſondere Art aus dem nämlichen Fiſche zu machen. Ferner ſoll dieſer Fiſch, nach dem Artedi, Aſellus Huitingo-Pollachius, des Willughb. p. 167., oder auch Aſellus vireſcens deſſelben, p. 173. ſeyn, und auch bey den Engländern a Whiting-Pollack, heißen. Bey dem Linné iſt er Gadus Pollachius, gen. 154. ſp. 10. der Pollac nach Müllern, welchen die Engländer Whiting-Pollac nennten, wegen der Aehnlichkeit, die er mit dem Wittling, no. 8., (der dritten Kleiniſchen Gattung der un-

bärtigen Pamuchel) habe. Er unterſcheide ſich auch von dem Gadus, Carbonarius, dem Kohlmund, ſp. 9. da bey dieſem die Seitenlinie krumm laufe. Es werde auch zu des Artedi Art der Schwediſche Lyrblek gerechnet, obgleich die Anzahl der Finnen ſehr verſchieden. Man zählet nämlich, nach drey Exemplarien in der erſten Rückenfloße eilf bis dreyzehen, in der zwoten ſieben- bis neunzehen, in der dritten ſechzehen bis drey und zwanzig; in der Bruſtfloße ſechzehen bis ſiebenzehen; in der Bauchfloße ſechs; in der erſten Afterfloße ſechzehen bis ſieben und zwanzig, und in der zwoten achtzehen bis drey und zwanzig Finnen, die alſo nicht gezählten Schwanzfloßenfinnen zur Zeit unbeſtimmet; es giebt ihm auch der Ritter einen etwas mondförmigen, faſt unausgeſchweiften Schwanz. Dieſe große Verſchiedenheit der Floßenſtralen kann alſo wohl unmöglich ein beſtimmtes Merkmal der Arten ſeyn, und ſcheine es das Anſehen zu haben, als müſſe man mehr auf andere Merkmale ſehen, z. E. auf den etwas mondförmigen, faſt geraden Schwanz.

2ter unbärtiger Pamuchel, Callarias imberbis, mit kohlenſchwarzen Kopfe und Rücken, ſchwach weißlichten Bauche, und ins bläulichte fallenden Floßfedern. Iſt er wohl der Colviſh des Bellons, wenn er ſonſt recht beſchrieben? Aſellus niger, carbonarius, Kohlfiſch, Köhler, des Schonevelds, beym Willugh. p. 168. Tab. I. m, 1. n, 3. Coleſiſh, Raulin-Pollak. Gadus, dorſo tripterygio, ore imberbi, maxilla inferiore longiore, et linea laterali recta, des Artedi, ſyn. 34. ſp. 2. Gadus Carbonarius, Linn. gen. 154. ſp. 9. der Mülleriſche Kohlmund ſ. Cabeljaue. Dieſer Fiſch hat ſeine Benennung von ſeinem inwendig ſchwarzen Munde und Kehle, wiewohl er vor der vorhergehenden und noch auch folgenden, zehenten und achten Linneiſchen Arten nicht ſehr verſchieden; wie denn dieſe drey Arten in Norwegen faſt für einerley gehalten werden. Denn er hat ebenfalls einen längern Unterkiefer, wie der vorhergehende, nur iſt die Seitenlinie dieſer Art gerade. Artedi zählet in der erſten Rückenfloße vierzehen, in der zwoten zwanzig, in der dritten zwey und zwanzig, in der Bruſtfloße achtzehen, in der Bauchfloße ſechs, in der erſten Afterfloße zwey- oder drey und zwanzig, und in der zwoten neunzehen Finnen. Die Engländer hätten auch einen Coleſiſh, deſſen Kopf und Rücken ſchwarz ſey, auch häufig gefangen werde, doch ohne beſondern Geſchmack; indeſſen halte ſich wenigſtens dieſe Art mit

ihren etwanigen Verſchiedenheiten überall in dem Europäiſchen Ocean auf. Müller zeichnet ihn Tab. III. fig. 3. Nach dem Artedi iſt dieſes allerdings der nämliche Kleiniſche Fiſch.

3ter unbärtiger Pamuchel, Callarias imberbis, der mit ſilberglänzendem Leibe, graulichtem Rücken, und an den Wurzeln der Seitenfloßen mit einem ſchwarzen Flecken, begabet und gezeichnet iſt; wie er denn auch mit dergleichen Flecken an den Afterfloßen beſprenget iſt, und eine gekrümmte Seitenlinie führet. Aſellus mollis maior, ſeu albus; iſt er wohl der Merlanus des Rondelets und Gesners, 40. a.? wie ſelbſt Artedi fragt. a Whiting, beym Willughb. p. 170. Tab. L. m, 1. n, 5. Candidus primus des Schonevelds; der Dänen und Helenſer: Withing des Charletons. Witling, Weißling; Tab. III. fig. 2. Er wird in dem Pautzker Meerbuſen, und zwar in der Gegend um das Dorf Heiſterneſt gefangen. Gadus, dorſo tripterygio, ore imberbi, corpore albo, maxilla ſuperiore longiore, des Artedi, ſyn. p. 34. ſp. 1. der Schweden Whitling, Widding, Linn. Faun. Suec. der Engländer a Whiting. Nach der angeführten Kleiniſchen Zeichnung hat dieſer Fiſch einen etwas erhabenen, mit dem Rücken gleichgewölbten Kopf, einen mit Zähnen bewaffneten längern Ober- als Unterkiefer, eine anfangs, nahe an dem Rücken gerade, von der zwoten Rückenfloße gekrümmte, und dann wieder in den fächerartigen faſt geraden Schwanz, ziemlich gerade fortlaufenden Seitenlinie, und beſonders die erſte Afterfloße ſehr lang, die zwote aber mit der gegenüber ſtehenden dritten Rückenfloße parallel.

Gadus Merlangus, Linn. gen. 154. ſp. 8. Müllers Wittling. Dieſer Name wird dem Fiſche in Niederſachſen gegeben, weil er, ohne einem ſchwarzen Fleck an der Wurzel der Vörder- oder Bruſtfloßen, ganz weiß iſt. Franzöſiſch heißt er Merlan; Engliſch Whiting; Holländiſch Wyting. Ob aber, wie etliche meynen, der Wyting, ein alter Molenaar, no. 6., oder der Molenaar ein junger Wyting ſey, iſt noch nicht recht entſchieden. Er hat mit den Cabeljauen faſt gleiche Anzahl der Finnen, welche ſich aber nach verſchiedenen Zählungen und vier Exemplarien folgender Geſtalt verhalten: In der erſten Rückenfloße vierzehen; in der zwoten achtzehen bis drey und zwanzig; in der dritten zehen bis zwanzig; in der Bruſtfloße ſechzehen bis ein und zwanzig; in der Bauchfloße vier bis ſechs; in der erſten Afterfloße acht und zwanzig bis

drey und dreyßig, in der zwoten neunzehen bis drey und zwanzig, und einmal in einer Schwanzfloße ein und dreyßig Finnen. Er iſt zarter als der Schelfiſch, nicht länger als einen Schuh, an den Engliſchen und Holländiſchen Küſten reichlich zu finden, und durch die weiße Farbe, auch längern Oberkiefer, von dem Schelfiſche leicht zu unterſcheiden. Noch iſt der Umſtand beſonders merkwürdig, daß man öfters ſolche Wittlinge fange, die Milch und Roggen zugleich bey ſich führen, und deswegen für Hermaphroditen gehalten werden; es müſſe denn ſeyn, daß der Anfang der Roggen, ehe ſie in Körner gewachſen ſind, einer Milch der Fiſche ähnlich wäre. Sein Fleiſch ſoll unter allen Seefiſchen das allergeſundeſte ſeyn, beſonders, wenn es gebraten werde. Das meiſte von dieſer Geſchichte führet Bomare, unter dem Artikel Merlan, gleichfalls an.

4ter unbärtiger Pamuchel, Callarias Imberbis, mit einer durch zwo Reihen Schuppen gleichſam gezähnelten, Seitenlinie; auf dem Rücken und in den Seiten von, ins grünliche fallender, am Bauche aber von weißer und glänzender, Farbe; mit der dritten langen Rückenfloße, ſo am Anfange des Schwanzes nicht breit, und der gegen über ſtehenden gleich iſt. Curuata Pinima, Braſil. Bointo Luſit. ein Marcgraviſcher Fiſch, in der Größe des Cordcouadis; deſſen Beſchreibung S. 150. alſo lautet: der Braſilianer Curuata Pinima, und der Portugieſen Bointo, iſt ein Fiſch in der Größe des Cordcouadi, (der aber, wenigſtens in der gedruckten Fiſchhiſtorie unſers Marcgravs, weder beſchrieben noch gezeichnet iſt) auch wohl größer, von langgeſtrecktem, doch aber auch verhältnißweiſe ziemlich breiten und dicken, Leibe; mit breiten Kiemenöffnungen und großen ſilberfarbenen Augen. Er hat keine Schuppen und wird bloß von einer Haut, bis in die Mitten der Seiten, bedecket. Denn, durch die Mitten der Seiten, von den Kiemen an bis in die Schwanzfloße, läuft eine breite, goldfarbige Linie, und über derſelben eine andere, von den Kiemen an bis auf zwey Drittel der ganzen Fiſchlänge, der erſtern parallel, wo dieſe dann die goldfarbige ſchief durchſchneidet, und alsdenn derſelben parallel bis in den Schwanz fortläuft. Dieſe der goldfarbenen parallele Linie, iſt vorwärts und bis ſie die goldfarbige durchſchneidet, mit einer gedoppelten Reihe ſehr kleiner Schüppchen eingefaſſet, ſelbſt aber iſt ſie glatt; am hintern Theile aber, wo ſie die goldfarbige durchgeſchnitten, und ſofort unter derſelben, läuft ſie mit ihr parallel fort, und gleichfalls

mit einer doppelten Reihe Schüppchen bezeichnet, die aber größer ſind; doch iſt die Linie ſelbſt, wie ihr Vordertheil, nicht glatt, ſondern gleichſam gezähnelt und ſtachlicht. Die Farbe des Fiſches iſt am Rücken und in den Seiten grünlich, am Bauche weiß und glänzend. Er hat ſieben Floßen, nämlich eine länglichte nach jedem Kiemen; unter dieſem zwo, am Unterleibe mit einander hinterwärts vereiniget; eine mitten am Leibe; dieſer gegen über eine auf dem Rücken, und noch eine Rückenfloße weiter vorwärts nach dem Kopfe zu. Von der zwoten hintern Rückenfloße und der gegen überſtehenden Bauchfloße an, läuft auf beyden Seiten eine lange ſtachlichte Floße bis an den gabelförmigen Schwanz. Er wird öfters im Meere gefangen und iſt von gutem Geſchmacke. In einer Anmerkung wird beygefüget: Gesner ſchreibe, der Thunnus oder Thynnus der Alten werde von den Portugieſen Bonito genannt; desgleichen aus dem Rondelet, daß andere die Amiam auch Bonito nennten; aber keine von deren Zeichnungen komme mit der gegenwärtigen, der Marcgraviſchen, überein; und dieſes verhält ſich auch alſo. Im Gegentheile machet auch Klein bey der Marcgraviſchen Beſchreibung eine kleine Anmerkung. Der Autor ſaget: der Fiſch habe keine Schuppen und wird in der Mitten der Seiten bloß mit einer Haut bedecket. Dieſe Mittellinie wäre mit einer gedoppelten Reihe kleiner Schüppchen bezeichnet (gleichſam eingefaßt) und ſie ſelbſt ſey glatt; am hintern Theile derſelben und hinterwärts wäre ſie gleichfalls mit einer gedoppelten Reihe Schuppen bezeichnet, die aber größer wären; es müſſe alſo das glabrum bey dem Autor eben ſo viel bedeuten, als das laeue. Und gewiß, wenn der Fiſch an der Seitenlinie ſo in die Sinne fallend geſchuppet ſey, daß er dadurch rauh und ſchiefericht anzufühlen, ſo würde er wohl an dem übrigen Leibe auch nicht ganz ungeſchuppt, folglich wohl glatt, laeuis, aber nicht kahl und bloß, glaber, ſeyn. Er ſey nämlich mit ſehr kleinen, feinen, und dichte an einander gefügten, Schüppchen, (wie etwa die Aale) bedecket, daß es ſchiene, als wäre er zugleich glatt und kahl, das iſt, mit Schüppchen nicht bedecket.

Panapana.

Der Panapana, ein Braſilianiſcher Flußfiſch, iſt von mittelmäßiger Länge, und hat eine harte, unebene Haut, wie der Seehund. Uebrigens iſt er der Zygene ganz gleich, die zu Marſeille Cagnole genannt wird. S. A. Reiſen, B. XVI. S. 283. und B. III. S. 840. allwo ſein Kopf auf der

Kupfertafel no. 11. gezeichnet iſt, und er der Pantouflier, Panapa, oder Hammerfiſch genannt wird. ſ. Kleins Oſtracion, 2. ein Grobſchmidt, ſ. dieſen unſern Artikel, B. III. S. 525.

Panaxſaft.

S. Opopanax.

Pandakaki.

Die Indianer geben dieſen Namen zwo Pflanzen, und gebrauchen den milchichten Saft davon zu den meiſten von ihren Arzneyen. Herr Sonnerat meldet, wie beyde von einander gänzlich unterſchieden ſeyn, und die kleine Art vielleicht zu dem Geſchlechte des Hundskohl gehöre, die größere aber, welche auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung unter dem Namen der wilden Kakepire bekannt iſt, indem ſie mit der Gardenia florida, die daſelbſt auch Kakepier heißt, etwas ähnliches hat. Herr Sonnerat aber hält ſolche für ein eigenes Geſchlecht, und hat ſolches nach dem Herrn Bergk, Secretair des Raths auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Bergkias genannt. Es iſt ſolche ein Strauch, etwa ſechs bis ſieben Fuß hoch; die Blätter ſtehen einander gegen über; auf der Spitze der Zweige ſtehen einzelne wohlriechende Blumen. Der Kelch iſt röhricht, oben in verſchiedene kleine Blättchen getheilet, unterwärts aufgeblaſen und mit einigen kleinen Schuppen beſetzet; das weiße Blumenblatt ſitzt auf dem Fruchtkeime und verbreitet ſich aus einer langen Röhre in neun große rundliche Einſchnitte. Neun Staubfäden ſtehen an der Mündung des Blumenblatts; die Staubbeutel theilen ſich in zwo nadelförmige Spitzen. Der Griffel endiget ſich mit verſchiedenen Staubwegen. Das Blumenblatt mit dem obern Theile des Kelches fallen ab, der untere Theil bleibt ſtehen und vereiniget ſich mit der eyförmigen und fleiſchichten Frucht. Dieſe zeiget inwendig fünf Kuchen oder Saamenhalter, woran viele ſchwarze Saamen ſitzen, die mit einem häutichten Umſchlage verſehen ſind, und in einer Art von Teige liegen, der die ganze Frucht ausfüllet.

Pandang.

Viele im Malabariſchen Garten und vom Rumph im Herbario amboinenſi beſchriebene und abgezeichnete Gewächſe, wenn ſie auch wegen ihres Nutzens merkwürdig wären, haben wir deswegen nicht erwähnen wollen, weil die Beſchreibungen öfters unzulänglich ſind, und daher die Pflanzen von den jetzigen Kräuterlehrern nicht gehörig beſtimmet werden können. Zu dieſen gehören auch diejenigen, welche Rumph unter dem Namen Pandanus angeführet

führet. Weil aber Hr. Zückert in der Abhandlung von Speiſen den ceraniſchen Pandang erwähnet, haben auch wir ſolchen nicht füglich übergehen können. Die Pandangs machen gleichſam eine einige Familie aus, und unterſcheiden ſich, dem Wachsthume und der Beſchaffenheit nach, gar merklich von andern Gewächſen. Rumph beſchreibt davon zwölf Arten. Alle ſcheinen gleichſam ihre Geſtalt von andern Pflanzen entlehnet zu haben, und zeigen daher mit verſchiedenen einige Aehnlichkeit. Der holzichte, fäſerichte und in Gelenke abgetheilte Stamm gleicht den Palmen; die langen, ſägartig ausgezahnten Blätter kommen mit der Ananas oder einigen Arten des Riedgraſes überein, und die Frucht iſt faſt den Zapfen der Fichten ähnlich. Ueberdieß beſteht die Wurzel gleichſam aus vielen Wurzeln, welche hoch über die Erde hervorwachſen, und die Blüthen vergleichet Rumph mit den milchfärbigen Gedärmen der Fiſche. Eine nähere Erklärung und Beſchreibung dieſer beſonders geſtalteten Theile müſſen wir von denjenigen erwarten, welchen das Glück vorbehalten iſt, die Moluckiſchen Inſeln und beſonders Amboina zu beſuchen, und die daſigen vielen Schätze aus dem Gewächsreiche nochmals aufzuſuchen und andern gehörig mitzutheilen. Die Frucht von den meiſten Arten Pandangs enthält und giebt ein Oel, und den ceraniſchen pflegen die Einwohner der Moluckiſchen Inſeln, bey ſolchen Speiſen, welche Fettigkeit verlangen, häufig zu gebrauchen. Vornehmlich kochen ſie damit den Reiß, oder nehmen das, beſonders aus der Frucht bereitete, Oel und vermiſchen ſolches mit Reiß. Dieſer erhält dadurch eine rothe Farbe.

Pangolin.

Panggoeling, Manis Pentadactyla Linn. Ein vierfüßiges Thier in Oſtindien, deſſen Körper mit ſtarken Schuppen, die wie Ziegeln über einander liegen, bedecket iſt; daher man es im deutſchen Schuppthier zu nennen pfleget; unter welchem Artikel nähere Nachricht von demſelben folgen ſoll.

Panke.

Panke oder Panque. Der Pater Feuillee führet unter dieſem Namen eine Pflanze an, welche in der amerikaniſchen Provinz Chily, und daſelbſt in moraſtigen Gegenden wächſt; die Blätter, welche am obern Theile der langen Wurzel ſtehen, ſitzen auf Stielen, welche unter der grünlichten Rinde ein weißes, wäſſerichtes, ſüßlichtes Weſen enthalten, welches ſogleich ſchwarz wird, wenn es zerſchnitten worden. Das Blatt

ſelbſt iſt breit, und in fünf, auch mehrere große, und wieder geſpaltene Lappen abgetheilet, und am ganzen Umfange ſägartig eingekerbet. Die Blume hat Feuillee nicht unterſuchet. Die Einwohner eſſen die abgeſchälten Blätterſtiele roh, ſie haben einen ſüßlicht angenehmen Geſchmack. Die Färber bedienen ſich der Wurzel zum ſchwarz färben, auch die Gerber richten damit die Häute zu, welche ſich dadurch verlängern, auch wohl dicker werden ſollen. Bey andern und den neueſten Schriftſtellern haben wir keine Nachricht davon gefunden.

Panther.

S. Parder.

Pantoffel.

Dieſen Namen führen zwo Conchylien. Unter den Klippklebern heißt eine Lippſchale, nämlich die Patella fornicata Linn. wegen der Aehnlichkeit mit einem Weiberpantoffel.

Der Pantoffel, oder auch Mönchsſchuh. Die Schale iſt eyförmig, mit dem Wirbel umgekrümmet, und von unten mit einer hohlrunden Lippe verſehen, worinnen das Pantoffelähnliche zu ſuchen. Sie iſt über einen Zoll lang, einen Zoll breit und faſt einen halben Zoll tief, dickſchalicht, aber glatt, und mehrentheils braun, oder roſtfärbig, geflecket, oder geſtreift. Das mittelländiſche Meer.

Die andere Pantoffelmuſchel iſt nur verſteinert gefunden, und vom Herrn von Linne' in den Zuſätzen Anomia Sandalinum genannt worden. Die Schale iſt nicht größer, als ein Glied vom Daumen, dichte, dick gethürmt, hat einen flachen Rücken, eine geſtreifte Höhlung, und einen flachen, ſtrahlichten, halbrunden Deckel, der auf die halbrunde Höhlung paſſet, und deren Striche vom Mittelpuncte bis zum Umfange gehen. Der Rand des Rückens zeiget eine Spur vom Schloſſe. Dieſe iſt in Deutſchland im Jüllichiſchen gefunden worden.

Pantoffelblume.

Der erſte Beobachter dieſer Pflanze, Peter Feuillee, fand in der Geſtalt des Blumenblattes und einem türkiſchen Pantoffel eine Aehnlichkeit, und nannte daher ſolche Calceolaria. Wenn der Grund dieſer Benennung nicht ſo deutlich wäre, könnte man leicht glauben, als ob ſelbige auf den Veronenſiſchen gelehrten Apotheker, welcher im ſechzehenten Jahrhunderte die auf dem Berge Baldo wachſenden Pflanzen aufgezeichnet, nämlich Franc. Calceolarius, abziele, und deſſelben Andenken gewidmet worden. Es iſt aber dieſer bey Austheilung der gewöhnlichen Belohnung leer ausgegan-

gegangen, und Calceolaria bedeutet ſo viel als ein Schuh oder Pantoffel. Da auch ſchon eine andere Pflanze unter dem Namen Calceolus, und im deutſchen Marienſchuh genannt worden, haben wir lieber den Pantoffel davor wählen wollen. Herr Planer hat Schubblume angenommen. Feuillee hat zwar in Peru zwo Arten angemerket, beyde auch Herr von Linné in der Murrayiſchen Ausgabe angeführet, als eine mit gefiederten, die andere mit ganzen Blättern. Beyde gehören aber unter die ſeltenſten Pflanzen, und die zwote iſt noch weniger bekannt, als die erſte, daher wir auch nur dieſe beſchreiben wollen.

Die gefiederte Pantoffelblume iſt ein Sommergewächſe. Die fäſerichte Wurzel treibt einen aufrechtſtehenden, zween Fuß hohen, mit Zweigen beſetzten, und in Gelenke abgetheilten, haarichten, und gleichſam mit einem feinen, ſchleimichten Thaue beſprengten Stängel. Die Zweige ſtehen einander gegen über und ſind kürzer als der Stängel. Die gefiederten Blätter ſtehen einander gegen über, und beſtehen aus ſieben bis eilf länglichten, zerſchnittenen, oder federartig in Lappen abgetheilten, weichen, oberwärts wollichten, und gleichſam mit Thau benetzten, unterwärts etwas klebrichten Blättchen. An den Spitzen der Zweige ſitzen gemeiniglich zwo Blumen bey einander. Der einblätterichte ſtehenbleibende Kelch zeiget vier eyförmige Einſchnitte. Das gelbe Blumenblatt iſt in zwo Lippen getheilet; die obere Lippe ganz klein, aufgeſchwollen, faſt kugelförmig, ausgehöhlt und vorwärts geſpalten, die untere hingegen ſehr groß, gleichfalls aufgeblaſen und kugelförmig, zärter geſpalten und ganz und gar über die obere Lippe aufwärts geſchlagen. Zween kurze Staubfäden liegen unter der obern Lippe und die Staubbeutel ſind mit einem beſondern Anſatze gezieret, welche zwiſchen dem Spalte der obern Lippe hervorſtehen. Der Griffel iſt ganz kurz, und der Staubweg ſtumpf. Der kugelförmige Fruchtbalg iſt zweyfächericht, öffnet ſich mit zwo oder vier Klappen und enthält viele Saamen. Die Pflanze hat weder Geſchmack noch Geruch, und man kann davon keinen ſonderlichen Nutzen hoffen. Die Blume iſt eine der ſonderbarſten und hat wohl nicht ihres gleichen. Es verlanget die Pflanze viel Waſſer und lockere Erde, und Herr von Linné meldet, wie von unzählich vielen Saamen, welche er an verſchiedenen Stellen des Gartens ausgeſäet, nicht ein einziger, die im Scherbel geſäeten aber alle aufgegangen.

Pantoffelholz.

S. Korkbaum.

Pantouflier.

Pantouflier. ſ. kurz vorherſtehenden Artikel, Panapana.

Panzerfiſche.

Panzerfiſche nennt Müller das 177ſte Thiergeſchlechte der vierten Klaſſe vierten Ordnung, nämlich der Bauchfloßer, Piſcium Abdominalium, des Ritters von Linné, Loricaria, deren Körper ringsherum mit einer knochichten Haut bekleidet iſt. ſ. unſern Artikel, Fiſch, B. III. S. 73. Die Kennzeichen dieſes Geſchlechts ſollen, ein glatt und niedergedrückter Kopf, ein ungezähneltes, und ſich zurück zu ziehen vermögendes, Maul, eine ſechsſtrahlichte Kiemenhaut, und ein gepanzerter Körper, ſeyn. Hieraus, und daß beſonders der Körper mit ſteifen, knochichten Schuppen bedecket und gleichſam gepanzert iſt, läßt ſich die Urſache der lateiniſchen und deutſchen Benennung leicht abnehmen. Wie denn auch die Holländer daſſelbe Harnasmannen nennen, auch andere Schriftſteller demſelben den Namen Cataphractus, ſo von gleicher Bedeutung iſt, beylegen. Es werden davon nur folgende zwo Arten angeführet:

1) Loricaria Cataphracta, der Harniſchfiſch nach Müllern. Nach ſelbigem führet dieſer Fiſch mit Recht ſeine Benennung, denn die Schuppen ſind hart, groß, und in die Quere länglicht, ſitzen feſt an einander, und machen den Körper einigermaßen eckicht. Der Körper iſt ſpindelförmig und länglicht, oben platt, in der Gegend der erſten Rückenfloße gleichſam viereckicht. Der Kopf iſt ſehr groß, von oben platt gedrückt und beinicht, unten nackend, und durch die Kiefer ſcharfeckicht. Die Augen ſtehen dichte bey den Naſenlöchern in pomeranzenförmigen Ringen, von ſich ſelbſt aber in einer weiten Entfernung. Die Schnauze iſt rund und ſtumpf, mit breiten Lippen verſehen, das Maul aber klein und gefalten, daher dieſer Fiſch auch von andern (vom Seba und Gronov) Plecoſtomus, genannt wird. Die Kiemenhaut hat zu beyden Seiten drey Beinchen; die Seitenlinie fängt gleich hinter dem Kopfe an, und geht gerade bis zum Schwanze. Der Nabel ſteht näher am Kopfe, als am Schwanze; die Schuppen ſind rauh und der Schwanz gabelförmig. Die obere Finne deſſelben geht in einen borſtenartigen Faden aus, welche an einem zehn Zoll langen Exemplare des Seba die Länge von drittehalb Zoll hatte. Die Farbe des Rückens und der Floßen iſt dunkelaſchgrau, doch ſind letztere auch mit ſchwarzen Puncten geſprenkelt;

kelt; untenher iſt der Körper weiß. Die Anzahl der Finnen in der Rückenfloße iſt eine ſteife von achten, in der Bruſtfloße eine von ſieben, in der Bauchfloße eine von ſechſen, desgleichen in der Afterfloße, und zwölf Finnen in der Schwanzfloße. Sein Vaterland iſt das mittägige Amerika, und die Zeichnung deſſelben giebt Müller Tab. VIII. fig. 4. Die von dem Ritter nach dem Gronov angeführte Nebenart unterſcheidet ſich hauptſächlich darinne, daß die obere Finne des Schwanzes in einen ſo langen borſtenartigen Faden ausgeht, als der ganze Körper iſt, da ſelbige an dem vorbeſchriebenen Exemplare nur einen vierten Theil der Länge des Körpers ausmachet.

2) Loricaria Plecoſtomos, das Runzelmaul nach Müllern; Guacari der Braſilianer des Marcgravs, S. 166. und Trutta edentula, 17. (nicht 16.) des Kleins. ſ. unſere Artikel, Forelle, B. III. S. 182. und Guacari, ebendaſ. S. 544.

Panzerhahn.

Panzerhahn, nach Müllern, die erſte Gattung der Seehähne, Trigla Cataphracta, Linn. gen. 172. ſp. 1. Trigla, cirris plurimis, corpore octagono, des Artedi Syn. p. 75. ſp. 10. Cataphractus 14. des Kleins, ein Küraßirer, ſ. dieſen unſern Artikel, B. IV. S. 828.

Panzerthier.

S. Armadill.

Panzerwels.

Panzerwels wird von Müllern Silurus Cataphractus, Linn. g. 175. ſp. 21. genannt, nach dem Vorgange des Catesby, III. p. et tab. 19. der ihn den amerikaniſchen Harniſchmann genannt hat. ſ. unſern Artikel, Wels.

Papagey.

Dieſer Vogel, Pſittacus, iſt bey uns nicht einländiſch ſondern kömmt aus Indien zu uns. Klein rechnet ihn zu ſeiner dritten Familie, nämlich zu ſolchen Vögeln, die von ihren vier Zehen, zween vorwärts und zween hinterwärts, letztere weiter aus einander, als die erſtern, ſtehen haben; wohin die Spechte, Kukuke, Eisvögel, u. ſ. w. gehören. Der Papagey hat einen hohen, dicken, kurz gekrümmten und reißenden Oberſchnabel, der Unterſchnabel iſt viel kürzer. Die Zunge ſieht aus wie ein länglicht abgerundetes Stück Fleiſch, mit einer Sammethaut bedecket, breit und vorne rund. Füße und Zähen fleiſchfarben und weich, die Klauen aber ſehr krumm gebogen; der Schwanz etwas lang. Er gehöret nicht unter die Raubvögel, denen er weder mit dem Schnabel noch

noch den Füßen gleich kömmt. Es iſt auch nicht bekannt, daß er ſich vom Raube nähre und andere Thiere fange; ſondern er lebet von Baum- und Feldfrüchten. In Gegenden, wo der Kaffee ſtark gebauet wird, finden ſich die Papageyen zur Zeit der Kaffeeärndte zu tauſenden ein, und verwüſten dieſe Bäume. Sie fliegen, zumal die kleinern, immer in großen Haufen und jedesmal paarweiſe. Auf die Kaffeebäume fallen ſie des Abends vor Sonnenuntergang, und ſind alsdenn in großen Parthien zu ſchießen. Ihr krummer Schnabel dienet ihnen zum Klettern; denn ſie helfen ſich damit fort, und halten ſich, wie mit einem Haken an, ſo oft ſie beym Auf- und Abſteigen einen Fuß loslaſſen. Die Papageyen bauen ihre Neſter mit vieler Geſchicklichkeit aus Binſen und Baumreiſern künſtlich zuſammen gewebet, und machen ſie an die äußerſten Spitzen der ſchwächſten Zweige, oder der höchſten Bäume, feſt. Das Fleiſch derſelben iſt auch zu eſſen, welches in Ländern geſchieht, wo ſie ſich häufig aufhalten. Uebrigens ſind alle dieſe Vögel, zumal die größern Arten, ſehr gelehrig, und lernen leicht ſprechen, wenn ſie nur genug unterrichtet werden. Dieſes iſt auch die vornehmſte Urſache, warum ſie ſo häufig nach Europa gebracht werden, wo man ihren Werth nach ihrer Fertigkeit im Sprechen ſchätzet. Denn außer den menſchlichen Stimmen, außer den Wörtern und Reden, lernen ſie auch allerley Stimmen von Thieren nachahmen. Sonſt ſind noch die Farbe und Größe bey ihrem Werthe in Betrachtung zu ziehen. Denn aus den Papageyenfedern werden allerley künſtliche Zierrathen zur Tracht verfertiget, als Schürzen, Mäntel, Kopfputze, u. ſ. w. deren man ſich in Amerika ſehr häufig bedienet. Es ſind auch in Amerika wirklich dieſe Vögel am häufigſten. Unerachtet man ſie auch in Afrika und Oſtindien, vornehmlich den Moluckiſchen Inſeln, findet; ſo werden doch die mehreſten und ſchönſten aus Weſtindien zu uns gebracht. Aus dieſer Urſache will ich mich in Erzählung der Ordnungen nach dem Herrn Fermin richten, der in ſeiner Beſchreibung von Surinam die begreiflichſte Ordnung beybehalten hat. Die übrigen zahlreichen Arten, welche die Ornithologen aufführen, ſind im Grunde wohl nichts, als Varietäten, und auch dieſe kaum. Vermuthlich iſt oftmals einerley Papagey, unter verſchiedenen Namen und veränderten Kennzeichen, vorgeſtellet. Selbſt in Kleins ſehr vielen Arten finde ich nicht Unterſchied genug. Herr Fermin geſteht, daß man bey den Schriftſtellern große und lange Verzeichniſſe von Papageyen findet: er aber habe nur ſein Augenmerk

genmerk auf diejenigen gerichtet, welche in der Colonie befindlich ſind. Inzwiſchen bringe jede Gegend des amerikaniſchen feſten Landes dieſe Art Thiere hervor, die lediglich nach der Farbe ihrer Federn unterſchieden werden: das letzte, worauf man bey den Charakteren der Vögel zu ſehen hat. Und allem Anſehen nach werden auch nach Surinam die meiſten andern amerikaniſchen Arten von Papageyen gebracht, die dem Herrn Fermin daher nicht unbekannt können geweſen ſeyn. Die Papageyen laſſen ſich demnach in drey Klaſſen eintheilen, in große, in mittlere, in kleine. In der erſtern ſtehen die zwo Arten des Aras, als des größten unter den Papageyen: ſo groß wie ein Huhn, und nur der Farbe nach unterſchieden. Es ſcheint, daß dieſer Name Aras von andern anders geſchrieben werde. Die erſte Art hat den rothen, deſſen Federn am Kopfe, Halſe und Bauche feuerroth ſind; die Flügel blau, rothgelb untermiſchet, Schwanz bis zwanzig Zoll lang und prächtig roth. Kopf und Schnabel groß; Oberkiefer weiß, unterer ſchwarz; an den Schläfen weiß. Die zwote Art iſt der blaue Aras. Schnabel ſchwarz und etwas länger als des vorigen, um die Augen eine Haut, mit ſchwarzen Federn untermiſchet, auf dem Kopfe grün, Bauch gelb, Rücken ſchön blau, Füße braun, mit ſchwarzen Klauen. Der zwoten Klaſſe Papageyen ſind um ein Drittel kleiner, als die Aras, unterſcheiden ſich vorzüglich durch ihre Gefieder, auch die Namen ihres Vaterlandes, oder der Orte, wo ſie hergebracht werden. Hier finden ſich folgende Arten. Der braſilianiſche Papagey, vom Orenoga. Rothe Flügel, ſaffranfarbener Ring um die Augen, Kopf oben gelb, der Körper grün, Schnabel oben ſchwarz, hernach blau und roth, Füße aſchfarben. Alle braſiliſche Papageyen ſind grün; ihre Federn ſind wie mit kleinen weißen und ſehr feinen Pflaumfedern bedecket und gleichſam verſilbert. Sie ſind vor andern zahm, geſellig und gelehrig. Die zwote Art dieſer Klaſſe iſt der graue, guineiſche Papagey, wird mit den Negerſchiffen von der Küſte Guinea nach Amerika gebracht. Schnabel ſchwarz, der ganze Leib dunkelaſchfarben. Schwanz roth und kurz, ſo wie auch des vorhergehenden, um die Augen eine weiße Haut. Die dritte Art, der grüne Papagey vom Amazonenfluſſe; von Farbe blendend grün, und außerordentlich ſchön, vor andern groß, einige gelbe Federn auf der Stirne. Die vierte Art, der violetblaue Papagey; Kopf und ganzer Unterleib ſchön karmoiſin, Bruſt und Bauch ſchön violetblau, hinten am Kopfe ein violet-

violetblauer Streif, Schulterfedern ſchön blau, Flügel und Schwanz grün und roth, ſtarker, ſchwarzer Schnabel, Ring um die Augen goldgelb. Die fünfte Art, der bunte Papagey, weil er an Bruſt, Hals und Bauch bunt iſt, dunkel, braun, blau, Rücken grün, Flügelfedern bläulich, Schwanz grün, kann mit den Kopffedern einen Kamm machen. Die ſechſte Art, der grüne Papagey mit gelben Rücken, übrigens blaßgrün. Die ſiebente Art, grüner Papagey mit gelbem Kopfe und Schultern, an der Kehle aſchgrau. Die achte Art, grüner Papagey mit himmelblauem Kopfe, und um den Hals eine gelbe Binde. Die neunte Art, kleiner, grüner Papagey, Schnabel, Schenkel und Füße etwas roth. Die dritte Klaſſe enthält alle kleinere Papageyen, die deswegen auch Zwergpapageyen, Perroquet, genannt werden; ſie werden wegen ihrer Kleinheit geſchätzet. Die auf Surinam, als die erſte Art dieſer Klaſſe, ſind nur ſo gros, als eine Amſel, und alle grün, am Kopfe etliche rothe Federn, weißer Schnabel. Sie ziehen ſtäts in Haufen, und fallen ſehr auf die Hirſe, haben einen lieblichen Geſang. Die zwote Art, gleichfalls ein ſchön grün geflam̃ter Papagey mit goldfarbnem Augenringe, him̃elblauem Oberſchnabel und ſchieferblauen Unterkiefer, Kopf braun, Rücken und Schwanz grün geflammet, Kehle braunſchuppicht, Schwanz kurz, unten rothbraun, Füße und Klauen ſchwarz. Die dritte Art, der guineiſche Zwergpapagey, iſt etwas größer, als die vorigen. Kopf oben graubraun, Oberleib, Flügel und Schwanz bräunlich grün; Bruſt, Bauch, Schenkel, ſchön pomeranzenfarben. Die vierte Art ebenfalls ein guineiſcher Zwergpapagey, ſo groß wie eine Lerche, Schnabel, Stirne, Backen, Kehle hochroth bey dem Männchen, und weniger bey dem Weibchen, Unterleib ſchön hellgrün, Oberleib dunkelgrün, überm Kreuze glänzend hellblau, Schwanz roth und ſchwarz gemiſchet, nicht lang, Füße ſchwarz. Herr Klein führet vierzig Arten an, die aber meiſt auf die Farbe ankommen. Man kann ſie nach dieſen nicht gut in eine Ordnung ſtellen. Die weißen Papageyen ſind vielleicht die, welche am wenigſten vorkommen, ſollen aber dabey gelehriger, als andere ſeyn. Die Mandelkrähe, die blaue Raake, der Birkheher, eine Art der Aelſtern, wird, weges ihrer ſchönen Farben, auch ſonſt der deutſche Papagey genannt.

Papagey oder Papagoy, Pſittacus, iſt auch eine Gattung von Krammetfiſchen, oder Scarus; Richter. Rondelet legt ſeiner vierten Gattung der Turdorum, nach dem Vorgange der Fiſcher um

um Montpellier, eben dieſen Namen Perroquet, Pſittacus, bey. Nach der Beſchreibung und Zeichnung des Catesby, p. et tab. XXIX. iſt er auch gewiß einer der ſchönſten Fiſche. Er nennt ihn den Papageyfiſch, Pſittacus, piſcis viridis, Bahamenſis. Der Rachen deſſelben iſt groß, und gleichſam wie mit ſtumpfen Zähnen gepflaſtert, die ſo dichte, wie bey dem Seewolfe, beyſammen ſtehen. Sein Leib iſt mit großen, grünen Schuppen bedecket; die Augen ſind roth und gelb; der obere Theil des Kopfes iſt braun, der untere nebſt den Ohren blau und dunkelroth eingefaſſet. Von der Kehle an geht bis hinter die Ohren ein rother Streif, bey deſſem obern Ende ein glänzend gelber Flecken iſt. Der Floßen ſind fünfe: eine erſtreckt ſich faſt durch die ganze Länge des Rückens, und iſt braun oder zimmetfarbig; zwo ſtehen hinter den Ohren, und haben eine aus ſchwarz, grün und purpur gemiſchte Farbe, am obern Rande aber eine blaue Einfaſſung. Unter dem Bauche iſt eine andere rothe, und blau eingefaßte, Floße; unter dem After aber ſteht eine lange, ſchmale und grüne, welche in der Mitten einen rothen Streif hat; am Grundtheile des Schwanzes war an jeder Seiten ein großer gelber Flecken. Der Schwanz iſt groß, geſpalten und grün; durch die Mitte deſſelben geht ein krummer rother Strich, ſo mit der Krümme des Schwanzes parallel läuft, und ſich in zwo Spitzen endiget. Die Schönheit machet dieſen Fiſch ſchätzbarer, als ſein Geſchmack. Man fängt ſie an den Küſten der Inſel St. Domingo, Cuba und der Bahamiſchen Inſeln. Bomare führet zwo Gattungen des Perroquet de mer auf, und merket an, daß die erſte, die amerikaniſche, nach dem Labat, einem Karpfen ziemlich gleiche; (wie nämlich aus der Catesbeyiſchen Zeichnung zu erſehen, als welcher auch die Beſchrei bung noch näher kömmt); der Papageyfiſch bey der Inſel Tabago ſoll einen wahrhaften Papagaykopf haben, und einer Makrelle mehr gleichen. Von beyden will er behaupten, daß ſie gut ſchmeckten, gute Säfte hätten und leicht zu verdauen wären; von dem Geſchmacke aber iſt Catesbey etwas anderer Meynung.

Papagey. So nennt auch Müller die ſechſte Gattung des 158ſten Linneiſchen Thiergeſchlechtes, ſeiner Stutzköpfe, Coryphaena Pſittacus, den Papagey, der aber auch von den vorſtehenden Arten verſchieden iſt. Er ſoll aus Carolina ſeyn, und daſelbſt Parratfiſh, d. i. Papageyfiſch genannt werden.

Papageyenfeder.

S. Amaranth.

Papageyenſaamen.
S. Saflor.

Papagayenſchnabel.

Unter dieſem, bey den Holländern gebräuchlichen, Namen verſtehen wir die Anomia terebratula Linn. welche daher auch Hr. Müller Terebratul nennt. Die Franzoſen nennen ſolche gleichfalls le Bec de Perroquet, oder auch le Coq et la Poule, der Hahn und die Henne. Man beſchreibt dieſe verſteinerte Muſchel als quereyförmig, glatt, erhaben rund, die eine Schale zwofach, die andere dreyfach. Das Original davon iſt vor einigen Jahren von den Franzoſen an den Malouiniſchen Inſeln, auch nachher in dem Norwegiſchen Meere gefunden worden.

Papagayenſchnabel, wird auch das Mülleriſche alte Weib ſeiner Hornfiſche, Baliſtes Vetula, Linn. gen. 135. ſp. 7. genannt, welche bey den Braſilianern eine Art von der Guaperua, und bey dem Klein ein Maus-Bocks-Maul, Capriſcus, 2. iſt. ſ. unſere Artikel, Hornfiſch, B. IV. S. 116. Guaperva, B. III. S. 551. und Mausbocksmaul, B. V. S. 429.

Papas oder Pape.
S. Erdäpfel.

Papawbaum.
S. Annonenbaum.

Papaya.

Dieſen Geſchlechtsnamen findet man beym Tournefort. Herr v. Linne' hat dafür Carica gewählet; da man aber unter dieſem auch den Feigenbaum verſtehen kann, hat Ludwig den erſtern beybehalten. Es ſind davon zwo Arten bekannt.

1) Papaya mit ausgeſchweiften Blätterlappen, Melonenbaum, Baumrohr, Carica Papaya Linn. Dieſe Art wächſt in beyden Indien. Der Stamm iſt einfach und zeiget äußerlich viele dreyeckichte, erhabene, dunkelbraune Linien, als Merkmale, wo die abgefallenen Blätter angeſeſſen; er iſt mehr weich, als holzicht, indem unter der härtern Rinde ein weiches, krautartiges Weſen liegt; inwendig erſcheint eine hohle Röhre, welche an jungen Stämmen durch zarte Querwände der Länge nach in Fächer abgetheilet iſt, ſo aber mit der Zeit ganz verſchwinden. An dem obern krautartigen und grünen Theile des Stammes ſtehen viele Blätter der Länge nach unordentlich über einander. Der Stiel iſt ohngefähr drey Fuß lang, und ſetzt ſich, nach Art der ſchildförmigen, an die untere Fläche des Blattes an. Das Blatt ſelbſt iſt wohl anderthalb

Fuß lang und breit, in ſieben, neun, oder eilf Lappen, nach Art der handförmigen, abgetheilet und jeder Lappe wiederum vielfach eingeſchnitten. Aus dem Winkel der Blätterſtiele, oder nahe um ſelbige entſpringen die Blüthſtiele, welche an einem Stamme nur männliche, auf dem andern weibliche Blumen halten. Die männlichen Blüthſtiele ſind weißlicht, lang, dünne, hängen unterwärts, und endigen ſich mit einer Blumenähre. Bey dieſen ſcheint der Kelch ganz zu fehlen. Das trichterförmige, weißlichte Blumenblatt beſteht aus der dünnen, ſehr langen Röhre und dem Rande, deſſen fünf Einſchnitte ſchief aufgerollet ſind; am obern Theile der Blumenröhre ſitzen zehn Staubfäden, deren fünfe kürzer und fünfe länger und unter ſich wechſelsweiſe geſtellet ſind. Dieſe Blumen haben einen ſchwachen aber angenehmen Geruch, welcher jedoch in den Frühſtunden, oder nach einem warmen Regen, viel ſtärker ſich äußert. Aus den zerſchnittenen Blätterſtielen und dem geritzten Stamme fließt ein milchichter, nicht ſcharfer, ſondern bitterlicher Saft. Die weibliche Pflanze iſt kaum von der männlichen unterſchieden. Der Stamm ſoll höher treiben und die Blätter hellgrüner ſeyn. Bey den Blumen aber ſcheint der Stiel zu mangeln, und ſie ſitzen faſt platt, einige neben einander um den Blätterſtiel an. Dieſe haben einen kleinen fünffach gezahnten Kelch, und fünf lange, anfangs aufgerichtete, hernach auswärts und unterwärts gebogene Blumenblätter, und der Fruchtkeim trägt fünf platte, abgeſtutzte und eingekerbte Staubwege. Auch dieſe haben einen ſchwachen lilienartigen Geruch. Die Frucht iſt an Größe und Geſtalt faſt einer Melonen ähnlich, der Länge nach ausgefurcht, mit dem Kelche oberwärts beſetzet, und gelb gefärbet. Sie ſollen, wie Oldendorp in der Geſchichte der Miſſion meldet, oft anderthalb Fuß Länge, und ſechs Zoll im Durchſchnitte erhalten. Unter der dünnen Haut liegt viel gelbes, ſaftiges, fleiſchichtes Mark und ſchwarze länglichte Saamenkerner. Das fleiſchichte Weſen hat einen ſtarken Geruch und ſüßlichen Geſchmack. Auch die weibliche Pflanze enthält die bitterliche Milch. Von der rohen abgeſchälten Frucht wird das ſaftige, gelbe Fleiſch gegeſſen; es giebt aber wenige und ſchlechte Nahrung, und dienet mehr zur Kühlung. Oefterer wird die halbreife, und wenn das Fleiſch noch weißlicht iſt, in Scheiben zerſchnitten, mit Waſſer und Zucker abgekochet und geſpeiſet. Die Sineſer pflegen auch das Fleiſch mit Zucker einzumachen, es ſoll aber nicht lieblich ſchmecken. Die Blät-

ter werden von den Negern ſtatt der Seife zum Waſchen gebrauchet, und aus den hohlen Stängeln ſchnitzen ſie ſich Pfeifen. In Indien zeiget dieſe baumartige Pflanze einen ſehr ſchnellen Wachsthum, in fünf oder ſechs Monathen erreichet ſie ſchon Mannshöhe und fängt an zu blühen; der Wachsthum dauert aber fort und der Stamm wird ohngefähr drey Mannslängen hoch; doch ſoll der Baum nicht über fünf Jahre alt werden. Die Vermehrung geſchieht durch den Saamen, den man aus Indien erhalten muß; dieſer wird auf das Miſtbeet geſäet, die jungen Pflanzen, jede beſonders, in kleine, mit lockerer, leimichter Erde gefüllte Töpfe gepflanzet, dieſe auf ein Treibebeet von Lohe geſetzet, und ſo lange vor der Sonne beſchattet, bis ſie angewurzelt, nachher ſoll man ſie in das Treibehaus auf ein Lohbeet ſetzen, und beſtändig daſelbſt unterhalten. Im Winter ſollen ſie ſelten, im Sommer öfters, aber wenig auf einmal begoſſen werden. Bey guter Wartung wird die Pflanze bey uns im dritten oder vierten Jahre blühen.

2) Papaya mit ganzen Blätterlappen, Carica Poſopoſa L. Dieſe Art wächſt in Surinam, unterſcheidet ſich von der erſtern durch den äſtichten und mit ſchwachen Stacheln beſetzten Stamm, die ungetheilten und ganzen Lappen der Blätter und roſenrothen Blumen. Die Frucht hat mehr die Geſtalt einer Birne, iſt wohlriechend, durchaus gelb, und kann wie von der erſten Art, geſpeiſet werden.

Papier.

Schon in den älteſten Zeiten haben die Menſchen angefangen einander ihre Gedanken in der Entfernung mitzutheilen, oder ſelbige auf ihre Nachkommen zu bringen, und aufzubewahren. Sie haben diejenigen Zeichen, deren ſie ſich hierzu bedienten, und als Buchſtaben anzuſehen ſind, auf Tafeln von Wachs, Bley, vornehmlich auf Baumrinde und Blätter eingegraben und ſich eine lange Zeit mit dieſem beſchwerlichen Mittel beholfen. Sie wähleten hierzu mancherley Bäume und Pflanzen. Unſere Birke gehöret unter die erſten und gewöhnlichſten, auf deren Rinde man geſchrieben; wobey wir aber anmerken, daß man nicht die ganze Rinde, ſonderlich nicht die äußerſte, ſondern nur die innerſte Lage erwählet, welche näher an dem Holze liegt und in Holz verwandelt wird; und von dieſem Gebrauche hat vermuthlich auch dieſer Theil der Rinde noch itzt ihren gewöhnlichen Namen Liber erhalten, ob wir gleich im deutſchen ſolchen nicht Buch, ſondern Baſt zu nennen pflegen. Eben ſo gemein war der Gebrauch der

Palmblätter zum ſchreiben, und man findet noch heut zu Tage viel dergleichen beſchriebene Blätter in den Natur- und Kunſtkammern und Bibliotheken aufbehalten. Die Egyptier, welche in alten Zeiten zu neuen Erfindungen eine beſondere Fähigkeit gezeiget, ſind die erſten geweſen, welche dieſe ungemächliche Art mit einer bequemern vertauſchet, und aus einer Pflanze eine Materie bereitet haben, worauf man gut ſchreiben, ſolche Blätterweiſe zuſammen legen, in beliebige Form bringen, und das beſchriebene füglich aufbehalten könnte, und dieſe Materie war die erſte Sache, die den Namen des Papiers verdienete. Die eigentliche Zeit, wenn dieſe Erfindung geſchehen, iſt nicht gewiß anzugeben. Die meiſten geben hierinnen dem Plinius Beyfall, welcher meldet, daß ſolches zu der Zeit geſchehen, als die Egyptier von Alexander dem Großen überwunden worden wären, obgleich die Pflanze ſchon zu den Zeiten des Homers bekannt geweſen. Durch dieſes Papier kamen Blätter und Rinde gar bald außer Gebrauch, und auch entfernte Völker ſuchten dergleichen aus Egypten zu erhalten. Die Gallier und andere Völker ſuchten daher, weil die Pflanze außer Egypten nicht zu finden, oder, wenigſtens zu dieſer Zeit, ſonſt nirgends bekannt war, aus einer andern Materie, welche ſie in ihrem Lande hätten, eine ähnliche Art Papier zu verfertigen, und es gelung ihnen Papier aus Baumwolle zu machen. Dieſes ſoll, nach des Pater Montfaucon Meynung, zu Ende des neunten, oder Anfange des zehnten Jahrhunderts geſchehen ſeyn. Hierdurch fiel das Egyptiſche Papier in dem ganzen Oriente, und im Occidente gab dieſe Erfindung Gelegenheit zu Erfindung des jetzigen Papiers, das aus Lumpen gemachet wird. Die Erfindung aus baumwollenen Lumpen Papier zu verfertigen, will Pater du Halde den Chineſern zueignen und behaupten, wie ſchon im Jahre Chriſti 95 ein Mandarin allerhand Baumrinden und alte Stücke ſeiden und hänfen Zeug dazu angewandt habe. Es kann dieſes vielleicht wahr ſeyn, doch iſt die Benutzung der Lumpen zum Papiere vielleicht nicht eher, als um die, vom Montfaucon angegebene, Zeit allgemein angewandt, und erſt um dieſe Zeit das Egyptiſche und im Oriente bereitete Papier faſt außer Gebrauch geſetzet worden. Unſer Lumpenpapier iſt, nach gewiſſen Urkunden, im zwölften Jahrhunderte in den Abendländern verfertiget worden, doch iſt ſolches erſt im folgenden Jahrhunderte recht in Gebrauch gekommen. Da nun nachher alles Papier, wenigſtens in den meiſten Ländern, aus Lumpen bereitet worden,

den, und nach Erfindung der Buchdruckerkunſt, ſonderlich bey der großen Menge von Büchern, welche in den neueſten Zeiten ausgefertiget werden, der Vertrieb und Verbrauch dergeſtalt zugenommen, daß ſich endlich ein Mangel an Lumpen geäußert, ſo hat man Verſuche angeſtellet, aus andern Materien entweder allein, oder mit Zuſatz von Lumpen Papier zu verfertigen, und der Erfolg hat gezeiget, daß es nicht allein möglich, ſondern auch bequem und nützlich zu veranſtalten ſey. Hiervon ſind einige ſchon längſt bey dieſen und jenen Völkern im Gebrauche, und andere können und werden vielleicht mit der Zeit in Gebrauch kommen. Der Pater du Halde berichtet in der Geſchichte von China, wie die Chineſer ihr Papier aus der zwoten Rinde des Bambusbaumes, aus der Rinde des Maulbeerbaumes und andern Bäumen, auch aus Korn- und Reißſtroh, ingleichen Hanf bereiteten. Auch in Japan wird, wie Kämpfer meldet, aus der innern Rinde einer Art von Maulbeerbäumen Papier bereitet. Nach des Herrn von Loubaire Nachricht wird in Siam ſowohl altes baumwollenes Zeug, als auch die Rinde eines Baumes, Toncoc genañt, dazu angewendet. Flacourt beſchreibt die Art, wie in Madagaſcar das Papier aus einer Art von Binſen, Namens Avo, gemachet werde. Die meiſten Arten Palmen ſchicken ſich vor andern hierzu, und beym Rumph findet man viele Nachrichten davon. Mehrere wollen wir nicht anführen, und wenn man alle diejenigen Gewächſe nennen wollte, von welchen man mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthet, daß ſie zum Papiermachen könnten angewandt werden, ſo würde das Verzeichniß ſehr anſehnlich ausfallen. Die Bemühungen und Verſuche eines Guettards und Schäfers haben gelehret, wie auch aus verſchiedenen inländiſchen Bäumen und Pflanzen, als der Linde, den Diſteln, auch aus andern ſchlechten und verachteten Sachen, als Sägeſpähnen, Scheben von Hanf, Papier, welches aber freylich manchmal ſehr ſchlecht ausgefallen, könnte verfertiget werden. Ob man aber allein aus dem Gewächsreiche, oder ob aus dem Thierreiche Materialien zum Papiere wählen könne, iſt eine Frage, welche noch nähere Unterſuchung bedarf. Herrn Reaumür ſchien das Weſpenneſt viel ähnliches mit dem Papiere zu haben, und hat daher ſolche den Papiermachern empfohlen. Die Raupenneſter möchten ſich vielleicht auch darzu ſchicken und Hr. Guettard hat damit Verſuche angeſtellet. Ob man in China aus Seide Papier mache, ſcheint noch zweifelhaft. Du Halde meldet zwar,

wie die Chineſer diejenigen Bälglein von den Seidenwürmern, die in den Seidenfabriken bey dem Abhaſpeln ausgeworfen werden, ſammlete und Papier daraus verfertigte, und Herr Guettard zweifelt gar nicht, daß es möglich ſey, aus Seide dergleichen zuzubereiten. Herr de la Lande aber ſ. die Kunſt Papier zu machen in der deutſchen Ueberſetzung, §. 169. behauptet, daß das bekannte Chineſiſche Papier wirklich aus dem Gewächsreiche bereitet werde, indem die Seide, wie andere thieriſche Materien, brenne, ohne ſich zu entzünden, ſich runzele, hart werde, einen ölichten Dunſt und unangenehmen Geruch von ſich gebe, hingegen die Baumwolle und Fäſern von Pflanzen, wenn man ſie an das Licht bringt, ſich entzünden, und die Flamme ſo lange unterhalten, bis ſie verzehret ſind, und dieſes geſchieht mit dem Chineſiſchen Papiere. Das meiſte von dieſem ſoll aus dem Bambusrohre gemachet werden. Man kann hierüber und die andern Verſuche, welche Herr Guettard mit verſchiedenen Sachen angeſtellet, deſſen Abhandlung im Journal Oeconomique 1751. in der Ueberſetzung davon im Hamb. Magaz. 18. Band 339 S. oder im allgemeinen Magazine 3 Band, 216 S. ingleichen Hrn. D. Schäfers Verſuche ohne Lumpen Papier zu machen, welche in Regenſpurg 1765. herausgekommen, nachleſen. Bey allen dieſen ungewöhnlichen Papiermaterialien iſt beſonders auf die ohne viele Koſten zu erlangende Menge und Güte Rückſicht zu nehmen, damit nicht das neue Papier theuer zu ſtehen komme, oder erbärmlich ſchlecht ausfalle. Wir haben dieſes wenige nur deswegen angeführet, weil einige Gewächſe den Namen vom Papiere erhalten. Zu dieſen gehöret vorzüglich der Papiermaulbeerbaum, welchen die Japanenſer Kaadſi nennen, von welchem wir aber, ſo wie von einigen andern, das merkwürdige am gehörigen Orte angeführet haben.

Von dem Papiercypergraſe aber, da man aus ſolchem zuerſt Papier, welches mit dem unſrigen viele Aehnlichkeit hat, verfertiget, und bey den Römern und Griechen lange Zeit im Gebrauche geweſen, wollen wir noch einiges hier beſonders anmerken.

Das Schilf oder Gras, aus deſſen Fäden die Römer und Griechen ihr Papier verfertigten, iſt eine Egyptiſche Waſſerpflanze, welche Papyrus ſyriaca, oder Cyperus nilotica genannt worden. Auch die neueſten Kräuterlehrer führen ſie unter dem letzten Namen und unter den Arten des Cypergraſes an, und heißt beym Hrn. von Linne' Cyperus Papyrus. Theophraſt und nachher ſonderlich Plinius haben ſowohl

von der Pflanze, als der Zubereitung einige Nachricht gegeben, und Guilandinus, welcher über das Capitel, worinnen Plinius vom Papiere gehandelt, einen gelehrten Commentarium herausgegeben, hat dieſe Grasart in Egypten ſelbſt geſehen und beſchrieben. Es wächſt aber auch in Sicilien eine Pflanze, welche den Namen Papero erhalten, und mit der Egyptiſchen viele Aehnlichkeit hat; daher auch Raius und andere geglaubet, wie beyde einerley, oder nur eine Art wären. Es ſcheint aber nicht, daß die Alten von der Sicilianiſchen einigen Gebrauch gemacht haben, und B. de Juſſieu glaubet nicht, daß man ſelbige mit einander vermengen dürfte, zumal Strabo ausdrücklich angegeben, daß der Papyrus nur allein in Egypten und Indien wachſe. Indeſſen können doch beyde nur eine Art ausmachen; vielleicht aber iſt nur die Egyptiſche allein zu dieſem Gebrauche angewendet worden, und vielleicht war zu dieſer Zeit noch nicht bekannt, daß die nämliche Pflanze auch in Sicilien wild wachſe. C. Bauhin vereiniget beyde, und die neueſten Kräuterlehrer unterſcheiden ſie nicht als beſondere Arten. Nach des Plinii Beſchreibung zeiget das Egyptiſche Papiergras einen dreyeckichten Stängel von neun bis zehen Fuß Höhe, und von der Dicke, daß ſolcher mit der Hand umfaſſet werden konnte. Die Wurzel iſt krumm und endiget ſich mit einem Buſch von Borſten, welche Ueberbleibſel von den abgefallenen Blättern ſind. Dieſe unvollkommene Beſchreibung kann man durch die allgemeinen Kennzeichen des Cypergraſes ergänzen, welche wir im zweeten Bande S. 277. angeführet, und damit noch die beſondern, dieſer Art eigenen Kennzeichen vereinigen. Dieſe ſind: der nackende dreyeckichte Halm endiget ſich mit einer Blüthdolde, welche aus ſehr vielen, faſt gleich hohen, und unterwärts einander umfaſſenden Blüthſtielen beſteht, und von einer allgemeinen achtblätterichten, kürzern Hülle umgeben iſt. Vier Blätter dieſer Hülle ſtehen mehr auswärts und ſind breiter, als die vier übrigen mehr inwärts geſtellten. Die kleinen einzelnen Dolden beſtehen aus drey ganz kurzen Stielen, und deren Hülle aus drey ſchmalen Blättchen.

Dieſe Pflanze, welche man für das Gome der Ebräer hält, und in Egypten Berd genennet wird, wurde ehedem auf mancherley Weiſe genutzet. Der egyptiſchen Prieſter ihre Kränze und Schuhe, auch andere Kleider, Madratzen, Segeldecken und dergleichen Geräthe, ſollen daraus verfertiget worden ſeyn. Die Egyptier pflegen auch denjenigen Theil des

Stän-

Stångels, welcher der Wurzel am nächſten iſt, zu eſſen. Vorzüglich wurde ſolche zum Papiere angewendet. Die Art und Weiſe, wie dieſe Zubereitung geſchehe, iſt nicht genau bekannt, wenigſtens beſchreiben ſolche die åltern Schriftſteller nicht auf einerley Art. Nach Plinii Berichte ſollen die Schalen des Stångels, welche, wie Håute vielfach übereinander liegen, dazu gebrauchet worden ſeyn. Die äußere Schale hielt man für unſchicklich. Nur die innern Lagen wurden dazu gewählet, und die innerſten für die beſten gehalten. Dieſe Schalen oder Håute, dergleichen man von einem Stångel nicht mehr als zwanzig abziehen konnte, wurden auf eine Tafel geleget, und der Långe nach an einander gefüget, und andere der Quere nach darauf geleget, alle aber vermittelſt des Nilwaſſers und der Preſſe zuſammengeleimt. Es wurden auch dieſe Blätter mit einem Zahne oder einer Muſchel geglättet, und wie bey den unſerigen geſchieht, mit Leimwaſſer überzogen. Den Lein machte man aus dem feinſten Mehle, welches in Waſſer eingeweichet, und mit einigen Tropfen Eſſig vermiſchet wurde. Plinius beſchreibet dieſes Verfahren weitläuftig, und daß ſolches richtig ſey, beſtåtiget Caſſiodorus, indem dieſer meldet, daß dieſes Papier weiß wie Schnee, und aus vielen kleinen Stückchen zuſammengeſetzet geweſen, ohne daß man eine Zuſammenfügung daran wahrnehmen können. Daher die Nachricht, welche man in Lucas Reiſebeſchreibung lieſt, nicht wohl Beyfall verdienen möchte; wie man nämlich nur aus dem Marke des Stångels, nachdem es im Waſſer gekochet worden, einen ſchneeweißen Leim erhalten, ſolchen in dünne Blätter gezogen, und ſich derſelben, wenn ſie recht trocken geworden, ſtatt des Papieres bedienet habe.

Papierbaum.

S. Pappelbaum.

Papierblume.

Einige Schriftſteller wählen dafür Strohblume, Pergamentblume, Xeranthemum Linn. Unter dem letzten deutſchen Namen verſtehen auch einige das Geſchlecht Stoebe, welches unter dieſer Benennung vorkommen wird. Die Papierblume gehöret zu den zuſammengeſetzten. Die lanzetförmigen Schuppen oder Blätter des gemeinſchaftlichen Kelches liegen nach Art der Dachziegel übereinander, und die innerlich geſtellten ſind gefärbet, glänzend, immerfort gleichſam trocken, und ragen über die Blumen hervor, daher man dieſe leicht für Blümchen anſehen kann. Alle Blümchen ſind zwar röhrenförmig,

förmig, fünfzähnicht, und an Größe einander gleich, die äußerlichen aber weibliche, und die übrigen Zwitter. Jene haben einen kleinen Fruchtkeim, und einen dünnen Griffel mit zwo Staubwegen, dieſe aber ſind noch außerdem mit dem verwachſenen walzenförmigen Staubbeutel beſetzet. Nach allen folget ein länglichter Saame, welcher bey einigen Arten mit einer Haarkrone, bey andern aber mit fünf Borſten beſetzet iſt. Das Blumenbette iſt bey einigen nackend, bey andern mit Spelzen verſehen. Herr von Linné führet dreyzehen Arten an. Die meiſten wachſen in Afrika. Die bekanndteſte in hieſigen Gärten iſt

die jährige Papierblume mit ſpelzigen Blumenbette, Perpetuelblume, Flockblume, Xeranthemum annuum Linn. Sie wächſt in Italien, der Schweiz und Oeſterreich. Die fäſerichte Wurzel treibt zwar nur einen Stängel, welcher aber von unten an und überall mit vielen Zweigen verſehen iſt, welche zween bis drey Fuß Höhe erreichen. Stängel und Zweige ſind geſtreifet, und wie auch die lanzetförmigen, völlig ganzen, unordentlich geſtellten Blätter, mit einem ſchwachen weißen, wollichten Weſen überzogen. Jeder Zweig endiget ſich mit einer Blume; dieſe blühen nach und nach auf, ſo daß man dergleichen einige Monathe über bis in den ſpäten Herbſt finden wird. Bey den weiblichen Blümchen iſt der Staubweg ungetheilet, und bey den Zwittern nur ein wenig geſpalten. Die Spelzen des Blumenbettes ſind faſt länger als die Blümchen, und die Saamen mit fünf, oder nach Hr. Scopoli Wahrnehmung, mit zehn zarten Borſten beſetzet. Man findet von dieſer Art in den Gärten vielerley Abänderungen. Die natürliche ſcheint purpurfarbene Blumen zu tragen; man findet auch Stöcke mit weißen, und von beyden Farben gefüllte Blumen, und unterſcheidet auch klein- und großblümichte. Und da man dieſe Pflanzen allein aus dem Saamen erziehen kann, arten die daraus erwachſenen Pflanzen öfters aus. Von den ausgefallenen Saamen erhält man Stöcke, welche zeitig im folgenden Sommer blühen. Weil man ſich aber darauf nicht verlaſſen kann, ſäet man im Frühjahre den Saamen auf Rabatten, und verſetzet die Stöcke nach Belieben. Sie blühen und tragen Saamen ohne Wartung. Wenn man die völlig ausgebreiteten Blumen abſchneidet und vorſichtig trocknet, bleiben ſie viele Monathe friſch und ſchön. Die Gärtner pflegen ſolche auch blau oder auf andere Art zu färben, und man kann der-

dergleichen getrocknete Blumen im Winter zur Zierde aufſtellen.

Papiernautilus.

Papiernautilus S. Nautilus. Es iſt zwar von unſerm verſtorbenen Mitarbeiter unter Argonaute auf Papiernautilus verwieſen worden, wir haben aber dieſes Geſchlecht zugleich mit dem Nautilus anführen wollen.

Papillonsflügel.

S. Tute, die Guineiſche.

Pappel.

Dieſen Namen führen ſowohl verſchiedene Pflanzen von der Familie der Malven, als auch ein beſonderes Baumgeſchlecht. Dieweil aber das letztere nicht füglich einen andern deutſchen Namen erhalten kann, und Pappel vielleicht das verſtümmelte Wort Populus iſt, haben wir, um alle Verwirrung zu vermeiden, die erſtern unter Malve angeführet, ob wir gleich einige, den Malven beygelegte Namen, als Ernroſe, Halsroſe und Herbſtroſe auf Pappel verwieſen haben. Man wird ſolche alle unter Malve finden. Das eigentliche Pappelgeſchlechte, von welchem wir hier handeln, iſt demnach Populus. Männliche und weibliche Blumen wachſen auf verſchiedenen Stämmen. Beyde erſcheinen in länglichten, hangenden Kätzchen, welche aus vielen aneinander gelegten, länglichten, platten, und am Rande zerriſſenen Schuppen beſtehen; jede Schuppe ſtellet ein Blümchen vor, bey welcher ein röhrenförmiges, mit einem ſchiefen Rande geendigtes Honigbehältniß, welches Herr von Haller als den eigentlichen Kelch betrachtet, und bey den männlichen acht ſehr kurze Staubfäden mit viereckichten großen Staubbeuteln, bey den weiblichen aber ein eyförmig zugeſpitzter Fruchtkeim, und ein vierſpaltiger Staubweg ſteht. Der eyförmige Fruchtbalg öffnet ſich mit zwo zurückgeſchlagenen Klappen, zeiget zwey Fächer und in jedem Fache liegen viele eyförmige, mit zarten wollichten Haaren verſehene Saamen. Es ſind hiervon fünf Arten bekannt. Bey allen ſtehen die Blätter wechſelsweiſe an den Aeſten. Die Pappel iſt mit der Weide nahe verwandt, doch zeiget ſich nicht allein in den Blättern, ſondern auch in der Blüthe einiger Unterſchied. S. Weide.

1) Der ſchwarze Pappelbaum, Pappelweide, ſchwarz Alberbaum, Sarbacher, Sarbaum, Sarbauchbaum, Salbenbaum, Wollenbaum, Felbaum, Rheinweide. Vielleicht gehören auch einige Namen von der weißen Art hieher. Populus nigra L. wächſt zwar am liebſten in einem guten fetten Moorgrunde, welcher

welcher im Sommer auf eine gewiſſe Tiefe trocken wird, jedoch auch in einem geringern Boden, wenn er nur feuchte iſt. Er treibt viele ſtarke, weit um ſich gehende Wurzeln, welche ziemlich tief in die Erde eindringen; doch geben die entblößten Thauwurzeln viele Sproſſen; der Wuchs iſt ſehr ſchnell, und in wenig Jahren liefern ſie ſtarke Stangen; nicht ſelten wird der Stamm im vierten Jahre eine Höhe von zwanzig Fuß, und die Dicke eines Mannsſchenkel erhalten, und doch erreichen ſolche ein hohes Alter. Im Nürnberg. Commerc. Litter. 1737. wird ein ſolcher erwähnet, der bey der Eulenmühle zu Prag geſtanden, und deſſen im Umfang acht Kraftern haltender Stamm ganz ausgehöhlet ſeyn, und dem Müller ſtatt einer Stallung dienen ſoll. Man ſchätzet deſſen Alter auf tauſend Jahr. Die Rinde am Stamme iſt glatt, weißlicht oder aſchgrau, und wird mit der Zeit rauh und dunkel. An den Aeſten fällt ſolche noch etwas weißer aus. Die Blätterknoſpen ſind dicke, zugeſpitzet, klebricht, von einem nicht unangenehmen, balſamiſchen Geruche. Die Blätter bilden beynahe ein Dreyeck, welches hinterwärts mehr gerundet iſt, und vorwärts in eine lange Spitze ausläuft; der Rand iſt rundlicht ausgezahnet; beyde Flächen ſind glatt, die obere iſt beſonders glänzend, und auf der untern das Adergewebe merklich. Die Blattſtiele ſind mit dem obern Theile der Seite nach aufgerichtet, am untern aber breit gedrücket, deswegen ſie durch den geringſten Wind in Bewegung geſetzet werden. Die Blüthe bricht eher als das Laub hervor. Die männlichen Kätzchen fallen im May ab, und der Saame iſt ſchon im Junius reif. Man kann von dieſem Pappelbaume verſchiedenen Nutzen erhalten. Die aus der Wurzel treibenden Sproſſen, ingleichen die abgeſchnittenen Aeſte, geben ein nützliches Reißig zu Faſchinen beym Waſſerbaue ab. Das Köpfen oder Kröpfen des Stammes kann, wie bey den Weiden geſchieht, alle vier oder fünf Jahre, oder auch jährlich geſchehen. Der gekröpfte Stamm verliert zwar nach und nach ſeinen Kern, treibt aber demohngeachtet ſehr gut. Das Holz iſt ſehr weich, giebt viel Rauch, aber wenig Flamme, iſt aber dennoch zur Feuerung noch nützlicher als das Weidenholz. In Schweden werden aus der Rinde Stricke zu Fiſchernetzen verfertiget. Aus den friſchen Knoſpen, welche in einigen Gegenden den Namen Sarbellen oder Sarbollen führen, wird in der Apotheke eine ſchmerzlindernde Salbe, Vnguentum populeum bereitet, welche bey der blinden güldenen

Ader

Ader, bey Flechten, Brandſchäden, und zu Erweichung der unbeweglichen Sehnen und Gelenke, nützlich zu gebrauchen iſt. In England pfleget man aus den Knoſpen mit Honig eine Augenſalbe zu verfertigen, und empfiehlt ſolche bey Geſchwüren der Augenlieder und der Hornhaut. Man kann auch aus den friſchen Knoſpen mit Brandtewein eine Eſſenz bereiten, und dieſe als ein heilendes Wundmittel gebrauchen.

Aus den kleberichten Knoſpen tragen auch die Bienen im Frühjahre den ſogenannten Bienenkütt, Propolis, der ſeines ſchönen Geruches wegen, Aufmerkſamkeit verdienet. Nach den Berliniſchen Sammlungen im zweeten Band kann man die Knoſpen in kochendes Waſſer weichen, wieder auspreſſen, und dadurch eine Art Wachs erhalten. In Savary Dictionaire werden die Blüthknoſpen, vermuthlich die männlichen, wenn ſie in ihrem rechten reifen Zuſtande ſich befinden, das iſt, recht klebricht ſind, hierzu empfohlen; man ſchüttet dieſe in einen Sack von Zwillig, und preſſet ſolche unter der Preſſe durch. Die durchgepreßte Materie brennet gut, und giebt einen angenehmen Geruch von ſich. Mit den getrockneten Blättern oder ganzen Zweigen kann man im Winter die Schaafe füttern. Aus der Saamenwolle hat Herr D. Schäfer gutes Papier bereitet. Die Rinde und das Laub von dem ſchwarzen und weißen Pappelbaume haben Herr Pörner und Siefert auch zum Färben angewendet. Man wird aber davon nicht viel erlangen. S. das Verzeichniß der Pflanzen, die Malern und Färbern nützen. S. 756. u. f. Die Pappel vermehret ſich durch den ausgefallenen Saamen häufig von ſelbſt. Die künſtliche Vermehrung geſchieht am ſicherſten durch die ausgehobenen Schößlinge, oder durch eingelegte Ruthen, auch durch Setzlinge, welche aber nicht ſo leicht, wie von der weißen Pappel oder der Weide anſchlagen.

Der Italieniſche Pappelbaum, Populus italica, iſt von vielen als eine beſondere, und von der ſchwarzen Pappel ganz verſchiedene Art ausgegeben worden. Er iſt aber wenig davon unterſchieden, und kann nur als eine Abart angeſehen werden. Der Unterſchied beſteht vorzüglich in dem Stande der Aeſte, welche ſich nicht ſo weit ausbreiten, oder gegen die Erde niederhangen, ſondern mehr aufgerichtet ſtehen, näher am Stamme anliegen, und daher dem Baume ein pyramidenförmiges Anſehen geben. Ueberdieß ſind die Zweige biegſamer, die Blätter etwas dunkelgrüner und ſchmäler, und das Holz und die Rinde weißer.

Man

Man hat den Anbau derſelben, ſonderlich wegen des ſchnellen Wuchſes, auch mehr nützigen Gebrauches gar ſehr angerühmet, und man hat nicht geringe Koſten angewendet, dergleichen Pappelwälder anzulegen. Es iſt aber dieſe Pappelſucht ſchon größtentheils wieder verſchwunden, und man kann ſicher behaupten, daß unſer Pappelbaum eben ſo ſchnell und ſtark, wo nicht noch ſtärker, treiben werde, wenn man ſolchen in einem friſchen fetten Grunde unterhalten und ſo pflegen wollte, wie mit dem italieniſchen geſchieht. Da die Aeſte des italieniſchen biegſamer ſind, ſchicken ſich ſolche zu Reifen und Korbmacherarbeit beſſer, als von der gemeinen. Die Vermehrung der Italieniſchen geſchieht bey uns allein durch Reiſer, welche nur ein Jahr alt ſind, und wenn ſolche vier und zwanzig Stunden im Waſſer gelegen, werden ſie ſo tief in die Erde geſtecket, daß nur zwey oder drey Augen hervorſtehen, und hierauf alle Abende, bis ſie Wurzeln geſchlagen, begoſſen; da denn im erſten Jahre das Reiß zween bis drey Sproſſen treibt, wovon man in dem folgenden Frühjahre die beſte ſtehen läßt, und die andern zu weiterer Vermehrung abſchneidet. Die obern Enden der Zweige erfrieren leichtlich.

2) Weißer Pappelbaum, Pappelweide, Albe, Abele, Abielbaum, Abelen, Abelken, Tabelken, Alber, Albernbaum, Alberbruſt, Weißalber, Schneepappel, Bell- oder Bollweide, Alaprobſt, deutſcher Silberbaum, Weißbaum, Papierbaum, Wunderbaum, Heiligenholz, Götzenholz, weißer Saarbaum, Lawele, Populus alba Linn. In einem guten, oder doch mittelmäßigen feuchten Boden treibt dieſe Art einen geraden und hohen Stamm, welcher oft nach zwölf bis ſechzehen Jahren ſchon die Dicke eines ſtarken Mannes erreichet. Er hat weit ausgebreitete Aeſte, machet eine ſchöne Krone, und erhält ein gutes Anſehen. Die Rinde iſt aſchgrau und glatt. Bey Stämmen, welche Kernfaul ſind, welches nach einem zwanzigjährigen Alter gemeiniglich geſchieht, erſcheint ſolche mehr rauh und riſſig. Die Knoſpen ſind wie der vorigen Art beſchaffen, die jungen Triebe aber weißlicht und wollicht, auch die Blätterſtiele mit weißer Wolle bedecket, und die Blätter oberwärts dunkelgrün, und unten mit einer ſilberfarbigen, feſt aufſitzenden, dichten Wolle bekleidet, der Geſtalt nach rundlicht, in drey bis fünf ungleiche Einſchnitte getheilet, und am Rande ausgezahnet. Im Herbſte iſt gemeiniglich die obere Fläche der Blätter mit braungelblichten Flecken bezeichnet. An alten Bäumen iſt das Laub kleiner.

ner. Es giebt auch eine Spielart mit gelb oder weiß geſcheckten Blättern. Der Nutzen dieſer Art erſtrecket ſich allein auf das Holz, und obgleich dieſes zu den weichen und ſchlechtern Arten gehöret, ſollte man doch wegen des ſchnellen Wuchſes den Anbau mehr befördern. Die Bäume fallen überdieß durch das ſchöne Laub in die Augen. Das Holz von jungen Stämmen iſt ſchön weiß, und deswegen, auch weil es ſich nicht wirft und reißt, bedienen ſich einige der daraus geſchnittenen Breter zum Austäfeln der Zimmer und zu Fußböden. Miller aber erinnert wegen des letztern Gebrauches, wie ſolche wegen der weichen Beſchaffenheit nachgeben, und von allen harten Körpern leicht Eindrücke erhielten. Nach Herr Gleditſchens Erfahrungen läßt ſich das Holz zwar behobeln, faſert aber unter dem feinen Hobel ſehr ſtark aus, und daß von alten Pappeln muß man nur grob behobeln, wenn es nicht bröckeln ſoll. Es werden auch daraus Teller, Löffel, Molden, Backtröge, Abſätze, Holzſchuhe und anderes Geräthe gemachet. Das Holz von alten Stämmen erhält eine mehr braune Farbe, und wird in Braband häufig zur Vertäfelung der Zimmer und Schränke angewendet. Die Wurzel giebt zuweilen ein überaus ſchönes, flaſerichtes, gekraußtes Holz, welches die Kunſttiſcher zu Käſtchen verarbeiten, und mit einem gelben Firniß überziehen. Es läßt ſich auch das weiße Holz ſchön ſchwarz beizen. Es giebt dieſer Pappelbaum auch Hopfenſtangen und Weinpfähle, die gekröpften Stämme viel Reißholz, und der Stamm in achtzehen bis zwanzig Jahren Scheitholz. Dieſes trocknet langſam aus, und gehöret zu den geringen Brennholzarten. Es wird jedoch für beſſer, als das Weidenholz gehalten. Die Weißpappel giebt einen guten Schatten, aber die Traufe ſoll, nach Gleditſchens Angeben, das darunter wachſende Gras und andere Pflanzen dem weidenden Viehe etwas zuwider machen. Man muß ſie auch nicht nahe an Gärten, Wieſen und Aecker ſetzen, indem die Wurzel ſich weit ausbreitet, und die Wurzelbrut das Land ſtark ausſauget, dieſe auch ſchwerlich auszurotten iſt, und durch die ausgefallenen Saamen die Vermehrung leicht und häufig geſchieht. Außerdem kann die Vermehrung leichtlich durch die Wurzelbrut und eingeſteckte Zweige veranſtaltet werden. Im Februar und März leget man Ruthen oder Zweige zehen Fuß weit von einander ein; ſtärkere Aeſte oder Setzlinge werden zu Ende des Octobers gepflanzet. Man pfleget auch ordentliche Baumſchulen anzule-

zulegen, und ſtärkere Stämme zu verpflanzen.

3) Zitterpappelbaum, Zitterbaum, Aſpe, Aſpenbaum, Eſpe, Aeſpe, Zitter-, Flitter-, Rattel-, Pattel-, Baber-, Barber-, Beber- und Flüttereſche, der Ratteler, Raſſeler, Heſſe, Populus tremula Linn. wächſt auf guten und ſchlechten Boden; auf dieſem bleiben die Blätter klein, auf jenem aber werden ſelbige groß. Das Wachsthum iſt ſchnell, beſonders im naſſen Grunde, und dieſes dauret bis zum dreyßigſten, auch fünf und dreyßigſten Jahre, nachher wird der Stamm kernfaul und mulmicht, kann aber doch bis in das funfzigſte Jahr aushalten. Alsdenn höret die Dauer der Hauptwurzel auf, der Stamm verliert den Wipfel, geht aus, und verwandelt ſich gleichſam in ein Strauchwerk. Die Rinde am Stamme iſt glatt, weißlicht, oder auch etwas ſchwärzlich, und borſtet nach vollendetem Wachsthume auf. Die jungen Triebe, welche aus ſpitzigen, braunen, glänzenden Knoſpen hervorkommen, ſind, nebſt dem zarten Laube, anfangs rauch, die Blätter unterwärts wollicht, herzförmig zugeſpitzet, und von fremden Anſehen, daß man die Lohden nicht für das halten ſollte, was ſie wirklich ſind. Wenn der Trieb über ſich völlig entwickelt, ſind die nämlichen Blätter glattrund, mit weitläuftig ausgezackten Rande und einer Spitze verſehen, hingegen an den äußerſten Enden der Aeſte mehr eckicht. Sie ſind in Verhältniß der vorigen Arten die kleinſten, und hangen an langen, ſehr ſchwachen Stielen, daher ſie bey der geringſten Bewegung mit einem Geräuſche zittern. Sie ſind oberwärts grün, unterwärts weißgrün, und ehe ſie abfallen, werden ſie ſchwärzlich. Nach Herr von Linne' Anmerkung, erſcheinen auf dem jungen Blatte am hintern Theile zwo mit einander vereinigte Drüſen, dergleichen an der weißen Art gar nicht, und bey der ſchwarzen ſich gleichſam an den Zähnen des Randes befinden. Die Blüthknoſpen öffnen ſich ſehr zeitig, öfters noch beym Froſte und Schnee; die dunkelgrauen Kätzchen verlängern ſich mit der erſten Frühlingswärme, und die Saamen fliegen ſchon im April und May davon. Die Aſpe giebt ſchlechtes Brennholz. Es iſt leicht und weich, und verlodert geſchwinde, doch wird die Menge den ſchnellen Abgang bey der Feuerung erſetzen. Die Kohlen davon ſind nicht beſſer, doch werden ſolche hin und wieder zu Verfertigung des Schießpulvers angewendet. Sie verhalten aber gar leicht Feuer, und können leicht zu großen Schaden Gelegenheit geben. Da das Holz

weiß, glatt, etwas zähe, und fein gewäſſert, läßt es ſich naß und trocken, zu allerhand Drechslerwaare, als Weifen, Spinnrädern, Tellern, Büchſen, Löffeln und dergleichen gut verarbeiten. Es werden auch Holzſchuhe und Stühle daraus verfertiget, und die Bildhauer gebrauchen es zu Rahmen und Laubwerk. Im Wetter hat es wenig Dauer. Junge Stämme von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren, welche nicht kernfaul ſind, geben Bauholz, das ſich nicht wirft, im Trocknen zu gebrauchen. Herr du Roi merket als etwas beſonderes an, daß die Ziegel, wenn ſie mit friſch gehauenen Eſpenholz gebrannt werden, eine bläulichte Glaſur und eine mehrere Feſtigkeit erhalten. Die Rinde brennt mit einer hellen Flamme, und wird daher öfters zu Lichtſpähnen oder Schleißen angewendet. Sie ſoll auch zum Lohgerben dienen. Sie iſt nicht allein die liebſte und vornehmſte Nahrung des Bibers, ſondern auch den Hirſchen, Rehen, Pferden, Schaafen, Ziegen, und andern Thieren angenehm. Wie denn auch dieſe Thiere die jungen Triebe, das Laub und die Knoſpen gerne verzehren, und deswegen zur Winterszeit zur Fütterung des Wildprets umgehauen werden. Die Aſpe hat nicht allein in den Waldungen ihren ordentlichen Stand, ſondern wird auch in den Hecken häufig angetroffen, ein beſſerer Aufſchlag des Holzes dadurch unterdrücket, und die Triften und Wieſen davon überzogen. Da ſie aber keinen Boden verachtet, und auch in dem Flugſande gut fortkömmt, und mit ihren kriechenden Wurzeln, durch welche die Bruth, beſonders nach dem Hiebe, auf dreyßig bis vierzig Fuß weit vom Stamme ausſchweifend vermehret wird, weit hinausläuft, wird man bey ganz entblößten Stellen, Wüſten und auf keine andere Weiſe zu nutzenden Oertern verſchiedenen Vortheil ziehen können. Die Vermehrung geſchieht wie bey den vorigen Arten.

4) Caroliniſcher Pappelbaum mit eckichten röthlichten Aeſten, Populus balſamifera Mill. Populus heterophylla L. Dieſe aus Carolina abſtammende Pappel hat gleichfalls einen ſchnellen Wuchs, vornehmlich iſt der Trieb der Aeſte außerordentlich ſtark. Sie ſind beynahe vier- auch fünfeckicht, und wenn man ſie durchſchneidet, ſtellet die Markröhre einen Stern mit eben ſo viel Ecken vor; in der Jugend ſind ſie hellroth, werden aber nach und nach grün. Die jungen Blätter ſind mit kurzen wollichten Haaren beſetzet, welche ſich bey dem zunehmenden Wuchſe verlieren. Sie haben die Größe einer Mannshand, ſind ge-

ſtielet, herzförmig, fein eingeker- bet, hellgrün, und auf beyden Flächen mit einer erhabenen, und in Nebenäſte abgetheilten, hellro- then Ader verſehen. Man kann dieſe Art, wie die einheimiſchen, durch Ausläufer und Schnittlinge leicht vermehren; die Stämme aber, ſonderlich die Aeſte, leiden im Winter leicht Schaden. Bey ſtarkem Winde ſollen im Sommer wegen des großen Laubes die Stämme leicht abbrechen oder zerſpalten. Man muß ſie daher in einem bedeckten Orte, oder gar in Kübeln unterhalten, folg- lich iſt daraus kein Nutzen zu er- langen, dergleichen ſie ohnedem keinen geben kann; das Holz iſt noch weicher als von unſern Ar- ten, und ob aus den Knoſpen ein Balſam zu erlangen, wie Miller angiebt, iſt noch ungewiß, in- dem du Roi verſichert, wie er niemals dergleichen wahrgenom- men.

5) Der Balſampappelbaum mit harzichten Blattanſätzen, Populus balſamifera Linn. Populus Tacamahaca Mill. Herr Medicus verlanget, daß die- ſe Art Tacamahacenpappel, und nicht Balſampappel genennet werde; indem der letzte Name neu und gar nicht beſtimmet ſey. Es wird wohl gleichviel gelten. Es wächſt ſolcher in dem nördli- chen Amerika; Gmelin hat ſol- chen in Sibirien angetroffen. Die Rinde iſt ſchwärzlich und glatt, und das Holz weiß und feſter als von andern Pappeln. Die Knoſ- pen ſind im Frühjahre mit einem gelblichten zähen Safte verſehen, der bey warmen Tagen tropfen- weiſe darauf ſitzt, und einen der- geſtalt ſtarken Geruch von ſich giebt, daß man ſolchen unter dem Winde auf funfzig Schritte rie- chen kann. Die Blattanſätze ſind gleichfalls harzicht und eini- germaaßen ſtachlicht. Die ge- ſtielten Blätter ſind ſteif, ſtark, ey- oder mehr herzförmig zugeſpi- tzet, am Rande fein ausgezahnet, oberwärts glänzend, dunkelgrün, unterwärts weißgrün, ohne merk- liche Wolle, mit einem feinen weiß- lichten Adergewebe durchzogen. Dieſer Baum hält im freyen Lan- de unſere Winter aus. Die ſtark auslaufende Wurzel treibt, zu- mal wenn die Stämme abgeköpfet werden, häufig Schößlinge, wo- durch und die eingeſteckten Aeſte man die Vermehrung leicht unter- nehmen kann. Er wächſt in ei- nem trocknen Grunde, gedeihet aber beſſer in einem etwas feuch- ten Erdreiche. Gmelin berichtet, wie die Einwohner in Irkutzk im Frühjahre auf die Knoſpen Brand- tewein gießen, und demſelben da- durch eine urintreibende Eigen- ſchaft mittheilen; es ſoll dieſer auch alsdenn nützlich zu gebrau- chen ſeyn, wenn von der Liebes- ſeuche in der Harnröhre Auswüch- ſe

ſe übriggeblieben, und dadurch der Abfluß des Urins verhindert wird. Ob das in den Apotheken gebräuchliche Gummi Tacamahaca von dieſem Pappelbaume abſtamme, oder viemehr, wie Hr. Jacquin vermuthet, von der Fagara octandra, welche wir unter Stahlbaum anführen, iſt noch ungewiß; wir handeln davon unter Tacamahaca.

Pappeln.

S. Eibiſch, Malve und Sammtpappel.

Pappelweide.

S. Pappelbaum.

Pappenkraut.

S. Löwenzahn.

Papusmuſchel.

S. Mießmuſchel.

Paracod.

Der Paracod iſt rund, und von der Stärke eines großen Hechts; er iſt aber ordentlicher Weiſe viel länger. Man findet ihn auch nirgends ſo gut, als auf dieſer Küſte. (der Amerikaniſchen Meerenge.) Indeſſen bemerket man doch, daß es einige Oerter giebt, wo man keine andern fängt, als ſolche, die giftig ſind. Waſſer vermuthet, es ſey nichts anders daran Schuld, als was ſie freſſen. Er hat aber viele Perſonen gekannt, ſaget er, die, wenn ſie davon gegeſſen haben, geſtorben ſind; oder die krank davon geworden, und denen die Haare ausgefallen und die Nägel abgegangen ſind. Er ſetzet hinzu, der Paracod führe auch gleich ſein Gegengift bey ſich. Dieſes iſt ſeine Rückgräte, die man in der Sonne trocknen läßt, und ſie alsdenn ſehr fein zu Pulver ſtößt. Eine Meſſerſpitze davon in einem Tranke eingenommen, heilet gleich auf der Stelle. Waſſer machete einen glücklichen Verſuch damit. Man verſicherte ihn, wenn man die giftigen Paracoden von denen unterſcheiden wollte, die es nicht wären, ſo dürfte man nur die Leber unterſuchen. Wenn ſie ſüß iſt, ſo hat man nichts zu befürchten, und nur diejenigen ſind gefährlich, bey denen ſie bitter ſchmecket. S. A. Reiſen, B. XVI. S. 120.

Paradiesäpfel.

S. Citronbaum und Piſang.

Paradiesbaum.

S. Oelbaum, wilder.

Paradiesblume.

S. Pfauenſchwanz.

Paradiesfiſch.

Paradiesfiſch wird von Müllern die dritte Gattung ſ. Fingerfiſche, Polynemus Paradiſeus, Linn. gen. 186. ſp. 3. genennet; nach dem Vorgange des holländiſchen

Paradys-Viſch. ſ. unſern Artikel, Fünffingerfiſch, B. III. S. 227.

Paradiesholz.
S. Aloeholz.

Paradieskerner.
S. Cardamome.

Paradiesvogel.

Ein ausländiſcher Vogel, wird von den Portugieſen auch Sonnenvogel genannt, weil er gleichſam die Geſtalt der Sonne annimmt, wenn er den langen Schwanz zugleich mit den Flügeln ausbreitet. Klein rechnet ihn, ſeiner Füße und Schnabels wegen, zu den Hehern und Aelſtern. Im Latein heißt er auis paradiſiaca, manucodiata. Die Fabel vom Namen, als wenn der Vogel aus dem Paradieſe herkäme, iſt keiner weitern Berührruug werth. Es iſt ein kleiner Vogel, zweyerley Art: der größere wie eine Taube, der kleinere wie ein Staar. Die Schönheit und das Gemiſche iſt an ihm ganz etwas außerordentliches, und giebt ihm einen gar eigenen Werth. Man findet darin alle Schattirungen, in ſolcher Ordnung und Vereinigung neben einander, daß nichts ſchöners ſeyn kann. Zwar eine Farbe zeiget ſich jederzeit an ihm, als die vornehmſte. Iſt dieſe roth, ſo iſt ſie mit grün, blau, ſchwarz, citrongelb, goldgelb u. ſ. w. unendlich ſchön vermenget. Sind der Kopf und der Hals gelb, ſo ſind die Kehle grün, Rücken und Flügel roth, u. ſ. w. überhaupt aber ſind die Federn ſo unvergleichlich vermiſchet, daß ſie den ſchönſten Teppig vorſtellen. Kopf und Augen ſind im Verhältniß zum Leibe klein, erſterer mit zween kleinen ſchwarzen Streifen verſehen; der Schnabel gleicht dem Aelſterſchnabel, die Füße ſind zwar kurz, aber doch mit ſcharfen Klauen verſehen, daß der Vogel wohl im Stande iſt, kleine Vögel, oder andern geringern Raub zu faſſen und zu halten. Einige rechnen ihn daher unter die Raubvögel, und beſonders unter die Falken. Um die Augen iſt ein rother Ring, der Hals ziemlich lang und dünne, die Flügel ſind ſehr lang, und werden oberwärts mit langen, unterwärts mit kurzen Federn bedecket. Der Schwanz lang und geſpalten. Die Schriftſteller und neuern Bemerker ſagen, daß er ſich meiſtens an den Ufern der Flüſſe und Teiche aufhalte, ſich auch daſelbſt von Fiſchen und allerley Gewürmen nähre. Er kann außerordentlich ſchnell fliegen, und erhaſchet mit ſeinem Schnabel alles und jedes in der Luft, auf die ſicherſte Weiſe. Vorzüglich fängt er die Mücken und kleines Ungeziefer in derſelben. Anfänglich brachte man

ihn mehrentheils aus Oſtindien, beſonders aus den Moluckiſchen Inſeln, aus der Inſel Ternate, und den Pappuseylanden, auch aus Neu Guinea. Aber nachher hat man ihn auch häufig in Weſtindien, und auf den daſigen Inſeln gefunden. Die Indianer trieben damit vor Zeiten einen großen Handel, fiengen die Vögel, nahmen ſie aus, trockneten ſie, ſchnitten ihnen die Füße ab, und verkauften ſie an die Europäer. Daher kam es, daß die Alten dem Vogel keine Füße beylegten. Daß die Paradiesvögel ihren eigenen König haben, wenn ſie fliegen, der ſich durch ſeine Kleinheit und Pracht der Farben unterſcheidet, dünket mich eine Erdichtung oder ein Irrthum der Wahrnehmung zu ſeyn. Aus den Federn werden verſchiedentlicher Putz, und allerley Büſche und Plümen auf den Kopf, und an die Helme gemachet. Die am Schwanze ſind auch zu dieſem Behuf die ſchönſten. Dieſe Vögel in die größere und kleinere Art einzutheilen, wäre ſchon hinlänglich, weil man von den nähern unterſcheidenden Kennzeichen an ihnen noch nicht genugſam unterrichtet iſt. Inzwiſchen hat Herr Klein unterſchiedliche Arten davon namhaft gemachet, die ich hier zugleich berühren will. 1) Paradiesvogel mit goldgelbem Kopf. 2) weißköpfichter, mit goldgelben Flecken, und grüngelben Schnabel. 3) Reutervogel, ſo nennet er ihn, wegen ſeiner Größe. Allein es ſcheint dieß ſey einer der großen Art, wie ſchon geſaget iſt. 4) Straußvogel, ebenfalls einer der größern Art. 5) gemeiner Paradiesvogel. 6) größerer Königsheher, iſt der, welcher der vorgebliche König der Paradiesvögel ſeyn ſoll, wenn ſie haufenweiſe ausfliegen. 7) gemeiner Königsheher, der kleiner iſt. 8) Amboiniſcher Paradiesvogel. 9) röthlichter Paradiesvogel. 10) bunter Paradiesvogel. Man ſieht wohl, daß bey dieſer Eintheilung das mehreſte, oder faſt alles, auf die Farben und auf das Vaterland dieſer Vögel ankömmt. Man muß damit zufrieden ſeyn, bis uns die genauern Obſervationen der Naturgeſchichtkenner aus den Indiſchen Gegenden den Vogel, nebſt deſſen Arten, näher charakteriſiren.

Paràtonium.

Paraetonium; ſcheint bey den alten lateiniſchen Schriftſtellern dasjenige Salz zu ſeyn, ſo nach ausgetrocknetem Seewaſſer übrig bleibt; ſo wie das vom ausgetrocknetem Seeſchaum entſtandene Salz von den Alten Haloſachne genennet worden. Beyde Salze ſind im Grunde einerley.

Paragaythee.

S. Botryskraut und Caſſinenſtaude.

Parati.

Parati iſt, nach dem Marcgrav, p. 181. ein Braſilianiſcher Fiſch, der von den Portugieſen Tainha, von den Holländern Harder, genennet wird. Er wächſt zu einem Fuß lang, der Geſtalt ſeines Leibes nach, wie die Curema, dem er, außer der Größe, und außer einem goldfarbenen Ringe um die Augen, durchgehends ähnlich iſt. Er iſt von einem trocknen Fleiſche, welches unter dem Sieden eine gelbe Fettigkeit von ſich giebt. Sie werden in großer Menge geſalzen, in der Sonne getrocknet und eingeſchlagen. Sie werden, wie die Curema, mit Netzen gefangen, ſpringen aber über dieſelben, wenn ſie gezogen werden, zu großem Vergnügen der Zuſchauer: denn wenn es Windſtille iſt, ſpringen ſie zahlreich aus dem Waſſer heraus.

Es iſt aber der Curema, welche Umſtände unſerm Artikel, B. II. S. 272. annoch beyzuſetzen, ein, zu zwo Ellen lang erwachſender, Seefiſch, mit einem länglichten, faſt cylindriſchen Körper, welcher, nach Art der Flußforellen, dicke und ſehr fett iſt. Der Kopf endiget ſich in einen ſtumpfen Kegel, welcher oberwärts zuſammengedrücket, breit, hart, und mit harten Schuppen bedecket iſt. In Vergleichung mit dem Körper hat er einen kleinen paraboliſchen Mund, mit einer in die Augen fallenden beweglichen Oberlippe; unterwärts iſt das Maul dreyeckicht, ſtumpf, etwas kürzer als das obere, und ungezähnelt. Die Augen ſind groß, rund, ſchwarz, mit einem ſilberfarbenen Ringe, und vorwärts geſetzet; über dem Maule ſtehen zwey Naſenlöcher. Die Kiemen ſind nicht weit und halbmondenförmig. Er hat ſieben Floßen, außer der zweyhörnichten Schwanzfloße; nämlich zwo Kiemenfloßen; am Unterleibe zwo dreyeckichte, nach dem Schwanz ſich neigende, dicht neben einander; auf dem hohen Rücken eine kleine, mit drey harten Gräten unterſtützte; eine nach dem After, ſo zweyhörnicht, und der, auf dem Rücken gegenüber ſtehenden, an Größe gleich. Er iſt mit großen, platten, ſchildartigen Schuppen bedecket. Die Farbe des ganzen Fiſches iſt, auf der Höhe des Kopfes, Rücken und Seitenmitten, dunkel aſchfarbig, durch welche eine grünlichte Glasfarbe durchglänzet; der übrige Theil der Seiten, der Bauch und Untertheil des Kopfes, iſt von glänzender Silberfarbe; wie auch die Bauchfloßen; die übrigen Floßen nebſt dem Schwanze haben eben die Farbe, als der Rücken. Er iſt ſehr fett, und kann geſotten

ten und gebraten ohne Oel und Butter gegeſſen werden. Geſalzen und in der Sonne getrocknet, wird er in großer Menge aufbehalten; doch wird er auch eingeſalzen und in Lacke eingeleget. Der beſte Theil deſſelben iſt der Bauch. Er kann alſo unter die Meeräſche des Kleins, Ceſtreos, 3. et 4. gezählet werden.

Pardel.

Der Name eines Vogels, Pardalis, welcher mit den Kybitzen zu einerley Geſchlechte gehöret: drey Zähen vorne, und keinen hinten hat. Es iſt ſchon bey dem Kybitze angemerket worden, daß der Sporn, oder das hintere Anhängſel, was ſich manchmal am Fuße dieſer Vögel findet, kein wirklicher Zähe ſey, ſondern ein kleiner in der Haut ſteckender Anſatz, wie bey der grauen Pardel. Unter dieſem Geſchlechte nun werden der eigentliche Pardel, oder graue Kybitz, der graue Pardel, und der Steinpardel oder Steinwälzer aufgeführet, deren bereits oben bey den Kybitzen iſt gedacht worden.

Parder.

Den Namen Parder oder Panther giebt man gemeiniglich allen vierfüßigen, reißenden Thieren, welche eine mit runden Flecken beſetzte Haut, aber keine ſpitzigen, mit Haarbüſcheln beſetzte Ohren haben. Durch den Mangel dieſer Haarbüſchel unterſcheiden ſich die Parder von dem Luchſe, und durch die runden Flecke von dem Tieger. Einige Schriftſteller führen von dieſen Thieren, welche der Ritter von Linne' in das Katzengeſchlecht ſetzet, drey beſondere Arten an, nämlich das große Panterthier, das kleine Panterthier und den Leoparden; welcher Name aber auch von vielen Schriftſtellern der erſten Art gegeben wird.

Das große Panterthier, Felis Pardus Linn. iſt von der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes fünf bis ſechs Fuß lang; die Länge des Schwanzes beträgt über zween Fuß. Es hat in der Bildung des Körpers, der Beine und des Schwanzes, eine große Aehnlichkeit mit den Katzen; es unterſcheidet ſich aber von dieſen Thieren vorzüglich durch die Geſtalt des Kopfes. Der Panther hat eine dickere Schnauze, ein weit mehr in die Augen fallendes Kinn, eine nicht ſo hervorſtehende Naſe, ein nicht ſo erhabenes Stirnblatt, weiter von einander abſtehende, kleinere Augen, und viel kürzere, mehr runde Ohren als die Katzen. Der Oberleib hat eine falbe, der Unterleib aber eine weißliche Grundfarbe. Der ganze Körper nebſt dem Schwanze und den Füßen iſt mit ſchwarzen Flecken gezeichnet, welche wie große Ringe

oder Roſen ausſehen und bisweilen drey Zoll im Durchmeſſer halten.

Der kleine Panther, welcher auch den Namen Unze führet, Felis Onca Linn. iſt ohngefähr viertehalb Fuß lang und hat einige Aehnlichkeit mit dem Luchſe, wodurch der Name Unze, den man aus Lynx oder Lunx gemachet hat, veranlaßt worden iſt. Er unterſcheidet ſich von dem großen Panther, außer der Größe, vorzüglich durch das längere Haar, durch den größern Schwanz, deſſen Länge drey Fuß und drüber beträgt, und durch die Farbe der Haut, welche bey dem kleinen Panther ins weißgraue fällt. Die Flecken aber ſind von eben der Farbe und auch faſt von eben der Geſtalt, als bey dem großen Pantherthiere.

Der Leopard iſt etwas größer als die Unze, aber viel kleiner, als der große Panther, indem ſeine Länge nicht viel über vier Fuß beträgt. Sonſt glaubte man, daß dieſe Thiere aus der Vermiſchung eines Löwen und eines Parders entſtünden; dieſes hat zu dem Namen Leopard Anlaß gegeben. Das Haar auf dem Rücken und an den Seiten hat eine falbe, am Unterleibe aber eine weißliche Farbe. Die Flecken ſind ebenfalls faſt wie Ringe oder Roſen gebildet, aber viel kleiner, als bey den vorhergehenden Arten und meiſtentheils aus vier oder fünf kleinen vollen Flecken zuſammengeſetzet. Der Schwanz iſt zween bis drittehalb Schuh lang.

Herr Klein unterſcheidet nur zwo Arten von dieſen Thieren. Die erſte Art nennt er Parder, Pantherthier und Leopard, wodurch er den Panther mit dem langen Schwanze verſteht. Die andere Art, nämlich der Panther mit dem kurzen Schwanze, heißt bey ihm Katzenparder; weil nicht nur der Schwanz dieſer Thiere einem Katzenſchwanze ſehr ähnlich iſt, ſondern weil man auch ehemals glaubte, daß ſie aus der Vermiſchung eines Parders mit einer Katze ihren Urſprung hätten.

Alle dieſe jetzt beſchriebenen Thiere werden vorzüglich in Afrika, die Unze aber auch häufig in Aſien gefunden, und ſind von ſehr wilder und blutdürſtiger Art. Doch läßt ſich der kleine Panther leicht zahm machen und zur Jagd abrichten. Ihr Fell wird ſehr geſchätzet und das Fleiſch von den Afrikanern gegeſſen.

Pareira.

Die Pflanze, deren Wurzel in den Apotheken dieſen Namen führet, wird vom Marcgraf und Piſo Caapeba, und das Geſchlechte, worunter ſelbige ſteht, vom Hrn. von Linné Ciſſampelos genannt. Ob nun gleich beym Linné die Pa-

reira nur eine von den drey verzeichneten Arten des Geſchlechtes ausmachet, wollen wir doch keinen andern Geſchlechtsnamen wählen, zumal noch ſehr unbeſtimmt iſt, ob die andern beyden Arten davon verſchieden, oder ob ſolche vielleicht gar nicht dahin zu rechnen ſind. Am wenigſten ſchicket ſich der Name Grießholz oder Grießwurzel, welchen Planer und andere angenommen haben, indem dieſe Eigenſchaft noch nicht erwieſen iſt.

Die, in Apotheken gebräuchliche Pareira braua, oder Ciſſampelos Pareira Linn. wächſt in dem mittägigen Amerika. Die Wurzel treibt Ranken, welche ſich entweder um die Bäume ſchlingen, oder auf der Erde hinkriechen. Doch müſſen vielleicht die ältern Stängel ſteifer ſeyn. Nach Browns Beſchreibung windet ſich der Stängel, nach Herr Löflingen aber iſt ſolcher einfach, ſtraucharartig und aufgerichtet. Die Blätter ſind, wegen der Einfügung des langen Stieles, ſchildförmig, und der Geſtalt nach herzförmig, eingekerbt und auf der untern Fläche haaricht. Die Blumen ſitzen an der Spitze der Zweige. Männliche und weibliche befinden ſich auf verſchiedenen Stöcken. Die männliche zeiget vier eyförmige, ausgebreitete Blätter, welche Herr von Linné ehedem für die Blumen- jetzt aber für die Kelchblätter angenommen, außer dieſen ein radförmiges Honigbehältniß und vier verwachſene Staubfäden. Die weibliche beſteht aus einem zungenförmigen Kelchblättchen und drey Griffeln, worauf eine einſaamige Beere folget.

Der franzöſiſche Staatsrath Amelot hat im Jahre 1688 die Wurzel dieſer Pflanze aus Portugall nach Frankreich gebracht, und von da iſt ſolche weiter bekannt worden. Man findet davon zweyerley Sorten. Die eine iſt etwa einen Daumen dicke, locker, ſchwammicht, und fällt aus dem aſchgrauen ins ſchwärzliche; dieſe ſcheint die junge Wurzel zu ſeyn; die andere, völlig ausgewachſene und alte iſt wohl einen Arm dicke, braun, gleichſam gewunden oder mit vorragenden Zirkellinien umgeben, inwendig dunkelgelb, hart, holzicht, jedoch auch fäſericht und gleichſam gewunden, ohne Geruch und von einem vermiſchten bitterm und ſüßlichem Geſchmacke. Die Braſilianer und Portugieſen ſchätzen dieſe Wurzel hoch; ſie rühmen ſolche vorzüglich wider den Nieren- und Blaſenſtein, und empfehlen ſie als ein urintreibendes, auch herz- und magenſtärkendes, und allem Gifte, ſonderlich dem Schlangenbiſſe widerſtehendes Mittel. Die Beſtandtheile dieſer Wurzel ſind theils ſchleimichte, theils harzichte.

te. Der mit Waſſer gemachte Aufguß iſt hellroth und bitterlich; durch den Weingeiſt erhält man eine dunkelrothe Tinctur, die einen vermiſchten, ſcharfbitterlichen und dabey ſüßlichten Geſchmack hat, und nach dieſen Beſtandtheilen wird ſich der beygelegte Ruhm merklich vermindern laſſen. Geoffroi, welcher dieſes Mittel ziemlich hochſchätzet, hat ſelbigem ſchon die ſteinauflöſende Kraft abgeſprochen, jedoch behauptet, daß der verhinderte Abgang des Urins nach dem Gebrauche der Wurzel bald und häufig, auch mit vielem Sande vermiſchet, erfolget, und dieſes deswegen, weil dadurch die zähen und ſchleimichten Säfte aufgelöſet, die Uringänge eröffnet und dadurch der Erzeugung des Steins vorgebauet werde; wie denn auch derſelbe ferner durch eigene Erfahrungen beſtätigen wollen, daß die Wurzel als Thee oder als ein abgekochter Trank getrunken, bey der Engbrüſtigkeit, die von einem verdeckten Schleime herrühret und bey der Gelbſucht, welche von einer dicken Galle verurſachet wird, vortreffliche Dienſte geleiſtet, und dennoch hat ihr Gebrauch in unſern Zeiten ungemein abgenommen, und wir können ſolche auch billig entbehren. Herr von Linné wiederholet die ſteinzermalmende oder ſteinaustreibende Kraft; Boerhaave aber in ſeinen Conſult. verdienet mehr Beyfall, wenn er behauptet, daß ſolche wider den Stein ſelbſt und die Steinſchmerzen, die Gelbſucht, den Saamenfluß und dergleichen Krankheiten keine Kraft beſitze. Alle Wirkungen, die man mit Gewißheit davon erwarten kann, beſtehen in einer gelinde eröffnenden, reinigenden und urintreibenden Kraft, und wird daher in langwierigen Krankheiten, welche von der Schwäche der feſten Theile, und daher abhangenden Verdickung, Verſchleimung und Schärfe der Säfte entſtehen, nicht ohne Nutzen gebrauchet werden. Dergleichen Mittel aber giebt es viele, welche wir ſelbſt beſitzen, und nicht erſt aus Amerika holen dürfen. Der Nachtſchatten, welcher den Namen Bitterſüß führet, iſt gewiß der Pareira braua weit vorzuziehen.

Pargues.

Pargues ſollen Fiſche bey St. Vincent an der afrikaniſchen Küſte, nach dem Richter, ſeyn; dem wir etwas zuzuſetzen zur Zeit noch nicht gefunden haben.

Parisapfel.

S. Coloquinthen.

Pariskraut. S. Einbeer.

Parisvogel.

Coccothrauſtes aurantia, heißt eine Art der Dickſchnäbel, oder derjenigen Vögel, die ſich unter dem großen Geſchlechte der Sperlinge

linge durch ihren dicken, ſtarken Schnabel, vor allen übrigen, unterſcheiden. Dieſer Parisvogel nun hat einen dicken, rothen Schnabel, deſſen oberer Kiefer etwas erhaben, wie ein Schiffskiel iſt, ſind weiß, roth und ſchwarzbunt, der Schwanz ſchwarz, die Farbe des Körpers orange, die im Frühjahre und Herbſte citrongelb wird. Edward hat einen aus der Hudſonsbay erhalten; aber ſie kommen auch in die europäiſchen Gegenden, deswegen Hr. Klein ſie etlichemal geſehen hat. Denn ſie kommen nicht alle Jahre, ſondern nur zuweilen in die hieſigen Gegenden, und ziehen vermuthlich über die ſchmälern Meerſtriche. Herr Klein hat ſogar einen etliche Monathe im Kefige gehalten, der mehr roth als orange geweſen. Er hat Wachholderbeeren auch große Spinnen gefreſſen.

Parkinſonie.

Dieſer Name zielet auf den engliſchen Apotheker, John Parkinſon, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in ſeinem Paradiſo und Theatro botanico viele, meiſtens aber überall wachſende, Pflanzen, öfters ſchlecht und undeutlich, beſchrieben und abgebildet hat. Im erſten Theile des deutſchen Linnäiſchen Pflanzenſyſtems S. 563. werden deſſen Werke beträchtlich genannt. Dieſes iſt gewiß nur von der Dicke zu verſtehen. Eine einzige Art, nämlich die ſtachlichte Parkinſonie, machet zur Zeit dieſes Geſchlecht aus. Es wächſt dieſes artige Bäumchen in dem wärmern Amerika und erreichet mit ſeinen Aeſten ungefähr zwölf Fuß Höhe. Die Stacheln ſtehen gemeiniglich einzeln, an den ältern Aeſten aber drey bey einander. Die Blätter ſind gefiedert, und gemeiniglich entſpringen drey und mehrere aus einem Orte, oder ſtehen doch dichte bey einander und beſtehen aus vielen, glänzenden, kleinen, länglichten Blättchen. An dem Blätterwinkel und Spitzen der Aeſte ſtehen lockere Blüthähren. Die Blumen haben einen ſehr angenehmen Geruch. Fünf lanzetförmige, vertiefte, zurückgeſchlagene, gefärbte und einander ähnliche Kelchblättchen ſtehen auf einem beſondern glockenförmigen Blumenträger. Die fünf gelben ausgebreiteten, platten Blumenblätter ſind zweymal ſo lang, als der Kelch, und viere davon eyförmig und mit kurzen Nägeln verſehen, das obere aber iſt mehr rundlich, unterwärts roth geflecket, und ruhet gleichſam auf einem beſondern viel längern Nagel oder Stiele. Die zehn Staubfäden ſind etwas nieder gebogen und nicht viel länger, als der Nagel des obern Blumenblattes. Der walzenförmige Fruchtkeim iſt unterwärts gerichtet. Der Griffel aber

aber richtet ſich mehr aufwärts und endiget ſich mit einem ſtumpfen Staubwege. Die lange, und zwiſchen den Saamen äußerlich eingezogene, bräunlichte Schote öffnet ſich mit zwo Klappen und enthält einige länglichte Saamen. Herr Jacquin hat öfters Blüthen und Früchte zu gleicher Zeit an dieſem Bäumchen wahrgenommen, auch angemerket, wie die, aus den Saamen erzogenen, Stämmchen ſchnell in die Höhe geſchoſſen und ſchon im erſten Jahre geblühet. Um Martinique beſtehen die lebendigen Zäune aus Parkinſonie und Poinciane, und es iſt leicht zu glauben, daß dergleichen das Auge und die Naſe ergötzen. Schade, daß beyde bey uns in Töpfen gehalten, und den Winter über ſorgfältig im Glashauſe unterhalten werden müſſen. Die Parkinſonie kann man nur aus Saamen ziehen, welchen man in kleine Töpfe ſäet, und dieſe ins Lohbeet eingräbt, auch die jungen Pflanzen werden auf dem Lohbeete unterhalten und nach und nach an die freye Luft gewöhnet. Sie bleiben immer gegen die Kälte ſehr empfindlich, daher man ſie auch die meiſte Zeit im Sommer im Glashauſe unterhält. Bey guter Wartung fallen die Blätter nicht ab, die Blumen aber haben bey uns niemals Saamen nachgelaſſen.

Parnaſſie.

Parnaſſerkraut oder Gras, Einblatt-Hornblümlein, Steinblume, weißes Leberblümlein. Sie wurde auch ehedem in den Apotheken Hepatica alba genannt, und deswegen behält Herr Planer Leberblume zum Geſchlechtsnamen. Es iſt nur eine Art bekannt. Parnaſſia paluſtris L. Solche wächſt bey uns häufig auf feuchten Wieſen und blühet im Auguſt und September. Die zäſerichte, ausdauernde Wurzel treibt viele geſtielte, eyförmige, völlig ganze Blätter und einfache, nicht viel über einen halben Fuß hohe Stängel, welche ohngefähr in der Mitte mit einem einzigen Blatte und auf der Spitze mit einer Blume beſetzet ſind. Das Stängelblatt iſt ungeſtielt, herzförmig, und umgiebt mit den vorragenden Lappen den Stängel. Die Blume iſt weiß, nicht groß, aber wegen ihrer Beſchaffenheit ſchön. Fünf längliche, ſtehenbleibende Kelchblätter umgeben fünf ausgebreitete rundliche, vertiefte, geſtreifte und eingekerbte Blumenblätter, und dieſe wieder fünf Honigbehältniſſe. Jedes beſteht aus einem herzförmigen, ausgehöhlten Blättchen, deſſen Rand mit vielen Stielchen, welche von der Mitte nach den Seiten verhältnißmäßig niedriger werden und ein gelbes Knöpfchen tragen, beſetzet iſt. Die

fünf Staubfäden und der Fruchtkeim, welcher oberwärts ein Loch zeiget und ſeitwärts mit vier ſtehenbleibenden Griffeln beſetzet iſt, vereinigen ſich mit, und ſondern ſich wieder von einander ab, und dieſes Spiel iſt ein deutlicher Beweis, daß der Fruchtkeim von den Staubbeuteln befruchtet und geſchwängert werde. Anfangs, wenn die Blüthe ſich öffnet, ſtehen die Staubfäden aufgerichtet, hernach biegt ſich einer nach dem andern, und zwar wechſelsweiſe, als der erſte, hernach der dritte, u. ſ. f. gegen die Oeffnung des Fruchtkeims, bringt den Staubbeutel in die Oeffnung, und wenn ſolcher das Pulver ausgeſchüttet, richtet ſich der Staubfaden wieder in die Höhe, ſchlägt ſich auswärts und leget ſich auf das Blumenblatt. Der Fruchtbalg iſt eyförmig, faſt viereckicht, mit den vier Griffeln beſetzet, öffnet ſich mit vier Klappen, und an dieſen hängen einige länglichte Saamen. In England will man dieſe Pflanze mit gefüllter Blume unterhalten. Die ältern Aerzte empfohlen die Pflanze zu Eröffnung der verſtopften Leber und rechneten ſie unter die Wundkräuter; es iſt aber der Gebrauch ganz und gar aus der Mode gekommen, und wir werden dadurch gewiß nichts verlieren. In Weſtmanland pflegen die Bauern die Pflanze mit Bier zu kochen und dieſes wider das Sodbrennen zu trinken. Die Bienen beſuchen die Blumen fleißig.

Parſch.

Perca, iſt ein eigenes Fiſchgeſchlecht des Kleins mit ein und dreyßig Arten, welches er in ſeiner Hiſtor. Piſcium Miſſ. V. §. 24. u. f. und zwar unter den Fiſchen mit einer Rückenfloße, monopteris, beſchreibt; ſ. unſern Artikel, Fiſch, B. III. S. 67. Desgleichen machet auch der Parſch, Perca, bey dem Ritter v. Linne' ein eigenes Thiergeſchlecht, nämlich das 168ſte mit ſechs und dreyßig Arten derjenigen Fiſche, die ſägeförmig gezähnelte Kiemendeckel haben ſollen, aus; ſ. unſern nur angeführten Artikel, Fiſch, S. 72. Bey uns Deutſchen wird der Name deſſelben auf verſchiedene, faſt gleichlautende Art, nämlich, Paerſch, Perſch, Barſch, Baarſch, Baerſch, Bärſching, Baerſchling, Berſch, Berſchk rc. geſchrieben, und will Richter S. 777. dieſe Benennung von einem alten Stammworte, Berſchen, da ſich der angegriffene Fiſch gewaltig ſträube und berſche, ableiten. Er hat aber wohl ſeinen Urſprung aus dem griechiſchen, da Ariſtoteles die πέρκας unter die Piſces Saxatiles, Stein- und Klippenfiſche zählet, Perca aber einen mit ſchwarzen Flecken gezeichneten, beſonders bedeutet; daher denn auch dieſes Wort faſt von allen Völ-

kern

kern beybehalten worden. Er heißt nämlich, lateiniſch, Perca, franzöſiſch, Perche, ital. Perſego, nach dem Salvian bey den Inſularibus Peſce Parſico, engliſch a Pearch, holländ. Baars, deutſch Parſch, welche Schreibart unſer Klein mit gutem Fuge beybehaten.

Unter den monopteris führet er zuerſt diejenigen auf, die eine einzige lange, ſcheinbar getheilte, oder abgeſetzte, jedoch durch ein paar niederliegende Finnen wirklich zuſammenhängende, vorwärts grätichte, hinterwärts weiche, Rückenfloße haben, und dieſe nennt er eigentliche Percas, Parſche, wie die nunmehr folgenden vierzehn Gattungen beſtätigen. Es ſind nämlich, mit einer langen, ſcheinbar abgeſetzten Floße, Pinna vnica, longa, (interrupta,) auf dem Rücken begabet:

I. Perca, *πέρκη*, auch wohl *περκὶς*; außer der Rücken- und Schwanzfloße hat der Parſch noch zwo Kiemenfloßen; desgleichen führen die europäiſchen und braſiliſchen Fiſche, gemeiniglich zwo, die caroliniſchen nur eine, Bauchfloße; alle aber nach dem After nur eine Floße; jene zwar ohne Stacheln, dieſe aber mit einem oder zwo ſtachlichten Gräten, bey dem Anfange der Floße; auch haben ſie alle dichte, harte und rauhe, ſcharfe Schuppen.

1ſter Kleiniſcher Parſch, Perca, mit zwo Bauchfloßen, ſchwärzlichen, vom Rücken bis in den Bauch, herabſteigenden, Flecken, (daher Epicharmus bey dem Athenäus, II. fol. 159. dieſe Fiſche *αἰόλας*, varias, bunte, nennt.) mit einem gelben Augenringe und mit rothen Floßen, auch mit rothem getheilten Schwanze. Perca fluuiatilis Auctorum. Percia und Phycis zu Rom. Perche der Franzoſen, Perca maior, Barß, Barſch, Parſch, des Schoneveldts, a Pearch, Willughb. p. 291. Tab. S. 13. fig. 1. deſſen Zeichnung nicht viel taugt, beſſer aber die andere Figur des Baltners, iſt, wiewohl auch die Rückenfloße zu weit abgeſetzet iſt; Aborn, der Dänen, (Aboere des Pontoppidan auch in Norwegen, woſelbſt er auch Tryde, und von einigen Skibbo, genannt wird); und iſt zugleich ein Fluß- Bach- und Seefiſch. Perca, lineis vtrinque ſex transuerſis, nigris, pinnis ventralibus rubris, des Artedi, Syn. p. 66. ſp. 1. Perca pinnis dorſalibus diſtinctis, ſecunda radiis ſedecim, Suec. Aborre, Linn. Faun. Suec. Perca marina, dilutioris coloris; Perca Pelagia Paul. Iouii; Perca marina des Bellons, Salvians, Gesners, (S. 168. Perca fluuiatilis, die Egle.) Willughb. p. 327. Perſeus maris rubri, der Araber; (Berſtling) Berſchling,

ling, Wretenſa, Marſil. Danub. T. IV. Tab. 23. Perca, I. Perca, lineis vtrinque ſeptem transuerſis nigris, ductibus miniaceis caeruleisque in capite et antica ventris, des Artedi, ſyn. p. 68. ſp. 6. Haff-Parß des Schoneveld. Die größten befinden ſich in dem Pautzker-Meerbuſen, zuweilen zu einem Fuß lang; Kleins Zeichnung, Tab. VII. fig. 2. iſt von einem Originale mittlerer Größe, unterſcheidet ſich ſehr von der Marſiliſchen, und iſt auch wohl treffender nach dem Leben gezeichnet. Bey dem Linné iſt er Perca fluuiatilis, gen. 168. ſp. 1. und zwar mit zwo unterſchiedenen Rückenfloßen. Müller nennt ihn den Flußparſch und merket an, daß er in unſern europäiſchen Flüſſen und Gewäſſern, auch Weihern, Teichen, Gräben und Moräſten, gefunden werde, doch daß er in reinen und friſchen Waſſern viel ſchmackhafter und größer werde. Er habe zwo Rückenfloßen, und ſtünden die Finnen etwas weit von einander. (woraus zu erſehen, daß man des Kleins ſeine Einleitung und weitläuftige Anmerkung, §. XXIV. welche er doch Tab. VII. mit den Figuren, 2. 3. und 4. erläutert, nicht geleſen haben müſſe.) Sie ragten mehrentheils mit ſcharfen Spitzen hervor, wären bläulich, am Bauche aber roth. An dem hintern Theile der erſten Rückenfloße befinde ſich ein ſchwarzer Flecken; (den bereits Artedi, ſpec. p. 74. angezeiget, ſich aber doch in den Zeichnungen des Marſilli und Kleins nicht findet) Die Farbe des Körpers ſey obenher bläulich, weiter und in den Seiten und nach unten zu, ſilberfärbig, in die Quere mit fünf (ſechs) auch wohl ſieben dunkeln Bändern beſetzet. Die Kiemendeckel beſtünden aus zwey Beinchen, etwas krumm und vermittelſt einer Haut zuſam̃en verbundenen Platten, davon die obere größer und am Umfange gezähnelt, die untere aber kleiner und nur mit einer einzigen Stachelſpitze bewaffnet, ſey. In den Bauchfloßen ſey eine, und in der Afterfloße zween, ſtachlichte Strahle; die Schwanzfloße, wie die Bauchfloßen, roth; die Schuppen rauh, hart, aber klein. Die Anzahl der Finnen iſt, nach den Artediſchen und Gronoviſchen Exemplarien, in der erſten Rückenfloße vierzehn, in der zwoten vierzehn bis ſechzehn, in der Bruſtfloße dreyzehn bis vierzehn, in der Bauchfloße ſechs, oder nur eine ſteife von ſechſen, in der Afterfloße eilf, oder zwo ſteife von zwölfen, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn Finnen. Auf eine Finne mehr oder weniger kömmt es wohl nicht an. Der Parſch iſt ein ſehr geſchwinder Fiſch, der faſt ſo ſchnell als der Hecht fortſtreicht, aber wegen ſeiner ſtachlichten Floßenfinnen,

nen vor dem Hechte ziemlich ſicher iſt; wiewohl der Hecht die junge Bruth der Pärſche ſtark aufreibt; dahingegen der Parſch ſich ſowohl an ſeine eigene Brut, als der Weißfiſche und anderer Weichfloßer machet, daher man auch in den Parſchweihern wenig andere Fiſche, und noch weniger junge Bruth, antrifft. In reinen, friſchen, fließenden Waſſern ſind ſie ſchön und ſchmackhaft, in trüben und ſumpfichten Waſſern aber ſehr unſchmackhaft und gründig. Die holländiſchen Flußpärſche ſind ſehr berühmt, und daſelbſt ein ſo genanntes Waterzoodje, das iſt, ein Pärſching mit Peterſilienwurzel und Kraute in bloßem Waſſer geſotten, und ſo aus dem Waſſer mit Semmel oder Butterbrod gegeſſen, eine der allgeſündeſten und delicateſten Speiſen, darinnen man ſich faſt nicht ſatt eſſen könne, und würden die viertelpfündigen Milchner beſonders dazu ausgeſuchet. Die beſte Jahreszeit ſey nach dem May bis in den Herbſt. Schäffer hat dieſe Percam, welche in Bayern und zu Regensburg das Pürſtel, von berſten, als wolle er vor Zorn gleichſam berſten, heißt, aufs genaueſte beſchrieben und gezeichnet; auch den ſchwarzen Fleck der erſten Rückenfloße wohl ausgedrückt; in ſeiner Pentas Piſc. Bauar. Ratisbon. p. 1. Tab. I. fig. 1. tit. Perca Vulgaris, Bürſtel Bauarorum. Nach dem Kramer wird er in Oeſterreich Warſchieger, auch Goldparſch, genannt, und ſoll ſelten über zwey Pfund ſchwer werden.

2ter Kleiniſcher Parſch, Perca, mit dicken, fleiſchichten Bausbacken und zwo Bauchfloßen; von Farbe über und über aſch-ſilberglänzend, mit gefleckten Rückenfloßen, ſpitzigern, mehr vorgeſtrecktem, Kopfe; an den äußerſten Kiefern mit eingebogenen Hundezähnen bewaffnet, deren der obere etwas länger iſt; mit goldfarbigem Augenringe und ſchwärzlichen Seitenlinie; Lucio-Perca des Gesners, (Schill, Nagmaul, S. 176. und im Nomencl. p. 316.) des Schonevelds und anderer. Zannat, Zandat, Zant, der Preußen. Schilus, ſ. Nagemulus, der Deutſchen; Gesner in Paralip. Lucio-Perca, Schiel, Smul, Syllo, Marſill. Tab. XXII. p. 69. Hechten-Perſchling, Zehend-Zant; Perca pallide maculoſa, dentibus vtrinque maioribus, des Artedi, Syn. p. 67. ſp. 2. Perca, pinnis dorſalibus diſtinctis, ſecunda radiis viginti tribus, Gios, Suec. Linn. Faun. Suec. Willughb. p. 293. Tab. S. 14. deſſen Zeichnung aber nicht viel tauget, daher Klein, Tab. VII. fig. 3. eine beſſere gegeben, welche auch mit der Marſilliſchen ſehr übereinkömmt. Unſer Klein merket ferner an, daß dieſer Parſch zu zwanzig Pfund ſchwer werde.

Den Alten iſt er unbekannt geweſen. Aldrovand will zwar muthmaßen, es werde der Aſellus von den Dänen und Preußen Zandat oder Sandat, vom Sande, Arena, genannt, in welchem er und viele andere Fiſche, nach dem Ariſtoteles, ſich zu verbergen pflegten; und das würde wohl unſer nunmehriger Sandbarſch geweſen ſeyn: doch hält ſich dieſer nur in ſüßen und reinen Waſſern auf. In Preußen befindet er ſich in großer Menge; es werden aber die abgeſtandenen kaum von den Armen gegeſſen. In Deutſchland wird der abgeſtochene, oder vor den Kopf geſchlagene, weit und breit herum geſandt, beſonders von Frankfurt an der Oder nach Sachſen. Er wird auch wohl eingeſalzen und in Fäſſer geſchlagen, verſandt. Bey dem Linnäus iſt er Perra-Lucio perra, gen. 168. ſp. 2. der Mülleriſche Sandbarſch ſeiner Bärſchinge. Die Benennung ſoll ſo viel als Hechtbarſch bedeuten, da er mit ſeiner langen Geſtalt beſonders den Hechten gleich kömmt. Um Augsburg herum wird er Scheidel, auch Schiel, im Pomerſchen und Hollſteiniſchen, Sandat, Sandbarſch, lat. Nagemulus, Nagmaul genannt; (bey uns aber gemeiniglich, Sander, Zander. ſ. unſern Artikel, Nagmaul, B. VI. S. 48.) Er iſt länglichter, als ein Parſch; hat eine längere und ſpitzigere Schnauze; der Rücken iſt nicht ſo hoch gewölbet, und der Bauch iſt platt und breit. Der Rücken und die Seiten haben eine ſchmutzige braungelbe Farbe mit dunkeln unregelmäßigen Strichen. Der Unterleib iſt, nebſt den Bauchfloßen, etwas röthlich; die beyden Kiefer ſind mit kleinen Zähnchen, (nach dem Verhältniſſe auch wohl mit ziemlich großen, einwärts gebogenen Zähnen) und der Gaumen mit vierzig kleinen Zähnchen beſetzet. Der obere iſt etwas länger, als der untere. Neben dem erſten Paare Floßen iſt ein Beinchen mit drey Stacheln. Die Kiemendeckel endigen ſich in einen ſcharfen Stachel; die Schuppen ſind mit einem rauhen Rande umſäumt, und nach dem Artedi haben die Kiefern große Hundszähne. In der erſten Rückenfloße befinden ſich vierzehn, in der zwoten zwo ſteife von drey und zwanzigen, in der Bruſtfloße ſechzehn, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße vierzehn, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn Finnen. Richter giebt uns S. 760. und 773. ſowohl von der gegenwärtigen, als der vorhergehenden, Gattung der Sand- und Flußparſche, umſtändliche Nachrichten und Beſchreibungen, daß wir alſo dahin ſicher verweiſen können.

3ter Kleiniſcher Parſch, Perca, mit zwo Bauchfloßen, höher gewölbtem Rücken als Bauche, auf

auf goldenem Grunde ſilberglänzenden Schuppen; mit ſieben großen, langen lichtbraunen Streifen in den Seiten; am Kopfe mit einem breiten, ſchwarzen, auf beyden Seiten herunterſteigenden, Streifen, einem blauen Maule, gelben Floßen, und gleichfärbigem getheiltem Schwanze, rothen, braun und weiß vermiſchtem Augenringe. Acara pinima des Marcgravs, S. 152. der die Figur eines meißniſchen Parſches vorſtellet. Sloane in Itin. Iamaico. ſ. dieſen Art. B. I. S. 72.

4ter Kleiniſcher Parſch, Perca, mit zwo Bauchfloßen; erhöhetem Rücken; einer, mit einem ſteifen Dorne bewaffneten Afterfloße; einer, mitten auf dem Rücken aufſitzenden, und in eine Furche niederzulegenden, ſtachlichten Floße; einem in zwey Hörner getheilten Schwanze; mit ſilbernen, goldglänzenden, Schuppen; in den Seiten mit zwo dicken, goldfarbigen Streifen; mit falbem Obertheile des Kopfes, weißem Bauche, aſchfarbigen Floßen und ſilberglänzendem Augenringe. Capeuna der Braſilianer des Marcgravs, S. 155. ſ. dieſen unſern Artikel, B. II. S. 40. wo alſo Capeuna, ſtatt Capenna, zu leſen. Er iſt nämlich, nach deſſelben Beſchreibung, ein Fiſch mit einem länglichten, nicht gar breitem, Leibe, der etwa zu ſieben Zoll auswächſt. Er hat ein ſtumpf geſpitztes Maul oder Schnauze, und in beyden Kiefern eine Reihe der kleinſten Zähnchen; die ganze innere Höhle des Mundes und die Zunge ſind von blutrother Farbe. Die Augen ſind klein, wie bey dem Stuferbarſche, cryſtalliniſch, mit einem bunten, theils ſilberglänzendem Ringe umgeben. Er hat ſieben Floßen: nach den Kiemen auf jeder Seiten eine länglichte, dünne, gleichſam dreyanglichte; am Unterleibe zwo dergleichen; nach dem After eine, mit einer ſcharfen Gräte bewaffnete; eine lange Rückenfloße, deren vordere Hälfte mit ſpitzigen Stacheln bewaffnet, die er zurück beugen kann, die hintere Hälfte aber weich und ohne Stacheln iſt; auch hat der zweyhörnichte Schwanz eine weiche Floßfeder. Er wird mit kleinen ſilbernen Schuppen bedecket, durch welche etwas goldfarbiges ſchimmert. Auf jeder Seite führet er zwo dicke goldfarbige Linien, deren die eine von der Höhe der Schnauze durch die Augen, und die Mitten des Leibes bis zum Schwanze, (die Mittel- oder Seitenlinie) die andere etwas höher durch die Breite des Rückens fortſtreicht. Auf der Höhe des Kopfes iſt er bleichgelb, alle Floßen aſchfarbig, der Bauch und deſſen Floßen weiß. Geſotten iſt er von gutem Geſchmacke; und wird er in Meeren zwiſchen den Klippen hauptſächlich gefangen.

5ter Kleiniſcher Parſch, Perca, mit zwo Bauchfloßen, ſo mit einem ſcharfen Dorne bewaffnet; am Rücken und Leibe iſt dieſer Fiſch gleichſam eyförmig; er hat aus wenigem güldenen Grunde, Feuille mort, ſilberglänzende Schuppen; aſchfarbige Floßen; einen getheilten Schwanz; ein mit kleinen Zähnchen beſetztes Maul, und inwendig oben und unten ein Beinlein, und einen weißgoldnen Augenring. Piraumba der Braſilianer, des Marcgravs, S. 167. nach welchem dieſer, bey den Portugieſen Chayquarona benannte Fiſch, die Größe und Geſtalt eines Karpfen hat; von der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes zehn Zoll lang, und, wo er am breiteſten, etwas über vier Zoll breit, iſt; gegen den Schwanz mehr und mehr verjünget, und ſodann zween Zoll breit bis zum Schwanze verbleibt. Er hat ein Maul, wie der Karpfen, große hervortretende Augen, mit einem cryſtalliniſchen Augapfel und einem, mit weiß vermiſchten, goldfarbenen Augenringe. Er führet acht Floßen: nämlich mitten auf dem Rücken eine, über drey Zoll lange und einen Zoll breite, welche er in eine Furche zurücklegen, und mit neun ſteifen Gräten aufrecht erhalten, kann; an dieſe ſtößt ſofort eine andere faſt drey Zoll lange, noch nicht einen Zoll breite, und durch keine ſteife Finnen unterſtützte, Floße an; nach jedem Kiemen eine, drey Zoll lange und an der Wurzel einen Zoll breite; am Unterleibe zwo, zween Zoll lange, kaum einen Zoll breite, mit einer ſteifen Gräte bewaffnete, und gleichſam vereinigte; nach dem After eine, einen Zoll breite, einen halben Zoll lange, ebenfalls mit einer ſteifen Gräte unterſtützte; und endlich eine zum Schwanze gehörige, drey Zoll lange und breite, gabelförmige, Floße. Er hat große, ſilberglänzende, mit etwas Gold untermiſchte Schuppen, wie ein Karpfen, jede Schuppe aber iſt von der Mitten an bis an ihre Einſenkung von gelblicher Farbe; unterm Kopfe und an dem Vordertheile des Bauches iſt er mehr ſilberfärbig. Alle Floßen ſind lichtaſchenfarbig. In dem Maule hat er oben und unten einen, mit den kleinſten, kaum zu fühlenden, Zähnchen beſetzten Stein. Er iſt ein eßbarer Fiſch von gutem Geſchmacke.

6ter Kleiniſcher Parſch, Perca, mit zwo Bauchfloßen; mit kleinen, nadelartigen Zähnchen, im Unterkiefer, mit zween langen und dicken, nnd darunter vermiſchten, ſehr kleinen Zähnen, im Oberkiefer bewaffnet; mit einem auf Silber gegründeten blutrothen Augenringe; mit einer, zur Hälfte in eine Furche ſich niederlegenden Rückenfloße; einem gleichen, fächerähnlichem Schwanze; mit ſilber-

ſilbernen, blutroth ſchattirten, Schuppen; weißem Bauche und Maule, und, außer den Bauchfloßen, blutrothfarbigen Floßen. Acaeranya, verfälſcht Garanha, (vielmehr aber Acara-aya,) des Marcgravs, S. 167. ſ. dieſen unſern Artikel, B. I. S. 71.

7ter Kleiniſcher Parſch, Perca, mit zwo zirkelrunden Bauchfloßen; mit einer zur Hälfte ſtachlichten, bogichten, uud in eine Furche zurück zu ziehenden, Rückenfloße; einer harten, und mit einem ſpitzigen Dorne unterſtützten, Afterfloße; mit einem breiten, ganz ſilberfarbenen Schwanze; einem dunkeln ſchattichten Rücken; in den Seiten mit acht, bis in den Bauch nicht hinunterſteigenden, Streifen und weißem Bauche; desgleichen lichtbraun-ſilberfärbigen Rücken- Kiemen- und Schwanzfloßen und gezähneltem Maule. Corocoro des Marcgravs, S. 177. den Willughbey S. 301. für einen Verwandten der Coracinorum erklären will, da er doch vielmehr, der Beſchreibung und Zeichnung nach, für einen Parſch, mit einer langen, abgeſetzt ſcheinenden, Rückenfloße, pinna longa, interrupta, zu halten. Marcgrav beſchreibt ihn nämlich folgendermaßen: der Braſilianer Corocoro iſt ein Fiſch mit einem etwas gekrümmten (gewölbten) Rücken, ſtumpfen Kopfe und Maule, etwa in der Länge eines Fußes. Er hat kleine, ſpitzige Zähnchen, ziemlich breite Kiemendeckel, deren vorderer Theil in einen ſpitzigen Dorn ausläuft; ſechs Floßen, nämlich eine drey Zoll lange auf jeder Seite nach den Kiemen; zwo faſt dreyeckichte, am Ende zirkelförmige und oberwärts mit einer ſteifen ſpitzigen Gräte unterſtützte, am Unterleibe; eine, mit einem dicken, harten und ſpitzigen Stachel unterſtützte Floße nach dem After, vor welcher eine kleine Stachel annoch befindlich. Von der Höhe des Rückens fängt eine Floße an, die bogicht nach der Mitten des Rückens niederſteigt, und mit ſteifen und ſpitzigen Stacheln unterſtützet iſt; bey deren Ende fängt eine zwote, weiche, ebenfalls bogichte an, und läuft faſt bis zum Anfange des Schwanzes fort. Der Schwanz, vielmehr die Schwanzfloße, iſt zween Zoll lang, und vier Zoll breit. Der über und über ſilberglänzende Fiſch iſt mit ziemlich großen Schuppen bedecket, doch auf dem ganzen Rücken und deſſen Höhe beſonders, iſt licht umberbraun mit eingemiſcht, und durch die Seiten ſteigen acht, einen Zoll breite, lichtbraune Streifen, bis nahe an den Bauch, der Quere herunter; der Bauch ſelbſt aber und deſſen Floßen ſind weiß: die Rücken- Kiemen- und Schwanzfloßen ſind aus Silber mit lichtbraun vermiſchter Farbe. Die vorderſte Rückenfloße kann

er

er auch in eine Furche zurück ziehen. Er iſt ein Seefiſch und eßbar. In unſerm Artikel, Corocoro, B. II. S. 233. haben wir auf dieſen Kleiniſchen Parſch verwieſen.

8ter Kleiniſcher Parſch, Perca, mit zwo Bauchfloßen, rundlichem, mit einer gabelförmigen Floße beſetzten, Schwanze; vor den Kiemen- und in den Bauchfloßen mit Stacheln bewaffnet, mit ſilberglänzenden, ſägförmig gezähnelten Schuppen, mit oberwärts rauhem und ſchön incarnatnem Kopfe, desgleichen mit fleiſchfarbenen Floßen, außer der vorderſten, ſtachlichten mit goldſchattirten Rückenfloße. Ueber den Augen befindet ſich ein blutrother Flecken, und der Augenring iſt ſilberglänzend. Iaguaraca des Marcgravs, S. 174. in der Größe eines Mittelbarſches; ſ. dieſen unſern Artikel, Jaguaraca, B. IV. S. 212.

9ter Kleiniſcher Parſch, Perca, mit einer einzigen Bauchfloße, weitem Maule, aus Gold ſchattirten Schuppen, röthlichten halben Rücken- After- und Schwanzfloßen an dem faſt gleichen Schwanze. Perca marina, pinna dorſi diuiſa, the Cröker, Catesby, II. p. et tab. 3. Die Beſchreibung deſſelben lautet folgendermaßen: der Seebarſch mit getheilter Rückenfloße. Dieſe Figur ſtellet den Fiſch in derjenigen Größe vor, welche er insgemein hat, und wie ſie in den meiſten Flüſſen von Virginien gefunden werden; (hier iſt er vierzehn Zoll lang, und viertehalb Zoll breit, wo er am Anfange der erſten Rückenfloße am breiteſten) in tiefern Waſſern aber und in dem großen Meerbuſen von Cheſabrak, fängt man zuweilen welche, die drey Schuh lang ſind. Er iſt mit Schuppen bedecket, ſo eine Farbe, wie gebrannter Ocker haben; im Auge hat er einen goldfarbenen Ring, und ſein weiter Mund zeiget etliche Reihen ſehr kleiner ſcharfer Zähne. Er hat ſechs Floßen: eine dreyeckichte mitten auf dem Rücken; eine von rother Farbe, ſo ſich von dieſer bis an den Schwanz erſtrecket; zwo hinter den Ohren, und zwo unter dem Bauche; (vermuthlich eine Bauch- und eine Afterfloße, nach der Zeichnung.) Er iſt eine ziemlich gute Speiſe. Bey dem Ritter Linne' heißt er Perca vndulata, gen. 168. ſp. 8. nach Müllern der Wellenbarſch; er wird auch von D. Garden Croker, und von den Holländern Kwaaker, genannt; er habe zwo einigermaßen mit einander verbundne, gleichſam eine einzige ausmachende, Rückenfloßen, und wäre leicht an einem braunen Flecke an den Bruſtfloßen zu erkennen. Man zähle an den vordern Kiemendeckeln fünf kleine Zähnchen, in der

erſten Hälfte der Rückenfloße zehn, in der zwoten eine ſteife von neun und zwanzigen; in der Bruſtfloße achtzehn, in der Bauchfloße eine ſteife von ſechſen, in der Afterfloße zwo ſteife von ſechzehn, und in der Schwanzfloße neunzehn Finnen, und ſey er in Carolina zu Hauſe.

10ter Kleiniſcher Parſch, Perca, mit einer einzigen langen Bauchfloße und kleinem Maule; von Farbe iſt er ganz roth, außer dem weißlichen Bauche, und den zween vorderſten Stacheln der Afterfloße. Der hinterſte Theil der Rückenfloße iſt ſehr lang; vielmehr hoch und ſpitzig; die vordere Rückenfloße hat zwölf Stacheln, davon der vierte und fünfte die höheſten ſind. Der Schwanz iſt tief ſcheerenförmig, Perca marina rubra, the Squirrell, Catesby, ibid. p. et tab. 3. nach deſſen Beſchreibung ſein rother Seebarſch insgemein die Größe ſeiner gezeichneten Figur, (eines Schuhes) habe, wiewohl auch einige viermal größer würden. Sein Auge iſt groß und der Ring in ſelbigem gelb. Der Mund iſt mehr klein, als groß zu nennen, und hat viel kleine Zähne, wie der gemeine Parſch. Der ganze Fiſch war roth und hat ſechs Floßen: eine am Rücken, die mit verſchiedenen, (zwölf) ſtarken ſpitzigen Beinen verſtärket war; hinter dieſer und gleich daran ſtund eine lange, (faſt drey Zoll erhöhete) biegſame, in eine Spitze ſich endigende, Floße; ferner hatte er eine lange unter dem Bauche, und eine andere hinter dem After, welche mit einem ſtarken ſcharfen Beine verwahret und mit ſelbigem durch eine Haut verbunden war. (Die Kiemenfloße gehöret auch dazu.) Der Fiſch iſt gut zu eſſen.

11ter Kleiniſcher Parſch, Perca, mit der ſtumpfen Schnauze, gezähneltem Maule, acht Stacheln der andern Hälfte der Rückenfloße, und mehrern äſtigen Finnen der hintern Hälfte, oder nach dem Salvian, ohne Stacheln, mit breitem Schwanze, breiten und ſchiefen Schuppen, etwas längerm als breitem Leibe. Σκίαινα, Vmbra, ombrina, des Salvians, fol. 115. Willughb. p. 300. tab. S. 19: Sciaena, ex nigro varia, pinnis ventralibus nigerrimis, (non integerrimis) des Artedi, ſyn. p. 65. ſp. 2. Die Kleiniſche Anmerkung bey dieſer Perca, ſ. unſern Artikel, Ceſtreus, 5. Klein. Meeräſche, B. V. S. 461. Sciaena vmbra, Lin. gen. 167. ſp. 4. nach Müllern die Seekrähe ſeiner Umberfiſche. Von dieſer Art führet das ganze Geſchlecht ſeine Benennung; auch giebt Müller, Tab. VI. fig. 7. eine Zeichnung von dieſem Fiſche. ſ. unſere Artikel, Seekrähe und Umberfiſche.

12ter Kleiniſcher Parſch, Perca, mit der abgeſtumpften Schnauze, einer kleinen rundlichen Bartfaſer am untern Kiefer; weiten, nach dem Salvian, dem Gehöre und Geruche dienenden, Oeffnungen vor den Augen; breitlichen, gleichſam wächſernen, leicht auszudehnenden Schuppen, ſilberglänzendem Bauche, mit Rücken und Seiten, ſo mit breiten, ſchieſen, wellenförmigen, bald gelben, bald fahlen, abwechſelnd geſetzten Fleckchen und Plätzchen bezeichnet ſind, mit ſchwarz geränderten Kiemendeckeln, ſchwarzen Floßen. und mit einem ſtarken ſteifen Stachel unterſtützten Afterfloße. Κορακῖνος, Coracinus, Coruo Saluiani, fol. 116 b. Willughb. tab. S. 21. Iſt dieſe Perca wohl mit dem Coracino des Salvians, oder vielmehr mit dem Coracinus albus des Rondelets, ein und derſelbe Fiſch? Von den ſchwarzen Floßen haben wohl der Coracinus, Coruulus, beym Athenäo ihre Benennung; ſed Coracinorum multa genera ipſe ſcribit, quae Saluianus ſec. Kleinium, fol. 118. declarauerit.

13ter Kleiniſcher Parſch, Perca, ſo faſt ganz ſchwarz iſt, einen ſehr ſteifen langen Stachel an der Afterfloße führet; eine abgeſtumpfte, aber nicht warzige oder bebärtete, Schnauze hat; übrigens mit dem vorhergehenden ſehr überein kömmt, doch viel kleiner iſt. Coracinus niger, Coruo di fortiera, Romae, nach dem Salvian, fol. 128 b. Coracinus niger des Rondelets, Willughb. Tab. S. 20. wobey Klein anmerket, daß Willughbey dieſen Fiſch anders zeichne, als der Salvian. Dieſer zeichnet die Rückenfloße deſſelben abgeſetzt, wie ſie ſich bey den Parſchen, Percis, finde, jener aber vereinigt beyde Floßen durch zwey kleine niedrige Stächelchen und Häutchen. Vielleicht wäre Willughbey ganz von ungefähr auf dieſe kleine, §. XXIX. nota a, beſchriebene, Stächelchen gerathen. Artedi hält dieſen Fiſch, ſyn. p. 66. für eine Unterart der vorſtehenden zwölften Gattung ſeiner zwoten Sciaena.

14ter Kleiniſcher Parſch, Perca, mit gleich vom hohen Rücken an herabſteigendem Kopfe, zwo Bauchfloßen, großen Augen, goldfarbenem Augenringe, ſchwarzem Augapfel, ſilberglänzenden Kiemendeckeln und Seiten, gelblichten Rücken, Schnauze und Kehle, gleichem ungetheilten Schwanze, und mit neun bis zehn goldfarbigen, punctirten, in gleichem Abſtande von einander, von den Kiemen durch die Seiten bis in den Schwanz fortlaufenden Linien; und mit etwas längerm Unter- als Oberkiefer. Klein hat ihn ehedem in ſeinem Kabinete gehabt, und ihn alſo, Tab. VII. fig. 5. nach dem Leben zeichnen laſſen.

Nun folgen die Kleiniſchen Pårſche, oder Kaulpårſche, mit eben einer einzigen langen, aber nicht abgeſetzten, ſondern nur eingebogenen oder gefalteten Rückenfloße, pinna, vnica longa dorſali non interrupta, ſed ſinuoſa, die er aber, Percis, Percides, nennt; ſ. unſern Artikel, Fiſch, B. III. S. 67.

II Percis. Salvian hålt davor, daß die Griechen eben den Fiſch ſowohl πέρκη als περκὶς, genannt håtten und will lieber den Plinius, lib. 37. (lib. 32.) c. 11. einer Unachtſamkeit beſchuldigen, daß er Percas und Percides als verſchieden anführe und beyden verſchiedenes zuſchreibe; dahingegen er ſelbſt beyde Fiſche als einen und eben denſelben annimmt, wiewohl er doch ſelbſt die Percam, als der Channae und Phycidi åhnlich, ausgiebt, und eben dadurch einer größern Unachtſamkeit ſich anſchuldiget. Wir wollen lieber den von dem Plinius und Dioſcorides gemachten Unterſchied billigen, daß nåmlich die Perca und Percis zwar eines Geſchlechts, aber doch unter ſich als verſchiedene Gattungen zu erkennen, indem ſie ſich durch beſondere Kennzeichen des Kopfes, der Stacheln neben den Kiemenhåuten, der kleinen Dörnchen auf den gezåhnelt und ſågeförmig erſcheinenden Kiemendeckeln, der långlichten und zuſammenhångenden Rückenfloße, ſelbſt der Farbe, daher die Alten die Percam vorzüglich Variam, buntfarbig, den Flußparſch aber die kleine Percam auratam genannt; daher die Aurata des Tragi, (Geſner. und Aldrou.) Aſpredo, Io. Caii; oder auch von dem Rücken, der einem abſchüßigen und borſtigen Schweinsrücken nicht unåhnlich, und folglich χοῖρος, nicht unſchicklich für den Porcus fluuiatilis des Strabo, beſonders nach der Nota a. §. XXIV. zu halten. Es ſey auch, wie es wolle, ſo wollen wir doch lieber mit einem Dioſcorides und Plinius irren, als beyde ohne alle Nothwendigkeit einer Unachtſamkeit beſchuldigen. Es verbleibe alſo die Percis, (gleichſam Percula, Porces Friſiis) Perca, pinna dorſali continua, ſed *ſinuoſa*, anteriore medietate ſpinis pungentibus ſuffulta, poſteriore radiis mollibus inermi, in concurſu ſinum plus minus altum formantibus; da zwar die Perca, an ſich und ſimpliciter betrachtet, einen, mit einer einzigen Floße beſetzten, (monopterygium) Rücken behalte, die aber doch durch eine merkliche Furche in der Mitten dergeſtalt abgeſetzt ſey, daß ſie bisher, aus nicht genugſamer Aufmerkſamkeit, für eine gedoppelte Floße gehalten worden. Hierüber kommen auch die Percides mit [illegible] Perca darinnen überein, da[illegible]

ſechs oder fünf Floßen, außer der Schwanzfloße, haben, das iſt, entweder nur eine Rücken- zwo Kiemen- zwo Bauch- und eine Afterfloße, oder eine Rücken, zwo Kiemen- nur eine einfache Bauch- und eine Afterfloße haben; doch ſind ſie auch daher, ſowohl von der Perca, als unter ſich ſelbſt unterſchieden, daß wenigſtens einige derſelben nur drey Floßen, nämlich eine Rücken- eine Bauch- und eine After- aber keine Kiemenfloßen haben. Unſer Klein erläutert dieſen ſeinen Satz durch einige Anmerkungen: not. b. die Percidem nennt Gesner (im Nomencl. S. 287.) mit andern Porcem, Caius Aſpredinem; den Bellonius Cernuam fluuiatilem, die Deutſchen Kaulparß, Kaulbarß, Pictorius Aſpratilem, die Engländer a Ruffe, i. e. aſperum, (Sea Bream, perca aurata, ein Goldberſch, porculus cernua, ein Kaulbarſch, Ferkelfiſch) item the Cole Pearch, a vocab. Kaulbarß, Phil. Transact. Angl. Vol. VII. benennen; ſ. auch den Bellonius.

1ſter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis, mit [illegible]ßen; [illegible] vordere Häl[illegible] iſt mit vier[illegible] davon die [illegible] heſten, u[illegible] derg[illegible] [illegible]

von Farbe iſt der Rücken aus Grün gelblicht, der Bauch ſilberglänzend; der ganze Leib und Floßen ſind gelblicht, und mit bräunlichten Flecken beſetzet, außer den unbefleckten Bauchfloßen; die Kiemendeckel ſind gezähnelt und an den Rändern gerippt; die Schuppen ſind rauch und hart; der Schwanz ein wenig rundlicht ausgebogen, und mit einigen bräunlichten Querlinien durchzogen. Cernua fluuiatilis des Bellons; Perca fluuiatilis minor; Aurata des Tragus; Gesners, (in Nomencl. p. 288.) Aldrovands; a Ruffe, Cole-Pearch, der Engländer, Perca dorſo monopterygio, capite cauernoſo, des Artedi, ſyn. p. 68. ſp. 4. Perca, pinnis dorſalibus coadunatis, radiis viginti ſeptem, aculeatis quindecim; Giers, Snorgers, der Schweden, Horch der Dänen. Linn. Faun. Suec. Schrollus Danubianus, Schrolln zu Regenſpurg, Gesner. Perca minor des Schonevelds; Willughb. p. 334. 345. Tab. X. 14. fig. 2. Kaulparß der Preußen, lacuſtris, nach der Kleiniſchen Zeichnung, Tab. VIII. fig. 1. fluuiatilis et recen[illegible], (des friſchen Haffs,) [illegible] gezogenen 8. Kupfer- [illegible] II. Pfaffenlaus, [illegible]b. IV. tab. 23. [illegible]ſterreich, Kramer. Regensburgiſche Schrait-

Schraitſer, Willughb. p. 335. wo er die Verſchiedenheiten deſſelben angezeiget. Neuerlichſt hat eben dieſes der belobte Schäffer in ſeiner Pentas, cap. 2. und 3. und in ſeiner Tab. II. fig. 1. und 4. ſehr deutlich und umſtändlich dargethan, und durch ſeine Zeichnungen nach dem Leben, wird es gar augenſcheinlich. Aus den Marſilliſchen und Kleiniſchen Abbildungen, leget es ſich auch ſchon zu Tage; doch iſt es beſonders, daß ſich alle dieſe Zeichnungen mehr oder weniger ähnlich ſehen. Vielleicht zum Beweiſe, daß auch bey den Arten ſich einige Spielarten bemerken laſſen. Noch bemerket Klein, daß einmal in dem Friſchhaff der Preußen, in der Nachbarſchaft der Aemter Fiſchhauſen und Lohſtedt oder Lochſtedt, auf einmal ſiebenhundert Tonnen unter dem Eiße gefangener Kaulpärſche und kleiner Lachſe, zu einer Fuß Länge und darüber verkaufet, und noch achtzig Tonnen den Armen und Tagelöhnern ausgetheilet worden. Perca Cernua, Linn. gen. 168. ſp. 30. der Mülleriſche Kaulbarſch. Iſt ein kleiner, dem Europäiſchen Bärſching ganz, (vielmehr nicht ganz) ähnlicher Fiſch, der aber keine ſchwärzlichten Bänder hat, dergleichen der gemeine Barſch zu führen pfleget, ſondern ſtatt deſſen mit braunen Sprenkeln oder Flecken, über dem ganzen Körper bezeichnet iſt. Die Holländer nennen ihn Poſt, Poſch, Poſchje, ſeiner Kleinigkeit halber. Sein Kopf iſt zwiſchen den Augen etwas platt, hin und wieder mit Grübchen verſehen; der Rücken ſcharf; der Bauch etwas platt, auch platter und ſchlüpfriger als der gemeine Parſch. Die Anzahl der Finnen iſt nach vier Exemplarien, eines Artedi, Gronovs, Kramers und Schäffers, gar ſehr verſchieden; da man in den Rückenfloßen, von ſechs bis acht und zwanzigen, funfzehen ſtachlichte, in der Bruſt⸗ zwölf bis funfzehen, in der Bauch⸗ von ſechſen eine ſtachlichte, in der Afterfloße von ſieben bis acht zwo ſtachlichte, ſechzehen bis achtzehen Finnen aber in der Schwanzfloße, wahrgenommen haben will. Er iſt ein Einwohner der ſüßen Waſſer in Europa, auch nach dem Linné, unterirdiſcher Höhlen. Die Richteriſche Geſchichte des Baars und Kaulbaarſes, S. 773. verdienet auch nachgeleſen zu werden. Nach unſerm Artikel, Kaulbaars, B. IV. S. 431. ſoll und wird er auch Stufer⸗, Stuverbarſch, genennet.

2ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis, mit ſechs Floßen; mit den beyden vorderſten ſehr kurzen, der dritten aber ſehr langen und längſten Stachel; Schraitſer, Willughb. p. 335. Schranz, Schrätzel, Schrätz, Perca III.

Marſill. tab. 23. welche aber Klein, der von dem Marſilli angeführten Unterſcheidungszeichen ungeachtet, doch lieber für eine Abänderung der vorſtehenden Arten gehalten haben möchte. Schraitſer zu Regensburg, Schäffer, nach welchem ſich die auf der zwoten Kupfertafel Fig. I. und IV. abgebildeten, und mit lebendigen Farben ausgemalten Schroll und Schraitſer, gar ſehr unterſcheiden; beſonders, wenn auch nur beym Schroll die ſechs, durch den Schwanz in der Quere laufenden, und bey dem Schraitſer die drey bis vier, von den Kiemen durch den Leib bis in den Schwanz laufenden, ſchwarzen Linien, die Schäffer für das eigentliche Unterſcheidungszeichen dieſes Fiſches, Nota characteriſtica, hält, beſtändig angetroffen werden; den Unterſchied des ſtumpfern und kürzern Kopfes und faſt über und über geſprenkelten Leibes und Floßen bey dem erſtern, und des längern Kopfes und Schnauze, der allein geſprenkelten Rückenfloße, und der unter der Mittellinie winklicht oder wellenförmig gezeichneten, Seiten und Bauches, nicht zu vergeſſen.

3ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis, mit ſechs Floßen, von Farbe röthlicht, am Bauche roth und weiß geflecket; an den Seiten mit hellrothen und ſchwarzen Fleckchen bunt geſprenkelt; mit rothen ſchwarz gefleckten Floßen, zehen ſtehenden Stacheln in der vordern Rückenfloße, und mit dergeſtalt untereinander vereinigten Schuppen, daß er für ganz glatt und nacket zu halten. Iuruucapeba, der Braſilianer bey dem Marcgrav, p. 146. Turdis affinis des Rajus in ſyn. Die Marcgraviſche Beſchreibung dieſes Fiſches, ſiehe in unſerm Artikel, Iuruucapeba, B. IV. S. 324.

4ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis, mit ſechs Floßen; über und über von hellrother Farbe; mit ſehr vielen ſchwarzen Dippelchen, wie mit Mohnſaamen, außer dem Bauche, beſprenkelt, und mit mondförmigen Schüppchen bedecket; ſonſt aber dem vorſtehenden ſehr nahe verwanndt. Carauna der Braſilianer bey dem Marcgrav, p. 147. nach welchem dieſer Fiſch die Größe und Geſtalt des vorſtehenden hat, doch ſich von ſelbigen, in Anſehung des Kopfes und der Leibesfarbe, unterſcheidet. Floßen hat er, wie ſein Vorgänger; aber ſein Maul iſt mondförmig, mit ſehr kleinen und ſpitzigen Zähnchen. Die Kiemen klaffen weit, und deren Deckel ſind am hintern Theile mit Stacheln bewaffnet. Die nicht weit von einander entfernten, nicht eben großen, Augen, ſtehen an den Seiten des erhöheten Kopfes, mit einem ſchwarzen eyförmigen,

migen, und mit einem rothen Ringe, eingefaßtem Ringe. Er hat überall mondförmige, hellrothe, ſchwarz gedippelte Schuppen, außer am Bauche; wird im Meere zwiſchen Klippen gefangen, iſt ein, mit weichem ſchmackhaftem Fleiſche begabter, Speiſefiſch.

5ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis, mit ſechs Floßen, und eilf Stacheln auf dem Rücken, davon die dritte die längſte iſt; mit nur einem Stachel verſehenen Bauch- und Afterfloßen; mit runden blutrothen Flecken am ganzen Leibe und auf den Floßen beſprenkelt, und mit der, nach dem Schwanze zu breitern zwoten Rückenfloße; mit großen Augen und einem, ſelbige umfaſſenden ſchwarzen, gold- und blutroth vermiſchten, Ringe; mit ſo kleinen Schuppen bedecket, daß er ganz glatt anzufühlen, wenn man ihn nicht vom Schwanze nach dem Kopfe zu ſtreichet. Pira pixanga der Braſilianer des Marcgravs, p. 152. Nach ſelbigem heißt dieſer Fiſch bey den Holländern Gatviſch; weil er im Meere zwiſchen den Klippen wohne. Er iſt vom Anfange der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes neun Zoll lang; der Schwanz ſelbſt zween Zoll; das Maul anderthalb Zoll breit; und mit den kleinſten und ſpitzigſten Zähnchen beſetzet. Der Kopf iſt nicht eben groß; die Augen aber groß, hervortretend; der Augapfel gleichet an Farbe dem ſchönſten Türkiß, und iſt mit einem ſchwarzen, mit Gold- und Blutfarbe vermiſchten, Ringe eingefaſſet. Die Kiemendeckel endigen ſich in einen breiten, mit einem ſpitzigen Dorne bewaffneten, Dreyangel. Er hat ſieben Floßen. Eine über den ganzen Rücken, einen Zoll breite, hinterwärts noch breitere, und weiche, deren vorderer Theil mit eilf ſteifen, hervorragenden Dornen bewaffnet iſt; eine auf jeder Seite nach den Kiemen, ſo zween Zoll lang und breit, rundlicht und fleiſchicht iſt; zwo ſchmale, jede mit einem Stachel unterſtützte, faſt mitten am Unterleibe nahe an einander; eine mittelmäßige, ebenfalls mit einem Stachel verſehene, nach dem After; und eine, faſt zween Zoll lange und breite, nicht getheilte, ſondern am äußerſten Rande rundlichte, vor den Schwanz. Er iſt über und über mit kleinen dergeſtalt vereinigten Schüppchen beſetzet, daß er glatt anzufühlen, wenn er nicht etwan vom Schwanze nach dem Kopfe zu geſtrichen wird. Der ganze Leib, Kopf, Floßen und Schwanz, ſind weißlichtgelb, über und über mit hellrothen, runden, wie Hanfkörner, Flecken, beſprenkelt, darunter einige am Bauche noch größer. Die an ihren Rändern dunkler rothen Floßen, ſind auf eben die Art geflecket.

flecket. Er hat faſt die Geſtalt der Aurata, und iſt ein Speiſefiſch von gutem Geſchmacke. Gefangen kann er drey Stunden lang außer dem Waſſer leben; zwo Stunden nach ſeinem Tode hat ſich das herausgenommene Herz noch beweget.

6ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis, mit ſechs Floßen; ꝛc. Pirati apua, (apia) der Braſilianer bey dem Marcgrav, p. 157. nach folgender, die Kleiniſche in ſich faſſender, ausführlicherer Beſchreibung: Er iſt ein Fiſch von länglichtem, ziemlich dickem Leibe; und erwächſt dann und wann zu funfzig Pfund ſchwer; ſein Unterkiefer iſt länger als der obere; ſie ſind beyde mit kleinen, ſpitzigen Zähnchen, ſonder Ordnung beſetzet; der ganze innere Rachen und die Zunge ſind roth. Die hervortretenden Augen haben einen eyförmigen cryſtalliniſchen Apfel mit einem rothen Ringe, und vor beyden Augen befindet ſich eine Oeffnung. Die breiten Kiemendeckel endigen ſich in eine dreyeckichte Figur. Die von der Höhe des Rückens bis an den Schwanz ſich erſtreckende Floße wird an der vordern Hälfte mit acht durchſtechenden, erhöheten, ſtarken Stacheln unterſtützet, die hintere Hälfte aber iſt weich. Am Unterleibe nach dem After hat er ebenfalls eine rundlichte weiche Floße; auch jederſeits nach den Kiemen hat er eine, und am Unterleibe zwo neben einander, ebenfalls rundlichte Floßen. Der Schwanz iſt faſt viereckicht, fächermäßig, am Ausgange breiter als am Anfange. Die Schuppen ſind klein. Der Rücken und Unterleib ſind zinnoberroth, die Seiten aber graulichtbraun. Sonſt iſt er auch über und über geflecket, und auf dem Rücken hat er, einen Meißniſchen Pfennig große, graulichtbraune, aber in den Seiten und unterm Bauche, gleichfarbige, doch kleinere, Flecken. Alle zinnoberrothe Floßen haben an den äußerſten Rändern eine ſehr weiße Linie, und noch neben derſelben einen breiten, kohlſchwarzen Saum. Im Gegentheil ſind die Kiemenfloßen ganz zinnoberroth, ohne dergleichen, ſchwarzen und weißen Saume. Die vordere Hälfte der Rückenfloße iſt ebenfalls ganz roth, die hintere aber hat ebenfalls eine ſchwarze und weiße Einfaſſung. Geſotten hat er ein ſehr ſchön ſchmackhaftes Fleiſch.

7ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis, mit fünf Floßen; am ganzen Leibe ſchwarz gefärbet, weißlicht aber gegen den Bauch; mit einem rothen Augenringe, tiefgeſpaltenem Maule, ſchwarzen Floßen, außer den am Rande ſaffrangelben Seitenfloßen; über den ganzen Leib iſt er mit runden, rothen Fleckchen beſprenkelt;

aus den zehen Rückenſtacheln iſt die dritte die längſte; die Afterfloße aber iſt gleich weich. Doch merket Klein mit an, daß die meiſten Percides an den Afterfloßen eine bis zwo vorſtehende Stacheln führen. Perca marina venenoſa punctata, the Rockfiſh, des Catesby, Tom. II. pag. et tab. V. der vergiftete und punctirte Seebarſch; deſſen Beſchreibung in unſerm Artikel, Giftbarſch, B. III. S. 409. bereits mitgetheilet worden. Perca venenoſa, Linn. gen. 168. ſp. 23. der Müllerische Giftbarſch ſ. Bärſchinge. Die Einwohner der bahamiſchen Inſeln wollen es dem Fiſche äußerlich anſehen, ob er giftig ſey, werden aber auch nicht ſelten betrogen. Der Ritter giebt ihm nur eine Rückenfloße und einen gabelförmigen Schwanz; die Finnen aber ſind nicht angezeiget worden.

8ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis, mit fünf Floßen; am Kopfe mit länglichten, blauen und gelben, wechſelsweiſe herunterlaufenden Streifen gezeichnet; mit hellgelbem Augenringe; braunen, gelb gerändeten Schuppen; weitem, inwendig rothem Maule; längerm Unterkiefer; dreyzehen Stacheln auf dem Rücken, darunter die fünfte und ſechſte die höheſten; mit langen ſchmalen aſchfarbigen Kiemenfloßen, wie die übrigen alle, und der gabelförmige Schwanz; und mit einem einzigen Stachel an dem Anfange der Afterfloße. Pinna marina, capite ſtriato, the Grunt, des Catesby, pag. et tab. 6. Perca formoſa, Linn. gen. 168. ſp. 35. der Blaukopf, nach Müllern, ſ. dieſen unſern Artikel, B. I. S. 827. allwo auch die Catesbyiſche Beſchreibung befindlich. Man könnte, ſchreibt Müller, eben nicht ſagen, daß dieſer Fiſch nur eine Rückenfloße habe, aber doch ſtünden ſie ſo nahe zuſammengerücket, daß ſie gleichſam für eine einzige könnten gehalten werden, wiewohl ſie ſich dadurch von einander unterſchieden, daß die erſte nach der zwoten zu abnehme und kürzer werde. Die Kiemendeckel wären ordentlich gezähnelt, wiewohl die Kiemenhaut nur vier Stralen habe. In der Rückenfloße ſind von drey und zwanzigen zehen ſteife oder ſtachlichte, in der Bruſtfloße ſechzehen, in der Bauchfloße eine ſteife von ſechſen, in der Afterfloße drey ſteife von zehen, und in der Schwanzfloße neunzehen Finnen zu zählen. Carolina iſt ſein Vaterland.

9ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis mit fünf Floßen; funfzehen Stacheln auf dem Rücken, davon die ſechſte, ſiebente und achte die höheſten; zwo ſteifen Stacheln nach dem After; von Farbe iſt er braun; am ganzen Leibe bis an die Schnauze mit blauen Flecken

cken dicht geſprenkelt; das Maul iſt mittelmäßig; der Augenring, und die langen Kiemenfloßen ſind ſaffrangelb, und der Schwanz gleich, nicht getheilet. Perca marina punćticulata, the Negrofiſh, des Catesby, p. et tab. 7. deſſen Beſchreibung faſt gleichlautend. Perca marina punćtulata; der punctirte Seebarſch. Er war, ſeiner Figur nach, einem Barſch nicht ungleich; insgemein aber hat er eine Länge von ſechs bis zehen Zollen, und eine dunkelbraune Farbe, wobey er über und über mit kleinen, braunen (nach der Zeichnung ſelbſt mit rundlichten blauen) Flecken, (nämlich auf dem braunen Rücken und weißröthlichten Bauche) beſprenget iſt. Der Ring im Auge iſt gelb und roth gemiſchet; der weite Rachen zeiget in jedem Kiefer, (davon der untere etwas länger) eine einfache Reihe ſcharfer, (ziemlich großer) Zähne. Die Anzahl der Floßen erſtrecket ſich auf fünfe. Eine ſtund auf dem Rücken, und war vornen mit funfzehen grätigen Beinen verſtärket; hinten aber zärter und biegſamer; zwo andere ſtunden hinter den Ohren; eine unter dem Bauche, und die fünfte, an welcher zwey ſcharfe Beine haugen, hinter dem After. Der Schwanz war an ſeinem Ende rund. (Von Farbe war derſelbe und die Floßen rothbraun; die Kiemenfloßen aber bräunlichtweiß.) Perca punćtata, Linn. gen. 168. ſp. 20. Müllers Sprenkelbarſch. Die Linneiſche Beſchreibung iſt ein Auszug der Catesbyiſchen. Des Fiſches Vaterland iſt Amerika.

10ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis, mit fünf weißen Floßen; zween, (zwölf) Stacheln auf dem Rücken, darunter die vierte die höheſte; mit einem Dorne an dem Anfange der Afterfloße; braunem Rücken; weißem Bauche; ſechs, vom Kopfe bis zum Schwanze laufenden gelben Linien; ſchwarzem gabelförmigem Schwanze mit einem weißen Saume, und ſchwarzem Augenringe. the Black-Tail. (Melanurus) des Catesby, p. et tab. 7. Perca marina, cauda nigra, der Seebarſch mit dem ſchwarzen Schwanze. Dieſer Fiſch iſt insgemein ſo groß, wie der vorige; dunkelſchwarz auf dem Rücken; heller gegen den Leib; (ganz weiß unter der Mittellinie, am Bauche) und hat vom Kopfe bis zum Schwanze einzelne (vier bis fünf) Reihen gelber Schuppen; Mund und Zähne ſind, wie bey einem gemeinen Parſche. Der Augenring iſt dunkelgrau. Auf dem Rücken hat er eine große (zwölf) ſtachlichte Floße, und an ſelbiger hanget eine, rundlichte, kleinere, mit einem glatten Rande. Hinter den Ohren waren zwo andere; eine un-

ter dem Bauche, und noch eine hinter dem After, an deren Vordertheil ein ſcharfes Bein hanget. Der Schwanz iſt ſchwarz, mit einem breiten, weißen, (mehr weißlichtgelben) Saum eingefaſſet, auch ſtark geſpalten. Perca Melanura, Linn. gen. 168 ſp. 24. Müllers Schwarzſchwanz. Die Beſchreibung aus dem Catesby. Sein Vaterland iſt auch Amerika.

11ter Kleiniſcher Kaulbarſch, Percis, mit fünf Floßen; eckichter Stirne; ſaffrangelbem Augenringe; kleinem Munde; acht Stacheln auf dem Rücken; dreyen am Anfange der Afterfloße; bräunlichtem Rücken bis an den weißlichten Bauch; auf dem Rücken große dunkelgelbe Flecken; auf dem Bauche fünf Linien mit bräunlichten, weiß und gelb vermiſchten Fleckchen; und mit mondförmigem, am Rande röthlichtem, Schwanze. Perca marina ſectatrix, the Ruderfiſch, des Catesby, p. et tab. 8. Nach deſſen Beſchreibung iſt die Zeichnung nach der ordentlichen Größe des Fiſches (etwan ſechſtehalb Zoll) gemachet; ſeine Rückenfloße war vornen ſtachlicht, hinten aber nicht, (faſt in gleicher Höhe nach dem Schwanze ſich neigend.) Zwo Floßen ſtehen hinter den Ohren; eine unter dem Bauche, und die fünfte, (die Afterfloße) zwiſchen dieſer und dem Schwanze, an welcher vorne drey ſcharfe ſpitzige Beine ſind. Der obere Theil des Körpers war braun, mit großen dunkelgelben Flecken geſtreifet; der untere aber war wechſelsweiſe, gelb und weiß geſtreifet; die Augen und Ohren hatten eine, aus weiß, roth und gelb vermiſchte Farbe; der Schwanz war am Ende roth und geſpalten. Dieſe Fiſche finden ſich am gemeinſten in warmen Climaten, und, wenn die Schiffe das Atlantiſche Meer durchſtreichen, ſo bleiben die Steuerruder ſelten von ihnen frey. Es ſcheint, als ob ſie an dem, am Steuerruder, und unten an den Schiffen hangenden Schleime ihre Nahrung ſucheten; und ob es gleich ſehr kleine Fiſche ſind, ſo folgen ſie doch den Schiffen in ihrem geſchwindeſten Laufe. Perca Sectatrix, Linn. gen. 168. ſp. 25. Nach Müllern der Springer; (vielmehr der Ruderfiſch; denn bey dem Catesby heißt er Sectatrix, wie bey dem Ritter, nicht Saltatrix.) Die Mülleriſche Beſchreibung iſt ſonſt ein Auszug aus der Catesbyiſchen.

12ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis mit fünf Floßen; bucklichem Rücken, worauf zehen Stacheln; mit einer einzigen Bauchfloße; an der Afterfloße mit fünf, nach dem Kopfe ſich neigenden, Stacheln, darunter zween ganz kurz; mit breiterm und längerm Unterkiefer; über die Mitte des Leibes bis an den Unterbauch, aus

aus dunklerer ins lichterblaue, ſich ziehender Farbe; mit gelbem Bauche; blauen Kiemendeckeln, ſo bis an den Rand mit ſechs gelblichten Linien geſtreifet, und an der äuſſerſten Ecke mit einem, einen ſchwarzen Flecken auffangenden, rothen Flecken gezeichnet; dadurch er ſich von allen ſeines gleichen unterſcheidet; und mit braunen Floßen und gleichfarbigen, in etwas ſtumpf getheilten, Schwanze. Perca fluuiatilis gibboſa, ventre luteo, the Freſh-water-Pearch, des Catesby, p. et tab. 8. no. 3. der hochrückichte Flußbarſch mit dem gelben Bauche. ſ. dieſen unſern Artikel, Flußbarſch, B. III. S. 163. Bey dem Ritter iſt er Labrus Auritus, gen. 166. ſp. 9. Müllers Langohr ſ. Lippfiſche; ſ. dieſen unſern Artikel, Lippfiſche, B. V. S. 155. ſp. 4.

13ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis, mit fünf Floßen; zween, gegen die übrigen, ſehr großen Zähnen, in dem obern Kiefer des weiten Maules; neun ſteifen Stacheln auf dem Vorderrücken; ſonſt glatt anzufühlen, mit gelbem Augenringe; blaßrothem Kopfe; braunem Rücken; weißlichtem Bauche; am ganzen Leibe und an der Afterfloße mit dichten rothen Flecken geſprenkelt; mit zween dicken Stacheln vor der Afterfloße bewaffnet; und mit einem breiten, am Ende rundlichten und braunfarbigen Schwanze. Cugupuguacu der Braſilianer, the Hind, des Catesby, p. et tab. 14. Sloane, Iter. Iamaic. tab. 247. mit dem nahe verwandten Cuguguacu, tab. 248. ſ. die Catesbyiſche Beſchreibung in unſerm Artikel, Cugupuguacu, B. II. S. 261. und die Marcgraviſche, p. 159. nach welchem dieſer Fiſch bey den Holländern Iacob Evertzen heißt, in dieſem unſern Artikel, B. IV. S. 206. wobey ebendaſelbſt, S. 204. die eilf Arten des ſogenannten Jacob Everſongeſchlechts, die Ruyſch unter ſeinen Amboiniſchen Fiſchen aufgeführet, und deren Geſchichte zu befinden. Perca Guttata, Linn. gen. 168. ſp. 21. auch nach Müllern der Jacob Evertsfiſch. Es giebt nämlich nach ihm in dieſer Abtheilung noch eine Art geſprenkelter Fiſche, deren Flecken, den rothen Blutstropfen gleich ſehen, aber ſowohl in den Flecken ſelbſt, als in der Grundfarbe, ein wenig von einander abweichen. Es giebt nämlich braune, hernach rothe, die man in Braſilien Pira pixanga, Holland Gattviſch, Percis, 5. des Kleins, ein Kaulparſch nennet; dann punctirte, welche in den Indien Cunapuguacu, heißen; und endlich auch der Cugupuguacu der Braſilianer, oder ſogenannte Jacob Everts. Alle dieſe Fiſche gehören, ſowohl in Abſicht auf die unterſchiedene

Merkmale, als äußerliche Geſtalt und fleckichte Zeichnung hieher, wiewohl ſie nicht alle gleich groß werden, und ſonſt auch den Namen Brachſeme führen: denn der Capſche, den die Hottentotten fleißig mit der Angel fangen, und der hier, bey dem Müller, Tab. VII. fig. 1. abgebildet iſt, bekömmt eine mäßige Größe; da hingegen der Cugupu der Braſilianer (der bey dem gedruckten Marcgrav, und auch ſonſt, uns zur Zeit nicht vorgekommen,) wohl fünf bis ſechs Schuhe lang, und anderthalb Schuhe breit, auch mehr als vier Schuhe im Umfange groß wird. Es ſoll aber dieſer Cugupu, der von den Einwohnern (vielmehr von den Portugießen) auch Meros, genannt würde, ein großes rundes Maul ohne Zähne, nur mittelmäßig große Augen und gelbe Ringe derſelben, haben; die Schuppen ſollen klein; die Schwanzfloße faſt viereckicht, die Farbe aſchgrau mit Umber verſetzet, nach dem Rücken zu etwas dunkler, und am Bauche weißlicht; alle Floßen braun, und das übrige geſprenkelt ſeyn.

14ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis, mit fünf Floßen; zwölf Stacheln auf dem Rücken, darunter die vierte die höheſte; mit einer ſtarken und langen Stachel vor der Afterfloße; langen Kiemenfloßen; nebſt allen übrigen mit dem gabelförmigen Schwanze, von gelber (etwas röthlicht geſtreifter) Farbe; gelben Augenringe; mittelmäßigen Maule; graulichten Schuppen bis an die dritte Spina dorſi, ſonſt aber mit ſaffrangelben und grauen auf weiß abwechſelnd, (und alſo ſehr ſchön bandiret iſt. ſ. unſern Artikel, Band, bandirte Fiſche, B. I. S. 531.) Perca marina rhomboidalis faſciata, the Porkfiſh, des Catesby, p. et tab. 4. Sparus Rhomboides, Linn. gen. 165. ſp. 17. nach Müllern der Gelbfloßer ſ. Meerbrachſemen. ſ. unſern Artikel, Gelbfloßer, B. III. S. 316. desgleichen Meerbrachſeme, B. V. S. 490.

15ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis, mit vier Floßen; in der Rückenfloße mit den hinterſten höhern Finnen; ohne Kiemenfloßen; mit zwoen, den Kiemen ſehr nahenden, Bauchfloßen; einer Afterfloße, mit zween ſtarken, durch ein Häutchen verbundenen, vorſtehenden Stacheln; mit eilf ſteifen hervorragenden Stacheln in der vorderſten Hälfte der Rückenfloße. Dem Anfühlen nach iſt der Fiſch glatt; das Maul über die Augen hinaus geſpalten; die Augen groß mit gelblichtem Ringe; die Kiemendeckel eckicht, in einen Dreyangel auslaufend. So iſt auch der Fiſch über und über, benebſt den Floßen, mit großen, rundlichten, bleyfarbigen, mit

blaßrothen vermiſchten, Flecken beſprenkelt; und iſt vormals in dem Kleiniſchen Cabinete aufbehalten, auch daraus, Tab. VIII. fig. 3. abgezeichnet worden.

16ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis, mit drey Floßen; ohne Kiemenfloßen; mit einer Rücken-, Bauch- und Afterfloße, welcher vier Stacheln, darunter die dritte die längſte, vorſtehen; mit acht Stacheln in der vordern Hälfte der Rückenfloße, davon die erſte und dritte die höheſten; mit winklicht getheiltem Schwanze; mit zween ſtarken hackichten Zähnen an der äußerſten Spitze des Oberkiefers; mit großen dunkelrothen oder ziegelfarbenen Schuppen; großen Augen, gelben Augenringen, und mit ſchmutziggelben Floßen und Schwanze. Perca marina, pinnis branchialibus carens; the Schoolmaſter, des Catesby, p. et tab. 4. fig. 2. oder Seebarſch, dem die Floßen an den Ohren mangeln. Manchmal, ſchreibt Catesby, werden dieſe Fiſche einen Schuh groß; doch iſt die gegenwärtig gezeichnete, (zu neun Zoll ohngefähr) ihre gemeinſte Größe. Gegenwärtiger war, mit großen dünnen Schuppen von dunkelrother Farbe bedecket. Sein etwas eyförmiges Auge iſt groß, mit einem gelben Ringe. Er hat nur drey Floßen: eine am Rücken, deren vorderer Theil mit (acht) ſcharfen Gräten verſehen; eine unter dem Bauche, und eine andere zwiſchen dem After und dem Schwanze, welche vornenher mit drey ſcharfen Beinen verwahret iſt. Der Schwanz war geſpalten; alle Floßen aber hatten, wie derſelbe, eine dunkelgelbe Farbe.

17ter Kleiniſcher Kaulparſch, Percis, mit dem großen Kopfe, glattem und kurzem Leibe; wie etwan die Zwerge, in Vergleichung mit ihrem kleinen Körper, einen zu großen Kopf zu haben pflegen. (Capitones) mit dem längern Unterkiefer; aſchfarbig; mit verſchiedenen braunen Dippelchen beſprenktem Rücken, und ungetheilter Schwanzfloße; weißen, mit einem breiten ſchwarzen Zirkel eingefaßten Augenringe; und mit ſechs Floßen. Cottus fluuiatilis capitatus des Schwenkfelds, Müller, Kaulhäuptlein, Kaulfiſch, genannt; obgleich der Cottus, gemeiniglich Gobius fluuiatilis, capitatus, ſo ſonſt ein ganz anderer Fiſch, und mit zwoen Rückenfloßen, (dorſo dipterygio) verſehen iſt. Cottus alepidotus glaber, capite diacantho, des Artedi, ſyn. p. 76. ſp. 1. Wir, (Klein) beſitzen den getrockneten Fiſch. The Bull-Head, Cull Pillers- (Millers) Lumb, Gobio capitatus, des Charletons. Cottus Gobio, Linn. gen. 160. ſp. 6. der Mülleriſche Kaulkopf ſ. Knorr-

hähne. ſ. dieſen unſern Artikel, B. IV. S. 630.

Nun folgen auch die ſechs und dreyßig Linneiſchen Arten, ſ. Percarum, Parſche, nach Müllern Bärſchinge, mit dem Beziehen auf die vorſtehenden angeführten Kleiniſchen Percas und Percides, Parſche und Kaulparſche. Der Ritter machet drey Abtheilungen derſelben, nämlich:

A. Bärſchinge mit zwoen, von einander unterſchiedenen, Rückenfloßen; ſieben Arten.

B. mit einer einzigen Rückenfloße, und ungetheilter Schwanzfloße; funfzehen Arten.

C. mit einer einzigen Rückenfloße, und einem gabelförmigen Schwanze; vierzehen Arten.

A. 1ſter Linneiſcher Parſch oder Bärſching, Perca fluuiatilis, der Mülleriſche Flußbarſch ſ. Kleins Perca, 1.

A. 2ter Linneiſcher Parſch, Perca Lucioperca, Sandbarſch; Klein. Perca, 2.

A. 3ter Linneiſcher Parſch, Perca Aſper, der Streberbarſch; Perca, lineis vtrinque octo ſiue nouem transuerſis nigris; des Artedi, ſyn. p. 67. ſp. 3. Gobius aſper, einraucher ſchuppichter Gropp, des Gesners, S. 162. b. zu Regensburg Strever. In den Südlichen Gegenden von Europa hält ſich ein Fiſch auf, der noch länger und dünner, als der Sandbarſch, iſt, aber lange nicht ſo groß wird; man nennet ihn Streber. Vom Kopfe bis zur erſten Rückenfloße geht ein Grübchen; die Seiten ſind, nach Art der Bärſche, mit acht bis neun ſchwarzen Querbändern bezeichnet. Der Rücken iſt ſchuppicht, aber der Bauch nacket. Artedi und Linné zählen nach zwey Exemplarien in der erſten Rückenfloße acht bis vierzehen; in der andern dreyzehen bis zwanzig; in den Bruſtfloßen vierzehen; in der Bauchfloße fünf bis ſechs mit einer ſteifen; in der Afterfloße zwölf bis dreyzehen; und letzterer in der Schwanzfloße ſiebenzehen Finnen. Zu Lyon heißt er Apron. Der Ritter führet aus dem Gronov noch eine Nebenart an.

3ter Linneiſcher Parſch, Perca Zingel, mit gedoppelter Rückenfloße, platt niedergedrücktem ſchuppichtem Kopfe, und viel kürzern Unterkiefer; welche aus der Donau kommt, und von Kramern unter dem Namen Zingl, von Schäffern unter dem Namen Aſperulus, Zindel, wie der vorherſtehende, Aſper verus, der Streber, ſehr eigentlich beſchrieben, nach dem Leben gezeichnet, und wie ſie von einander, ingleichen von dem Bürſtel; Schroll und Schraitſer, unterſchieden ſind, auf einer beſondern Tabelle angezeiget worden. Nach drey Exemplarien zählen Gronov, Schäffer und Kramer, in der erſten Rückenflo-

ckenfloße drey- bis vierzehen; in der zwoten achtzehen mit einer ſteifen, bis zwanzig; in der Bruſtfloße zwölf bis vierzehen; in der Bauchfloße fünf bis sechs mit einer ſteifen; in der Afterfloße zwölf bis dreyzehen, und in der Schwanzfloße ſiebenzehen, Finnen. Er iſt wohl mit dem Streber, nach dem Linne', ſehr nahe verwanndt, doch aber auch nicht nur durch den dünnern Kopf, ſondern auch durch die kleinern, und anders geſetzten Floßen ꝛc. ſehr unterſchieden; wovon Schäffer vorzüglichſt nachzuſehen.

4ter Linneiſcher Parſch, Perca Punctatus, Müllers Gelbſchwanz; Yellow-taill der Engländer, von Dr. Garden, aus Carolina. Er wird Punctatus genennet, weil der Körper mit verſchiedenen ſchwarzen Linien, die aus lauter Puncten beſtehen, auf einem ſilberfärbigen Grunde beſetzet iſt. Bey den Holländern heißt er Geel-Staart, (doch iſt er von einem andern Geelſtaerdt, Geelſchwanz, Xanthurus Indicus; ſ. dieſen unſern Artikel, B. III. S. 300. ſehr verſchieden,) bey den Engländern Yllowtil; (Yellow-tail) die Rückenfloßen ſind nicht vollkommen von einander abgeſondert, und der Schwanz iſt ungetheilet; die Kiemenhaut hat ſieben Stralen; die erſte Rückenfloße eilf, die zwote von drey und zwanzig eine ſteife, die Bruſtfloße ſechzehen, die Bauchfloße von ſechſen eine ſteife, die Afterfloße von zwölfen zwo ſteife, und die Schwanzfloße neunzehen, Finnen; und der Kopf iſt ſilbern.

5ter Linneiſcher Parſch, Perca Labrax; Müllers Salmbarſch. Perca, radiis pinnae dorſalis ſecundae, tredecim, ani, quatuordecim, des Artedi, ſyn. p. 69. ſp. 7. Labrax heißt ſonſt ein Fiſch mit einem großen Maule, von Labium oder Labrum, weil, nach Müllern, die Großmäuler mit guten ausführlichen Lippen verſehen wären. Dieſe Benennung ſchicket ſich, wegen ſeines, wirklich großen, Maules, recht gut auf ihn; daher wird er auch wohl von den, bey dem Artedi angeführten Schriftſtellern, Lupus, oder Seewolf, von den Holländern Zee-Snoek, oder Seehecht, von den Spaniern Lupo, von den Franzoſen Lubin, ſonſt zu Rom Spigolo, zu Venedig Bronchini, in Toſcana Araneo, von den Engländern Boſſe, von dem Klein Labrax ſ. Lupus, ein Seewolf, genennet. An der Geſtalt, Fettigkeit und Geſchmacke hat er viel ähnliches mit dem Salme; daher die Mülleriſche Benennung, Salmbarſch. Sein Rücken iſt braun; der Bauch ſilberfarbig; das Maul mit vielen kleinen Zähnchen bewaffnet; die Zunge rund; die Naſenlöcher

dichte bey den Augen; die Augen weit von einander, mit blauen Augenliedern, ſilberfarbigen Ringen und gelben Einfaſſungen; und die Bruſt mit kleinen ſchwarzen Flecken bezeichnet. Nach zwey Exemplarien zählen Artedi und Gronov in der erſten Rückenfloße neun; in der zwoten von dreyzehen bis vierzehen eine ſteife, in der Bruſtfloße funfzehen bis neunzehen, in der Bauchfloße ſechs, oder von ſechſen eine ſteife; in der Afterfloße von vierzehen drey ſteife, und in der Schwanzfloße Gronov achtzehen, Finnen. Gronov nahm an ſeinem, im December 1750. am holländiſchen Strande gefundenen Exemplare, acht Floßen wahr, als zwoe auf dem Rücken, an der Bruſt und am Bauche, eine am Nabel, und die einigermaaßen gabelförmige Schwanzfloße. Er iſt ein Einwohner des Mittelländiſchen Meeres, und die, in Rom zwiſchen den bey den Brücken der Tyber gefangenen, hielte man für die beſten, und am Werthe den Stören, Acipenſer, gleich. Er wird daſelbſt auch dieſerwegen Muraena Helena, und Myxo in Tripatino, nach des Ritters Zuſatze, genennet. ſ. unſern Artikel, Seewolf, Labrax des Kleins.

6ter Linneiſcher Parſch, Perca Alburnus, der Mülleriſche Weißbarſch. Da ſonſt die Rückenfloßen an den Parſchen oder Bärſchingen ſcharf ſind, ſo hat dieſe Art zwo unbewaffnete Rückenfloßen, und ſtatt der rothen Bauchfloßen weiße, daher er auch Alburnus, oder Weißbarſch, Engliſch Whiting oder Weißling, Holländiſch Bley, genennet wird. Er hat die Geſtalt, wie ein Barſch, nur iſt er etwas mehr länglicht. Der Körper iſt mit vielen ſchrägen, braunen Bändern beſetzet; das Maul, wie in den Bärſchingen gezähnelt, die Kiemendeckel ſind ein wenig gezacket, und die Kiemenhaut hat nur drey Stralen. Die zwo Rückenfloßen ſind deutlich abgeſondert; und die erſte hat eine ſehr kurze Stachelfinne; alle übrige Finnen aber ſind ſteif. In der erſten werden von zehen eine ſteife, in der zwoten eine von vier und zwanzig, in der Bruſtfloße zwey und zwanzig, in der Bauchfloße ſechs, in der Afterfloße von achten eine ſteife, und in der Schwanzfloße neunzehen, Finnen gezählet. Er iſt ein Caroliner, aber nicht der von dem Ritter angeführte Alburnus Americanus, der Caroliniſche Weißfiſch, des Catesby, p. et tab. 12. daher auch Müller denſelben mit Stillſchweigen übergangen haben mag. Er iſt vielmehr ein Schwaal, Leuciſcus, 12. des Kleins, davon an ſeinem Orte.

7ter Linneiſcher Parſch, Perca Nilotica, der Mülleriſche Nilbarſch. Haßelquiſt hat dieſe Fiſche

ſche in Egypten zum öftern vier bis fünf Schuhe lang, und bey hundert Pfund ſchwer angetroffen; daher die Benennung. Die Araber nennen ihn Keſchr; (ſ. dieſen unſern Artikel, B. IV. S. 457.) die Franzoſen in Cairo Variole. Der Geſtalt nach iſt er ein Barſch, der Kopf und Körper mehr hoch als breit; oben bräunlicht, unten ſilberfarbig, ſowohl am Körper als an den Floßen; das Maul ſpitzig, etwas aufgeworfen; der obere Kiefer kürzer als der untere; die Augen röthlicht, dichte aneinander; die Kiemendeckel ſchuppicht, an der Seite ſtachlicht. Die beyden Rückenfloßen nicht ganz abgetheilet; in der vorderſten befinden ſich, nach zwey Exemplarien, acht Stachelfinnen, in der zwoten von acht- bis neunzehen, eine ſteife; in der Bruſtfloße vier- bis ſechzehen, in der Bauchfloße ſechs, und von ſechſen eine ſteife; in der Afterfloße von zwölf bis dreyzehen, drey ſteife, und in der Schwanzfloße funfzehen bis zwanzig Finnen. Er iſt einer der beſten Fiſche des Nilſtroms. Eben dieſer Haßelquiſt fand bey Damiate noch zween andere, hieher gehörige Pärſche, von den Arabern Charms und Luth, genannt; den erſten mit einer einigermaaßen gabelförmigen, den andern mit einer runden, Schwanzfloße; und dieſes letztern Zähne waren länglicht ſcharf und untenher doppelt. ſ. obangeführten Artikel, Kegrfiſch.

B. 8ter Linneiſcher Parſch, Perca Vndulata, Mülleriſcher Wellenborſch. ſ. Kleins, Perca, 9.

9ter Linneiſcher Parſch, Perca marina, der Mülleriſche Seebarſch. Perca, lineis vtrinque ſeptem transuerſis nigris, ductibus miniaceis caeruleisque in capite et antica ventris, des Artedi, ſyn. p. 68. ſp. 6. Die Alten nannten dieſen Fiſch vorzüglich Perca, daher er noch in Rom Percia heißt; um ihn aber von dem Flußbarſch zu unterſcheiden, wird er Seebarſch genannt. Er iſt, in Abſicht auf die Farben, einer der ſchönſten Bärſchinge; denn außer den ſechs bis ſieben Querbinden, iſt der ganze Kopf, nebſt dem Vordertheile des Bauches, mit hochrothen und himmelblauen Strichen recht zierlich bezeichnet. Die Floßen ſind gelb, und mit röthlichten Puncten und Linien geſprenkelt; wenn ſie aber alt werden, ſind ſie nicht ſo ſchön. Ueberhaupt aber weichen ſie in der Farbe und Zeichnung ſehr von einander ab; jedoch iſt ihr Fleiſch ſehr ſchmackhaft. Die Anzahl der Finnen iſt bey dem Artedi und Linné ſehr verſchieden: in der Rückenfloße von fünf- bis neun und zwanzig, zehen bis funfzehen ſteife; in der Bruſtfloße neunzehen; in der

Bauchfloße von ſechſen eine ſteiſe; in der Afterfloße von zehen bis eilfen drey ſteife; und in der Schwanzfloße vierzehen, Finnen. Sein Aufenthalt iſt im Mittelländiſchen Meere, am Italieniſchen Strande, in der Nordſee und an der Norwegiſchen Küſte.

10ter Linneiſcher Parſch, Perca ocellata, der Mülleriſche Augenſchwanz. Er führet den Namen von dem, an der Wurzel des Schwanzes nach oben zu ſich zeigenden ſchwarzen, mit einem weißen Ringe umgebenen, einem Pfauen- oder Papillonsauge, ähnlichen, Flecken. In der Kiemenhaut zählet man ſieben Strahlen; in den nicht völlig vereinigten Rückenfloßen werden in der erſten zehn, in der zwoten von fünf und zwanzig eine ſteife, von welchen letztern die erſte ſehr kurz; in der Bruſtfloße ſechzehn, in der Bauchfloße ſechſe, in der Afterfloße von zehen eine ſteife oder ſcharfe, und in der Schwanzfloße ſechzehn Finnen gezählet. Er iſt ein Caroliner von dem D. Garden, Baſſ.

11ter Linneiſcher Parſch, Perca Nobilis, der Mülleriſche Silberbarſch. Die Benennung iſt von dem ganz ſilberfärbigen, jedoch mit acht ſchönen braunen Querbändern gezierten Körper hergenommen. Chaetodon macrolepidotus albeſcens, lineis vtrinque octo nigris transuerſis, des Seba, Muſ. 3. tab. 25. fig. 12. die Rückenfloße geht in einem fort; und hat von fünf und zwanzig bis dreyßig eilf bis zwölf ſteife, ſilberfarbig gerändert; in der Bruſtfloße funfzehn, in der Bauchfloße von ſechſen eine ſteife, in der Afterfloße von zehn bis zwanzig drey ſteife, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn Finnen. Der Aufenthalt iſt in dem nördlichen Meere von Amerika.

12ter Linneiſcher Parſch, Perca Polymna, der Mülleriſche weiß bandirte Barſch. Gronou. Perca, dorſo monopterygio, cauda ſubrotunda, corpore faſciis transuerſis albis. Seba, Muſ. 3. f. 20-24. Chaetodon, lineis duabus, candidis. Vermuthlich wird dieſe Art nach dem Linné und Müller, Polymna genannt, weil ſie mit vielen Fiſchen, den Lippfiſchen, Brachſemen und Klippfiſchen, Labris, Sparis, Chaetodontibus, eine Aehnlichkeit hat, muß aber doch, der ſtachlichten Kiemendeckel halben, unter die Bärſchinge gerechnet werden. Da inzwiſchen der Fiſch ſchwarz iſt, und zwey, auch drey, weiße Querbänder hat, ſo nennt ihn Müller den weißbandirten. Nach drey Exemplarien hat die einfache Rückenfloße von fünf bis ſechs und zwanzig Finnen eilf ſteife; die Bruſtfloße achtzehn bis neunzehn, die Bauchfloße ſechs, auch von ſechſen eine ſteife; die Afterfloße von eilf bis ſechzehn, eine bis zwo

ſteiſe, und die Schwanzfloße ſechzehn bis ſiebenzehn Finnen. Der Schwanz iſt ein wenig abgerundet, und die mittlere Querbinde geht durch die hintere Rückenfloße. Indien iſt das Vaterland.

13ter Linneiſcher Parſch, Perca Cottoides, der Mülleriſche Knorrbarſch. Das von uns im B. IV. S. 627. abgehandelte 160ſte Linneiſche Geſchlecht der Knorrhähne führet den Namen Cottus. Wegen der Aehnlichkeit mit ſelbigem wird der gegenwärtige Parſch Cottoides genannt, von Müllern der Knorrbarſch. Von den andern Arten iſt dieſe leicht daran zu erkennen, daß alle Floßen zwo punctirte Linien haben. Die Rückenfloße hat von zwanzig Finnen vierzehn ſteiſe; die Bruſtfloße vierzehn; die Bauchfloße von fünfen eine ſteiſe; die Afterfloße von zehen drey ſteiſe, und die Schwanzfloße zwölf Finnen. Man bringt dieſe Art aus Indien.

14ter Linneiſcher Parſch, Perca Philadelphica, der Mülleriſche Penſylvaniſche Parſch, wohnet, nach dem D. Garden im nördlichen Amerika. Chub. Die Rückenfloße geht in eins durch und hat in der Mitten, wo ſie niedriger und verbunden iſt, einen ſchwarzen Flecken; es iſt auch der Körper ſchwarz geflecket, und hat von oben etliche ſchwarze Bänder, iſt aber von untenher roth. Die Schuppen ſind faſericht, desgleichen auch die Kiemendeckel, die aber nach hinten zu ſtachlicht auslaufen: die Anzahl der Kiemenſtrahlen iſt ſieben, davon eine ſtachlicht ausläuft. In der Rückenfloße ſind von ein und zwanzigen zehn ſtachlichte, nebſt zwo ſehr kurzen Finnen; in der Bruſtfloße ſechzehn; in der Bauchfloße ſechs mit einer ſtachlichten; in der Afterfloße zehn mit drey ſtachlichten, und in der Schwanzfloße eilf Finnen. Der eigentliche Aufenthalt muß wohl in der Gegend von Philadelphia ſeyn.

15ter Linneiſcher Parſch, Perca Palpebroſa, der Mülleriſche Braunwimper. Der braune Fleck an den Augenliedern giebt ihm dieſe Benennung. Die Seitenlinie geht krumm und der Schwanz iſt gerade abgeſtutzet. In der Rückenfloße finden ſich von drey und dreyßigen zwölf ſteiſe; in der Bruſtfloße funfzehn; in der Bauchfloße von ſechſen eine ſteiſe; in der Afterfloße von eilfen zwo ſteiſe, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn, Finnen. Der Fiſch iſt ſehr klein und kömmt aus Amerika.

16ter Linneiſcher Parſch, Perca Atraria, der Mülleriſche Köhlerbarſch. Ein Caroliner, nach dem D. Garden, Blackfiſh. Der ganze Fiſch iſt ſchwarz, die Rückenfloße weiß geſtreiſt und die übrigen Floßen weiß geflecket; die Seitenlinie iſt gerade; die Kiemen-

Kiemendeckel vorneher gezähnelt, hintenher faſericht; die Rückenfloßen laufen in eins zuſammen, und der Schwanz iſt gerade abgeſtutzet. Die Engländer nennen ihn, ſeiner ſchwarzen Flecken halben, Blackfiſh, d. i. Dintenfiſch; welches ſonſt der Name der Sepiae iſt, die eine dintenartige Feuchtigkeit ausſpritzet; (ſ. dieſen unſern Artikel, Blackfiſch, B. I. S. 780.) daher Müller lieber den Namen Köhlerbarſch wählen wollen. Die Kiemenhaut hat ſieben Strahlen; die erſte Rückenfloße acht, die zwote drey und dreyßig; die Bruſtfloße zwanzig; die Bauchfloße ſieben; die Afterfloße ſechs und zwanzig und die Schwanzfloße zwanzig Finnen.

17ter Linneiſcher Parſch, Perca Chryſoptera, der Mülleriſche Gelbfloßer. Man kann, ſaget Müller, dieſen Fiſch wohl ſo nennen, da die Bauch- After- und Schwanzfloßen goldgelb, hin und wieder aber bräunlich gefleckt ſind. Die Seitenlinie geht gerade, der Schwanz iſt abgeſtutzet und gerade, die Rückenfloße läuft in eins zuſammen, und die Kiemendeckel ſind nur ſchwach gezähnelt. Aus des Catesby Beſchreibung erhellet, daß der Rücken hoch empor ſtehe. Das Vaterland iſt Carolina. Der Ritter giebt zwar dieſen Fiſch, für des Catesby Perca marina gibboſa, p. et tab. 2. fig. 1. aus; wir haben auch in unſerm Artikel, Gelbfloßer, B. III. S. 315. die Catesbyiſche Beſchreibung ſeines Parſches mit beygeſetzet; allein es muß wohl hier ein Verſehen geſchehen ſeyn, da keine Catesbyiſche Perca mit des Ritters gegenwärtiger übereintreffen will; immaßen es ja der hohe Rücken nicht ausmachen kann. Die ermangelnden goldgelben Floßen, der tief getheilte gabelförmige Schwanz und die krumme Seitenlinie bey dem Catesby, ſtimmen mit der Linneiſchen Gattung ganz und gar nicht überein.

18ter Linneiſcher Parſch, Perca Mediterranea, der Mülleriſche Bruſtfleck. Die Gelegenheit zu der, an ſich gar nicht ſchicklichen Benennung, iſt wohl nicht leicht zu errathen, zumal der Fiſch in Amerika zu Hauſe ſeyn ſoll. Müllers ſeine Benennung iſt natürlicher, da doch der Fiſch an der Wurzel der Bruſt einen ſchwarzen Flecken hat. Die Rückenfloßen ſind vereiniget und die übrigen goldgelb. In der Rückenfloße zählet der Ritter von fünf und zwanzigen ſechzehn ſteife; in der Bruſtfloße dreyzehn; in der Bauchfloße von ſechſen eine ſteife; in der Afterfloße von dreyzehn drey ſteife und in der Schwanzfloße dreyzehn Finnen.

19ter Linneiſcher Parſch, Perca Vittata, der Mülleriſche Bänderbarſch. Da die Bärſche ſonſt in der Quere bandiret ſind, ſo hat dieſer

dieſer vielmehr die Länge herunter fünf weiße und braune Bänder, man kann ihn alſo Bänderbarſch heißen. Er hat in der Rücken- von achtzehn zwölf ſteife; in der After- von dreyzehn drey ſteife, und in der Bruſtfloße achtzehn; in der Bauchfloße von ſechſen eine ſteife; in der Schwanzfloße dreyzehn Finnen und wohnet in Amerika.

20ſter Linneiſcher Parſch, Perca punctata, der Mülleriſche Sprenkelbarſch. Bey dem Catesby, p. et tab. 7. fig. 1. iſt er Perca marina punctata; ein Amerikaner. Percis, 9. des Kleins, ein Kaulparſch. ſ. dieſen Artikel.

21ſter Linneiſcher Parſch, Perca Guttata, der Mülleriſche Jacob Evertsfiſch, Percis, 13. des Kleins; ein Kaulbarſch. ſ. dieſen Artikel.

22ſter Linneiſcher Parſch, Perca Scriba, der Mülleriſche Schriftbarſch. Die auf dem Kopfe befindliche Buchſtaben, oder einer Schrift ähnliche Zeichnungen haben ihm dieſe Benennung gegeben. Merkwürdig iſt auch, daß ſeine Bruſtfloßen gelb ſind. In der Rückenfloße zählet man von fünf und zwanzigen zehn ſteife, in der Bruſtfloße dreyzehn, in der Bauchfloße von ſechſen eine ſteife, in der Afterfloße von zehen drey ſteife, und in der Schwanzfloße funfzehn Finnen. Sein Vaterland iſt unbekannt.

C. 23ſter Linneiſcher Parſch, Perca Venenoſa, der Mülleriſche Giftbarſch. Perca marina venenoſa punctata, des Catesby, p. et tab. 5. Percis, 7. des Kleins; ein Kaulbarſch. ſ. dieſen Artikel.

24ſter Linneiſcher Parſch, Perca melanura, der Mülleriſche Schwarzſchwanz. Perca marina, cauda nigra, des Catesby, p. et tab. 7. fig. 2. Percis, 10. des Kleins; ein Kaulbarſch. ſ. dieſen Artikel.

25ſter Linneiſcher Parſch, Perca Sectatrix, der Mülleriſche Springer, (vielmehr, nach dem Catesby, p. et tab. 8. fig. 2. Perca marina Sectatrix, der Ruderfiſch. Percis, 11. des Kleins, ein Kaulparſch. ſ. dieſen Artikel.

26ſter Linneiſcher Parſch Perca Stigma, der Mülleriſche Zeichenbarſch. Die auf dem Kiemendeckel einem Brandmahle ähnlichen Zeichnungen (opercula inuſta) haben dieſem Fiſche ſeine Benennungen gegeben; ſeine Rückenfloßen ſind fäſericht; man zählet in ſelbigen von ſieben und zwanzig achtzehn ſteife; in der Bruſt- dreyzehn; in der Bauch- von ſechſen eine ſteife; in der After- von neunzehn neune, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn, Finnen. Er iſt ein Oſtindianer.

27ſter Linneiſcher Parſch, Perca Diagramma, der Mülleriſche Titelbarſch. Gronou. Sparus, lineis longitudinalibus luteis varia, aculeis XI. in pinna dor-

18.

ſi. Seba, Muſ. 3. tab. 27. fig. 18. Perca, maxilla ſuperiore longiore, lineis longitudinalibus varia, aculeis dorſi decem. Es hat das Anſehen, als ob ſich an dieſem Fiſche gewiſſe Inſchriften zeigeten, weil der Körper mit verſchiedenen gelben Strichen gezieret iſt. Man zählet in der Rückenfloße von sechs und zwanzig eilf ſteife, in der Bruſt= dreyzehn, in der Bauch= von ſechſen eine ſteife, in der After= von eilfen drey ſteife, und in der Schwanzfloße achtzehn Finnen. Sein Vaterland iſt unbekannt.

28ſter Linneiſcher Parſch, Perca Striata, der Mülleriſche Strichbarſch. Dem Schwarzſchwanze, P. Melanura, ſp. 24. iſt er ſehr ähnlich, hat aber keinen ſchwarzen Schwanz; die Kiemendeckel ſind nur wenig gezähnelt, in der Rückenfloße ſind dreyzehn ſteife von acht und zwanzig, in der Bruſt= funfzehn, in der Bauch= von ſechſen eine ſteife, in der After= von eilfen drey ſteife, davon die zwote die ſtärkſte, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn Finnen. Er wohnet in Nordamerika.

29ſter Linneiſcher Parſch, Perca Lineata, der Mülleriſche lineirte Parſch. Muſ. Ad. Fr. I. p. 66. Sciaena, faſciis quinque longitudinalibus albis, fuſciſque alternis. Der Körper hat fünf vom Kopfe bis zum Schwanze laufende, weiße und braune, abwechſelnde, Linien; daher der Name. Die Rückenfloße iſt faſericht, in derſelben zählet man von zwey und dreyßig ſiebenzehn ſteife, in der Bruſt= funfzehn, in der Bauch= von ſechſen eine ſteife, in der After von eilfen drey ſteife und in der Schwanzfloße ſechzehn Finnen. Sein Vaterland iſt zwar unbekannt, doch vermuthlich, nach Müllern, Amerika und er wird ſich bey ſeinem Bruder, P. Vittata, ſp. 19. aufhalten; man könne doch ihrem Vaterlande keine ſo enge Schranken ſetzen.

30ſter Linneiſcher Parſch, Perca Cernua, der Mülleriſche Kaulbarſch. Percis, 1. des Kleins, ein Kaulparſch. ſ. dieſen Artikel.

31ſter Linneiſcher Parſch, Perca Schraitſer, der Mülleriſche Schraitſer. Percis, 2. des Kleins, ein Kaulparſch. ſ. dieſen Artikel.

32ſter Linneiſcher Parſch, Perca argentea, die Mülleriſche Köchernaſe. Ob dieſe Art mehr ſilberfärbig, als andere, läßt ſich nicht wohl beſtimmen; doch ſind die Naſenlöcher köcherförmig, (Nares tubuloſae,) mithin die deutſche Benennung paſſender. An dem ſtachlichten Theile der Rückenfloße hat ſie einen ſchwarzen Fleck; in dieſer Floße ſelbſt hat ſie von zwey und zwanzigen zwölf ſteife, in der Bruſt= zwölfe, in der Bauch= von ſechſen eine ſteife, in der

der After- von eilfen drey ſteife, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn Finnen. Das Vaterland iſt Amerika.

33ſter Linneiſcher Parſch, Perca Cabrilla, der Mülleriſche Blutſtrieme. Statt der Querbänder iſt dieſer Fiſch in die Länge mit vier blutfärbigen Strichen gezeichnet, und wegen der Aehnlichkeit rechnet der Ritter noch eine Nebenart hieher, welche eben ſo abwechſelnde gelbe und violetfärbige Striche hat. Da inzwiſchen die Anzahl der Finnen bey beyden Arten faſt mit einander übereinkömmt: denn es ſind bey beyden in der Rückenfloße zehn ſtachlichte und vierzehn weiche Finnen; die erſte hat in der Bruſt- ſechzehn, die andere vierzehn, beyde in der Bauch- ſechſe, davon die erſte eine ſteife, in der After- beyde drey ſtachlichte und ſieben weiche, und in der Schwanzfloße die erſte ſiebenzehn, die zwote ſechzehn Finnen. Sie ſind Bewohner des mittelländiſchen Meeres.

34ſter Linneiſcher Parſch, Perca Radula, der Mülleriſche Raſpelbarſch. Labrus immaculatus, pinnae dorſalis radiis decem ſpinoſis; Linn. Amoen. Med. I. p. 313. Die Benennung iſt von den eingekerbten, rauh und ſcharf anzufühlenden Schuppen ganz ſchicklich, und der Körper übrigens mit weißen punctirten Linien beſetzet. In der Rückenfloße ſind von zwanzigen eilf ſteife, in der Bruſt- zwölfe, in der Bauch- ſechſe, in der After- von dreyzehn drey ſteife, und in der Schwanzfloße ſiebenzehn Finnen, und iſt er ein Indianer.

35ſter Linneiſcher Parſch, Perca Formoſa, der Mülleriſche Blaukopf. Perca marina, capite ſtriato, Seeparſch mit dem geſtreiften Kopfe. Catesby, p. et tab. 6. Percis, 8. des Kleins, ein Kaulparſch; ſ. dieſen Artikel.

36ſter Linneiſcher Parſch, Perca Trifurca, der Mülleriſche Dreyzack. Gegenwärtiger Art iſt dieſe Benennung von der Schwanzfloße beygeleget worden, die, ſtatt zwo, drey Spitzen hat, als ob ſie gedoppelt wäre, daher der holländiſche Name Dubbelſtaart. Der Kopf iſt zierlich bunt oder ſcheckicht, die Kehle inwendig gelb, die Kiemendeckel ſehr fein gezähnelt, und der Körper mit ſieben blauen Bändern gezieret. Die Anzahl der Finnen in der Rückenfloße ſind zwey und zwanzig, davon eilf ſtachlichte, und unter dieſen hat die dritte und vierte noch einen fäſerichten Fortſatz, der wieder eben ſo lang, als die Finne ſelbſt, iſt; in der Bruſtfloße ſind ſechzehn, in der Bauch- von ſechſen eine ſteife, in der After- von eilfen drey ſteife, und in der Schwanzfloße zwanzig, Finnen. Der Aufenthalt dieſer Fiſche iſt in dem

dem amerikaniſchen Meere, und in der Gegend von Carolina, wie D. Garden berichtet.

Parſchbaſtart.

Maenas, machet bey dem Klein, Miſſ. V. Faſc. XI. p. 44. u. f. ein eigenes Geſchlechte derjenigen Fiſche aus, die auf dem Rücken nur eine lange Floße, aber faſt von gleicher Höhe und Breite, monopteros, pinna longa, coaequata, und daneben in beyden mit den Lippen bedeckten, Kiefern viele ſpitzige Zähne, plures dentes acutos, führen. Mit der einzigen langen Rückenfloße kommen ſie den Parſchen und Kaulbarſchen, Percis und Percidibus, ſehr nahe, daher auch die Benennung Parſchbaſtarte ihre Veranlaſſung gefunden; und den alten griechiſchen und lateiniſchen Namen Μαινὶς, Maenas, Maena, hat er auch lieber beybehalten, als einen neuen Geſchlechtsnamen ausdenken wollen. ſ. unſern Artikel, Fiſch, B. III. S. 67. In Anſehung der Zähne machet Klein §. XXVIII. folgende Einleitung: Es erinnert Artedi, P. II. Ichthyol. §§. 167. 169. ganz wohl, daß weder der Sitz, noch die Anzahl, der Zähne, ein vorzügliches Geſchlechtskennzeichen abgeben könnten; da dieſelben, nach §. 17. auch der Geſtalt nach ſich bey den Fiſchen ſehr abzuändern pflegten. Sie haben z. B. ſpitzige Zähne, acutos, wie der Parſch, Perca, und die dieſen ähnlich ſind; ſie haben von beyden Seiten zuſammengedrückte, oben ſpitzige, a lateribus compreſſos, in apice acutos, wie die Stockfiſche und Hechte, Gadi, Eſoces, auch haben ſie breite, Menſchenzähnen ähnliche, latos, hominis modo, wie die Meer- Geiß- und Sparbrachſem, Scari, Sargi, Spari etc. (ſ. unſern Artikel, Bradem, B. I. S. 936.) Außer dem Waſſer fallen uns dieſelben ſofort in die Augen. Aber, wer würde wohl die Auratam, welche ſpitzige und rundliche Zähnchen hat, wegen der Gleichheit der Kiemenhaut, oder wegen der Anzahl der Blättchen und Knöchelchen, der Gräten und Strahlen, derſelben, die man gar leicht überſehen kann, unter den Sparis ſuchen, die doch, Artedi, P. III. Gen. XXVIII. Menſchen und Hunden ähnliche, breite und ſpitzige, und Backzähne, wie vierfüßige Thiere, haben. Wir, fährt Klein fort, wollen bey den übrigen Fiſchen, die mit einer langen, gleich hohen und breiten, Rückenfloße ſich von andern unterſcheiden, Monopteris, pinna longa coaequata, auf die Beſchaffenheit des Mundes, ob er nämlich mit ſpitzigen, oder breiten, Zähnen beſetzet, oder gar ungezähnelt, ſey, vorzüglich Acht haben; auch wollen wir, außer der Nothwendigkeit, keine nagelneue Ge-

Geſchlechtsnamen ausſinnen, und gleichſam auf eine tyranniſche Art, vorſchreiben und andern aufbürden, ſondern, ſo viel nur möglich, uns der alten bedienen, und ſie alſo beyzubehalten ſuchen.

III. Geſchlecht. Maenas; iſt ein Fiſch, wie der Parſch und Kaulparſch, denen er der Geſtalt nach gleicht, und deswegen Parſchbaſtart genannt worden; der auf der vordern Hälfte der Rückenfloße ſtachlichte, auf der hintern Hälfte aber weiche, biegſame Finnen hat, Acanthopterus und Malacopterus; zum höheſten mit vier und zwanzig Finnen gleicher Höhe, der mit ſeinen Lippen viele ſpitzige Zähne in beyden Kiefern bedecket; einen etwas langen Kopf hat, buntfarbig, und gemeiniglich mit Flecken oder Linien in den Seiten gezeichnet iſt. Klein führet davon acht Gattungen in folgender Ordnung auf:

1ſter Parſchbaſtart, Maenas, der entweder blaßgrün oder ſchmutzig gelb iſt, auch wohl im Frühlinge die Farbe verändern ſoll, und lange himmelblaue Linien, mit einem großen ſchwarzen Flecken, mitten in den Seiten, führet. Maenas des Bellons, Rondelets, Gesners, und Aldrovands; Willughb. p. 318 Tab. V. 8. fig. 4. Sparus varius, macula nigricante in medio latere, dentibus quatuor maioribus, Syn. p. 61. ſp 9 des Artedi. Und dieſem iſt auch, in Anſehung der Floßen und Anzahl der Gräten, gleich, Smaris, des Bellons, Rondelets, Gesners und Aldrovands; Willughb. p. 319. Tab. V. 8 fig. 6. nur daß er kleiner und geſchlanker, mit einem ſchwarzen Flecke, rothen Kiemenfloßen, und gleichfärbigen, getheilten oder gabelförmigen Schwanze. Sparus, macula nigra, in vtroque latere medio, pinnis pectoralibus caudaque rubris, Artedi, Syn. p. 62. ſp. 10. Iride caerulea, Kl. Tab. VIII. fig. 4. mandibula ſuperiore longiore. The Cackerel, (a cacando, der Scheyßer des Gesners) becauſe it is laxative to the Eater, and purgeth the belly, Charleton. Linn. Sparus Maena, gen. 165. ſp. 6. der Mülleriſche Laxierfiſch, ſeiner Meerbrachſeme; desgl. Sparus Smaris, ſp. 5. die Rothfloße. ſ. dieſe unſere Artikel, Meerbrachſeme, B. V. S. 486. A. 6. und 5.

2ter Parſchbaſtart, Maenas, mit gelblichtem Bauche, gelbem Kopfe und Augenringe; braungelblichem Rücken und Floßen, ſchwärzlicher und breitlicher vom Kopfe bis zum Schwanze laufender Linie, längerm Unterkiefer, ſpitzigen Zähnchen, mit einer durch einen Stachel unterſtützten Afterfloße, nach und nach ſich verjüngenden und mit einer wenig getheilten Schwanzfloße. ſ. Kl. T. VIII. fig. 5.

3ter Parſchbaſtart, Maenas, mit dem bleichgelben Augenringe und halbem Kopfe; braunen, und nach und nach, aus blaßgelber Farbe ins Weiße bis an den Bauch übergehenden Rücken, mit über den ganzen Leib geſprenkelten, unzähligen braunen, ſternartigen Fleckchen, gleichen Kiefern und wenig getheiltem Schwanze; ſ. Kl. Tab. VIII. fig. 6.

4ter Parſchbaſtart, Maenas, mit einem blaß (vielleicht nicht blaß außer dem Spiritu Vini zum aufbehalten,) purpurfarbenen Flecken in den Seiten und gleichfalls ins purpurfärbige fallenden Kiemenhäuten, Kehle und Bauche, bis an die Afterfloße; mit einer breitlichen, auf beyden Seiten ausgebogenen Linie aus der Mitten der Seiten bis an den Schwanz, kurzen Schnauze, ein wenig umgebogenem Oberkiefer, zirkelrundem Schwanze, und weißem mit gelb vermiſchtem Augenringe; Tab. VIII. fig. 7. desgleichen die Spielart, (Varietas,) des hochgelben Parſchbaſtarts, Maenadis, mit goldfarbigem Augenringe; mit einer violetſchwärzlichen, langen, kegelförmigen, an beyden Rändern ein wenig blauen, unter der ſafrangelben, gleichſam gezähnelten, und ein Zickzack vorſtellenden, Linie, mit ſchattichtem Oberkopfe, Rücken und Schwanze und mit einem weißen Flecken an der Ecke der Kiemendeckel, Tab. VIII. fig. 8. Iulis, Iulia Donzella, des Salvians, Bellons, Rondelets und Aldrovands; Willughb. p. 324. Tab. X. 4. fig. 1. Labrus palmarius, varius, dentibus duobus maioribus maxillae inferioris, des Artedi, Syn. p. 53. ſp. 1. Labrus Iulis, Linn. gen. 166. ſp. 15. der Mülleriſche Meerjunker ſeiner Lippfiſche. ſ. unſern Artikel, Lippfiſche, B. V. S. 157.

5ter Parſchbaſtart, Maenas, von Farbe blaßgrün, gelblichem Augenringe, netzförmig geſetzten Schuppen und einem braunen Flecken an dem zirkelrundigen Schwanze; Tab. IX. fig. 1.

6ter Parſchbaſtart, Maenas, mit blauen Strichen und Dippelchen an den Kiemendeckeln und längerm Unterkiefer. Fuca, ſ. Phycis-Percia, wegen der Aehnlichkeit mit der Perca, Parſch, des Salvians, fol. 228. (wobey angemerket wird, daß Rondelet die Phycis der Alten, für die Tenca marina Romanorum, nicht wohl ausgeben wollen; Bellon bezeuget, daß er braune, röthliche, grüne, πολύχροας, buntfarbige, geſehen. Außerdem hat unſer Maenas einen gleichen, zirkelmäßig abgerundeten, Schwanz, und iſt Phycis, des Artedi, in Append. p. 111. Blennius Phycis, Linn. gen. 155. ſp. 7. Der Mülleriſche Glattkopf; ſ. dieſen unſern Artikel, B. III. S. 433.

7ter Parſchbaſtart, Maenas, mit der ſpitzigen Schnauze, längerm und röthlichem Unterkiefer, mit zween weißen, ſehr ſpitzigen, Stacheln an den Kiemendeckeln, ſchwärzlichem Rücken, violetweißlichem Bauche und Seiten, gelblicher oder röthlicher Rückenfloße, mit rothgefleckten Bauch- und Schwanzfloßen, mit rothen, ungleich ab- und eingetheilten Linien von der Schnauze bis zum Schwanze. Hiatula ſ. Channa des Salvians, fol. 229. Channa des Bellons, Rondelets; the Gaper, Ginfiſh, Willughb. p. 327. tab. X. 4. fig. 2. Man will behaupten, es gäbe bey dieſen Fiſchen kein unterſchiednes Geſchlecht, ſie wären alle weiblichen Geſchlechts und würden mit Roggen ſchwanger gefangen, wie Rondelet anführet. Der Schwanz iſt gleich, ungetheilt. Labrus ſecundus, Channa Recentiorum, des Artedi, ſyn. p. 53. und 54. ſp. 2. γ. Hierbey merket Klein an, daß er zwar Channa, von χαίνειν, Hiatula, weil er das Maul aufſperre, heiße, aber andre Fiſche thäten dieſes auch daher ſelbige der Epicharmus μεγαλοχαίμονας genañt habe. Nach dem Bellon ſoll ſonſt eine ſolche Gleichheit zwiſchen dem Orphus, Hepatus und Perca marina, ſeyn, daß er mit ihnen verkaufet und für einerley Fiſch gehalten werde. Aber er unterſcheidet ſich doch vorzüglich durch die Rückenfloße, den Kopf, Schnauze und Schwanz, desgleichen auch mit dem mehr zuſammengepreßten Leibe, dagegen die obangeführten Percae und Percides zu vergleichen ſtünden. Labrus Hiatula, Linn. gen. 166. ſp. 12. der Mülleriſche Gähnfiſch; ſ. unſ. Art. Ginfiſch, B. III. S. 417.

8ter Parſchbaſtart, Maenas, mit der ſpitzigſten Schnauze, mit düſter-ſchwarzen durch die Seiten gezogenen Querlinien, mit hellrothen und blauen Linien an dem Kopfe und vorderm Theile des Bauches, gelbſchwärzlichem Rücken, falbem Bauche, gleich abgeſtutztem, breitem Schwanze, und ſtachlichter Gräte der Afterfloße. Perca Pelagia, des P. Jovius, Salvians und Geſners, Willughb. p. 327. tab. X. 6. fig. 11. Perca lineis vtrinque ſeptem, transuerſis, nigris; ductibus miniaceis caeruleisque in capite et antica ventris, des Artedi, ſyn. p. 68. ſp. 6. Bey dem Salvian f. 225. merket (Klein) an, daß dieſer Fiſch, in Anſehung der Größe, auch wohl der Farbe, der Channa und Phycis ſehr gleich ſey; in der Salvianiſchen Abbildung aber die Querlinien mangelten. Wie ihm auch nun ſey, ſo möchte er doch dieſen Fiſch mit den Phycis und Channa für Percas nicht ausgeben, ſie wären aber mit den Percis ſehr nahe verwandt, und daher von ihm zu die Maenas, Parſchbaſtarte, gebracht

bracht worden; obwohl der Bellon, S. 194. der Perca marina eine einzige zuſammenhängende, und der Percae fluuiatili zwo Floßen auf dem Rücken zuſchreibe; ſ. oben de Percis, nota a. und vergleiche zugleich unſere Perca marina mit der des Salvians. ſ. auch kurz vorherſtehende Perca marina, Linn. ſp. 9.

Particke.

S. Weiderich, brauner.

Paru.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, S. 144. Paru, Jonſton, p. 177. tab. XXXII. fig. 1. Rhomboides, 2. des Kleins, ein Bottbaſtart. ſ. dieſen unſern Artikel, B. I. S. 924.

Parückenbaum.

S. Färberbaum.

Paſan.

Dieſen Namen führet bey den Morgenländern ein vierfüßiges Thier aus dem Geſchlechte der Gazellen, welches dem Hirſche an Haar, Bildung und Geſchwindigkeit, an Größe aber einem gemeinen Ziegenbocke gleicht. Die Hörner ſind gerade, über die Hälfte gerunzelt, hernach knotich und an der Spitze glatt. Im Deutſchen wird es von einigen Schriftſtellern Bezoarbock und Bezoargazelle genannt, weil man in demſelben den Bezoar findet, der aber auch in andern Gazellen erzeuget wird. Man trifft dieſe Thiere in Aegypten, Perſien, Arabien und andern morgenländiſchen Gegenden an, wo ſie ſich auf den Gebirgen aufhalten.

Paſſarillen.

S. Weinſtock.

Paſſionsblume.

Die verſchiedenen Pflanzen, welche unter dieſem Namen bekannt ſind, wachſen alle in Amerika, daher findet man bey den ältern Schriftſtellern und vor dem Jahre 1560. keine angeführet, und die meiſten davon haben wir dem Plümier zu verdanken. Die Amerikaner nennen dieſe Pflanze Murucuja. Da nun in dieſen Zeiten der Aberglaube ſich allenthalben einmiſchte, wollte man in der beſonders geſtalteten Blume die vornehmſten Werkzeuge, welche bey dem Leiden und Sterben Chriſti gebrauchet worden, als die Dornenkrone, Nägel, den Speer u. ſ. f. vorgeſtellet finden, und was noch daran fehlete, wurde durch die Einbildungskraft und den Maler erſetzet und daher öfters ganz wunderbare Abbildungen mitgetheilet. So wenig aber auch dieſe Vorſtellung einigen Grund hat, ſo wurde ſie doch durchgehends angenommen und die Pflanze erhielt den Namen Paſſionsblume; und

dieſen führet ſie auch noch jetzo faſt in allen Sprachen, nur die Italiener verlachten ſolchen, und da die Frucht mit der Granate in der Geſtalt, Farbe und innerlichen Beſchaffenheit viele Aehnlichkeit zeigte, wähleten ſie, ſtatt Paſſionsblume, Granadille, welches ſo viel, als kleine Granate bedeutet. Dieſen folgete auch Tournefort und Boerhaave, und Granadilla iſt bey dieſen der Geſchlechtsname, welchen aber Herr von Linné, weil ihm alle dergleichen aufs kleine abzielende Namen misfielen, abgeſchaffet, und den ältern, gewiß noch unſchicklichern, jedoch etwas verändert, wieder eingeführet und das Geſchlechte Paſſiflora genannt. Es ſind in den neuern Zeiten viele Arten entdecket und bekannt gemachet worden, und Herr von Linné hat 26 Arten beſtimmet. Alle zeigen gleich dem Anſehen nach eine große Aehnlichkeit unter einander, indem der Stängel ſich windet und mit wechſelsweiſe geſtellten Blättern, auch Gäbelchen beſetzet iſt; deutlicher aber äußert ſich ſolche in der beſondern Stellung des Fruchtkeimes und der Staubfäden, indem ſich aus der Mitte der Blume ein Säulchen erhebt, auf deſſen Spitze der Fruchtkeim ruhet, und um oder unter dieſem die Staubfäden anſitzen; überdieß enthält die Blume ein Honigbehältniß, welches wie ein Kranz das Säulchen umgiebt und bey den meiſten Arten aus drey über einander liegenden Schichten von Fäſerchen beſteht. Die Blumendecke beſteht aus zehn platten, länglichten, ausgebreiteten, gefärbten Blättern, davon man die fünf mehr äußerlichen für die Kelch- und die fünf mehr innerlich geſtellten für die Blumenblätter annimmt; bey einigen Arten ſteht in einer kleinen Entfernung von dieſen Blättern noch eine beſondere, gemeiniglich dreyblättrichte Hülle. Die fünf Staubfäden ſtehen nicht aufgerichtet, ſondern hangen gemeiniglich unterwärts an der Spitze der Staubfäden. Die drey Griffel werden nach oben zu dicker, biegen ſich auswärts und endigen ſich mit knöpfichten Staubwegen. Die eyförmige, fleiſchichte Frucht ſitzt an dem Stiele und enthält viele eyförmige, mit einer beſondern Schale bedeckte Saamen. Nach den Blättern laſſen ſich die Arten unter vier Abtheilungen bringen. Einige Arten haben a) ganze, andere in Lappen abgetheilte Blätter, und von dieſen giebt es b) zween, c) drey- und d) viellappichte. Zu den letzten gehöret die bekannteſte Art. Es iſt ſelbige

1) die viel- und glattlappichte Paſſionsblume, die gemeine oder breitblätterichte blaue Paſſionsblume, Paſſiflora coerulea Linn. Ihr Geburtsort iſt Braſilien.

ſilien. Die Wurzel und Stängel ſind ausdauernd, und die Blätter immergrünend. Der ſchwache Stängel mit den, zuweilen purpurfärbigen, Zweigen ſchlingen ſich um andere Körper und ſteigen hoch. Die geſtielten, dunkelgrünen Blätter ſind nach Art der handförmigen gemeiniglich in fünf, auch ſieben, breitere oder ſchmälere, eyförmig zugeſpitzte, am Rande völlig ganze Lappen abgetheilet, unterwärts zeigen ſich an den Lappen, auch an dem Blattſtiele einige Drüſen, und bey dieſem ſtehen zween nierenförmige, eingekerbte Blattanſätze. Die Blüthſtiele ſind länger, als die Blattſtiele, ſtehen einzeln am Blätterwinkel, tragen einzelne Blumen und neben dieſen ſitzt das Gäbelchen. Nahe an der Blume zeigen ſich drey große, herzblätterichte, vertiefte Deckblätter, welche gleichſam den äußerlichen Kelch vorſtellen. Die Blume iſt groß. Die Kelch- und Blumenblätter ſind oberwärts weißlicht, mit blau vermiſchet und einander ganz ähnlich, doch kann man die erſtern von den letztern dadurch unterſchieden, daß ſolche nahe an der Spitze mit einem vorragenden Zähnchen beſetzet ſind, welches bey den Blumenblättern mangelt. Die Strahlen des kranzförmigen Honigbehältniſſes ſind an der Spitze violet, in der Mitte weiß und am Ende dunkelpurpurroth, woſelbſt ſich auch einige drüſenartige Puncte zeigen. Man kann ſolches füglich in vier verſchiedene Kränze abtheilen. Die Blume dauert wenig Stunden, ſie öffnet ſich früh morgens und beym Untergang der Sonne iſt ſie ſchon wieder geſchloſſen, blühet auch hernach nicht wieder auf. So wie die Größe der Blätter verſchieden iſt, eben ſo findet man auch Stöcke mit größern und kleinern Blumen. Die Frucht, welche die Holländer Rangapfel, und die Franzoſen in Martinique Lianenapfel nennen, iſt ohngefähr ſo groß, als eine Pflaume, eyförmig, geldröthlich, glatt und glänzend. Unter der dünnen Schale liegt ein weißlichtes, feines, zäſerichtes Gewebe, und jeder ſchwarzer Saame iſt mit einem rothen, fleiſchichten Weſen beſonders eingewickelt. Da die Blumen bey uns ſehr ſelten reife Früchte nach ſich laſſen, muß man die Vermehrung durch Ableger veranſtalten; zuweilen laſſen ſich auch die auslaufenden Wurzeln abnehmen. Die Pflanze iſt zwar dauerhaft, und hält auch im freyen Lande aus; bey einem etwas härtern Winter aber ſtirbt der Stängel bis auf die Wurzel ab, und auch dieſe geht zuweilen mit verlohren. Dieſes letztere kann man jedoch meiſtentheils verhüten, wenn man um die Wurzel Pferde- oder lieber Kühmiſt leget, wodurch dieſe zugleich geſtärket und die künftige Blüthe befördert

befördert wird. Sicherer geht man, wenn man die Stöcke in großen Töpfen unterhält, und dieſe den Winter über im Glashauſe an einen luftigen Ort ſtellet, und zuweilen etwas begießt. Man kann ſolche im Frühjahre ins Land an eine Mauer, oder andern warmen Ort, wo ſie hoch und breit wachſen können, verſetzen, und zugleich alle ſchwache Ranken abnehmen, die ſtärkern aber zween bis vier Fuß hoch verſtutzen. Bey gutem Wachsthume und in der Blüthzeit, welche in den Sommer fällt, verlangen ſie öfteres Begießen. Hält man die Stöcke immerfort in Töpfen, ſo läßt man die ſchwachen Ranken lieber ſtehen, man erhält dadurch mehr Blüthen.

2) Die drey- und ſägförmig lappichte Paſſionsblume, die dreyblätterichte oder fleiſchfarbene Paſſionsblume, Paſſiflora incarnata Linn. wächſt in Virginien, Braſilien und Peru. Die Wurzel iſt dauerhaft, der Stängel aber ſtirbt jährlich ab. Der Blattſtiel iſt oberwärts mit zwo Drüſen beſetzet. Die Blätter ſind in drey ſägartig eingekerbte Lappen abgetheilet. Die Hülle der Blüthe iſt kleiner, als bey allen übrigen Arten, ſpitzig eingekerbet und am Rande mit Drüſen beſetzet. Die Kelch- und Blumenblätter ſind röthlich und nicht viel länger, als der röthlich weiße Honigkranz; die Staubfäden und Griffel ſind geflecket. Die Pflanze iſt zärter, als die vorige, und muß beſtändig im Scherbel unterhalten werden. Man zieht ſie aus dem Saamen, oder zertheilet die Wurzelſtöcke, wenn ſie ſtark genug ſind. Sie verlanget eine leichte fette Erde, und verträgt im Winter wenig Waſſer. Um deſto gewiſſer Blumen zu erhalten, kann man den Sommer über die Töpfe hinter die Fenſter des Glashauſes ſtellen. Dieſes iſt diejenige Paſſionsblume, welche zuerſt bekannt und nach Europa gebracht worden. Die Frucht beſitzt eine ungemein angenehme Säure, und wird häufig von Geſunden und Kranken genoſſen.

3) Die dreylappichte rauche Paſſionsblume mit zart zerſchnittener Hülle. Stinkende Paſſionsblume. Paſſiflora foetida Linn. wächſt in Domingo und Martinique, iſt nur eine jährige Pflanze und durchgehends haaricht oder rauch. Die Blätter ſind herzförmig und in drey Lappen abgetheilet, die beyden Seitenlappen aber viel kleiner und kürzer als der mittelſte. Der Blattſtiel zeiget keine Drüſen, iſt aber mit klebrichten Haaren beſetzet. Die Blattanſätze ſind zart gefranzet. Die drey Blätter der Hülle ſind vielfach und zart zerſchnitten, dergleichen man bey keiner andern Art bisher bemerket. Die Blume

giebt einen häßlichen Geruch von ſich. Sie öffnet ſich vor Sonnenaufgang und ſchließt ſich mit dem Untergange; die Blumenblätter ſind weiß und die Strahlen des Honigbehältniſſes weiß und purpurroth geſtreift. Die Vögel, Eidechſen und Ameiſen ſuchen die Früchte begierig auf. Man erzieht dieſe aus Saamen auf dem Miſtbeete, ſetzet die jungen Pflanzen in leichte gute Erde, und die Töpfe anfangs auf das Miſtbeet, hernach hinter die Fenſter des Glashauſes.

4) Dreylappichte rauche Paſſionsblume mit lanzetförmiger Hülle. Zotichte Paſſionsblume. Paſſiflora hirſuta Linn. hat mit der vorherſtehenden gleiches Vaterland, und iſt auch dem ganzen Anſehen und Geruche nach ſelbiger ganz ähnlich. Zween Umſtände zeigen den Unterſchied. Bey jener ſteht, wie bey den meiſten übrigen, in jedem Blattwinkel nur eine Blume, bey dieſer aber allemal zwo einander gegen über, und die Blätter der Hülle ſind bey dieſer ganz und lanzetförmig.

5) Dreylappichte, ſammtne Paſſionsblume mit zwey Häckchen an den Blättern, Paſſiflora holoſericea Linn. Das Vaterland iſt Veracrux, die Pflanze haaricht und weich anzufühlen und die Wurzel ausdauernd. Am Blattſtiele ſitzen zwo Drüſen einander gegen über. Die Blätter ſind eyförmig und in drey Lappen getheilet, die Seitenlappen aber viel kürzer, als der mittelſte und hinterwärts ſowohl mit einer kleinen Drüſe, als mit einem rückwärts gebogenen Häckchen beſetzet. Am Blätterwinkel ſtehen gemeiniglich zwo weißlichte Blumen, deren Honigbehältniß purpurfärbig und gelblicht gemiſchet iſt.

6) Dreylappichte glatte Paſſionsblume mit aufgeriſſener Rinde. Korkartige Paſſionsblume, Paſſiflora ſuberoſa Linn. Sie wächſt in Domingo und den Antilliſchen Inſeln. Der fortdauernde Stängel iſt holzicht und mit einer weißen geſpaltenen Rinde bedecket. Die Blätter ſind bey der jungen Pflanze ſchildförmig, bey den ältern iſt der Stiel mehr am Ende, als an der untern Fläche angeheftet. Sie ſind jederzeit glatt, glänzend, und in drey ganze, ſpitzige Lappen abgetheilet, und unterwärts, wie die Blüthſtiele, mit zwo Drüſen beſetzet. Die Blume zeiget nicht zehn, ſondern nur fünf blaßgelbe Blumenblätter. Die Vermehrung geſchieht durch Ableger. Die Pflanze liebet viel Näſſe und wird wie die übrigen gewartet.

7) Dreylappichte herzförmige Paſſionsblume mit gelben Blumen. Die niedrige Paſſionsblume mit dreytheilichten Blättern und kleinen gelben Blüthen,

Paſſiflora lutea L. Dieſe wächſt in Virginien und Jamaika an ſandigen und ſteinichten Oertern. Die Wurzel iſt beſtändig, der Stängel aber nur jährig. Die Blätter ſind glatt, herzförmig, ſtumpf, und in drey einander ähnliche, völlig ganze Lappen geſchnitten, und ohne Drüſen. Die Blumen ſind klein, und die gelblichten Blumenblätter kleiner als die Kelchblätter; das Honigbehältniß hat mit den Blumenblättern gleiche Länge. Sie vermehret ſich durch die kriechende Wurzel häufig, und muß daher öfters verſetzet, ſonſt aber im Scherbel, und den Winter trocken erhalten werden.

8) Dreylappichte gedüpfelte Paſſionsblume, Paſſiflora punctata L. Peru iſt das Vaterland, und die Wurzel beſtändig. Die Blätter ſcheinen mehr in zween als drey rundlichte Lappen getheilet zu ſeyn, indem der mittelſte kaum merklich iſt. Unterwärts ſieht man drey Nerven und viele ringförmige Düpfelchen, mit einem erhabenen Pünktchen in der Mitten. Die Blätterſtiele haben keine Drüſen. Die Blume iſt weißlicht. Die Blumenblätter ſind kürzer als die Kelchblätter; der äußere gelblichte Kranz des Honigbehältniſſes hat mit den erſtern faſt gleiche Länge.

9) Zweylappichte gedüpfelte und drüſichte Paſſionsblume, Paſſionsblume mit den zweyhörnichten Blättern und rothen oder weißen Blumen, die Fledermausblume, Granadilla bicornis, filamentis intortis H. Elth. Paſſiflora veſpertilio L. Dieſe wächſt in verſchiedenen Gegenden von Amerika. Die Wurzel und der holzichte Stängel dauern aus. An den Blätterſtielen mangeln die Drüſen. Die Blätter ſtellen einen halben Monden vor, oder haben eine Aehnlichkeit mit einer ausgeſpannten Fledermaus, ſie ſind viel breiter als lang, hinterwärts rund, und in zween ſpitzige, weit aus einander geſperrte Lappen getheilet, auf der untern Fläche gedüpfelt, und hinterwärts mit zwo ausgehöhlten Drüſen beſetzet. Die Blumen ſind weiß, und das Honigbehältniß raget über die Blumenblätter hervor. Die Blumen verblühen ungemein geſchwinde. Nur die Nacht über zeigen ſich ſolche in der Vollkommenheit, in den Frühſtunden verwelken ſie ſchon wieder. Die Vermehrung kann durch die Ableger und Wurzelſproſſen geſchehen. Die Stöcke blühen bey uns ſelten und kaum vor dem dritten Jahre. Im Sommer verlangen ſie viel Waſſer, im Winter wenig, aber mehrere Wärme.

10) Zweylappige gedüpfelte Paſſionsblume mit einblätterichtem Honigbehältniſſe. Paſſionsblume aus Domingo, Paſſiflo-

ra Murucuia L. Die Blätter ſind unterwärts gedüpfelt, in zween ſtumpfe Lappen abgetheilet, oder halbmondförmig, und in der Mitte zwiſchen den beyden Lappen ſteht eine Borſte, welche bey der vorherſtehenden Art nicht zugegen iſt. Die Blattſtiele zeigen keine Drüſen. Die Blume iſt purpurfärbicht, und das Honigbehältniß nicht in viele Stralen abgetheilet, ſondern beſteht aus einem ganzen walzenförmigen, abgeſtutzten Blatte, deswegen auch Tournefort dieſe Art von den andern abgeſondert, und als ein beſonderes Geſchlechte unter dem Namen Murucuia angeführet.

11) Ganzblätterichte Paſſionsblume mit eingekerbter Hülle, lorbeerblätterichte Paſſionsblume, Waſſerlimonie, Paſſiflora laurifolia. Surinam iſt ihr Vaterland. Der ſchwache Stängel windet ſich hoch aufwärts. Die Blätter ſind groß, ganz, eyförmig, am Rande etwas wellenförmig und glatt. Auf dem Blattſtiele ſitzen zwo Drüſen. Die drey Blätter der Hülle ſind groß, vertiefet und am Rande ausgezahnet. Die weißen, mit purpurfärbigen Punkten gedüpfelten Blumen geben einen angenehmen Geruch von ſich. Dieſe zeigen ſich in den Herbſtmonathen. Die Franzen des Honigbehältniſſes ſind meiſtens violet gefärbet. Die Frucht gleichet einer Citrone, iſt gelb, und weiß gedüpfelt, faſt dreyeckicht, und angenehm von Geſchmacke, und erlanget im May ihre Reife. Dieſe Art verlanget, ſonderlich im Winter, viel Wärme.

12) Ganzblätterichte Paſſionsblume mit viereckichtem Stängel, viereckichte Paſſionsblume, Paſſiflora quadrangularis L. wächſt in Jamaika. Die Wurzel treibt viele, fortdaurende, unterwärts holzichte, nach oben zu mit vier Flügeln verſehene, kletternde Stängel. Die Blätter ſind herzförmig, zugeſpitzet, völlig ganz, aber etwas runzlicht; der Blattſtiel iſt mit drey Paar Drüſen beſetzet. Die Blumen haben einen angenehmen Geruch, und ſchönes Anſehen. Die Frucht iſt größer, als ein Gänſeey, angenehm vom Geruche, und gelblichtgrün gefärbet. Nicht allein die Thiere ſuchen ſolche begierig auf, ſondern ſie wird auch von Menſchen geſpeiſet. Das ſaftige Fleiſch ſchmecket ſehr angenehm, ſüßlich und ſäuerlich.

Paſt. S. Rinde.

Paſtetlein.

S. Kuchendoublet.

Paſtinac.

Paſtinaca, Meerangel, Angelfiſch; Raia Paſtinaca, Linn. gen. 130. ſp. 5. der Mülleriſche Pfeilſchwanz ſeiner Rochen. Leiobatus,

iobatus, 5. des Kleins, ein Glattray. ſ. dieſen unſern Artikel, B. III, S. 437.

Paſtinack.

Von den drey Arten, welche Hr. von Linné in der Murrayiſchen Ausgabe von der Paſtinaca angegeben, iſt die eine bereits unter Opopanax bemerket worden, und da die andere ſelten vorkommen dürfte, beſchreiben wir hier nur

die gemeine gefiederte Paſtinack, Paſternack, Paſternackmöhren, Hammelsmöhren, Paſtinaca ſatiua Linn. Herr Cranz hat ſelbige mit dem Geſchlechte Selinum vereiniget. Das eigentliche Vaterland dieſer Pflanze iſt das mittägige Europa, von welcher unſere, auf den Aeckern und in Gärten erzogene, wenig oder gar nicht unterſchieden iſt. Bey der wildwachſenden Pflanze iſt die Wurzel öfters in Zweige vertheilet, doch ſtellet ſolche zuweilen auch nur einen Körper vor; bey unſerer iſt ſolche dicker, größer, und am ganzen Umfange mit Zäſerchen beſetzet. Aus der Wurzel treiben breite Stiele, welche lange, glänzende, gefiederte Blätter tragen, deren Blättchen einander gegenüber ſtehen, eyförmig und mit eingekerbten Zähnchen beſetzet ſind. Zuletzt ſteht ein einzelnes Blättchen. Dergleichen Blätter ſitzen auch wechſelsweiſe an dem geſtreiften Stängel, und umgeben ſelbigen mit dem breiten Anfange ihres Stieles. Dieſer erreichet ohngefähr drey bis vier Fuß Höhe, und treibt einige Aeſte, welche ſich mit einer Blumendolde endigen. Dieſe erſcheint im Julius und Auguſt des zweyten Jahres, und hat nirgends eine Einwickelung. Alle Blumen ſind einander gleich, und die fünf gelben Blumenblätter einander ähnlich, ungetheilet und lanzetförmig, übrigens aber, wie bey andern Dolden, fünf Staubfäden und zween Griffel zugegen. Die beyden, mit einander vereinigten Saamen ſind eyförmig, auf beyden Seiten platt, auf der äußerlichen mit drey ſchwachen Linien bezeichnet, und mit einem häutichten Rande eingefaſſet. Die Pflanze wird mehr in der Küche, als in der Arzneykunſt gebrauchet. In dieſer wählet man den Saamen, und in jener die Wurzel. Dieſe iſt ohngefähr einen Daumen dicke, fleiſchicht, etwas gelb oder röthlicht, oder mehr weißlicht, von einem guten, ſüßlichten Geſchmacke, und nicht unangenehmen Geruche. Es ſoll ſelbige noch beſſer als die Möhren zur Nahrung dienen. Mit Milch gekochet empfiehlt Boerhaave ſelbige den Schwindſüchtigen, und Lobb denjenigen, welche mit dem Steine beſchweret ſind. Man ſoll ſich wohl vorſehen, daß man ſtatt des

Paſter-

Paſternacks nicht die Wurzel vom Waſſerſchierling oder Wüterich bekomme, indem dieſe dem Geruche nach mit der Paſtinack übereinkömmt. Die Engländer behaupten, daß die allzu alten Paſtinackwurzeln Raſerey verurſachen; welches auch durch anderer Erfahrungen beſtätiget worden. Alte Wurzeln ſind diejenigen, welche den Winter über ausgehalten, und im zweyten Jahre genutzet werden. Man kann aus der Wurzel Brod backen. S. Grotians Calender I. Th. 301. S. In Rußland ſpeiſet man die Blätter, wenn ſie noch jung ſind, als Zugemüſe. Die Saamen beſitzen, wie viele andre dergleichen, eine gewürzhafte Eigenſchaft, doch wollen einige Aerzte davon beſondere Wirkungen angemerket haben. Garnier, ein Arzt zu Lyon, will ſolche der Chinarinde vorziehen, und behaupten, daß ſelbige nicht allein die Fieber ſtillen, die von der Rinde nicht überwunden werden können, ſondern auch keine Rückfälle zulaſſen, und nur höchſtens zu dreymalen dürften gebrauchet werden. Es werden drey Quentchen zerſtoßen und in ſechs Unzen Wein gekochet, bis der dritte Theil davon ausgedünſtet iſt; dieſen durchgeſeigten Wein trinket der Kranke am Tage des Anfalls warm und früh nüchtern im Bette, und bleibt darauf drey Stunden liegen. Boerhaave rühmet die Pillen, welche aus den Saamen mit Süßholzſaft bereitet worden, wider den Stein und zu Heilung der Geſchwüre in der Urinblaſe. Der Saame von der wildwachſenden Pflanze iſt kräftiger, als von der zahmen. Sollte die Paſtinackpflanze wirklich von keinem Viehe berühret werden, wie Herr Schreber vorgiebt? höchſtens kañ dies nur von den Blättern gelten, indem die Wurzel für Schweine und Rindvieh, auch für die Schaafe ein treffliches Futter abgiebt. Der erfahrne Reichart will auch das Laub gegen Michael mit der Sichel abſchneiden, und dem Vieh vorlegen laſſen. Paſtinackwurzeln zu erziehen, iſt gar nicht ſchwer.

Man kann den Saamen im Frühjahre, beſſer aber im Herbſt auf guten, aber nicht neuerlich gedüngten Acker ausſäen. Wer im Frühjahre zeitig junge Wurzeln zur Speiſe verlanget, muß die letzte Zeit erwählen. Der Saame erfriert nicht in der Erde, und wird im folgenden Frühjahre zeitig hervorkeimen. Die jungen Pflanzen hält man vom Unkraute rein, und durchzieht ſolche, damit die andern genugſam Platz behalten. Man kann ſolche füglich den folgenden Winter über im Lande ſtehen laſſen, die Wurzel leidet durch den Froſt keinen Schaden, vielmehr werden dieſe, im Winter ausgegrabenen, beſſer ſchme-

ſchmecken, als die man im Keller aufbewahret hat. Damit man aber einen Vorrath zu Hauſe habe, kann man ſolche in Keller, oder in Gruben, wie die Möhren, aufbehalten. Die beſten, und geradeſten Wurzeln wählet man zum Saamen, und läßt ſolche entweder an ihrem Orte ſtehen, oder verpflanzet ſie im April auf ein wohl umgegrabenes Beet, einen Schuh weit von einander. Der Saame wird ohngefähr im Auguſt reif; da aber dieſes nicht auf einmal geſchieht, muß man fleißig nachſehen. Die mittelſten in der Dolde werden zuerſt reif, und dieſe ſind auch die beſten Saamen. Der überreife wird leicht von dem Winde zerſtreuet.

Paſtor.

Ein von dem Marcgrav p. 166. unter dem Namen Harder beſchriebener Fiſch, den Richter für eine Sole und Scholle halten will. ſ. unſern Artikel, Harder, B. III. S. 656. allwo ſich auch die Marcgraviſche Beſchreibung überſetzet befindet.

Pataten.

S. Bataten.

Patelle.

Diejenigen einfachen, einigermaaßen kegelförmigen Conchylien, welche keinen Schnirkel zeigen, ſind, wegen der Lebensart des Thieres, da ſich ſolches zugleich mit der Schale an die Felſen anklebet, unter dem Namen Klippkleber angeführet worden. Die Franzoſen, Holländer und ſelbſt Herr von Linné nennen ſolche, wegen der offenen Geſtalt, Patellen. Da nun einige Arten unter dieſen Namen angeführet und beſchrieben werden, wollen wir ſelbige hier zugleich anführen. Dieſe ſind

1) die Sternpatelle, Patella ſaccharina L. Der Linneiſche Beyname zielet vielleicht auf die weiße Farbe, und weil ſelbige ſieben, bis eilf kielförmige, ſtumpfe, lang vorſtehende Stralen, mit andern kleinern dazwiſchen geſetzten zeiget, wodurch die Schale ein ſternförmiges Anſehen erhält, hat Herr Müller obigen Namen gewählet. Sie heißt auch im Lateiniſchen Aſtrolepas, bey den Holländern aber Bonnetje. Es ſind aber die Sternpatellen unter ſich ſehr verſchieden; man findet außer den weißen, auch ſchwarze, weiß und ſchwarz melirte, braune, röthlichte, gefleckte und geſprenkelte, von einem bis zween Zoll, die theils aus Oſt- theils aus Weſtindien kommen.

2) die gemeine Patelle, Patella vulgata Linn. Die Schale iſt einigermaaßen eckicht, indem vierzehen ſchwache Stralen einige Spuren

Spuren am Rande zurückſaſſen, und ſelbige ungleich machen, wobey ſich zugleich der Rand etwas in die Breite dehnet und ſcharf iſt. Die vierzehen Stralen ſind etwas erhaben, und zwiſchen dieſen liegen eben ſoviel andere, die niedriger ſind. Der Wirbel iſt ſtumpf und nicht im Mittelpunkte. Bey einigen iſt der Rand unten ſchwarz mit weißen Punkten, oder bläulicht mit weißen Strichen. Sie werden an allen Europäiſchen klippichten Stranden gefunden, die man aber aus Indien erhält, ſind höher gewölbet, und ihr Wirbel iſt daher ſpitziger.

3) die blaue Patelle, Patella coerulea L. Die Schale iſt inwendig blau, etwas eckicht ausgenaget, und hat mannichfaltige Striche. Das Mittelländiſche Meer.

4) Knotenpatelle, Patella tuberculata L. Die blaſſe, kegelförmige Schale iſt am Rande etwas gezähnelt, und der obere Theil mit weißen Knoten beſetzet, welche reihenweiſe ſtehen; der hintere Rand iſt kurz und etwas aufgehoben.

Dieſe vier Arten gehören zu denjenigen Klippklebern, welche Müller Zackenränder genennet. Aus der dritten Abtheilung, oder von den Krummwirbeln, welche nämlich einen ſpitzigen gekrümmten Wirbel haben, bemerken wir:

5) die Moraſtpatelle, Patella lacuſtris L. welche ſich an den Waſſerpflanzen in den Europäiſchen Sümpfen aufhält. Die größten werden etwan einen Drittheil Zoll lang, und ſind hornartig, durchſichtig, ungemein zart und zerbrechlich. Die Einwohner paaren ſich mit einander.

Nun folgen zwo Arten von der Gattung der Glattränder, oder ſolche, welche einen glatten Rand und ſtumpfen dichten Wirbel haben.

6) Glaspatelle, Patella pellucida Linn. Der Geſtalt nach kommt dieſe mit der Moraſtpatelle überein, nur iſt ſie größer, und führet keinen ſo hohen Wirbel. Sie iſt eyförmig, bäuchicht, durchſichtig, und zeiget vier himmelblaue Stralen auf einem bleyfärbigen Grunde. Das Mittelländiſche Meer und die Nordſee.

7) Netzpatelle, Patella reticulata L. Die Benennung deutet auf die Zeichnung, indem die Oberfläche mit runden weißen Faſern beſetzet iſt, welche theils horizontal, theils ſenkrecht durch einander herablaufen; übrigens ſtellet die Schale einen gedrückten Kegel vor, und kömmt aus dem Mittelländiſchen Meere.

Die beyden folgenden gehören zu denjenigen Klippklebern, welche einen durchbohrten Wirbel haben, und von Herr Müllern Offenwirbel genennet werden.

8) Stralpatelle, Patella nimboſa L. Die Schale iſt eyförmig, runzlicht, geſtreifet, am Wirbel, wie ein Schlüſſelloch, länglicht durchbohret, inwendig grünlichtweiß, auswendig weiß, grau oder röthlicht und mit braunen Stralen beſetzet. Die gewöhnliche Sorte kommt aus dem Mittelländiſchen Meere, ſchönere erhält man aus Afrika, und auf den Malvinesinſeln, bey der Magellaniſchen Straße, ſind die größten gefunden worden. Sie ſind auf einem ſchmutzigweißen Grunde violetartig, oder ſchwärzlicht mit marmorirten Bändern geſtreifet, und drey Zoll lang und zween Zoll hoch. Der Mantel des Thieres hat einen franzenartigen Saum, davon die Faſern in vier oder fünf Spitzen äſtig ausgehen.

9) Wolkenpatelle, Patella nubecula L. Die Schale iſt eyrund, mit rothen und weißen Stralen gerunzelt und gewölket, innerlich braun, kleiner aber höher, als die vorherſtehende Art, hat aber gleichfalls am Wirbel eine ovale Oeffnung. Das Mittelländiſche Meer.

Patelliten.

Tepaditen, Patell oder Schüſſelmuſcheln, Patellites; ſind eine Art verſteinerter Muſcheln, welche einſchalicht gefunden werden, einer Schale gleich ſind, und etwas ſpitzig zulaufen. Dieſe Muſcheln ſollen niemals ſo, wie andere, verſteinert, ſondern beynahe unverändert ſeyn.

Patennige.

S. Päonie.

Paternoſterbaum.

S. Azedarach.

Paternoſterkraut.

S. Thränengras.

Patientia.

S. Grindwurzel.

Patryzen.

S. Schellenſchnecke.

Patſcherpen.

S. Kirſchbaum und zwar Traubenkirſche, auch Schlingbaum.

Pavanaholz.

S. Granadiglia.

Pavate oder Pavette.

S. Scheelkornbaum.

Pau de Sangue.

S. Gambienſergummi.

Pavedette.

Eine Art Tauben mit ſtarkem Naswachſe, Tabellaria. Sie iſt nicht groß, etwa wie die Dohle, bläulicht, mit großen rothen Augen, dickem Schnabel, ſcharlachrothen Füßen. Ihrer wird untern Tauben vornehmlich gedacht,

dacht, weil man ſie abrichtet, und zum Brief bringen gebrauchet. Herr Klein ſchreibt, er habe ſelbſt durch ſie Briefe auf drey Meilen weit nach der Stadt bringen laſſen. Und im Orient bedienet man ſich ihrer, Briefe ſchnell an ſehr entfernte Orte zu bringen; welche Gewohnheit die Türken beſonders haben. Es wird das Papier zuſammengerollet, und der Taube untern rechten Flügel gebunden. Sie fliegt ſcharf, und leget große Weiten in kurzer Zeit zurück.

Pavie.

S. Caſtanie, Roß-.

Paullinie.

Nach Beſchaffenheit der Kräuterwiſſenſchaft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verdienet Sim. Pauli, der Däniſche Leibarzt, auch einen Platz unter den Beförderern derſelben. In dem Quadripartito botanico hat er die Kräfte der Arzneypflanzen geſammlet, überdieß die Geſchichte des Tabacks, Thees und Beinbrechgraſes, auch eine kurze Beſchreibung von einigen, zu ſeiner Zeit berühmten, Gärten herausgegeben. Die Paullinia L. begreift zwey, von Plumier unter den Namen Seriana und Cururu beſtimmte Geſchlechter, welche nur wegen des Ortes, wo die Saamen aufſitzen, verſchieden, ſonſt aber in der Frucht und Blume einander ähnlich ſind. Der Kelch beſteht aus vier oder fünf eyförmigen, vertieften, ſtehenbleibenden Blättern. Von den vier länglichten, viel größern, mit Nägeln verſehenen Blumenblättern ſtehen zweye weiter von, und zweye näher bey einander; an den Nägeln derſelben ſitzen vier Honigſchuppen, und an dem Boden vier Honigdrüſen. Acht kurze Staubfäden umgeben den dreyeckichten Fruchtkeim, deſſen drey Griffel ſich mit einfachen Staubwegen endigen. Der dreyeckichte Fruchtbalg öffnet ſich mit drey Klappen, zeiget drey Fächer, und enthält in jedem Fache einen Saamen, welcher bey der Seriana auf dem Boden, bey der Cururu an der Spitze ſeinen Sitz hat. Herr von Linné hat nach den Beobachtungen des Herrn Jacquins vierzehen Arten angeführet, welche alle unter die ſeltenſten Pflanzen gehören. Wir bemerken nur, wie die dreyblätterichte ſtachlichte Paullinie, aſiatica L. einen ſtarken Geruch von ſich gebe, und faſt in allen Theilen, beſonders in der zäſerichten, ſchwarzpurpurfärbigen Wurzel eine ätzende Eigenſchaft beſitze.

Pauſen. S. Lein.

Pautkenbeere.

S. Brombeerſtrauch.

Pecari.

Sus Taiacu Linn. Eine Gattung von wilden Schweinen, in dem ſüdlichen Amerika, welche auch unter den indianiſchen Namen Tajaſſu, Coſtui, Caaigoara, Javari, Coyametl und andern Benennungen bey den Schriftſtellern vorkommen. Im Deutſchen werden ſie von vielen Biſamſchweine oder Muſcusſchweine genannt, ohngeachtet der ſtarke Geruch, welchen ſie von ſich geben, von dem Biſamgeruch ſehr verſchieden und überaus widerlich iſt. Sie haben kürzere Beine, weit ſteifere Borſten, die theils ſchwarz oder dunkelbraun, theils aſchgrau ſind, und einen ſchmächtigern Leib, als die europäiſchen wilden Schweine. Der Schwanz fehlet ihnen gänzlich. Das vornehmſte Merkmal aber, wodurch ſie ſich nicht nur von unſern Schweinen, ſondern auch von andern vierfüßigen Thieren unterſcheiden, iſt eine auf dem Rücken, nicht weit von dem After befindliche, zwo bis drey Linien breite Oeffnung, die über einen Zoll tief einwärts geht, und diejenige Feuchtigkeit enthält, welche einen ſo ſtarken und unangenehmen Geruch von ſich giebt. Das Fleiſch dieſer Thiere wird für eine ſehr angenehme Speiſe gehalten, und dem europäiſchen Schweinefleiſche noch vorgezogen. Man muß ihnen aber, ſogleich, nachdem man ſie erleget hat, die bey der obern Oeffnung auf dem Rücken befindlichen Drüſen ausſchneiden, weil ſonſt das ganze Fleiſch in einigen Stunden einen widrigen Geruch und Geſchmack annimmt.

Pech und Pechbaum.

S. Fichte.

Pechblende.

Pſeudogalena picea; iſt eine Art eines vererzten Zinks, ſo eine pechſchwarze Farbe und Anſehen hat, und nicht ſo grobäugig, wie andere Arten von Blende iſt. Sie beſteht, wie die andern Arten, aus Eiſen, Zink, Schwefel und Arſenik, und zufälliger Weiſe aus Silber. S. Blende.

Pechblume, Pechnägelein, Pechnelke.

S. Lychnis.

Pecherinbohne.

Pecherinbohne wird auch Pechurim und Pichurim geſchrieben. Dieſe Braſilianiſche Bohne wurde unter dieſem Namen, oder Faua Pecairo aus Portugall nach Stockholm gebracht, und als ein bewährtes Arzneymittel wider die Colic und den Durchfall angerühmet. Es wurden auch von dem Feldmedico Dr. Zetzel Verſuche damit angeſtellet, und ihre kräftige Wirkung in

in verſchieden Fällen beſtätiget; der Urſprung aber dieſes Mittels war gänzlich unbekanndt. Herr Bäck hat die Bohne genau beſchrieben, auch abgezeichnet vorgeſtellet, und dabey die Muthmaßung geäußert, wie ſolche vielleicht der Kern von der Copaivafrucht ſeyn, und vielleicht dieſer Kern, wie bey der Coffeebohne, aus zween Saamen beſtehen möchte, die mit ihrer flachen Seite gegeneinander liegen. Da man auch von den Portugießen erfahren, wie dieſe Bohne aus der Inſel Maranhen abſtamme, und daſelbſt der Copaivabaum häufig wächſt, wird dieſe Meynung noch mehr Wahrſcheinlichkeit erhalten. Dieſe Pecherinbohne iſt vielleicht von uns bereits unter dem Namen Muſcatenbohne angeführet worden. Und alle Umſtände zeigen, daß einerley Waare unter verſchiedenen Namen ausgegeben worden, und die Faba Buccarea, oder die Muſcatenbohne, aus Faba Pecaira, oder der Pecherinbohne entſtanden. Nach Herr Bäcks Beſchreibung gleichet die Bohne einer großen Mandel, die der Länge nach geſpalten, und auf der flachen Seite der Länge nach etwas ausgehöhlet, und von verſchiedener Größe iſt. Die mittlere Gattung iſt zwölf bis dreyzehen Linien lang, und fünf bis ſechs Linien breit. Auf der vertieften Seite zeiget ſich eine Erhöhung, als wäre es der Keim. Aeußerlich iſt ſolche ſchwärzlich, innerlich lichtbraun, nicht holzicht oder faſericht und einer zerſchnittenen Muſcaten ähnlich, zwiſchen den Zähnen mürbe und von Geruch und Geſchmack gleichſam das Mittel zwiſchen Muſcate und Saſſafras. Unſere Bohnen waren alle größer, und zerbrochen zeigten ſie eine lichtbräunlichte Farbe, aber nichts marmorirtes, wie die Muſcate. Man kann hierüber die Abhandlung der Schwed. Akadem. 1759. nachleſen.

Pechtorf.

Terra bituminoſa turfacea; iſt eine bituminöſe Erde, welche einer Sumpferde ähnlich ſieht, und wenig oder gar kein Moos, noch Wurzeln in ſich hat, ſondern eine mit Bergöl oder Bergtheer durchdrungene Erde iſt. Sie hängt aber feſt aneinander, und läßt ſich ausſtechen, und brennt im Feuer. Man hat bemerket, daß der friſch ausgeſtochene Pechtorf am beſten, hingegen deſto weniger brennt, jemehr derſelbe an der Sonne getrocknet wird. Man findet denſelben vorzüglich in Holland und Seeland, auch in der Schweiz und einigen andern Orten, woſelbſt er zum Brennen gebrauchet wird. Die Holländer nennen ihn Darris.

Pecti=

Pectinit.

Pectinit iſt eine Baſtardconchylie und Anomia pecten Linn. Dieſe halbrunde, glatte, mit vielen Strichen bezeichnete Muſchel, deren Deckel flach iſt und mit einem gelben Marquaſitbeſchlag zur Größe von zween Finger breit, wird im ſchwarzen Schiefer bey Hallifax in England gefunden.

Pectiniten.

Strahl⸗ Kamm⸗ oder Jacobsmuſcheln, Pectinites; ſind verſteinerte zweyſchalichte Muſcheln, davon eine Schale erhaben, die andere flach iſt, beyde aber mit erhabenen Streifen, wie Kämme, verſehen ſind. Wallerius Mineral. S. 480. gedenket dreyer Arten, als 1) Pectiniten mit Ohren; 2) Pectiniten ohne Ohren; 3) verſteinerte Ohren von Pectiniten.

Pectis.

Planer nennet dieſes Linneiſche Geſchlecht Angerblume, obgleich unbekanndt, ob die Pflanzen in Amerika auf Angern, oder an andern Oertern wachſen. Die Blume gehöret zu den zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus fünf ſtumpfen, einander faſt ähnlichen Blättchen; die weiblichen, zungenförmigen Randblümchen ſind in gleicher Anzahl zugegen, aber kürzer als der Kelch, und mit zween Staubwegen, einem Griffel und dünnen Fruchtkeim verſehen. Die Scheibe nehmen wenige trichterförmige, fünffach eingekerbte, und mit dem verwachſenen Staubbeutel, und ähnlichen Stempel beſetzte Zwitterblümchen ein. Nach allen folgen dünne, mit einer grannichten Krone gezierte Saamen, welche auf dem nackenden Blumenbette ſitzen, und vom Kelche umgeben ſind. In der Murrayiſchen Ausgabe findet man drey Arten aufgezeichnet, welche in Amerika wachſen; alle haben ſchmale, faſt gleichbreite Blätter, welche aber bey einer Art gefranzet, ciliaris, bey der andern gedüpfelt, punctata, und bey der dritten ganz glatt, oder den Leinblättern ähnlich ſind, Pectis linifolia L.

Peerſaat.

S, Pferdeſaamen.

Pegadores.

Merolla merket von dem Meerkalbe an, daß es allezeit, wo es ſchwimme, eine große Menge kleiner Fiſche von allerhand Farben nach ſich ziehe, die, wie man vorgiebt, ſich von dem Schaume nähren, der aus ſeinem Maule hervortritt. Außer dem Romeiros oder Pilgrimme, ſey noch eine Art von Fiſchen, einer Spanne lang, welche in ſeinem Bauche ſteckten, den Bauch aufwärts hielten, und Naſen, wie Muſcaten-

reibeeiſchen, hätten. Dieſe hätten, wegen dieſer Handlung, den Namen Pegadores, das iſt, Stecker. Es wird ihrer von dem Frater de Gennoro in ſeinem heil. Oſtindien, B. I. Kap. 7. gedacht. S. A. Reiſen, B. IV. S. 578.

Pegaſus.

Den Namen Pegaſus oder Muſenpferd geben die Aſtronomen einem Sternbilde zwiſchen der Andromeda und dem Waſſermanne, welches ſieben und dreyßig Sterne enthält, nämlich drey von der andern, drey von der dritten, ſieben von der vierten, achte von der fünften und funfzehen von der ſechſten Größe. Die drey Sterne zwoter Größe bilden mit dem hellen Sterne, welcher am Kopfe der Andromeda ſteht, ein ziemlich großes Viereck. Von den beyden öſtlichen Sternen in dieſem Viereck wird der unterſte, der an der Ecke des ſüdlichen Flügels ſteht, Algenib genannt, und von den beyden weſtlichen heißt der oberſte am Schenkel des Pegaſus Scheat, der unterſte aber Markab. Der am Maule des Pegaſus befindliche Stern dritter Größe hat den Namen Enif erhalten.

Dieſes geflügelte Pferd ſoll, nach den fabelhaften Erzählungen der alten Poeten, aus dem Blute der Meduſa entſprungen ſeyn, welcher vom Perſeus der Kopf abgeſchlagen worden war. Weil es durch das Stampfen der Füße die berühmte Hippocrene auf dem Berge Helicon entdeckte, ſo wurde es von den Muſen unter die Sterne verſetzet.

Peje Gallo.

Piſcis Gallus, Hahnfiſch, aus dem Pater Fevillee. S. A. Reiſen, B. XVI. S. 151. ſ. unſern Artikel, Hahn-, Hahnenfiſch, B. III. S. 629.

Peje Palo.

Da die Matroſen nicht unterlaſſen hatten, in der Bay und Hafen St. Julian ihre Netze auszuwerfen; ſo fiengen ſie daſelbſt eine große Menge Fiſche von einem ſehr guten Geſchmacke, welche den Stockfiſchen ſehr ähnlich waren; indeſſen verſicherten doch einige, es wären diejenigen, welche die Spanier Peie Palo, nennen. S. A. Reiſen, B. XVI. S. 97.

Peißker.

Peißker, groß und kleine Arten der Peißker, Piſcurra, Cobitis barbatula maior et minor; ſonſt auch Beißker; ſ. dieſen unſern Artikel, B. I. S. 657. und Aalbaſtart des Kleins, Enchelyopus, 1. et 2. ebendaſelbſt S. 40. Nach dem Chomel heißt er auch Pisgurren, lat. Varius, Poecilias, Piſcis foſſilis; eine Gattung Fiſche, der man zwo Sorten hat: nämlich Schlamm- und

Steinpeißker. Die erſten ſind eine ganz ſchlechte und unverdauliche Speiſe; die letzteren hergegen werden nur für die Tafeln großer Herren zubereitet. ſ. Schlamm- und Steinpeißker.

Peitſchenſtock.

S. Affodill.

Peitſchlange.

Coluber Ahaetulla Linn. Eine unſchädliche, wegen ihrer Schönheit merkwürdige Schlange, welche in verſchiedenen Gegenden von Aſien, Afrika und Amerika gefunden wird, und den deutſchen Namen deswegen erhalten hat, weil ſie über ſechs Schuh lang, aber nicht dicker, als der kleine Finger iſt, und ſich in eine dünne Spitze endiget. S. Ahäsulla.

Pekan.

Ein vierfüßiges Thier in Canada aus dem Geſchlechte der Wieſel. Es kömmt in den meiſten Stücken mit dem Steinmarder überein; denn es hat nicht nur eben dieſelbe Größe und Bildung des Körpers, und eben dieſelbe Länge des Schwanzes, ſondern auch eben ſo viel Zähne und Nägel, eben dieſelben Neigungen und Gewohnheiten, nur ein etwas bräuneres, mehr glänzendes und mehr ſeidenartiges Haar, als der Steinmarder. Das Fell, wie man ſchon aus dieſer Beſchreibung vermuthen wird, giebt ein ſehr gutes Pelzwerk ab.

Pelickan.

Pelicanus. Mit dieſem Namen wird ein chymiſches Deſtillirgefäß beleget, welches aus einem Kolben und einem Helm beſteht. Der Helm iſt von andern Helmen darinne unterſchieden, daß er zween krummgebogene Schnäbel hat, welche durch zwo, in dem Halſe des Kolbens befindliche, Oeffnungen hineingehen. Der Helm iſt mit dem Kolben zuſammengeblaſen, und die Oeffnungen, durch welche die Schnäbel des Helms gehen, ſind auch mit Glas zugeſchmolzen. An dem oberſten Theil des Helms befindet ſich eine offne Röhre, durch welche man die Materien hineinbringt und herausnimmt. Dieſe Röhre wird entweder mit einem gut eingepaßten gläſernen Stöpſel verſchloſſen, oder man ſtecket in ſelbige den Hals von einer kleinen Phiole, und verſchließt hernach die Fugen mit einem Klebwerk. Man hat dieſes Deſtillirgefäß in der Abſicht erfunden, damit die aufſteigenden Dämpfe, welche ſich in Tropfen zuſammenbegeben, durch die Schnäbel des Helms wieder in den Bauch des Kolbens fallen, und durch dieſes wiederholte Aufſteigen und Zurückfallen, welches man Cohobiren oder auch

beſonders Circuliren nennet, die Materien aufgeſchloſſen, wiederum mit einander vereiniget, und ſehr fein und wirkſam gemachet werden. Heut zu Tage iſt dieſes Gefäß nicht ſehr mehr im Gebrauche, weil es mancherley Unbequemlichkeiten und auch dem Zerſpringen im Feuer ſehr unterworfen, überdieß ſehr ſchwer zu verfertigen iſt. Will man die circulirende Deſtillation ja unternehmen, ſo geſchieht ſolches am bequemſten, wenn man ſich zwoer Phiolen bedienet, und zwar alſo, daß der Hals der einen in den Hals der andern geſtecket wird, wiewohl auch dieſe Verbindung der Gefäße nicht ohne Ungemach zu ſeyn pfleget.

Peltſchen.

S. Cronenwicke.

Pelzen.

S. Pfropfreiß.

Pelzkern.

S. Tarchonanthus.

Pelzmotte.

Ein kleiner Schmetterling aus dem Geſchlechte der Nachtvögel, Phalaena Pellionella L. welcher wegen der Verwüſtungen, die er als Larve in unſern Pelzen anrichtet, merkwürdig iſt. Er hat einen braunen Kopf, einen glänzendgrauen Vorderleib, einen braunen, mit hellen Streifen beſetzten Hinterleib, und glänzende, weißgraue, in der Mitten ſchwarz punctirte Flügel. Dieſe Motten kommen vorzüglich in den Monathen May und Junius zum Vorſchein; daher man um dieſe Zeit, ſo wie überhaupt den ganzen Sommer hindurch, ſeine Pelze gut verwahret halten muß. Denn die Weibchen ſuchen bald nach der Paarung ihre Eyer entweder an die Pelze ſelbſt, wenn ſie darzu kommen können, oder doch wenigſtens in die Ritze der Schränke und Kaſten, worinnen Pelzwerk befindlich iſt, zu legen, damit die auskriechenden Jungen, welche ſich von den Pelzen nähren, nicht weit nach ihrer Nahrung zu gehen haben. Die jungen Motten, welche kaum einen Drittel Zoll lang ſind, haben einen gelblichweißen Körper, welcher oben mit einem bräunlichen Striche gezeichnet iſt. Sie machen ſich zur Beſchützung ihres zarten Körpers eine Hülle aus den zerbiſſenen Haaren der Pelze, die ſie mit ihrem Geſpinnſte vermiſchen. Dieſe Hülle beſteht in einer mehr breiten als runden Röhre, welche die Motten an beyden Seiten offen laſſen, damit ſie ſich an dem einen Ende, wenn ſie freſſen, etwas herausbegeben, und an dem andern Ende ihren Unrath herausſchaffen können. Wenn ſie ſich in Puppen verwandeln, welches ohngefähr im März oder April geſchieht

ſchieht, ſchließen ſie beyde Oeffnungen ihres Futterals zu.

Um ſeine Pelze gegen dieſe kleinen, aber gefährlichen Feinde zu ſchützen, gebrauchet man Schwefeldampf, Tabacksrauch, Kampfer und Terpentin.

Pengouin.

Unter dieſem Namen findet man eine undeutliche Beſchreibung von Oſtindiſchen Früchten, welche in der Bucht von Campeche häufig gefunden werden. Es iſt aber darunter ganz gewiß eine oder mehrere Arten Ananas zu verſtehen, wie denn eine davon den Namen Pinguin erhalten, und dieſer vielleicht in Pengouin verwandelt worden.

Penich.

S. Fenchgras.

Penoabſou.

Penoabſou iſt ein immergrünender amerikaniſcher Baum mit einer wohlriechenden Rinde, und mit Blättern verſehen, die dem Portulac gleichen, aber viel dicker und viel fleiſchichter ſind. Die Frucht hat die Größe einer Pomeranze, in welcher fünf bis ſechs Nüſſe ſtecken, die wie unſere Mandeln ausſehen, nur etwas breiter ſind. Eine jede enthält auch eine kleine Mandel in ſich, welche die Indianer klein zerſtoßen, und daraus ein Oel preſſen, welches die Wunden von vergifteten Pfeilen, wie auch andere, wenn es darauf geſtrichen wird, heilen ſoll. Sonſt aber iſt die Frucht ſelbſt giftig. Thevet und Dalechamp erwähnen dieſen Baum, bey den neuern Schriftſtellern haben wir ſolchen nicht finden können.

Penſylvanerin.

Die Penſylvanerin iſt eine runde Venusmuſchel, und heißt Venus penſyluanica, weil ſie aus Penſylvanien abſtammen ſoll. Sie wird ſelten angetroffen, iſt linſenförmig, runzlichglatt und weiß, und hat vorne an beyden Seiten die Länge herunter eine Hohlkehle.

Penſylvaniſcher Barſch.

Perca Philadelphica, Linn. gen. 168. ſp. 14. wird von Müllern alſo benennet; könnte aber wohl der Philadelphiſche eben ſo gut genennet worden ſeyn.

Pentapetes.

Dieſen Namen überſetzet Herr Planer Fünfträger, und andere nennen dieſes Geſchlechte Flügelſaame. Herr von Linné hat drey Arten davon angegeben, welche in Indien wachſen, von welchen aber nur eine in hieſigen Gärten bekanndt iſt. Wir nennen ſolche die feurige Pentapetes, Flos impius Rumph. Siamin Hort. Malab. Pentapetes phoenicea Linn.

Linn. Die zäſerichte Wurzel treibt einen geribbten, oberwärts gemeiniglich röthlichten, zween oder drey Fuß hohen, und mit vielen Zweigen beſetzten Stängel. Die Blätter ſtehen unordentlich, oder wechſelsweiſe einander gegenüber auf kurzen Stielen, und ſind dunkelgrün, glänzend, lang, ſchmal, am Rande tief und ſcharf ausgezacket, und gehen in eine lange Spitze aus. An jedem Blätterwinkel ſtehen gemeiniglich zween einfache Blüthſtiele. Um jede Blume ſtehen drey Deckblätter, welche aber zeitig abfallen. Die Blumen hangen unterwärts, und weil ſie ſolchergeſtalt ſich niemals gegen die Sonne richten, nennen ſie die Malayer in ihrer Sprache die gottloſe Blume. Der Kelch beſteht aus fünf länglichten, etwas rauchen Blättern; die fünf großen, glänzendrothen Blumenblätter umgeben funfzehen Staubfäden, welche unterwärts mit einander verwachſen ſind, und eine Röhre abbilden; jeder trägt ſeinen Staubbeutel. Außer dieſen wachſen aus dem röhrenförmigen Körper noch fünf andere hervor, und zwar ſteht von dieſen allemal einer zwiſchen drey wahren Staubfäden; dieſe fünfe ſind länger, breiter, krumm, roth gefärbet, und einigermaaßen den Blumenblättern ähnlich; es tragen ſelbige aber keine Staubbeutel und daher paſſet der Name Fünfträger gar nicht für dieſes Geſchlechte. Der Fruchtkeim iſt rundlicht, der Griffel walzenförmig und der Staubweg etwas dicker. Es folget eine harte, holzichte Frucht mit fünf Fächern, jedes Fach öffnet ſich mit zwo Klappen, und enthält viele platte, geflügelte Saamen. Man muß dieſe Pflanze aus den Saamen auf dem Miſtbeete erziehen, die jungen Pflanzen in Töpfe ſetzen, und dieſe einige Wochen über in einem Treibebeete, hernach aber in dem Glashauſe unterhalten; ſie können die Kälte gar nicht vertragen, doch wollen ſie bey warmen Wetter auch friſche Luft genießen. Blüthen haben wir zwar erlanget, niemals aber reifen Saamen.

Peperle.

S. Körbel.

Peponen.

S. Kürbis.

Pereskie.

Dieſes Pflanzengeſchlecht hat Plümier einem gewiſſen Rathsherrn zu Aix und großen Liebhaber der Kräuterwiſſenſchaft, Nic. Fabric. von Peireſc zu Ehren, alſo genannt, und obgleich Hr. v. Linne' ſolches für überflüßig gehalten und mit dem Cereo, Opuntia und Melecacto vereiniget, haben doch andere ſelbiges beybehalten, indem

zwar

zwar die Blume und Frucht mit der Fackeldiſtel und Indianiſchen Feige faſt gänzlich übereinkömmt, das Anſehen der Pflanze aber gänzlich unterſchieden iſt. Planer hat das vereinigte Geſchlecht des Herrn von Linné, welches den Namen Cactus führet, Pereskie genannt; wir verſtehen aber darunter nur die ſtachlichte Pereskie, oder Cactus Pereskia Linn. welche auch amerikaniſcher Stachelbeerbaum mit Portulacblättern, und der Blätteräpfelbaum heißt. Ihr Vaterland iſt Jamaika und andere Gegenden des wärmern Amerika. Der Stängel iſt faſt holzicht, grau, mit vielen, büſchelweiſe bey einander ſtehenden Stacheln beſetzet, erreichet die Höhe von vielen Schuhen und treibt viele ſchlanke, verſchiedentlich gebogene, öfters unterwärts hängende, untenher graue, oberwärts grüne Zweige. Die Blätter ſtehen an den Zweigen unordentlich, öfters nahe bey, öfters entfernt von einander, ſitzen platt auf, fallen nicht ab und ſind dicke, ſaftig, glänzend grün, eyförmig, völlig ganz, und bey dem Anſatzwinkel mit zwo, auch drey Stacheln umgeben. Die Beſchaffenheit der weißen Blume kann man bey Fackeldiſtel nachleſen. Die Frucht iſt ohngefähr von der Größe einer welſchen Nuß, faſt kugelrund, mit kleinen Blättern überall beſetzet, und mit einem weißlichen, ſchleimichten Marke erfüllet. Bey uns wird man ſelten Blumen ſehen. Die Vermehrung geſchieht durch Zweige, welche leicht Wurzeln ſchlagen, zumal wenn man ſelbige in Töpfe, ſo mit friſcher, aber ſandiger Erde erfüllet ſind, einſtecket, und dieſe in ein mäßig warmes Loh- oder Miſtbeet eingräbt. Man muß die Stöcke das ganze Jahr über im Glashauſe unterhalten, und ob ſie gleich im Sommer an einem warmen Orte die Luft vertragen, werden ſie doch im freyen nicht ausdauern. Den Winter hindurch verlangen ſie viel Wärme. Mit dem Begießen muß man ſich, beſonders im Winter, wohl in acht nehmen; der Stamm faulet leicht an.

Peretten.

S. Citronbaum.

Pergamentblume.

S. Papierblume.

Perge. S. Fichte.

Pergemulattos.

Perges de Morochermes, führet unſer Richter, zum Theil als große Fiſche, zu Kongo an: wahrſcheinlichſt aus dem Dapper, aus dem wir dieſe Anzeige in etwas brauchbarer machen können: da die See, längſt der Küſte von Kongo und Angola, voll von vortrefflichen, und bey uns allgemein bekannt

kannten Fiſchen iſt, ſo erwähnet Dapper verſchiedene andere Arten, beſonders Pergomoulatos, die bey den Portugieſen Pelledo heißen, und faſt dem Rochen gleichen; desgleichen Pergos de Morochermes. S. A. Reiſ. B. V. S. 93.

Perille.

Die Pflanze, welche dieſes neue Geſchlechte ausmachet, führet im Hort. Malab. den Namen Cottam, und iſt Meliſſa maxima Arduini, und weil ſie mit dem Ocymum viele Aehnlichkeit zeiget, nennt Herr von Linne' ſolche Perilla ocymoides. Sie wächſt in Oſtindien, und giebt einen ſtarken, angenehmen, dem Aniße gleichen Geruch von ſich. Aus der zäſerichten, jährigen Wurzel ſteiget der mit vielen Zweigen beſetzte Stängel drey bis vier Fuß in die Höhe. Die geſtielten Blätter ſtehen einander gegen über, ſind länglicht, an beyden Enden ſpitzig, ſägartig ausgezahnt, und hinterwärts gleichſam mit Drüſen beſetzet. Die kleinen, weißen Blumen erſcheinen im Junius und Julius in lockern einſeitigen Aehren. Von den nahverwandten lippenförmigen Blumen unterſcheidet ſich ſelbige vorzüglich durch den ganz kurzen obern Einſchnitt des Kelches, die weit von einander abſtehenden zween kürzern und zween längern Staubfäden und zween mit einander vereinigte Griffel. Nach der Blüthe folgen vier nackende Saamen, durch welche auf dem Miſtbeete die Vermehrung leicht geſchehen kann.

Perinkara.

Dieſen Namen führet ein Baum im Horto Malabar. beym Rumph heißt der nämliche Ganitrus, und daher wählen einige auch im Deutſchen Garniterbaum; nach Hrn. von Linne' machet ſolcher ein eigenes Geſchlechte aus und er nennt ſelbiges Elaeocarpus, und, ob derſelbe gleich nur eine Art annimmt, mit dem Beynamen ſerrata. Dieſer indianiſche Baum wird ſehr hoch. Die kurzgeſtielten Blätter ſtehen wechſelsweiſe, oder ohne Ordnung, ſind den Kirſchblättern ziemlich ähnlich, fallen ab, und ſind alsdenn ganz roth; wie denn auch ſelbige ſchon auf dem Baume, wenn die Frucht zu reifen anfängt, öfters roth erſcheinen, wodurch man den Baum leicht von weiten erkennen kann. Die Blüthen ſtellen kurze Träublein vor. Man zählet daran fünf lanzetförmige Kelch- und fünf, der Geſtalt und Länge nach ähnliche, aber zerriſſene Blumenblätter, viele, ohngefähr zwanzig, ganz kurze Staubfäden, und einen Griffel mit ſpitzigem Staubwege. Die kugelförmige, blaue, mit Purpur vermiſchte Steinfrucht enthält eine runzlichte, oder mit vielen kleinen

nen Vertiefungen und Erhebungen verſehene, gleichſam von Würmern durchfreſſene Nuß. Zuweilen ſind nur vier Kelch- und Blumenblätter zugegen, und ſolche anfangs weiß, wenn ſie aber einige Stunden aufgeblühet, werden ſie röthlich. Die Frucht iſt der Größe nach ſehr verſchieden; es giebt welche von der Größe einer Flintenkugel, und andere, welche nicht größer als eine Erbſe und zugleich mehr platt ſind. Dieſe kleinern ziehen die Einwohner den größern vor. Jene laſſen ſie den Vögeln und andern Thieren zur Nahrung, von dieſen aber pflegen ſie die Nüſſe an Schnuren zu reihen und ſich damit zu putzen, auch daraus goldene Corallen und Roſenkränze zu verfertigen.

Perlchen, eine Schnecke.
S. Jambus und Knöpfchen.

Perle.

Die Perlen, Margaritae, Vniones, nennt Herr Paſtor Leſſer, des Werthes und der Achtung wegen, nicht unbillig die Edelgeſteine des Waſſers. Man findet dergleichen ſowohl in der ſalzichten See, als auch in ſüßen Waſſern. Die ſchönſten, oder wenigſtens diejenigen, welche man am höchſten zu ſchätzen pfleget, werden in den Morgenländern, und die ſo genannten Orientaliſchen zwiſchen Ormus und Baſſora geſammelt. Es ſind aber viele andere Inſeln, als Zeylon, Summatra, Borneo u. ſ. f. wegen dieſes Schatzes bekannt, und Cubague in Amerika wurde ehedeſſen die Perleninſel genannt. Man findet aber auch in Europa Perlen. Die Perlen der brittiſchen See waren ſchon den Alten bekannt. In dem Meere bey Schottland werden Perlen gefunden, welche weiß, rund und helle ſind, wie die Oſtindiſchen, aber nur weniger Glanz haben. Milchweiße und ſchön glänzende hat man in Norwegen gefunden. Die ſüßen Waſſer liefern hin und wieder auch Perlen. Gemeiniglich fehlet dieſen zwar der Glanz, oder, wie man zu reden pfleget, das Waſſer, dergleichen man an den Orientaliſchen findet, doch trifft man auch einige an, welche an Güte und Schönheit mit jenen um den Rang ſtreiten. Von der Perlenfiſcherey in Oſtbothnien kañ man die Abhandl. der Schwed. Akademie nachleſen. Im Böhmiſchen Fluſſe Watawa werden perlenreiche Muſcheln geſammelt. In Deutſchland ſind verſchiedene Flüſſe und Bäche perlenreich, als die Muldau, der Queis, die Elſter. Dieſe iſt, ſonderlich im Voigtlande, reichlich mit Perlenmuſcheln verſehen, welche man daſelbſt Perltröge nennt, und ohnweit Oelsnitz findet man in dieſem Fluſſe Perlen, welche an Glanze und Größe gar beträchtlich ſind,

daher auch Strandreuter dahin geſetzet worden, welche Wache halten, damit nicht jedermann dergleichen fiſchen möchte. Daß die in hieſigen Gewäſſern geſammelten Perlen mit den Orientaliſchen gleichen Werth beſitzen und das Vaterland in ihren Preis und Schätzbarkeit keinen Einfluß habe, kann man ſicher behaupten, obgleich noch immer einige die Orientaliſchen den übrigen vorziehen möchten. Es ſind auch unſere in dem vollkommenen oder reifen Zuſtande groß, rund und glänzend, obgleich darneben viele unreife, unvollkommene, halbkugelförmige gefunden werden. Ueberhaupt ſind die Perlen nicht von einerley Geſtalt und Anſehen. Die großen und runden heißen Zahlperlen, und die ganz kleinen Saatperlen oder Perlenſtaub. Diejenigen, welche, wie eine Birne, länglicht ſind, oder aus einer Kugel enger zugehen, heißen Perlenbirnen, die aber, wie eine halbe Kugel geſtaltet ſind, Perlenaugen. Es giebt auch höckerichte Perlen. Diejenigen, welche kugelrund, ſchön glänzend, ohne Flecke, glatt und groß ſind, und nach der Sprache der Perlhändler ſchönes Waſſer, oder einen rechten Fluß haben, das iſt, welche ſchön weiß ſind, ſind die koſtbarſten. Ihre ganze Schönheit iſt ein Werk der Natur, und die Kunſt kann ſelbige nicht im geringſten verſchönern. Gemeiniglich ſind ſolche weißlicht, zuweilen auch anders gefärbet. An der Anfurth Bermejo ſollen bräunliche, und auf der Inſel Zipangri röthliche gefunden werden. Unter den Britanniſchen giebt es purpurfärbige; Ovidus will ſchwarze geſehen haben. Die aſiatiſchen Völker haben ächte Perlen höher als Gold geſchätzet, auch in andern Ländern werden die ſchönen und vorzüglich großen im hohen Werthe gehalten. Man findet davon viele Beyſpiele aufgezeichnet. Die Perle, welche Cleopatra, ihrem Liebhaber Antonio zu gefallen, im Eſſig aufgelöſet und dieſen ausgetrunken, ſoll 250000 Cronen werth geweſen ſeyn. Julius Cäſar ſoll der Mutter des Brutus eine Perle für 1500 Goldgülden erkaufet haben. Der Pabſt Paulus der Zweyte hat von einem Kaufmanne aus Venedig eine Morgenländiſche Perle für 140000 Dukaten erkauft. Mehrere Beyſpiele kann man in Leſſers Teſtaceo-Theologia und in Herrn Eberhards Abhandlung von Perlen nachleſen. Wie man überhaupt den Werth der Perlen beſtimmen könne, hat David Jefferies in der Abhandlung von den Diamanten und Perlen durch Tabellen anzuzeigen geſucht, und bey Leſſern findet man eine andere Tabelle vom Preiſe der Perlen. Da aber hierbey nichts gewiſſes zu beſtimmen, und der Preis, ſonderlich

derlich von den großen und ſchönen Perlen ſteigend und fallend iſt, wollen wir dergleichen hier nicht angeben, ſondern nur noch erinnern, wie die Occidentaliſchen zwar geringer geachtet und wohlfeiler verkaufet, öfters aber mit den Orientaliſchen vermiſchet, und für ſolche ausgegeben werden, und ſolche ſind auch ſchwer oder gar nicht von einander zu unterſcheiden, indem es von beyden Arten ſchlechte und ſchöne giebt.

Die Orientaliſchen oder ächten Perlen kommen von der ſogenannten Perlenmutter, Mater Perlarum, welches eine Mießmuſchel, und Mytilus margaritiferus Linn. iſt. Es ſcheint aber vielen Auſtern und Muſcheln eigen zu ſeyn, zu gewiſſen Zeiten und unter gewiſſen Umſtänden dergleichen zu erzeugen und zu verwahren; wie denn deswegen eine Klaffmuſchel den Namen Perlenmuſchel erhalten. Die erſte Art, oder die Perlenmutter liegt auf dem Boden des Meeres, und wird entweder durch Hame und Netze, oder gewöhnlicher durch dazu abgerichtete Menſchen, welche man Taucher nennt, herausgeholet. Dieſe verrichten ſolches auf verſchiedene Art, und damit ſie unter dem Waſſer einige Zeit ſich aufhalten, und die Muſcheln ſammeln können, pflegen ſie ſich auf verſchiedene Weiſe darzu geſchickt zu machen. Gemeiniglich verſtopfen ſie ſich die Naſenlöcher und Ohren mit Baumwolle, ſtecken in den Mund einen in Oel getränkten Schwam̃, und laſſen ſich entweder vom Strande aus, oder auf der Höhe aus einem Boote, an einem Stricke befeſtiget, oft zur Tiefe von 50 Klaftern hinunter, leſen die gefundenen Perlenmuſcheln in einen Korb oder Sack zuſammen, und laſſen ſich wieder herausziehen; hierauf vergraben ſie die Muſcheln am Strande im Sande, bis daß der Inwohner ſtirbt und faulet, worauf ſie die Perlen herausbrechen. Erfahrne Taucher kennen die Perlenmuttern von außen, ſo perlenträchtig ſind; dieſe ſondern ſie aus, die andern werfen ſie wieder ins Waſſer zur Zuzucht. Der Perlenfang geſchieht im Sommer, und dieſe Erndte in der See iſt nicht ein Jahr ſo reich, als das andere. Der Ort, wo die Perlen in der Muſchel liegen, iſt nicht immer einerley, ſo wie auch die Zahl derſelben in einer Muſchel verſchieden iſt. Mehrentheils ſind ſolche an die Schale nach dem Rande zu angewachſen. Ueber den Urſprung der Perlen ſind die Naturkündiger nicht einig. Plinius glaubte, ſelbige entſtünden aus dem Thaue des Himmels. Aldrovandus hielt ſolche für den Auswurf oder Unrath des Einwohners. Valentin, und mit dieſem Herr Eberhard, geben die Perlen für unzeitige und unfrucht-

fruchtbare Eyer aus. Dieſe Meynungen finden jetzo gar keinen Beyfall. Insgemein hält man dafür, daß es eine Krankheit der Auſter oder des Einwohners ſey, und vergleicht ſolche mit den Steinen, ſo bey andern Thieren erzeuget werden, indem man die Perlen ſowohl in den Gefäßen, oder in dem Thiere ſelbſt, als außer demſelben an der Schale angewachſen findet. Man will auch bemerket haben, daß die Auſtern am ſchmackhafteſten ſeyn, wenn ſie keine Perlen haben, und hingegen ſehr unſchmackhaft, wenn ſie dergleichen tragen. Die Perle und die Schale haben einerley Beſtandtheile, und da dieſe von dem Thiere ſeinen Urſprung erhält, kann man füglich ſchließen, daß anch die Perlen aus dem Safte des Thieres erzeuget werden. Daher Herr Müller annimmt, daß die Perle ein ausgetretener Saft ſey, der bey irgend einer Verletzung oder Verhärtung in den Gefäßen des Thieres, von dem kleinſten Puncte an, nach und nach fortgetrieben wird. Wenn aber die Perle an der Schale ſitzt, hat derſelbe allemal eine Verletzung in der Schale wahrgenommen, welche in einer, vermuthlich durch einen Waſſerwurm gemachten, eingebohrten Oeffnung beſteht, die eine feine Stecknadel einläßt. Daſelbſt häufen ſich, nach Müllers Meynung, die herzutretenden Säfte, wodurch die Schale dicke und groß gemachet werden ſollte, gleich einem tropfenartigen Auswuchſe zuſammen, verhärten und vergrößern ſich nach und nach, und verwandeln ſich in die Perle; daher auch derſelbe die Vermuthung äußert, wie man durch die Kunſt die Muſcheln mit Perlen befruchten, oder zu derſelben Erzeugung zwingen könne, wenn man die Schale, worinne das Thier lebt, ohnweit dem Schloſſe durchbohret, und wieder in den Bach zum fernern Wachsthume ſetzet. Herr Chemnitz in den Beſchäfftigungen der Berliniſchen Geſellſchaft 1 Band 351 S. heget faſt durchgehends mit Herr Müllern gleiche Meynung. Welcher von beyden ſolche zuerſt auf die Bahn gebracht, können wir nicht unterſcheiden, indem die Bücher, worinnen ſolche enthalten, in einem Jahre, nämlich 1775. abgedruckt worden. Doch will Hr. Paſtor Chemnitz die Perlen nicht für eine Krankheit, ſondern vielmehr als ein Heilungs- und Geneſungsmittel anſehen, indem ſie die Stelle eines Verbandes oder Heilpflaſters vertreten, um die Verwundung der Schalengehäuſe damit zu belegen, und von innen heraus zu verbinden. Durchlöcherte Muſcheln, worinnen keine Perlen gefunden werden, ſind durch den Bohrwurm oder andere Feinde nicht nur in der Schale

beſchädiget, ſondern auch der Einwohner getödtet worden, mithin hat dieſes Verwahrungsmittel nicht angebracht werden können. Ob man die Perlen wirklich mit einem Pflaſter oder Bandage vergleichen könne, dürfte noch einigen Zweifel unterworfen ſeyn, wenn man nur erwäget, daß auch Perlen in dem Thiere ſelbſt verſchloſſen gefunden werden. Eine ganz andere Art die Erzeugung der Perlen zu befördern, oder vielmehr ächte Perlen zu machen, hat Herr Gvill, bey ſeinem Aufenthalte in Canten, den Chineſern abgelernt. Wenn die Muſcheln im Anfange des Sommers an die Oberfläche des Waſſers kommen und geöffnet an der Sonne liegen, ſo halten ſie aufgezogene Schnuren, jede von fünf oder ſechs Perlenmutterperlen, die mit Knoten am Faden von einander abgeſondert ſind, in Bereitſchaft, und legen in jede Muſchel eine Schnur ſolcher Perlen. Mit dieſem Fange ſenkt ſich die Muſchel ins Waſſer. Das Jahr darauf werden dieſe Muſcheln wieder herausgeholet, und wenn man ſie öffnet, findet ſich jede der eingelegten Perlenmutterperlen mit einer neuen Perlenhaut überzogen, die dem Anſehen nach völlig den ächten Perlen gleicht. Herr Gvill hat dergleichen mit fremden Perlen beſetzte Schale mit aus Canten gebracht und in der Akademie vorgezeiget. Es war dieſes eine Schwanenmießmuſchel. Wobey derſelbe noch den Einfall äußert, wie man auf dieſe Weiſe kleine ächte Perlen in Muſcheln oder Auſtern bringen, und durch neue anzuſetzende Häute vergrößern könne. Herr Fiſcherſtein in den Abhandl. der Schwed. Akad. 21 Band 136 S. hat verſchiedenes merkwürdiges von Perlen angemerket. Wenn die Muſchel eine gewiſſe Feſtigkeit erlanget, preſſet ſie, ſchreibt derſelbe, ein zähes ſchleimichtes Weſen aus, welches ſich aus ihrem Bauche abſondert, nach und nach verhärtet und wächſt, woraus ein ſchalichtes, oder aus zarten, über einander liegenden Häuten beſtehendes Gewächſe, das man Perlen nennt, entſteht. Wenn dieſe Feuchtigkeit hell und ſilberfärbig iſt, wird auch die Perle weiß und durchſichtig, giebt aber die Muſchel eine dunkle, braune, oder fleckichte Feuchtigkeit von ſich, ſo bekömmt die Perle eben dergleichen Anſehen. Warum nicht alle Muſcheln Perlen liefern, will Herr Fiſcherſtein dadurch erklären, daß die Materie auf dem Boden, welche den Perlen das Weſen und die Nahrung giebt, nicht überall gleich dienlich und die Muſcheln ſelbſt zu Hervorbringung dieſer nicht alle gleich geſchickt ſeyn. Wo die Muſchel ſo zarte Theilchen ſammlen kann, daß ſie ſich in einen ſolchen zähen Saft, wie vorher erwähnet

wähnet worden, auflöſen laſſen, da hat ſie eine Gelegenheit Perlen zu zeugen, ſonſt aber geſchieht dieſes nicht. Es hat derſelbe ferner bemerket, wie die Perlen gemeiniglich an dem ſchmälern Ende der Schale ihren Sitz haben, auch öfters an dem äußerſten Rande mit einer Haut umgeben wäreu, oder auch ohne Haut locker zwiſchen der Schale und dem Körper der Muſchel lägen, öfters aber auch an die Schale angewachſen wären, auch zuweilen außer der Schale auf dem Sande angetroffen würden. Dieſen letztern Umſtand erkläret derſelbe dadurch, daß, wenn die Muſchel ganz mit Waſſer erfüllet iſt, und von etwas ſtark und ſchnell beweget wird, und dadurch die Schale hurtig verſchloſſen und das Waſſer auf einmal ausgeſpritzet wird, eine loß liegende Perle leicht mit dem Waſſer ausgeworfen werden könne. Endlich giebt derſelbe einige Kennzeichen an, woraus abzunehmen, daß die Muſchel Perlen enthalte, als 1) wenn die Muſchel auf einer Seite fünf, ſechs, oder mehr ſchief herunter gehende Strieſen hat; 2) wenn ſich Hübel an der Seite finden; 3) wenn ſich eine Seite ungewöhnlicher Weiſe nach dem ſchmalen Ende beuget oder krümmet, und 4) wenn eine tiefe Furche quer über die Schale geht. Dieſes alles gilt aber nur von der Klaffmuſchel oder Mya margaritifera. Von dieſer hat auch Herr Gißler in den Abhandlungen der Schwediſchen Akademie 1762. einen Aufſatz gegeben, nnd noch einige andere Zeichen angemerket; als wenn eine gleiche oder kantige Furche oder Rand von dem lichten Flecke außen an der Schale nach dem Rande am ſchmalen Ende zugeht. Iſt dieſe Einfaſſung am Rande mehr vertiefet, ſo ſoll die Perle feſt angewachſen und grau ſeyn, hält aber dieſe gleiche Tiefe und gleichen Gang, und iſt ſtark eingebogen, nnd ſcheint, als endigte ſie ihren Gang, ehe ſie den Rand erreichet, ſoll die Perle weiß ſeyn. Iſt die eine Schale am kleinen Ende eingebogen, und die andere gegenüber ausgebogen, ſo giebt es ein gutes Zeichen. In der linken Schale am kleinen Ende ſitzen die meiſten Perlen, ſonſt ſitzen ſie auch gegen den Rand zwiſchen beyden Querbändern. Am großen Ende und zu unterſt hat Herr Gißler ſelten eine Perle gefunden, und wenn es geſchehen, iſt ſolche untauglich geweſen. Ferner hat derſelbe bemerket, daß die Perle, wenn ſie über dem Weißen der Schale feſt ſitzet, weiß, wenn ſie aber in der Haut über der grauen Einfaſſung am äußerſten Rande der Schale ſitzet, grau, und jederzeit deſto beſſer ſey, je weiter ſie in die Schale hineinſitzt; hat hingegen die Perle ihren Sitz mitten

mitten zwiſchen dem weißen der Schale und der grauen Einfaſſung, ſoll ſie zum Theil weiß, und zum Theil grau ſeyn. Wenn die Perle an einer Hälfte flach iſt, iſt die Haut an der flachen Seite ganz dünne, und die Perle ſelbſt gegen die Schale abgerieben, und aus eben der Urſache oder Bewegung ſind einige Perlen mit Erhöhungen und Vertiefungen verſehen und von verſchiedener Geſtalt. Wo thonichter Boden iſt, ſind die Perlen weißblau, aber auf ſandigen und ſteinichten Boden ſind ſie ganz weiß. Herr Gißler hat noch mehrere dergleichen, ganz beſondere Umſtände angegeben, auch verſchiedenes merkwürdiges von Erzeugung der Perlen vorgebracht, dieſes aber etwas dunkel vorgetragen, daher wir es auch nicht wiederholen wollen. Vielleicht kann man ſich aus folgender Beſchreibung eine Vorſtellung machen. Er ſchreibt: „eine gute Perle iſt ein, in der Muſchel unterſten Theile zuerſt angefangenes und mit derſelben ſchalartigen Natur übereinſtimmendes, rund zubereitetes, ganz kleines und klares Perlenmutterſtück, das von der Lebensbewegung des Thieres, beſonders dem Athemholen, zugleich mit den feinen Fäſerchen zur glänzenden Schale zwiſchen die Schichten der lebendigen Schalhaut getrieben wird, und unterwegens ſchichtweiſe jährlichen Zuwachs erhält, bis es an eben der Schalhaut äußerſten Rande ſtehen bleibt, oder unter ſeinem Fortgange von einem Scheibchen der Schalhaut zurückgehalten wird, und mit ihm an die Schale feſt wächſt, und ſo da künftig ſitzen bleibt.„

Obgleich, wie bereits angemerket worden, verſchiedene Muſcheln Perlen enthalten, ſo ſind doch ſonderlich zwo Arten wegen dieſer Schätze bekannt und merkwürdig, welche wir auch hier beſchreiben wollen, als

1) die Perlenmuſchel aus dem Geſchlechte der Klaffmuſcheln, welche Mya margaritifera Linn. iſt, ſonſt auch die ſchwere ſchwarze Flußmuſchel, genannt wird. Die Schalen, ſonderlich nach dem Schloſſe zu, welches faſt in der Mitte ſteht, ſind ſehr dicke, länglicht, oval, vorneher ſchmal und platt gedrückt, an beyden Enden abgerundet, am ſcharfen Rande in der Mitte ein wenig eingezogen, auswendig rauh und ſchwärzlich, nach dem Schloſſe zu auf dem Wirbel gemeiniglich von der äußerlichen Haut entblößet, und, wenn ſie trocken wird, leicht zerbrechlich und blättericht. Wenn man die äußere ſchmutzige Haut abzieht, beſteht die ganze Schale aus einer feinen Perlenmutter. Inwendig iſt ſie glänzend, weiß und perlenmutterartig, und zeiget daſelbſt ſtarke Vertiefungen, worinne der Leib und die Muskeln des

Thieres gelegen. Das Thier ſitzt an jeder Schale mit einer ſtarken Senne in der Mitte feſt, durch deren Einziehung ſich die Schalen ſo ſchließen, daß man ſie nicht aufmachen kann. Die Verbindung beyder Schalen geſchieht durch ein Charnier. Der in eine gegen über ſtehende Vertiefung eingreifende Vorderzahn iſt kegelförmig, ſtumpf und fein ausgezahnt, und der ſchmälere Seitenzahn lang, ſtark, in der Mitte ein wenig erhaben und ganz fein eingekerbet. Bey Verſchließung der Schalen greift er in eine gegen über ſtehende, tiefe und lange Furche. Zuweilen bemerket man an den Schalen olivengrüne Strahlen, die ſich vom Schloſſe nach dem äußern Rande verbreiten. Die Muſchel iſt gemeiniglich fünf bis ſechs Zoll lang und in der Mitte drey Querfinger breit, und wiegt ohne das Thier zwölf Loth. Man hat in Schweden dergleichen gefunden, die eine Viertelelle lang, und eine vollſtändige Mannshand breit waren. Dergleichen haben wir auch aus dem Voigtlande erhalten. Wenn die Querringe auf der Schale die Jahrgänge ihres Wachsthums anzeigen, ſollen ſie, wie etliche glauben, wohl hundert Jahre alt werden können. Dieſe Art, welche man auch leicht dadurch von andern Flußmuſcheln unterſcheiden kann, weil ſie ſchwärzer, viel ſchwerer und das Schloß ſtärker iſt, hält ſich in Flüſſen und Bächen auf, liebet ein reines kaltes Waſſer auf einem ſand- oder thonartigen Boden, und iſt gerne in den Thälern, wo ſich die Flüſſe aus den Felſen und Bergen herabſtürzen. Man hat dergleichen in Norwegen, Schweden, Lappland, England, Liefland, Polen, Böhmen, Schleſien, im Voigtlande. Die ſchönen Perlen, welche dergleichen Schalen bey ſich führen, verdienen alle Achtung, daher ſie auch in den angeführten Ländern geheget werden, und an verſchiedenen Orten treffliche Perlenfiſchereyen abgeben. Nicht allein die Perlen dieſer Muſcheln werden, wenn ſie die gehörige Schönheit erlanget, hoch gehalten, ſondern es ſollen auch aus dem großen Vorderzahne der Muſcheln Perlen gedrehet werden, welche aber viel wohlfeiler ſind.

Die andere iſt eine glatte Mißmuſchel, und die bekannte Perlenmutter, Mater perlarum, oder Mytilus margaritiferus Linn. Dergleichen findet man in West- und Oſtindien, und in der letzten Gegend iſt die Perlenfiſcherey beſonders berühmt. Perlenmutter heißt man dieſe Art nicht ſowohl deswegen, weil die Schale inwendig Perlenmutter iſt, ſondern vielmehr, weil darinne die ächten und ſo genannten Orientaliſchen Perlen gefunden werden. Die Größe iſt ſehr verſchieden. Man findet

welche von der Größe eines Schuhes in der Breite und Länge, und einen Finger dicke. Die Schalen ſind faſt rund und platt, am Schloſſe an der einen Seite quer abgeſchnitten, wo ſich die Schale einigermaßen mit einem großen und breiten Ohre zeiget, und daher auch den Namen Hundsohr führet. Die äußerliche Bekleidung iſt eine grüngraue, mit einigen weißen Strahlen durchzogene ſchuppichte Haut, die am Rande in lange Zähnchen ausgeht. Es wird, wie bekannt, die Schale verſchiedentlich verarbeitet, geſpalten, zerſchnitten und zu eingelegter Arbeit gebrauchet. Es werden auch daraus Perlen gedrechſelt, welche aber, wie die Wachsperlen, zu den falſchen gehören und keinen Werth haben, wodurch jedoch der hohe Werth der ächten, einigermaßen vermindert wird, indem dieſe ehedem viel höher, als jetzo geſchätzet worden. Wir vereinigen mit dieſer noch eine andere platte Mießmuſchel, welche Herr Müller, nach der Linneiſchen Benennung,

3) den Nagel heißt, Mytilus vnguis Linn. Es findet ſich ſelbige im mittelländiſchen Meere, iſt inwendig ſilberfarbig, im Anfange rund, auch einigermaßen mit Ohren verſehen und daher der vorherſtehenden Art faſt ähnlich, aber nicht größer, als ein Nagel am Finger, zart und zerbrechlich, durchſichtig weiß, und der Länge nach fein geſtreift.

Perle, italieniſche, S. Granadiglia.

Perlenblaſe.

Perlenblaſe, auch Waſſerblaſe, linksgewundene Bauch- oder Kahnſchnecke, Bulla fontinalis Linn. Die Schale iſt einem Eye ähnlich, ungemein dünne und durchſichtig, und ſo lange das Thier lebet, ſieht ſie ſchwärzlich aus, indem der durchſcheinende Einwohner ſchwarz iſt. Wenn dieſer herausgenommen, erſcheint ſolcher gelblicht. Man bemerket daran vier Mündungen, welche von der rechten nach der linken gedrehet ſind, die unterſte iſt viel größer, als die andern, und machet faſt allein die ganze Schale aus, weil die oberſten ſehr klein ſind. Die Größe iſt ſehr verſchieden. Die kleinen gleichen ohngefähr einem Hirſeſaamen. Man hat dergleichen in Schweden in den ſüßen Seen, und um Paris in den Bächen und Moräſten gefunden. Wenn das Thier noch lebet, ſtrecket es im Kriechen eine, an den Rändern eingekerbte Haut aus der Schale hervor, womit es drey Viertheile derſelben bedecket.

Perlenhirſe.

S. Steinhirſe.

Perlenmutternautilus.

S. Nautilus.

Perlfiſch.

Perlenfiſch; ſonſt auch ein edler Weißfiſch genannt; iſt, nach dem Chomel, ein abſonderlich in Oeſterreich bekannter Fiſch, welcher vornehmlich in der Atter-See gefangen wird. Er wächſt zu zwo bis vier Spannen lang, ziemlich dick, hat einen kurzen, gedrückten Kopf, faſt wie ein Karpfen, und ziemlich große Schuppen. Das Männlein iſt im Maymonathe am Kopfe, Rücken und über den ganzen Leib voller weißen, harten Düpfelchen, wie mit Perlen beſetzet, daher der Name; ſie vergehen ihm aber nach dem Striche wieder. Das Weiblein hingegen hat ſchwarze Düpfelchen. Der Rücken iſt dunkelbläulich und aſchenfarbig. Der Bauch weiß, röthlich; hat oben eine Floßfeder und unten drey gedoppelte; die Augen ſind ſchwarz mit einem gelben Umkreiſe. Von dieſem Fiſche iſt das ganze Jahr über nichts zu ſehen, außer im May, da man ſie in Reußen und auch in Waathen zu Zeiten ihrer dreyßig bis vierzig auf einen Zug fängt. Ihr Fleiſch ſoll ein herrliches und delikates Eſſen und ziemlich wohl zu verdauen ſeyn. ſ. auch Fiſch Lexicon, Tom. III. p. 50.

Perlgras.

Ein Grasgeſchlechte, welches Hr. von Linne' Melica, und andere im deutſchen Schöngras genannt. Der Kelch beſteht aus zwey hohlen ſtumpfen Bälglein, welche zwo vollkommene Blüthen und zwiſchen dieſen noch ein drittes, aber unvollkom̃enes, einſchließen. Dieſer ruhet auf einem beſondern Stielchen, und könnte eine blüthförmige Hülſe genannt werden. Dieſes Körperchen machet das Hauptkeñzeichen dieſes Geſchlechts aus. Doch erinnert Hr. v. Haller, daß dergleichen verſtümmelte Blüthen bey vielen Gräſern zuweilen ſich zeigten. Jedes der vollkommenen Blüthen beſteht aus zwo eyförmigen Spelzen, davon die eine ausgehöhlt, die andere platt iſt, und enthält drey Staubfäden und zween Griffel mit haarichten Staubwegen. Der Saame iſt eyförmig und geht von den Spelzen loß. Herr v. Linne' führet ſechs Arten an, davon zwo bey uns einheimiſch ſind.

1) Das glatte hangende Perlgras, Gramen montanum auenaceum C. B. Melica nutans Linn. Herr von Haller vereiniget dieſes mit dem Geſchlechte Poa. Wächſt in trockenen buſchichten Gegenden und blühet vom May bis in den October. Die dauernde Wurzel treibt viele Schößlinge. Der Halm iſt viereckicht, einen bis zween Fuß hoch, mit breiten Blättern und unterwärts hängenden Aehren beſetzet.

Die

Die beyden Bälglein ſind in der Mitte purpurfärbig, am Rande ringsherum weiß und ſtumpf, das äußere iſt etwas breiter und kürzer, als das innere. Die Spelzen ſind gleichfalls ſtumpf, und die innere etwas kürzer, als die äußere. Dieſe umgeben auch eine kleine abgeſtutzte Schuppe, welche wie bey vielen andern Grasarten, für ein Honigblättchen zu halten. Die Staubfäden ſind unterwärts in einen Körper verwachſen, und die Griffel von der Mitte bis an die Spitze haaricht. Der rundliche Saame iſt auf der einen Seite mit einer Furche durchzogen. Die mittlere Afterblüthe beſteht aus vier oder fünf weißen Spelzen. Es wird dieſe Grasart von allem Viehe gern gefreſſen, und da es ſchmackhaft und blätterícht iſt, verdienet es alle Aufmerkſamkeit, und könnte auf Wieſen, die auf Anhöhen und Bergen liegen, nützlich angebauet werden.

2) Gefranztes Perlgras, haarichtes Schöngras, Gram. mont. lanuginoſum C. B. Melica ciliata Linn. wächſt auf trockenen, ſandigen Oertern. Die Wurzel iſt auch ausdauernd. Es unterſcheidet ſich ſonderlich von der vorherſtehenden Art durch die äußere Spelze des untern oder größern Blümchen, welche mit Haaren eingefaſſet oder gefranzet iſt; die innere Spelze iſt viel kürzer und geſpalten. Die zwote Blume iſt glatt und öfters unfruchtbar.

Perlhuhn.

Unter dieſem Namen kömmt bey dem Hühnergeſchlechte, das von den weſtlichen Küſten von Afrika in die europäiſchen Gegenden gebrachte, graubunte, auf den Federn gleichſam geperlte, Huhn zu ſtehen. Alector Guineenſis, gallina africana, mauritana. Bey den Alten hieß es meleagris, und man hat lange geglaubt, daß unter dieſem Namen der Puterhahn zu verſtehen ſey. Ob nun gleich das nicht iſt, ſo hat es doch eine gar eigene Aehnlichkeit mit demſelben. Denn es mangeln ihm ſowohl auf dem Kopfe, als am obern Theile des Halſes gänzlich die Federn, wie dem Puter. Aber dagegen haben beyde Thiere ſtarke und auffallende Verſchiedenheiten. Die dunkel blaugrauen Federn des Perlhuhns haben auf dem Grunde, in ziemlich regelmäßiger Ordnung, weiße rundliche Flecken, welche beynahe den Perlen gleichen. In den Ländern, wohin das Huhn nachher gebracht worden, hat es mehr Weißes in ſeiner Miſchung der Federn bekommen. An der Bruſt ſind einige Arten deſſelben weiß. Die Federn nach unten am Halſe ſehr kurz, nach der Bruſt zu länger, und zwar auf drey Zolle. Die Flügel kurz, der Schwanz hängend, und es

es ſcheint, als hätte das Thier einen Puckel, welches doch gar nicht iſt. Die Größe faſt wie des gemeinen Haushuhns, der Hals etwas lang, oberwärts dünne, oben am Schnabel ein Bart nach den Backen zu, wo die kleinen unbedeckten Oeffnungen der Ohren liegen. Auf dem Kopfe ein ſchwielichter Knoten, oder eine Art Helm, verſchiedentlich an Farbe, weißlichtröthlich, gelbbräunlich. Der ſchwielichte Helm iſt mit einer Art gefaltener Haut bedecket, welche ſich über den Hinterkopf und die Backen erſtrecket, und um die Augen gleichſam zackicht wird. Die Augen groß und bedecket. Am obern Augenliede lange ſchwarze Haare. Der Schnabel größer, wie der Hühnerſchnabel, hart und ſcharf zugeſpitzet. Die Klauen ſcharf und ſpitzig, doch ohne Sporen. Die Stimme des Perlhuhns iſt ſehr laut und ſchreyend. An ſich iſt es ein lebhafter, unruhiger, zänkiſcher Vogel, der ſich bald die Herrſchaft über das andere Geflügel auf dem Hofe anmaßet, auch erlangt; indem er ſehr behende iſt, und mit dem Schnabel ſchnelle und ſtarke Hiebe thut. Mit den gemeinen Hühnern hat auch das Perlhuhn dies gemein, daß es im Staube, ingleichen in der Erde ſcharret, ſich gern im Sande badet, auch in Geſellſchaft mit andern iſt, daher es ſich heerdenweiſe zuſammenhält. Das Perlhuhn fliegt etwas ſchwer, aber es kann deſto ſchneller laufen. An den Füßen hat es halbe Schwimmhäute, welche die Zähen mit einander verbinden, und es iſt daher als ein halbes Waſſerhuhn anzuſehen; daher es ſich denn einſehen läßt, warum es in der Freyheit meiſtens wäſſerichte und ſumpfichte Gegenden zu ſeinem Aufenthalte wählet. Die Perlhühner ſind leicht zahm zu machen, wenn man ſie jung aufzieht. Sie legen und brüten faſt wie die gemeinen Hühner; ſcheinen ſich aber doch in der Wildniß nicht ſo ſehr zu vermehren, als im zahmen Zuſtande, wo ſie Nahrung voll auf haben. Sie legen viele Eyer, wenn man ihnen nur immer eins im Neſte läßt. Die Eyer ſind kleiner und härter als die Hühnereyer. Die von den wilden Perlhühnern ſind geflecket, wie die Federn derſelben, die der zahmen ſind hellroth und werden in der Länge roſenroth. Die Jungen ſind ungemein zärtlich, und vertragen nicht gern ein etwas kaltes Clima, daher auch das Aufziehen derſelben in den nördlichen Gegenden ſo ſchwer wird. Sie nähren ſich von allerley Getraide, Inſecten und Würmern. Der Perlhahn befruchtet auch bisweilen gemeine Hennen, man hat aber mit dieſer künſtlichen Erzeugung bisher doch nichts regelmäßiges erhalten können. D[illegible]ſtarten aus die-

ſer

ſer Vermiſchung ſind eine unvollkommene Raſſe, die lauter durchſichtige Eyer leget, daraus zur Zeit weiter nichts geworden iſt. Eigentliche Arten der Perlhühner giebt es zur Zeit nicht, wohl aber etliche Abänderungen oder Varietäten derſelben, die Büffon, nebſt andern, nach der Farbe unterſcheidet. Nämlich das weißbrüſtige Perlhuhn, daraus Briſſon eine beſondere Art machet, Büffon aber dabey behauptet, es ſey nur die angefangene Veränderung der natürlichen Farbe, oder der Uebergang zur vollkommenen Weiße. Ferner, das ganz weiße Perlhuhn des Edwards; doch fällt deſſen Farbe bisweilen etwas ins aſchgraue. Hiervon haben einige ganz regelmäßige ſchwarz und weiße faſt rautenförmige Flecken, die ihnen ein ſchönes Anſehen geben. Drittens, das gehäubte Perlhuhn mit einem aſchfarbig blaulichten Zirkel, wie einen Kragen, um den Hals. Dieſes letztern gedenket Marcgraf. Der berühmte Herr D. Martini füget in ſeiner ſchönen Ausgabe der Büffonſchen Vögel noch zwo hier angränzende, aber merklich abweichende Arten der Perlhühner, aus den zoologiſchen Sammlungen des Herrn Pallas hinzu: nämlich das buſchichte Perlhuhn, Numida criſtata, und das kl[illegible]lmichte, Numida mi- [illegible]rt iſt etwas klei- [illegible]ne Art, und größer als ein Rebhuhn; an der Wurzel des Schnabels einer Afterwachshaut, in welcher die lanzenförmigen Naslöcher ſtehen. Statt der Kehlen- und Backenlappen tritt von jeder Kinnlade der Länge nach unten nur eine Falte hervor. Kopf und Genicke nackend, an Farbe dunkelblau, der Hals blutroth; auf der Stirne eine dunkelſchwarze Krone von dichten rückwärts hängenden Federn; die Federn des ganzen Körpers dunkelſchwärzlich mit bläulichtweißen Puncten betröpfelt; die Hauptſchwungfedern ſchwarzbraun; der Schwanz länger, als beym gemeinen Perlhuhn, die Füße ſchwärzlich, die Hinterzähe ein wenig über der Erde, mit einer gekrümmten, ſtumpfen Klaue. Kömmt aus Oſtindien. Das kleinhelmichte Perlhuhn, als die andere Art, hat einen kleinen, kegelförmigen Helm auf dem dunkelrothen Scheitel: an den Winkeln des Mundes zu beyden Seiten länglichte, ſpitzige, herabhängende, vorn röthliche Fortſätze, unter der Kehle, ine lappicht halb eyrunde Falte, der obere Hals blau, der Körper ſchwarz, Schnabel gelblicht und die Füße ſchwärzlich. Iſt ſelten und kömmt aus Guinea und Madagaſcar.

Perpetuelblume.

S. Papierblume.

Perſch. S. Parſch.

Perſeus.

Ein Sternbild in der Milchſtraße zwiſchen dem Fuhrmanne, der Caſſiopeja und der Andromeda. Es wird als ein Held des Alterthums abgebildet, welcher in der einen Hand ein Schwerd über den Kopf, und in der andern das Haupt der Meduſa hält. Denn nach den Fabeln der alten griechiſchen Poeten war Perſeus, welcher vom Jupiter und der Danae abſtammete, einer der größten Helden in Griechenland, welcher die Meduſa enthauptete, und mit Hülfe des Meduſenkopfes, welcher noch abgehauen die Kraft behielt, alle, die ihn anſahen, zu verſteinern, das große Meerungeheuer tödtete, um die Tochter des Cepheus, nämlich die Andromeda, zu retten. Nach Doppelmayern gehören zu dieſem Sternbilde ſechs und vierzig Sterne, nämlich zween von der zwoten, viere von der dritten, eilfe von der vierten, dreyzehn von der fünften und ſechzehn von der ſechſten Größe.

Perſianer.

Diejenige Porzellanwalze, welche vormals von den Holländern Cornoelbjes, und daher von den Deutſchen Cornelkirſche genannt worden, heißt jetzo bey ihnen Perſiaantjies und beym Hrn. v. Linne Voluta perſicula. Von dem Vorgebirge der guten Hoffnung und der afrikaniſchen Küſte erhält man dergleichen, welche aber von der Größe und Zeichnung ſehr verſchieden ſind. Die Größe beträgt von einem Viertel Zoll bis zu einem ganzem Zoll, und dieſe ſind einen halben Zoll breit. Man findet rothpunctirte, gefleckte, geſtreifte und bandirte. Bey allen iſt der Wirbel ſtumpf genabelt, die Spindel mit ſieben Falten beſetzet und die Lippe geſäumt und gekerbet.

Perſianer.

Chaetodon Nigricans, g. 164. ſp. 10. wird von Müllern alſo benannt; nämlich ein Klippfiſch.

Perſimon.

Dieſen Namen führet zwar nur eine Art des Geſchlechts Dioſpyros Linn. wir verſtehen aber darunter beyde. Man findet Bäume, welche theils Zwitterblumen mit weiblichen vermiſchet, theils männliche allein tragen. Die erſtern zeigen einen großen, ungleich zerſchnittenen Kelch und ein krugförmiges, in vier ſpitzige Einſchnitte abgetheiltes Blumenblatt, acht ganz kurze Staubfäden, mit unvollkommenen Beuteln und einem rundlichen Fruchtkeime, deſſen langer Griffel bis zur Hälfte vierfach geſpalten, und jeder Zweig wieder mit zween ſtumpfen Staubwegen geendiget iſt. Die große, kugel-

kugelförmige Beere ſitzt auf dem vergrößerten Kelche, zeiget innerlich acht Fächer und enthält in jedem einen ſehr harten Saamen. Die männliche Blume beſteht aus dem kleinern, vierfach getheilten Kelche, dem krugförmigen, viereckichten, und in vier rundliche, rückwärts gebogene Einſchnitte abgetheilten Blumenblatte, acht oder ſechzehn kurzen Staubfäden mit langen Beuteln und einem unvollkommenen Fruchtkeime. Die beyden Arten ſind:

1) Virginiſche Perſimon mit gleichgrünen Blättern, der virginiſche Pflaumen- oder Dattelbaum, Virginiſche Perſimonpflaume, unächter Jürgelbaum, Poſſinen, der Pulchimon, Piſhamin, Guaiacana, Dioſpyros virginiana L. Dieſer Baum wächſt in Virginien und Carolina auf naſſen Wieſen und um die Waſſerquellen, erreichet die Höhe von funfzehen bis zwanzig Fuß, und treibt ſchlanke dünne Aeſte, welche mit einer bräunlichten Rinde bedecket ſind. Die Blätter ſind wechſelsweiſe geſtellet, eyförmig, zugeſpitzet, völlig ganz, und ſchön grün gefärbet; nach Herr von Linne' Angeben zeiget ſich dieſe Farbe auf beyden Flächen einerley. Dü Roi aber bemerket, wie ſolche auf der untern weit matter ausfalle, und mit erhabenen röthlichten Adern verſehen ſey. Es fallen ſelbige bey uns frühzeitig ab. Nach Gronovs Anmerkung ſind die Blätter an dem Baume, welcher Zwitterblumen trägt, größer, als bey den andern mit weiblicher Blüthe. Die männliche oder Zwitterblume enthält ſechzehen Staubfäden, davon achte mehr unterwärts ſtehen. Die Frucht hat ohngefähr die Größe eines Hünereyes, und eine gelbe, ins röthlichte ſpielende Farbe. Sie iſt faſt durchſichtig, und obgleich in Amerika die Blüthzeit in den May fällt, erlangen doch die Früchte ſowohl im September, als im November, auch wohl erſt im December ihre Reife. Es taugen ſolche aber nicht eher zum eſſen, bis ſie der Froſt durchzogen hat, und alsdenn haben ſie einen lieblichen Geſchmack, ehe ſolches aber geſchehen, ziehen ſie den Mund dergeſtalt zuſammen, daß man kaum reden kann, und haben einen zugleich bittern widrigen Geſchmack. Die Amerikaner eſſen ſolche roh, bereiten auch daraus einen Wein, der ungemein angenehm ſchmecken ſoll, und brauen daraus eine Art Mittelbier. Das Verfahren hierbey iſt ſonderbar, und obgleich bey uns dergleichen nicht gebrauet werden kann, wollen wir ſolches doch, nach Kalms Berichte, kurz wiederholen. Die, vom Froſte durchzogenen Früchte werden mit Waizenkley oder andern Mehle zuſammengeknetet, in Ku-

chen gebildet, und in den Ofen geſchoben, woſelbſt ſie ſo lange ſtehen bleiben, bis ſie recht durchgebacken und trocken geworden. Hierauf werden ſie herausgenommen, und wenn man Bier daraus brauen will, wird ein Topf mit kalten Waſſer an das Feuer geſetzet, und einige Kuchen hineingeleget, da denn ſolche, wie das Waſſer allmählich warm wird, ſich erweichen und zerbröckeln, worauf man den Topf vom Feuer nimmt, und das Waſſer ſo lange umrühret, bis die zergangenen Aepfelkuchen ſich völlig damit vermiſchet haben. Dieſes wird hernach in einen Kübel gegoſſen, Malz dazu geſetzet, und das Brauen auf die gewöhnliche Art weiter veranſtaltet. Dergleichen Bier wird für beſſer als vieles andere gehalten. Der Trank von den Blättern ſoll wider den Durchfall und die rothe Ruhr dienlich ſeyn. Das Holz des Baumes, wenn es der Abwechſelung der Luft ausgeſetzet iſt, verfaulet ſehr geſchwinde. Sonſt ſchicket es ſich gut zu Hobeln, Meiſſeln, und andern dergleichen Werkzeugen. Die Vermehrung geſchieht am beſten durch den Saamen und durch Ableger, doch ſollen auch, nach Kalms Berichte, die eingeſteckten Zweige in einem feuchten und fetten Boden Wurzeln ſchlagen. Die jungen Pflanzen ſind in den erſten Jahren weichlich, die ältern zwar weniger empfindlich, müſſen aber doch in einen bedeckten Ort geſetzet werden, damit ſie Schutz gegen Wind und Wetter haben. Und da ſolcher ſelbſt in Amerika weichlich iſt, wie Kalm verſichert, wird man ſolchen in Kübeln unterhalten, und den Winter im Glashauſe verwahren. Das nützlichſte dieſes Baumes müſſen wir gänzlich entbehren, und Miller klaget auch, daß die Frucht in England nicht zur Reife gelanget.

2) Afrikaniſche Perſimon mit grün und weißlichten Blättern, Lotus arbor, Dioſpyros lotus Linn. wird auch wildes Franzoſenholz, grün Ebenholz,; afrikaniſcher Lotusbaum genennet. Wächſt häufig in Afrika und in Italien. Die Blätter ſind ganz kurz geſtielet, eyförmig zugeſpitzet, und auf der untern Fläche etwas weniges wollicht. Am Blätterwinkel ſtehen die Blumen, und gemeiniglich viere bey einander. Die Frucht iſt ſchwarz und kaum ſo groß als eine Kirſche, enthält wenig ſaftiges Fleiſch, und hat einen ſäuerlich ſüßen Geſchmack. Man hat dieſen Baum für denjenigen ausgeben wollen, deſſen Frucht des Ulyſſes Geſellen dergeſtalt angenehm geweſen, daß ſie lieber in dieſer fremden Gegend und bey den ſogenannten Lotophagis verbleiben, als wieder in ihr Vaterland zurückkehren wollen. Es iſt aber nicht wahrſcheinlich, indem

indem die Frucht weniges und nicht beſonders angenehmes Fleiſch enthält. Die Rinde dieſes Baumes iſt dünne, runzlicht und braunroth, und das Holz aſchfarben bläulicht. Dieſes wird zuweilen ſtatt des ächten Franzoſenholzes gebrauchet.

Herr Jacquin hat in Amerika noch eine andere Art angetroffen, und unter dem Namen Dioſpyros inconſtans beſchrieben. Dieſe trägt vollkommene und unvollkommene Zwitterblumen auf einem Stamme, und zeiget in dem Kelche und Blumenblatte gemeiniglich nur drey Einſchnitte, drey bis zehen Staubfäden und einen dreyſpaltigen Griffel. Herr von Linne' erwähnet ſelbige nicht, und es ſcheint noch ungewiß, ob ſolche zu dieſem Geſchlechte zu rechnen.

Perſpectivdoublet.

S. Pferdefuß.

Perſpectivmuſchel.

S. Adoublet.

Perſpectivſchnecke.

Perſpectivſchnecke, ſonſt auch die Architecturſchnecke, das Wirbelhorn und der Labyrinth genannt, gehöret zu den Nadelkräuſeln, und iſt Trochus perſpectiuus Linn. Die Schale iſt ohngefähr einen halben, oder dreyviertheil Zoll hoch, und nach der Breite, die höchſtens anderthalb Zoll erreichet, ungemein platt, an den Gewinden mit einem unterbrochenen roth und weiß abwechſelnden Lande umgeben, und auf einem weißen Grunde ſchön roth geſprenkelt. Das Nabelloch iſt beſonders beſchaffen; nämlich der Nabel iſt weit ausgebohret, und bis an die Spitze kegelförmig ausgehöhlet, jedoch ſo, daß ſich in dieſer Oeffnung alle Gewinde mit einem eingekerbten Rande zeigen, wodurch die Weite des Nabelloches immer enger wird, und perſpectiviſch abnimmt. Oſtindien, auch das Mittelländiſche Meer bey Alexandrien.

Wir vereinigen damit

1) die Labyrinthſchnecke, Trochus hybridus L. welche die Geſtalt, und das mit kerbichten Gewinden verſehene Nabelloch mit vorherſtehender gemein hat, iſt aber viermal kleiner, gelbbunt, und der untere Umfang an dem Gewinde mit keinem ſcharfen Rande verſehen. Die hintere Lippe machet eine runzlichte Ecke. Das Mittelländiſche Meer.

2) die Wirbelſchnecke. Dieſen Namen giebt Herr Müller einem Nabelkräuſel, welchen Herr von Linne' Trochus vmbilicatus genennet, indem ſolcher mit der erſten Art, welche noch dieſen Namen führet, übereinkömmt. Die Schale aber iſt roſtfärbicht, mehr gewölbet rund, und hat einen walzenförmigen Nabel, mit einer

etwas gezähnelten Windung. Mittelländiſche Meer.

Peruanerthee.

S. Paragaythee.

Peſce Muger.

Peſce-Muger wird von den Spaniern der Duyon genennet; ſ. dieſen unſern Artikel, B. II. S. 460.

Peſtilenzkraut.

S. Geißraute.

Peſtilenzvogel.

Todtenvogel, Neſſelfink, Griſola, iſt die braunfahle Grasmücke mit weißlicht geſäumten Federn des Friſch; eine Art der Bruſtwenzel, ſyluiarum, wohin Herr Klein den Vogel rechnet. Die gemeine Sage giebt vor, der Vogel laſſe ſich bey entſtehenden ſchweren Sterbensläufen, in den Gärten am meiſten ſehen; und eben daher iſt wohl der Name entſtanden.

Peſtilenzwurzel.

S. Huflattig.

Peſtwurzel.

Hierunter verſteht man die Cacalia des Tourneforts. Herr von Linne' hat ehedem dieſes Geſchlecht ganz vertilget, und mit der Tuſſilago vereiniget, in den neuern Schriften aber wieder davon getrennet, mit der Kleinia verbunden, dieſen Namen vertilget und Cacalia wieder hergeſtellet. Obgleich aber beyde Geſchlechter ziemlich nahe mit einander verwanndt ſind, kann man doch, wie auch Herr von Haller und Ludwig gethan, beyde füglich beybehalten, und da wir von den Arten der Kleinie unter dieſem Namen gehandelt, beſchreiben wir hier nur diejenigen, welche zu der Cacalia oder Peſtwurzel im genauen Verſtande gehöret, indem wir von den übrigen nicht angeben können, ob ſolche näher mit der Kleinie oder Cacalie verwanndt ſeyn möchten. Die Blüthe und der Saamen dieſes Geſchlechtes kommen mit der Kleinie meiſtentheils überein. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht auch aus wenigen, gemeiniglich nur fünf Schuppen, welche untereinander walzenförmig verwachſen ſind; dieſer umgiebt wenige röhrenförmige Zwitterblümchen, welche aber nicht in fünf, ſondern nur vier Zähnchen abgetheilet ſind. Und durch dieſen letzten Umſtand, wie auch, daß der Kelch nicht unterwärts mit einigen Nebenſchuppen beſetzet, unterſcheidet ſich ſelbige von dem Huflattig, mit welchem ſie Herr Scopoli vereiniget.

Die Alpenpeſtwurzel, Cacalia alpina L. wächſt auf den Schweizeriſchen und Oeſterreichiſchen Alpen. Die ausdaurende Wurzel breitet ſich weit aus. Der Stängel erreichet zween auch drey Fuß Höhe, und iſt mit Zweigen beſetzet.

beſetzet. Die Blätter ſind ſehr lang geſtielet, herz- oder nierenförmig, zugeſpitzet, am Rande fein ausgezahnet, und gemeiniglich auf der untern Fläche weiß und wollicht; doch iſt dieſer Umſtand bey den jungen Blättern viel deutlicher als bey den ältern wahrzunehmen, und zuweilen die untere Fläche glatt und grün; deswegen auch einige Schriftſteller zwo Arten davon angemerket. Die Blumen ſtehen an den Enden der Zweige doldenförmig bey einander. Jede Blume beſteht aus drey oder fünf Blümchen, welche, wie der Griffel und der Kelch, purpurfärbig ſind. Der Saame iſt lang, viereckicht und gefurchet. Die Wurzel dauert im freyen Lande in einem leimichten Boden recht gut aus, und läßt ſich leicht theilen.

Petechiencoralle.

Eine Horncoralle, die gabelförmig, und mit vielen Aeſten in die Höhe wächſt, hat deswegen beym Herrn von Linné dieſen Namen, oder Gorgonia petechizans, erhalten, weil die Rinde, die zwo Furchen hat, mit vielen kleinen rothen Flecken beſetzet iſt. Dieſe ſind die Mündungen der warzenförmigen Oeffnungen, die ſich in großer Menge in der gelben Rinde befinden. Das innere Weſen iſt dünne, hart, ſchwarz, und an den Enden bernſteinartig durchſichtig.

Petechienkraut.

S. Geißraute.

Peterlein.

Dieſen Namen führet das Geſchlecht Apium Tourn. und Linn. Es iſt ſolches aus der Familie der ſchirm- oder doldentragenden Pflanzen, mithin beſteht die Blume aus fünf Blumenblättern, fünf Staubfäden und zween Griffeln, worauf zween mit einander vereinigte Saamen folgen. Zu den eigenen Kennzeichen gehöret: die kleine, aus wenigen, oder nur einem einzigen Blättchen beſtehende, allgemeine und beſondere Hülle, die einander ähnlichen, eingebogenen Blumenblätter, und die eyförmigen, auf der einen Seite platten, auf der andern geſtreifte Saamen. Es kommen beym Herrn von Linné unter dieſem Geſchlechte nur zwo Arten vor. Bey Herr Cranzen findet man mehrere, indem derſelbe faſt alle diejenigen Apia nennet, welche kleine Saamen tragen, als Ammi, Carui u. ſ. f. Scopoli vereiniget den Peterlein mit dem Seſeli.

1) Der ſchmalblätterichte Peterlein, oder die bekanndte gemeine Peterſilie, auch Gartenseppich genannt. Apium Petroſelinum Linn. Das eigentliche Vaterland iſt Sardinien, woſelbſt er ſonderlich an den Waſſerquellen wächſt. Aus der dicken, doch

noch zäſerichten, zweyjährigen Wurzel treiben viele, geſtielte Blätter hervor, welche äſticht, gefiedert, und deren glänzende Blättchen der Länge nach faſt gleichbreit und eingekerbet ſind. Zwiſchen dieſen ſteiget im zweyten Frühjahre der, mit Zweigen, und wechſelsweiſe mit Blättern beſetzte, geſtreifte Stängel, drey bis vier Fuß in die Höhe. Die Blätter verändern daran und den Zweigen allmählich ihr Anſehen, und die Blättchen werden länger und ſchmäler. Die Dolden ſtehen an den Enden der Zweige, und blühen im Junius und Julius. Die allgemeine Hülle beſteht entweder aus einigen einfachen Blättchen, oder aus einem federartig zerſchnittenen Blatte, die beſondere Hülle aber jederzeit aus einem vielfach zerſchnittenen Blatte. Die Blumenblätter ſind mehr gelblicht als weiß. Der Saame wird im Auguſt reif. In den Gärten wird nicht allein die Wurzel dicker und ſaftiger, ſondern man unterhält auch eine Spielart mit krauſen Blättern. Dieſe krauſe Peterſilie hat in den Wurzelblättern ein ſchönes Anſehen, welches ſich aber vermindert, wenn der Stängel aufſchießt. Die ſogenannte Engliſche Peterſilie wächſt ſehr hoch in Stängel, und zeiget größere Blätter, iſt aber auch nur für eine Spielart zu halten. Von der krauſen, welche von den Gärtnern gemeiniglich, aber ganz falſch, die gefüllte genennet wird, bemerken wir noch, wie ſolche Herr Miller für eine beſondere Art angenommen, indem er bey genauer Trennung der Saamen niemals eine Veränderung bemerken können. Wir haben auch einige Jahre hintereinander aus Saamen von der krauſen immer wieder die krauſe erzogen. Ob aber ſolches ſich beſtändig alſo verhalten möchte, wollen wir nicht behaupten. Indeſſen wünſchen wir doch, daß der Anbau der krauſen häufiger, als bisher geſchehen, veranſtaltet werden möchte, dieweil man auch dadurch die Peterſilie von der giftigen Gleiße ſicher, leichte, und ehe die Blüthe erfolget, unterſcheiden kann. Die beſondere Hülle der Dolde bey der Gleiße, welche abhangend, auf der äußerlichen Seite befindlich, und gemeiniglich dreyblättericht iſt, giebt zwar das beſte Unterſcheidungszeichen ab, da man aber die Peterſilienblätter ſammlet und gebrauchet, ehe der Stängel aufſchießt, und dieſe bey der gemeinen Art gar zu leicht, von der krauſen aber gar nicht, mit den Blättern der Gleiße verwechſelt werden können, ſo iſt die krauſe zu Verhütung alles Schadens vorzüglich anzubauen und zu gebrauchen. Daß man unter der Kraut- und Wurzelpeterſilie ei-

nigen Unterſchied machen, und andern Saamen wählen müſſe, nachdem man entweder das Kraut, oder die Wurzel gebrauchen wolle, ſcheint gar nicht wahrſcheinlich zu ſeyn, obgleich Grotian den Unterſchied des Saamens angegeben. Der Wurzelpeterſilienſaame ſoll hellgrün, kurz und rund, von der Krautpeterſilie aber von Farbe dunkler, und faſt braungrün, noch kleiner, doch dabey länglicht und dürre ſeyn. Einerley Saame wird bald mehrere Blätter, bald ſtärkere Wurzeln treiben, nachdem ſelbiger dicker oder dünner ausgeſäet worden. Die Wurzel der Peterſilie, wenn ſolche gebauet wird, iſt entweder härter oder weicher, und die letztere pflegen die Gärtner Zuckerratenpeterſilie zu nennen. Wurzel, Blätter und Saamen ſind im Gebrauch. Obgleich aber alle dieſe Theile wirkſam ſich bezeigen, ſo ſcheinen doch die Kräfte ſtufenweiſe ſich zu vermehren, und die Wurzel ſchwächer, die Blätter kräftiger und die Saamen am wirkſamſten zu ſeyn. Der Saamen wird in der Apotheke zu den vier kleinen warmen Saamen gerechnet, iſt bitterlich und mehr gewürzhaft, und enthält ein weſentliches Oel, welches gröſtentheils im Waſſer unterſinket. Es wird ſolcher die Verdauungskräfte vermehren, die Blähungen austreiben, den Abgang des Urins befördern, und überhaupt die zähen, ſchleimichten Säfte auflößen. Aeußerlich iſt deſſen Gebrauch wider die Läuſe bekanndt, und zu dieſem Endzwecke empfiehlt der Herr von Roſenſtein eine Salbe aus Butter und Peterſilienſaamen bereitet. Die Blätter beſitzen eben dieſe Kräfte, jedoch in einem etwas mindern Grade. Man erhält davon auch ein weſentliches Oel. Daß aber ſelbige, nach dem Verfaſſer des Fortſatzes von dem Geoffroi, ein ſolches ſcharfes und anfreſſendes Salz beſitzen, daß die Gläſer, welche mit Waſſer gereiniget worden, worinnen man zuvor Peterſilie abgewaſchen, und etliche Stückchen Blättchen davon darinnen zurückgelaſſen hat, bey dem ſchwächſten Stoße zerbrechen, möchte wohl eben ſo vielen Widerſpruch finden, als die Meynung, daß der häufige Genuß dieſer Blätter die fallende Sucht errege, oder wenigſtens befördere, ingleichen daß davon die Augen Schaden litten. Gewiß, wenn dieſe ſchädlichen Wirkungen auf den Genuß dieſer Blätter entſtehen, müſſen ganz beſondere Nebenumſtände in dem Körper zugegen ſeyn, oder man hat Gleiße ſtatt Peterſilie genoſſen. Die Blätter äußern ihre zertheilende und auflöſende Wirkung auf mancherley Weiſe. Steine aus der Urinblaſe hat Lobb in dem von den Blättern bereiteten Tranke einge-

eingeweichet, und ſolche ſind darauf erweichet und zerbrechlicher geworden. Man empfiehlt auch daher den Genuß dieſer Speiſe vorzüglich denjenigen, bey welchen der Abgang des Urins häufiger verlanget wird. Das friſche, zerquetſchte Kraut auf die Brüſte geleget, zertheilet die ſtockende Milch, und Herr Lange rühmet ſolches, wenn es zerſchnitten und mit Urin abgekochet worden, bey verhärteten Drüſen, und ſonderlich bey dem Anfange des Krebſes in der Bruſt, und verſichert, daß dieſes Mittel ſich kräftig bezeiget, wenn zuvor der Schierling und das Queckſilber vergebens angewendet worden. Wider den Stich der Weſpen, Bienen und anderer Inſecten pfleget man das friſch zerquetſchte Kraut mit dem beſten Erfolge überzulegen. Die Wurzel wirket am gelindeſten. Man rechnet ſelbige in der Apotheke unter die fünf großen eröffnenden Wurzeln. Doch wird niemanden leicht einkommen, ſolche zu verſchreiben, indem ſelbige bey und mit dem Austrocknen zugleich alle Kraft verliert. Die friſche, ſaftige, ſüßlichte, mit weniger Schärfe verbundene Wurzel zeiget die allgemeine Wirkung der Peterſilie in Beförderung und Vermehrung des Urins ganz gewiß, und da ſolche viel weniger Blähungen verurſachet, als viele andere Küchenwurzeln, wird derſelben Genuß, als Speiſe, billig empfohlen, oder auch der ausgepreßte Saft, oder der davon bereitete Trank, und die damit abgekochte Fleiſchbrühe, den Waſſerſüchtigen, und mit Nieren- oder Blaſenſteinen beladenen Kranken angerühmet. Bey Verſtopfung der monathlichen Reinigung wird der Gebrauch weniger wirkſam ſeyn. Herr Miller giebt den Rath, die gemeine Peterſilie der Schaafe wegen im freyen Felde anzubauen, indem dieſe vor aller Seuche bewahret würden, wenn ſie wöchentlich ein paarmal davon freſſen; es würden aber die Haaſen und Kaninichen bald reine Arbeit machen, und den Schaafen nichts übriglaſſen, indem ſelbige die Peterſilie gern freſſen, und auch aus der Ferne angelocket werden, dieſen Graß zu genießen. Herr Beckmann behauptet ſogar, daß man durch den Anbau der Peterſilie auf dem Felde die Haaſen aus dem ganzen Lande herbeylocken könne. Warum geſchieht aber dieſes nicht, wenn ſolche häufig in den öfters ſchlecht verwahrten Krautgärten wächſt?

2) Breitblätterichter Peterlein, Waſſerpeterlein, Epff, Eppich, Appich, Waſſereppich, Waſſermorellen, Waſſermerk oder Mark, Schellern, Hepfen, Hüpfen, Apium paluſtre et offic. Apium graueolens Linn. wächſt

wächſt an feuchten und ſchattigen Oertern, am häufigſten an dem Meerſtrande. Die Pflanze iſt gleichfalls zweyjährig. Die dicke, in Zweige abgetheilte, und mit Zäſerchen beſetzte Wurzel treibt viele gefiederte Blätter, deren Stiele unterwärts breit ſind und einander umfaſſen, und ſich nachher in paarweiſe geſtellte Zweige ausbreiten. Die dicken, breiten, glänzenden Blättchen ſind gemeiniglich in drey, oder auch nur zween eingekerbte Lappen zerſchnitten, und an den Stängelblättern keilförmig geſtaltet. Der dicke, ſchwammichte, und mit Zweigen und Blättern beſetzte Stängel erreichet die Höhe von zween und drey Fuß. Die Blüthdolden ſitzen ſowohl in dem Blätterwinkel entweder platt an, oder auf kurzen Stielen, als auch an den Spitzen der Zweige. Bey der Dolde ſteht ein dreyſpaltiges Blatt. Der ſogenannte Celleri, oder Apium dulce, iſt die nämliche Pflanze, nur durch den Anbau vergrößert und verbeſſert. Die Gärtner machen daraus verſchiedene Sorten. Denjenigen Selleri, welcher ſtarke Wurzelknollen hat, nennen ſie Knollſelleri oder auch Kohlrabiſelleri, indem die Knollen öfters ſo ſtark werden, als die Kugeln vom Kohlrabi über der Erde. Der ſogenannte Celeriack iſt von dieſer Sorte wohl nicht unterſchieden. Staudenſelleri hingegen heißen ſie denjenigen, deſſen Wurzel mit vielen Herzkeimen beſetzet iſt, und wenn man ſie von einander ſchneidet, inwendig weiß erſcheinet. So wie dieſe mit der erſten Art dem Geſchlechte nach übereinkommt, eben ſo ſind beyde in Anſehung der Kraft und Wirkung einander gleich zu ſchätzen. Die Wurzel gehöret auch zu den fünf eröffnenden, und der Saame zu den vier kleinen hitzigen. Die wildwachſende Pflanze wollen zwar einige Schriftſteller verdächtig machen; wie denn viele Doldengewächſe, welche in feuchten und wäſſerichten Gegenden ſich aufhalten, mehr ſchädlich, als nützlich ſind; auch die Wurzel dieſes Peterleins einen gelblichten Saft enthält, und einen unangenehmen Geruch von ſich giebt, und verſchiedene Schriftſteller ſchlimme, auf den Gebrauch erfolgte Zufälle angemerket haben. Auch die durch den Anbau verbeſſerte, oder vielmehr geſchwächte Wurzel, welche einen mehr ſüßlichten Geſchmack erlanget, und den unangenehmen Geruch verloren hat, wollen einige Aerzte, und vornehmlich Herr von Linne', nicht allein denjenigen, ſo mit dem böſen Weſen, ſondern auch, welche mit Schwindel und Schlagflüſſen beſchweret ſind, für höchſt ſchädlich ausgeben; andere haben wohl gar behauptet, daß die Schwan-

Schwangern davon Mißgeburten, und die Kinder, wenn die Säugenden Celleri ſpeiſen, die fallende Sucht bekommen ſollen. Aber auch hierinnen widerſpricht die tägliche Erfahrung, und man kann die gebaute Wurzel, oder den Celleri ſicher und ohne alle Gefahr als Zugemüſe eſſen, und als Arzeney gebrauchen. Sie gleichet in allen der Peterſilie, und wird vorzüglich auf die Urinwege wirken, und den Abgang des Urins befördern. Lobb empfiehlt den häufigen Genuß denjenigen, welche mit dem Steine beſchweret ſind. Mit dem ausgepreßten Safte hat Chomel die Wechſelfieber geheilet, indem ſolcher bey Anfange des Froſtes getrunken, und dadurch ein häufiger Schweiß erreget worden. Die Saamen werden ſelten gebrauchet, und der Peterſilienſaamen iſt viel kräftiger als von dem Celleri.

Von dem Anbaue beyder Arten müſſen wir auch einiges anführen. Der Peterſilienſaame liegt ſechs Wochen und länger in der Erde, ehe er aufkeimet, und daher ſoll man ſolchen zeitig im Frühjahre, und ſobald ſich nur die Erde bearbeiten läßt, ausſäen. Da auch ſolcher vom Froſte keinen Schaden leidet, kann man ihn auch in den ſpäten Herbſtmonaten ausſtreuen. Es wächſt ſolcher ſowohl auf ſchattigen, als ſonnenreichen Beeten, wenn ſie nur wohl umgegraben ſeyn, und das Erdreich fruchtbar iſt. Friſch gedüngtes Land ſchicket ſich nicht, das beſte iſt, welches ein oder zwey Jahre über andere Frucht getragen. Die fernere Wartung beſteht in fleißigen Ausjäten des Unkrautes, damit das niedrig wachſende Kraut davon nicht überwältiget und erſticket werde. Der Stängel treibt im zweyten Jahre, und der Saame wird bey uns völlig reif. Ohngefähr im Juli giebt man fleißig Achtung, und ſobald die hellgrüne Farbe der Körner in eine dunklere grüne ſich verwandelt, muß man die Dolden nach und nach, weil nicht alles zugleich reifet, abſchneiden, und an einem luftigen Orte auf einem Tuche völlig abtrocknen und aufbewahren. Scheint dieſe einzelne Einſammlung zu mühſam, kann man bey der bemerkten Farbenänderung die Stängel alle abſchneiden, und den reifen mit dem unreifen zugleich einſammlen, den Saamen aber noch einige Zeit an dem Stängel laſſen, indem dadurch noch viel unreifer ſeine Vollkommenheit erhalten wird. Wer die Peterſilie wegen der Wurzel bauet, ſoll den Saamen dünne ausſtreuen, auch nachher das Beet überziehen, damit ſie Raum und Nahrung genug haben, eine anſehnliche Stärke zu erhalten. Man pfleget auch Peterſilien- und Zwiebelſaamen mit einander vermiſchet aus-

auszuſäen, und weil die Zwiebeln im Sommer abgeräumet werden, behalten die Peterſilienwurzeln das Land allein, und mithin Raum genug. Die härtere Art der Peterſilienwurzel leidet den Winter über keinen Schaden, und kann ſtehen bleiben, die Zuckerraten aber ſind weichlicher und erfrieren leichtlich, man hebt ſolche lieber aus, und verwahret ſie im Keller, oder ſchlägt ſie reihenweiſe in die Erde ein, und machet bey ſtärkern Froſte darüber ein Verdeck. Die beſten, gleicheſten, oder welche nicht in Nebenzacken abgetheilet ſind, erwählet man zu Erzeugung des Saamens, ſchneidet im Herbſte das Kraut, bis ohngefähr auf zween Finger breit, herunter, verwahret dieſe im Keller, und pflanzet ſie im folgenden Frühjahre einen Schuh weit von einander auf ein wohl umgegrabenes Beet.

Mit der Ausſaat des Cellerisſaamens kann man auf gleiche Weiſe verfahren, ſolcher iſt ebenfalls dauerhaft und leidet vom Froſte keinen Schaden. Man pfleget aber ſolchen gemeiniglich im März auf das Miſtbeet zu ſäen, um frühzeitig Pflanzen zum Verſetzen in das Land zu erhalten. Wobey aber zu merken, daß dieſe unter den Fenſtern leicht zu geil wachſen, und ſchlechte Wurzeln geben. Zum Verpflanzen ſoll man ein gut gedüngtes, tief durchgrabenes, mehr feuchtes, als trocknes Land erwählen, und die Pflanzen wenigſtens einen Schuh weit von einander ſetzen, bey trocknem Wetter fleißig begießen, nach einiger Zeit das Unkraut ausjäten und die Erde anhäufeln. Die Wurzel iſt gegen den Froſt zärtlich, und muß gegen den Winter ausgehoben, und im Keller oder auch in Gruben aufbehalten werden. Das Ausgraben ſoll im November bey trockner Witterung geſchehen, das Kräuterich bis auf das gelbe heruntergeſchnitten, und die Wurzel in dem Keller in Sand eingeſetzet werden. Will man hierzu Gruben wählen, ſollen ſolche nur zween Schuh tief gemachet, die vom Kraute gereinigten Knollen Stück vor Stück darein geleget, die Grube aber nicht ſogleich, ſondern erſt bey zunehmender Kälte mit der Erde zugefüllet werden. Die Erziehung des Saamens geſchieht wie bey der Peterſilie.

Von dem Macedoniſchen Peterlein oder Peterſilie. S. Galbenkraut.

Peterlein, Waſſer=, S. Eppich.

Petersfiſch.

St. Petersfiſch, von welchem Richter, im B. III. Kap. 13. ausführlich handelt. Zeus Faber, Linn. gen. 162. ſp. 3. der Müll-

leriſche St. Peterfiſch ſ. Spiegelfiſche. Tetragonopterus, 11. des Kleins, ein Flünderaff; ſ. dieſen Artikel, B. III. S. 155. und Goberge, wo ſtatt II. die römiſche Zahl XI. zu ſetzen. B. III. S. 459.

Peterſilie.

S. Galbenkraut und Peterlein.

Peterskorn.

S. Dinkel und Lolch.

Peterskraut.

S. Glaskraut, Johanniskraut und Symphoricarpos.

Petersſchlüſſel.

S. Primeln.

Petholenſchnecke.

S. Naſſauer.

Petimbuaba.

Petimbuaba in Braſilien, über und über mit bunten Flecken, gleich den Rattenſchwänzen; Richter; iſt ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, p. 148. welcher gemeiniglich Tabac-Piipe genant wird. Solenoſtomus, 4. des Kleins; ein Röhr-Hohl-Schnauze. Desgleichen

Petimbuabo der Braſilianer, der Tobackspfeifenfiſch, des Catesbey, p. et tab. XVII. Solenoſtomus, 5. des Kleins; ſ. unſern Artikel, Röhr-Hohl-Schnauze.

Petitia.

Der gelehrte Wundarzt zu Paris Franc. Petit hat 1710. einige Briefe herausgegeben, worinnen verſchiedene Pflanzen genau beſchrieben und beſtimmet worden. Nach Herr von Linne' hat derſelbe davor keine Belohnung zu fordern, Herr Jacquin aber denket billiger, und hat unter den neuen amerikaniſchen Pflanzengeſchlechtern eines Petitia genennet. Es iſt ein Bäumchen, welches in Domingo wächſt. Die jungen Zweige ſind viereckicht und gefurchet. Die Blätter ſtehen einander gegenüber; der Stiel iſt an dem obern Ende unter einem ſtumpfen Winkel umgebogen, und das Blatt ſelbſt einen halben Fuß lang, eyförmig, zugeſpitzet, völlig ganz und glatt. Aus den Blätterwinkeln treiben die Blüthbüſchel hervor. Die kleinen Blumen beſtehen aus dem vierfach eingekerbten Kelche, aus einem Blumenblatte, welches eine lange Röhre, und vier eyförmige, ſpitzige, rückwärts geſchlagene Einſchnitte zeiget, ferner aus vier ganz kurzen Staubfäden und einem kleinen Fruchtkeime mit einfachem Griffel und Staubwege. Es folget eine rundlichte Steinfrucht, welche eine zweyfächerichte Nuß und zween Saamen enthält. Zuweilen zeiget

get ſich in dem Kelche, Blumenblatte nnd den Staubfäden nur die gedritte Zahl.

Petiverie.

Der Apotheker in London, Jacob Petiver, hatte ungemein viele natürliche Seltenheiten geſammlet, und davon zu Ende des vorigen und Anfange des jetzigen Jahrhunderts viele Verzeichniſſe und Abbildungen herausgegeben. Das von Plumier deſſen Andenken gewidmete Pflanzengeſchlecht zeiget eine Blumendecke, welche aus fünf Blättern beſteht, davon das obere dreyeckicht, die vier untern aber länglicht und ſchmäler, und von dieſen die beyden äußerlichen mit Borſten beſetzet ſind. Herr von Linné bemerket nur die vier unterſten, nennet ſolche den Kelch, und nimmt keine Blumenblätter an. Herr Ludwig rechnet die Petiverie zwar auch zu denjenigen, welche keine Blumenblätter haben, zählet aber fünf Kelchblättchen. Herr von Haller im Götting. Garten betrachtet das obere Blättchen als den Kelch, und die vier andern als die Blumenblätter, und Herr Browne ſtimmet in ſo ferne damit
daß er auch vier Blum
ſtatt des Kelches aber
pen annimmt. Di
Staubfäden iſt
bey einer Art
bey der an

lichte Fruchtkeim trägt vier, in gerader Linie geſtellte Griffel mit ſtumpfen Staubwegen. Es folget ein rundlich länglichter, unten dünner, oberwärts dicker, mit den vier rückwärts gebogenen Griffeln beſetzter Saame, welchen man auch für einen Fruchtbalg halten könnte, indem der eigentliche Saame damit bedecket iſt, aber auch immerfort davon bedecket bleibt, und die Schale ſich nicht öffnet. Es ſind zwo Arten bekanndt.

1) Die Petiverie mit ſechs Staubfäden, amerikaniſches Hünerkraut, Petiueria alliacea L. Dieſe immergrünende Pflanze wächſt in Jamaika in den Wäldern. Die fäſerichte, ausdauernde Wurzel treibt einen feſten, drey bis vier Fuß hohen, und mit Zweigen, auch wechſelsweiſe geſtellten, kurz geſtielten, länglichten, an beyden Enden ſpitzigen, völlig ganzen, und ſchön grünen Blättern beſetzten Stängel. Die Zweige endigen ſich mit langen, dünnen Blüthähren; dieſe hangen anfangs unterwärts, richten ſich aber mehr und mehr in die Höhe, wie die Blüthen ſich öffnen und die Früchte ſich zeigen. Die
ſitzen platt auf, und ſte
elsweiſe der Länge nach
veigen. Die vier Kelch
umen

legen ſich dichte an die Zweige an. Der Geruch und Geſchmack machen dieſe Pflanze leicht kenntlich. Beyde kommen dem Knoblauch nahe. Der Saame ſchmecket noch ſchärfer und höchſt widerlich. Das Vieh frißt die Pflanze in Jamaika nur im Nothfalle, und wenn die brennende Hitze viele andere verzehret hat. Es wird aber der unangenehme Geſchmack und Geruch der Pflanze, wenn das Vieh davon gefreſſen, auch dem Fleiſche ſelbſt mitgetheilet, und es ſoll davon ſo übelriechend und ſtinkend werden, daß es kein Menſch genießen kann. Deswegen pfleget man das Vieh, welches in Jamaika von Oertern, wo die Petiverie wächſt, gekaufet wird, viele Wochen über mit reinem Heu zu füttern, damit das Fleiſch ſich wieder verbeſſere, wenn es etwan zuvor durch die Petiverie verunreiniget worden. Herr von Linné vermuthet, daß ſelbige ein kräftiges Mittel wider die Wechſelfieber, die Gicht und den Stein abgeben könne, doch hat man, weil die Pflanze nur ſelten in den botaniſchen Gärten vorkommt, zur Zeit keine Verſuche damit angeſtellet. In Jamaika leget man ein Stückchen von der Wurzel in den hohlen Zahn, das Zahnweh damit zu vertreiben. Der Saame ſcheint uns am kräftigſten zu ſeyn. Das ſogenannte Herba ſcorodoniae ſoll, nach Herr von Linné Vorgeben, von dieſer Pflanze genommen werden. In hieſigen Apotheken findet man dergleichen nicht.

2) Die Petiverie mit acht Staubfäden, Petiueria octandra Linn. wächſt in dem mittägigen Amerika, iſt der erſtern Art ganz ähnlich und kaum davon zu unterſcheiden. Der Stängel bleibt niedriger. Die acht Staubfäden ſind purpurroth, bey der vorigen Art aber weiß, und nur ſechſe zugegen.

Beyde Arten erzieht man aus Saamen auf dem Miſtbeete. Die Pflanzen vertragen im Sommer die freye Luft, verlangen aber im Winter eine gemäßigte Wärme im Glashauſe, zu welcher Zeit man auch die Töpfe mehr trocken, als naß halten ſoll.

Petole.

S. Gurke und Luffa.

Petrea.

Dieſer Name bezieht ſich auf einen engliſchen Naturforſcher, Peter von Writtle, welcher in ſeinem Garten viele Oſtindiſche Pflanzen unterhalten, und gewiß mit der Zeit die Kräuterkunde mit wichtigen Beobachtungen bereichert hätte, wenn derſelbe nicht im zwey und dreyßigſten Jahre ſeines Alters an den Blattern 1742. verſtorben. Houſton hat demſelben dieſes Denkmal geſtiftet, und

alle

alle neuern haben ſolches unterhalten. Die Pflanze wächſt in Amerika, ſonderlich in Martinique in den Wäldern; iſt ſtrauchartig, klettert aber mit ihren Zweigen an andern Bäumen bis zwanzig Fuß hoch, daher nennet man ſolche auch Petrea volubilis. Die geſtielten Blätter ſtehen einander gegenüber, ſind eyförmig, zugeſpitzet, völlig ganz, und auf beyden Flächen ſcharf oder rauh anzufühlen. An dem Ende der Zweige erſcheinen lange, anſehnliche, auf eine Seite gerichtete, und unterwärts hangende Blüthähren. Die Blumen ſind lang geſtielet, ſchön, aber ohne Geruch. Der glockenförmige, bläulichte, oder mehr purpurfärbige Kelch verbreitet ſich in fünf große, länglichte, ſtumpfe Einſchnitte, zwiſchen welchen fünf abgeſtutzte Schuppen ſitzen. Das trichter- oder mehr radförmige, dunkelviolette Blumenblatt theilet ſich in fünf rundlichte Lappen, welche etwas kürzer als die Kelcheinſchnitte, ſonſt aber einander faſt ähnlich, jedoch nach Art der lippenförmigen geſtellet ſind. Von den vier Staubfäden ſind zween kürzer, und zween etwas länger. Der Griffel trägt einen ſtumpfen einfachen Staubweg. Der eyförmige Fruchtbalg liegt in dem untern, nunmehr vergrößerten Theile des Kelches, wird von den fünf Schuppen bedecket, zeiget zwey Fächer, und in jedem liegt ein Saame. Die angegebene Farbe der Blumenblätter haben Jacquin, Linné und andere angemerket, in Dycks Gartenkunſt aber finden wir, daß der Kelch glänzendblau, das Blumenblatt hingegen völlig weiß ſey. Sollte ſich die Farbe in England verändert haben? Man muß dieſen Strauch aus Saamen erziehen, ſolchen in Töpfe ſtecken, dieſe ins Lohbeet graben, und die Pflanzen ſehr warm halten.

Petrel.

Ein ſehr großer Fiſch aus Guinea; Richter. Hier haben wir ihn noch nicht finden können. Sonſt ſoll auch Petrel, ſoviel als Peters, Peterchen, heißen. So führet Bomare einen Wettervogel, von den Engländern Petrel genannt, an, den man gar poßierlich von dem St. Peter benannt haben ſoll. Von den ſonſt ſo genannten St. Petersfiſche, der gleich vorſtehet, iſt der Guineiſche auf alle Art verſchieden.

Petſai.

Unter dieſem Namen führet du Halde in der Beſchreibung des Chineſiſchen Reichs ein Kraut an, welches die Chineſer häufig zu ſpeiſen und gemeiniglich mit Reiß zu kochen pflegen. Vielleicht iſt ſolches unter einem andern Namen bekannter, wenigſtens haben

wir unter obigem keine deutliche Beſchreibung finden können.

Perebuey.

Perebuey, ein ſehr großer Fiſch, von Condamine beſchrieben; ſonſt auch Seekuh; ſ. unſere Artikel, Dujung, B. II. S. 455. und beſonders Lamentin, B. V. S. 17.

Pezaulina.

Unter dieſem Namen finden wir eine Wurzel angeführet, welche aus China abſtammet und wegen des milchichten Saftes, welchen ſie im friſchen Zuſtande zeiget, von den Malayern Tiegermilch genannt wird. Unter der ſchwarzen Schale enthält ſelbige viel ſchwammichtes Weſen, und in der Mitte iſt ſie mehr holzicht; wenn ſie zu Pulver geſtoßen wird, ſoll dieſes dem ſchönſten Waizenmehle gleich kommen, und eine ungemein ſtärkende Kraft, auch andere herrliche Tugenden beſitzen; dieſe aber nur alsdenn äußern, wenn ſie vier Jahre über in der Erde geſtanden. Bey uns iſt ſolche, wenigſtens nach dieſem Namen, ganz unbekannt.

Pezette.

S. Tourneſol.

Pfaff.

Pfaff, ſonſt auch Meerpfaff; Vranoſcopus, Callionymus; Coryſtion, 7. des Kleins, ein Helmfiſch; ſ. dieſen Artikel, B. III. S. 764. und Meerpfaffe, B. V. S. 529.

Pfaffe.

Ein Name, der ſowohl der bekannten Schwalbenart, der Milchſauger, Nachtſchwalbe, caprimulgus, als auch dem ſchwarzen Blaßhuhne, oder Waſſerhuhne, fulica, von einigen beygeleget wird.

Pfaffenblatt.

S. Löwenzahn.

Pfaffenhödlein.

S. Pfaffenhüttchen und Schöllkraut, kleines.

Pfaffenhütchen.

Hierunter verſtehen wir das bekannte Pflanzengeſchlecht Euonymus Tourn. Die Blüthe zeiget einen platten, in fünf rundliche, vertiefte Einſchnitte abgetheilten Kelch; fünf eyförmige, ausgebreitete, platte und längere Blumenblätter; fünf, dem Fruchtkeime einverleibte Staubfäden und einen kurzen Griffel mit ſtumpfem Staubwege. Die ſaftige, fünfeckichte Frucht, welche einem Prieſterhute der Römiſchkatholiſchen ähnlich ſieht, öffnet ſich an den Ecken mit fünf Klappen, zeiget fünf Fächer und in jedem liegt ein eyförmiger, mit einem ſaftigen Umſchlage verſehener Saame. Oefters iſt ſtatt der fünften nur die vierte

vierte Zahl in der Blüthe und Frucht zugegen. Die Blätter ſtehen paarweiſe einander gegen über. Herr von Linne' führet drey, andere mehrere Arten an. Die bekannteſte iſt

1) das vierblüthichte gemeine Pfaffenhütchen, Pfaffenmütze, Pfaffenpförchen, Pfaffenröslein, Pfefferriſſelholz, Hahnhoden, Hahnehütlein, Hahneklötgen, Spindelbaum, Spillbaum, Zweckholz, Katzenpförchen, Anißholz, Pfefferholz, Mütſchelenholz, Mitſchelinsholz, Mandel- oder Mangelbaum, Weſchelholz, Splimpfenſchleglein, Eyerbretholz, Spuhlbaum, Euonymus Europaeus Linn. Euonymus vulgaris Scop. und Mill. Iſt ein kleiner Baum oder Strauch, welcher bey uns im guten Boden zwanzig Fuß Höhe erreichet und häufig in den Büſchen und Hecken wächſt. Die jungen Aeſte haben eine grüne, mit vier röthlichen Linien bezeichnete Schale, und da dieſe der Länge nach herunterlaufen, ſcheinen die Zweige viereckicht zu ſeyn; die ältern haben eine graue Rinde. Die Blätter ſind ganz kurz geſtielt. Herr von Linne' nennt ſolche ungeſtielt, länglicht zugeſpitzt, am zurückgeſchlagenen Rande fein ausgezahnt, hellgrün, werden aber im Herbſte roth, fallen ſpäte ab und ſchlagen im May aus. Die Blüthen kommen im Maymonathe zwiſchen den Blättern büſchelförmig hervor, gemeiniglich theilet ſich ein längerer Stiel in drey kürzere, deren jeder eine übelriechende Blume trägt. Blüthe und Frucht hält meiſtentheils die gevierte Zahl, doch findet ſich faſt an jedem Büſchel eine, woran die Theile fünffach zugegen. Die weißlichtgrünen Blumenblätter ſind länglicht, und am Rande umgeſchlagen. Auf dem viereckichten Boden der Blüthe erſcheinen vier Honiggrübchen, aus welchen die Staubfäden ihren Urſprung haben. Die viereckichte, gegen den Herbſt roſenrothe Frucht iſt etwas breiter als lang, und die Ecken ragen etwas über den mittlern Theil hervor. Die ſaftige Hülle des grünen Kerns iſt orangenfärbig. Wenn die Frucht aufgeſchloſſen iſt, zeiget ſie inwendig eine weiße, glatte Haut, und mitten an einem kurzen Stielchen das Saamenkorn. Nimmt man davon die pomeranzenfärbige Haut weg, ſo zeigen ſich zwey Saamenblätter, welche grünlich ſind. Die Vermehrung geſchieht häufig durch den Saamen; man kann ſolche aber auch durch Einleger und die Schößlinge, welche im lockern Erdreiche häufig hervortreiben, leicht bewerkſtelligen. Man kann davon verſchiedenen Nutzen ziehen. Wegen der vielen Seitenäſte, welche der Stamm treibt, kann man lebendige Hecken davon

ziehen. Aus dem bleichgelben feſten Holze machet man Spindeln, Zahnſtocher, Zwecken oder Nägel für die Schuſter; auch die Inſtrumentmacher gebrauchen ſolches, und giebt die feinſte Reißkohle zum Zeichnen, deren Bereitung du Hamel beſchreibt. Es iſt nur Schade, daß dieſer Strauch bey uns ſelten ſo geſchonet wird, daß er, für die Handwerker ſtark und tauglich werde. Die Früchte wollen einige für giftig ausgeben. Eine kleine Anzahl derſelben erregen heftiges Purgieren und Erbrechen. Die getrocknete und zu Pulver geriebene äußerliche Schale der Frucht tödtet die Läuſe. In Trient ſoll das gemeine Volk aus den Saamen ein Oel preſſen und damit ihre Lampen unterhalten. Die Einwickelung der Saamen kann zum gelb färben gebrauchet werden. Hr. Seifert hat auch mit der Rinde der Aeſte und der äußerlichen Schale der Frucht Verſuche angeſtellet, dadurch aber nur wenig färbendes Weſen erhalten. Daß die Frucht dem Viehe ſchädlich ſey, haben ſchon die ältern Schriftſteller angemerket. Nach Herrn von Linné Bemerkung, ſollen das Rind- und Schaafvieh, nicht aber die Pferde ſolche freſſen. Und doch iſt ſolche gewiß den Schaafen ein Gift. Die Vögel, wenigſtens einige, lieben den Saamen, und man gebrauchet ſolchen als eine Lockſpeiſe die Rothkählchen zu fangen. Die Drechsler behaupten, daß ſie beym Drehen des Holzes einige Uebelkeit, Neigung zu Brechen, und ſelbſt das Brechen zuweilen empfunden hätten.

2) Das vierblüthige warzichte Pfaffenhütchen, warzichter Spindelbaum. Dieſe Art hat Herr von Linné gar nicht erwähnt. Joh. Bauhin nennt ſolche Euonymus flore phoeniceo, und iſt Euonymus II. des Cluſii, Hiſt. I. p. 55. welcher auch in der Abbildung das Warzichte an den Zweigen und Stielen deutlich vorgeſtellet. Herr Scopoli hat ſolche im Herzogthume Crain um Idria gefunden und Euonymum verrucoſum genannt. Die Zweige wachſen kurz und dichte in einander, und der ganze Strauch bleibt viel niedriger als die erſte Art, von welcher man dieſe durch die braunrothen erhabenen kleinen Warzen, womit die Aeſte und Stiele häufig beſetzet ſind, gar leicht unterſcheiden kann. Die Blätter ſind auch kleiner und ihre Stiele kaum einen Viertelzoll lang. Die rothen, zween Zoll langen Blumenſtiele kommen zwiſchen den Blättern hervor und tragen im Junius eine, zwo bis drey Blumen. Die Kelcheinſchnitte und rundlichen Blumenblätter ſind braunroth oder roth punctirt; die rundlichen Staubbeutel ſitzen wie ein Hütchen auf den Staubfäden,

deren jeder auf einem beſondern erhabenen Wärzchen aufſitzt. Der Boden der Blume iſt roth gedüpfelt. Der Griffel fehlet ganz, und der Staubweg gleicht einem Bläschen. Die Frucht iſt ſo lang, als breit, enthält gemeiniglich nur einen Saamen, deſſen fleiſchichte Haut orangenfärbig, der Kern ſelbſt aber halb ſchwarz und halb roth gefärbet iſt. Die untern Aeſte laſſen ſich leicht ablegen und ſchlagen häufige Wurzeln. Weil der Stamm dünner bleibt, als bey der gemeinen Art, wird deſſen Holz nicht viel Nutzen bringen.

3) Fünfblüthiges, geflügeltes Pfaffenhütchen, breitblätterichter Spindelbaum. Hr. von Linné unterſcheidet dieſen zwar durch den Beynamen latifolius von der erſten Art, hält aber ſolchen nur für eine Abänderung derſelben, dahingegen Herr von Haller, Scopoli, Miller, dü Roi ſolchen als eine eigene Art betrachten, und gänzlich davon unterſcheiden. Es wächſt dieſe Art in der Schweiz, Ungarn und Oeſterreich, und iſt mehr einem Baume als Strauche ähnlich. Die länglichten Blätter ſind breiter als bey der erſten Art, und mehr dunkelgrün; ſie ruhen auf kurzen, doch beynahe einen halben Zoll langen Stielen. An den äußerſten Enden der Aeſte kommen aus dem Blätterwinkel gemeiniglich vier Blüthſtiele, von welchen zween kürzer und einfach, die beyden andern aber dreyfach getheilet ſind. Die Theile der Blumen zeigen meiſtentheils die gefünfte Zahl. Die Kelcheinſchnitte ſind am Rande weißlicht; die Blumenblätter größer, als bey der erſten Art, rundlich, am Rande umgeſchlagen, roth und grün gefärbet und die rothen Früchte mit fünf häutichten Flügeln beſetzet. Der Staubweg iſt geſpalten. Die Vermehrung geſchieht wie bey den vorigen Arten, und in einem guten Boden treibt ſolche ſtark. Vermuthlich kann man dieſe wie die erſte Art nutzen.

4) Fünfblüthiges warzichtes Pfaffenhütchen, nordamerikaniſcher Spindelbaum, Euonymus americanus Linn. Virginien, Carolina und andere nordamerikaniſche Provinzen ſind das Vaterland dieſes immergrünenden, ohngefähr acht Fuß hohen Strauches. Die grünen ſchlanken Zweige ſind viereckicht. Die Blätterſtiele ſind ungemein kurz. Das Blatt ſelbſt iſt feſte, dicke, dunkelgrün, glänzend, länglicht, zugeſpitzet und etwas eingekerbet. Die Blumen erſcheinen bey uns im Julius zwiſchen den Blättern auf dünnen, gemeiniglich zweyfach getheilten Stielen, und zeigen in ihren Theilen die gefünfte Zahl. Die Blumenblätter ſind gelblicht grau, äußerlich etwas röthlich, und die Früchte auf der obern Fläche

mit

mit kleinen Warzen beſetzet, oder wenigſtens rauh anzufühlen. Die Vermehrung geſchieht wie bey den vorigen Arten. Will man dieſe Art im freyen Lande unterhalten, ſo muß man ihr einen bedeckten Stand anweiſen. Aus Vorſicht kann man ein Bäumchen im Kübel halten und im Winter in einem gemeinen Glashauſe verwahren.

5) Vierblüthiges ganzblätterichtes Pfaffenhütchen. Hierunter verſtehen wir einen Strauch, welcher auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wächſt, und von Herrn Bergius als ein beſonderes Geſchlecht unter dem Namen Colpoon beſchrieben, von Herrn von Linné aber mit dem Euonymus vereiniget, und Euonymus Colpoon genannt worden. Es ſoll aber, nach des Bergius Beſchreibung, die Blüthe nur einen vierfach getheilten Kelch und keine Blumenblätter, vier Staubfäden und einen kurzen dicken Griffel mit vier Staubwegen haben. Die Frucht iſt viereckicht.

Pfaffenlaus.

Pfaffenlaus, ſonſt auch Schroll genannt; eine Art von Kaulpärſchen. ſ. dieſen Artikel, B. IV. S. 431. Percis, I. des Kleins, ein Parſch; ſ. dieſen Art. Desgleichen Kramers Perca, 4. in Oeſterreich, Pfaffenlaus, auch Kotzwolf, p. 386. Vornehmlich aber, Schaefferi Pentas Piſc. Bau-Ratisb. p. 37. Cernua, ſ. Perca fluuiatilis minor, der ihn vollſtändigſt beſchreibt, auch Tab. II. fig. 1. ſehr ſchön zeichnet, und nach dem Leben illuminirt vorſtellet; nach welchem er auch des Marſigli Pfaffenlaus genannt wird; ſ. Richter, S. 779.

Pfaffenpint.

S. Arum.

Pfaffenröschen.

S. Pfaffenhütchen.

Pfaffenſchuh.

S. Marienſchuh.

Pfahlwurm.

S. Holzbohrer.

Pfannengras.

Pfannengras nennen wir mit Herr Planern Paſpalum Linn. Jedes Blümchen beſteht aus zwey faſt rundlichen, vertieften, einander ähnlichen Bälglein, und zwo nicht größern, rundlichen, äußerlich erhabenen und unterwärts eingebognen Spelzen, drey Staubfäden und zween Griffeln mit pinſelartigen, gefärbten Staubwegen. Der rundliche, etwas gewölbte Saame iſt mit den Spelzen verwachſen. Herr von Linné hat vier Arten angegeben, welche alle in Amerika wachſen, und nicht leicht in unſern Gärten vorkommen werden.

Pfannenkuchen.
S. Tranſparant.

Pfannenkuchenkraut.
S. Frauenmünze.

Pfannenſtieglitz.

Die langgeſchwänzte Maiſe, parus caudatus, deren oben bey den Maiſen gedacht iſt, kömmt manchmal unter dieſer Provinzialbenennung vor.

Pfarren.

Pfarren bey Freyburg in der Schweiz, Farra, ſ. Ferra, Albulae lacuſtris ſpecies alia, des Gesners, S. 187. ſ. unſern Artikel Baal, B. I. S. 465. desgl. Forellen, Trutta edentula, 2. des Kleins, B. III. S. 179.

Phaſan. S. Faſan.

Pfaſanenkraut.
S. Blaſenbaum.

Pfau.

Ein ausländiſcher Vogel, Pauo, der ſich wegen ſeiner vortrefflichen Farbe von allen übrigen Vögeln unterſcheidet; iſt nunmehr in Europa, unerachtet er nicht häufig gehalten wird, doch ſo gemein, daß die mehreſten ihn mit unter unſre Hausgeflügel zählen, und ſolchergeſtalt ſattſam kennen. Wie geſaget, ſeine Farben ſind das koſtbarſte an ihm, ſo zahlreich und mañichfaltig, daß Büffon behauptet, ſein Gefieder enthalte alle Farben, womit Himel und Erde prangen, und ſeyen unter einander dergeſtalt ſchattiret, daß alle Kunſt dergleichen nicht nachmachen könne. Das eigentliche Vaterland der Pfauen iſt Oſtindien, von wannen ſie anfänglich nach dem öſtlichen Aſien, von da nach Griechenland, und ferner nach Europa, nach Afrika und Amerika, gekommen ſind. In dieſem warmen Clima leben ſie in der Wildniß und der völligen Freyheit; ſind auch nirgends weder ſo groß, noch ſo fruchtbar, als dort. In alle übrige Länder, wo ſie ſich etwa befinden, ſogar nach China, ſcheinen ſie von Indien aus durch Schiffe hingebracht zu ſeyn. Die Pfauen gehören unters Hühnergeſchlecht; ſie kommen an Größe ziemlich den Putern bey, von denen ſie auch ſonſt manche Eigenſchaft an ſich haben. Auf dem Kopfe zeiget ſich zuvörderſt der bewegliche vortreffliche Federbuſch, aus vier und zwanzig zweyzolligen und andern kleinen Federn beſtehend, deſſen oberer Theil bey dem Hahne vorzüglich glänzend iſt; und theils dadurch, theils durch den gelben Fleck an der Spitze der Flügel, theils an der Größe, theils noch am Sporne der Füße, an der Länge des Schwanzes und am Radeſchlagen deſſelben, unterſcheidet er ſich bald von der Henne. Die Schwanzfedern ſind insgeſammt lang, und wie die am Kopfbuſche, längſt

längſt dem Kiele mit einzeln ſtehenden Faſern, von abwechſelnden ſpielenden Farben beſetzet. Am Ende dieſer Federn laufen die Faſern in eine Fläche zuſammen, woſelbſt ſie die ſo genannten Spiegel oder Augen der Pfaufedern ausmachen. Dieſe Spiegel beſtehen aus runden, augenförmigen, glänzenden Flecken von den auserleſenſten Farben und unzähligen Schattirungen, von goldgelb, grün, hellblau, violet, ſchwarz u. ſ. w. Die zwo mittelſten Schwanzfedern ſind die längſten, ohngefähr vier Fuß lang; die zu den Seiten werden immer kürzer. Dieſer Schwanz fällt alle Jahre im Sommer, ganz oder zum Theil, aus und wächſt im Frühlinge wieder. Der Kopfbuſch bleibt ohne auszufallen das ganze Jahr hindurch. Kopf, Kehle und Bruſt ſind ein ſchönes Sapphirblau, mit einer prächtigen Schattirung violetter, goldgelber, und glänzend grüner Farbe. An jeder Seite des Kopfes machen die kleinen Federn gleichſam eine Erhöhung. Der Kopf an ſich klein, um die Augen weiße länglichte Flecke, Schnabel weißlicht, Hals lang und dünne, Rücken weißgrau und ſchwarzflecklicht. Das Weibchen iſt beynahe ganz grau, auch ſelbſt am Kopfbuſche. Der Bogen in den Augen gelb, Schnabel weißlich, Naſenlöcher breit, Füße und Klauen grau und ſchwarzflecklicht. So ſchön die Federn und Geſtalt des Pfauen ſind, ſo unangenehm und beynahe widerlich iſt manchen Leuten ſeine Stimme und Geſchrey, die gleichwohl, unſers Bedünkens, nicht das widerliche an ſich hat, was man von ihr vorgiebt. Sie iſt bloß ein ſtarkes, faſt ſchnarrendes Getöſe, das wohl zu leiden ſteht. Da der Pfau zu den Hühnern gehöret, ſo hat er auch die Art, wie dieſe zu freſſen, und nähret ſich bey uns von Körnern und ähnlichem Futter. Er weis ſich aber ſowohl beym Fraße, als auf dem Hofe überhaupt, bey allen übrigen Hühnern in Achtung zu ſetzen, daß er überall den Vorzug hat. Bey uns iſt die Henne nicht ſo fruchtbar, als in ihrer warmen Heymath, obwohl ſie nebſt dem Hahne von geiler Beſchaffenheit iſt. Sie leget hier etwa acht Eyer, und dieſe noch dazu in einen ſich ausgeſuchten Ort auf der Erde, wo ſie ſich ein Geniſte von Stroh und Erde, ohne regelmäßiges Neſt machet. Die Eyer ſind etwa wie ein Gänſeey groß, oben zugeſpitzet, unten dick und kolbicht, braungelb, bisweilen auch ſtrohgelb, dunkel ſchmutzig getüpfelt. Die Henne brütet nur einmal des Jahrs, und da ſie ihre Eyer öfters an viele Orte hinleget, ſo brütet ſie noch dazu ſchwer, und man muß die ſolchergeſtalt gefundenen Eyer den gemeinen Hühnern oder Putern unterlegen.

Die Jungen ſind auch ſchwer zu erziehen; übrigens, wenn die Alte ſie aufzieht, geht ſie damit wie andere Hühner um. Sie kommen aber erſt langſam zum Fliegen. Denn überhaupt fliegen die Pfauen ſchwer; unerachtet ſie ſich gern des Nachts auf erhabene Stellen, auf hohe Bäume, auf die Dächer und Häuſer ſetzen, wo ſie inzwiſchen mancherley Schaden thun. Von dieſen Höhen, auch ſonſt laſſen ſie oft, auch des Nachts, ihr Geſchrey ertönen, und man will aus demſelben Regen und Veränderung des Wetters abnehmen. Es kann ſeyn, daß bey ihnen das Prickeln auf der Haut, wie bey den Haushühnern vorgeht, welche alsdeñ öfters krähen. Der Pfau ſoll an die fünf und zwanzig Jahre leben, welches wohl ſeyn kann, da er ſich erſt mit dem dritten Jahre völlig ausbildet, und dieſe Zeit der achte Theil der Lebensdauer bey den meiſten Thieren zu ſeyn pfleget. Sonſt iſt der Nutzen von den Pfauen nur geringe, da ſich ihr Fleiſch wegen Härte und Zähigkeit nicht wohl eſſen läßt. Aus den Federn wird noch manches bereitet. Dieſe hier beſchriebene Art der Pfauen iſt die vornehmſte und durchgehends die gewöhnlichſte. Von der auf Sumatra grauen, vielleicht noch unbeſtimmten Art will ich nichts gedenken. Im Gegentheil hat man ein Paar andere ſeltene Arten: nämlich den weißen und den bunten Pfau. Einige haben geglaubet, es ſey dieſe Farbe nur eine Ausartung bey ihnen in gewiſſen Weltgegenden; wie die Haſen, Hermeline, auch einige Vögel, ihre Farbe des Winters in manchen Ländern verändern. Aber es hat ſich gefunden, daß die weißen Pfauen ihre Farbe beſtändig behalten. Doch kann die ganze Art dieſer Pfauen, die urſprünglich aus Norden kommen ſoll, gar wohl allda nach und nach ihre urſprüngliche Farbe abgelegt und in eine weiße, wenn gleich beſtändige, verändert haben. Es iſt alſo eine Wanderung oder eine Verpflanzung der Pfauen durch Menſchen ins nördliche Clima, die Urſache dieſer Farbenverwandlung geweſen. Anbey iſt es gewiß, daß ſich bey dieſen ganz weißen Pfauen gleichwohl noch am Ende der langen Schwanzfedern, deutliche Merkmale der Spiegel finden, die an ihnen ſonſt erſcheinen. Der bunte Pfau wird allen Gründen nach für die Frucht einer Vermiſchung der beyden Arten, des gewöhnlichen, und des weißen Pfauen gehalten, und ſein Gefieder ſcheint dieſes zu beweiſen. Denn Bauch, Flügel und Backen ſind weiß, der übrige Körper, wie die gewöhnliche Pfaufarbe, nur daß die Spiegel im Schwanze, weder ſo groß, noch ſo rund und ſchön, wie bey andern ſind. In

einigen auswärtigen Ländern will man noch andere Abänderungen in der bunten Farbe wahrgenommen haben. Man ſollte mit dieſen Spielarten mehrere Verſuche der Vermiſchung vornehmen, und es würde ſich vermuthlich zeigen, daß dadurch noch andere Mannigfaltigkeiten der Farbe entſtehen dürften. Unter den Faſanen kömmt auch eine Art mit blauen Flecken vor, die den Namen Pfaufaſan bekommen hat; und urſprünglich aus China herſtammt. Dieſe blauen Flecken ſehen wie die Augen auf den Pfauenſchwänzen aus, auch ſind dergleichen grüne Augen auf dem Schwanze.

Pfau wird auch ein ſehr ſchöner Fiſch und Gattung vom Scarus, Pauo, al. Paſtinaca, genannt, Richter. Labrus Pauo, Linn. gen. 166. ſp. 8. der Mülleriſche Meerpfau ſ. Lippfiſche. Synagris, 21. des Kleins ein Meerbraßem. ſ. dieſen Artikel, B. V. S. 484. und Lippfiſche, ebendaſelbſt S. 155.

Auch wird der Name Pfau von den Aſtronomen zur Bezeichnung eines ſüdlichen Sternbildes gebrauchet. Es ſteht nahe bey dem Indianer und kömmt niemals über unſern Horizont. Man rechnet zu demſelben vierzehen Sterne, nämlich einen der andern, drey der dritten, fünfe der vierten, viere der fünften und einen der ſechſten Größe. Weil der Pfau der Göttinn Juno gewidmet war, ſo iſt ihm die Ehre wiederfahren, daß man ihn unter die Sterne verſetzet hat.

Pfauenauge.

So nennet man verſchiedene Schmetterlinge, deren Flügel mit augenförmigen Flecken, wie die Schwanzfeder der Pfaue gezieret ſind. Insbeſondere giebt Herr Müller dieſen Namen demjenigen Tagvogel, der im Linneiſchen Syſtem Papilio heißt. Er hat eckicht gezähnelte Flügel, die an der untern Seite ſchwarzbraun gewölket, oben aber braungelb, und mit einem ſchönen, blauen Pfauenauge beſetzet ſind. Die Raupe wohnet meiſtentheils auf dem Hopfen und auf den Neſſeln. Ein ſchöner Abendvogel dieſes Namens iſt bereits im erſten Theile unter dem Artikel Abendpfauenauge beſchrieben worden.

Pfauenauge, wird von Müllern, Labrus Ocellaris, Linn. gen. 166. ſp. 20. genennet; ſ. unſern Artikel, Lippfiſch, B. V. S. 159.

Pfauenſpiegel.

Ein ſchöner, großer Surinamiſcher Schmetterling aus dem Geſchlechte der Abendvögel, von welchem wir unſern Leſern ſchon im

erſten Theile unter dem Artikel Atlas Nachricht gegeben haben.

Pfauenſpiegel, S. auch Flöhkraut und Zweyzahn.

Pfauſchwanz.

In der Ueberſetzung von Dycks Gartenkunſt wird dieſes Geſchlecht Pfauenkrone genannt. Hr. Planer wählet den verſtümmelten Namen Poinciana, und heißt ſolches Poincine. Die Blume zeiget fünf länglichte, vertiefte, abfallende Kelchblätter, davon das unterſte länger, gewölbet, und mehr rückwärts gebogen iſt; ferner ſieht man fünf rundliche Blumenblätter, davon das oberſte viel größer und eingekerbet iſt; die zehn Staubfäden ſind dünne, ſehr lang, unterwärts gebogen, und der oberſte ruhet gleichſam auf einem beſondern Stielchen. Der lange, unterwärts gekrümmte Fruchtkeim verlängert ſich in den Griffel mit einem ſtumpfen Staubwege. Die Hülſe iſt länglicht, zuſammengedrückt, der Quere nach gleichſam in Fächer abgetheilet, und enthält viele platte, eyförmige Saamen. Herr von Linné führet drey Arten an, welche Herr Jacquin noch mit einer merkwürdigen vermehret hat.

1) Der ſchöne Pfauenſchwanz mit doppelten Stacheln, Frutex pauonius. Criſta pauonis flore elegantiſſimo Breyn. Poinciana pulcherrima Linn. Die Pflanze wächſt in beyden Indien, und wird daſelbſt häufig an die Zäune geſetzet, daher ſie auch den Namen Zaunblume erhalten. Sie wird auch von den Eingebohrnen der brittiſchen Inſeln die Spaniſche Nelke, und von den Franzoſen die Paradießblume genañt. Der Stam̃ erreichet acht, zehn bis funfzehn Fuß Höhe, wird verhältnißmäßig ziemlich dicke, iſt mit einer weichen grauen Rinde bedecket und theilet ſich oberwärts in viele Aeſte, welche an jedem Knoten mit zween kurzen ſtarken Stacheln und doppelt gefiederten Blättern beſetzet ſind. An den ältern Aeſten mangeln öfters die Stacheln, ſelten an den jüngern. Jedes Blatt beſteht aus ſechs oder acht Paar einfach gefiederter Blätter; das hintere Paar iſt aus vier oder fünf Paar umgekehrt eyförmigen, glänzenden Blättchen zuſammengeſetzt. Bey den andern vermindert ſich die Zahl gegen die Spitze mehr und mehr. Der gemeinſchaftliche Blattſtiel trägt unten bey dem Anfange, ingleichen wo die erſte Abtheilung geſchieht, eine Drüſe, und an den Abtheilungen deſſelben zeigen ſich zween vorragende Spitzen oder Häckchen. Die Aeſte endigen ſich mit Blumen, welche bald mehr ähricht, bald mehr büſchelförmig erſcheinen. Jede ſitzt auf ihrem langen Stiele. Die

Kelch- und Blumenblätter ſind entweder roth oder gelb, oder zeigen gemeiniglich beyde Farben unter einander vermiſchet, auch mit einigen grünen Flecken bezeichnet. Die fünf Blumenblätter ſind größer, als der Kelch, ſitzen ausgebreitet, alle am Rande eingekerbet, und ſitzen gleichſam auf langen Nägeln. Die beyden unterſten ſtehen weiter aus einander, das oberſte iſt am kleinſten, mit einem längern Nagel verſehen, auch der Geſtalt nach von den übrigen verſchieden. Die Staubfäden ſind unterwärts haaricht, doppelt ſo lang als die Blumenblätter, unterwärts gebogen, und am Ende wieder aufwärts gerichtet. Die Blätter geben, wenn man ſie reibt, einen ſtarken Geruch von ſich, und die Weſtindianer gebrauchen ſolche anſtatt der Sennesblätter zum Abführen. Die Blumen, welche eher unangenehm, als lieblich riechen und ſchmecken, werden von den Einwohnern als Thee gebrauchet, und ſollen die verſtopften Gefäße eröffnen und das Fieber vertreiben. Die unreifen Saamen eſſen die Kinder roh. Die reifen ſollen, vornehmlich dem weiblichen Geſchlechte, nützlich, aber auch ſchädlich ſeyn. Die berühmte Meriane berichtet, wie ſolcher in Surinam den Weibern unter der Geburt eingegeben werde, damit ſie die Wehen deſto beſſer ausarbeiten möchten, die Indianiſchen Sclavinnen aber ſich deſſen bedienten, ihre Kinder damit abzutreiben, und ſich ſelbſt das Leben zu verkürzen. Das Holz des Stammes iſt hart, und wird zuweilen für Ebenholz ausgegeben. Dieſe Art findet ſich öfters in hieſigen Gärten. Man erhält den Saamen aus Weſtindien, und bringt dieſen auf ein Treibbeet. Die jungen Pflanzen ſetzet man einzeln in kleine Töpfe, und gräbt dieſe wieder in das Treib- oder Lohbeet ein. Die Erde, womit die Töpfe erfüllet werden, ſoll nicht zu fett, ſondern leicht und etwas ſandig ſeyn. Haben die Pflanzen mit ihrer Wurzel die kleinen Töpfe erfüllet, ſo verſetzet man ſie in größere, hält aber ſolche beſtändig auf dem Treibe- oder Lohbeete und unterhält ſie ohngefähr mit der Ananas in gleicher Wärme, doch verlangen ſie zuweilen etwas Luft, indem ſonſt die Spitzen der Aeſte und die Aeſte ſelbſt leicht verlohren gehen. Die Stöcke blühen bey uns jährlich, Saamen aber haben wir niemals erhalten können.

2) Der Pfauenſchwanz mit einzelnen Stacheln, Criſta pauonis Rumph. Poinciana bijuga Linn. wächſt auch in beyden Indien, und iſt der vorigen Art zwar in vielen ähnlich, doch gänzlich davon unterſchieden. Das Bäumchen erreichet zwanzig bis

fünf

fünf und zwanzig Fuß Höhe, iſt mit der ſchwärzlichen Rinde bedecket, und an den Aeſten mit ſtarken, aber einzeln ſtehenden Stacheln beſetzet, welche jedoch öfters gänzlich mangeln. Die Blättchen der doppeltgefiederten Blätter ſind eingekerbet und mehr herzförmig. Aus den Knoten der Aeſte treiben vielblümichte Stiele. Die Blumen ſind gelb, ohne Geruch, und um die Hälfte kleiner, als bey der erſten Art.

3) Unbewehrter Pfauenſchwanz mit kurzen Blüthbüſcheln, Poinciana elata Linn. wächſt auch in Indien, iſt mehr ſtrauch- als baumartig, und im̃erfort ohne Stacheln. Die doppelt gefiederten Blätter beſtehen aus vielen, ganz kleinen, länglichten, nicht eingekerbten Blättchen. Die Blüthbüſchel ſind kurz. Der Kelch iſt lederartig. Die Staubfäden ſind ſehr lang, dunkelpurpurfärbig, unterwärts haaricht.

4) Unbewehrter Pfauenſchwanz mit langen Blüthähren, Poinciana coriaria Jaqu. Dieſer Baum wächſt an dem Meerſtrande in Curacao und Carthagena, erreichet gegen funfzehn Fuß Höhe, machet eine ſchöne Krone, zeiget niemals Stacheln, und die ſchwärzliche Rinde iſt mit weißlichten Puncten bezeichnet. An den doppelt gefiederten Blättern ſtehen die Zweige gemeiniglich ſechs und paarweiſe einander gegen über, und zuletzt ein einfacher, von den länglicht ſtumpfen, völlig ganzen Blättchen aber ſteht, wie bey den übrigen Arten, kein einzelnes an der Spitze, ſondern alle paarweiſe, und gemeiniglich zählet man zwölf Paare. An den Spitzen der Aeſte ſtehen dichte Blüthähren. Die Blumenblätter ſind klein, kaum größer, als die Kelchblätter und gelblicht, die Staubfäden unterwärts haaricht und nur ſchwach gebogen. Die Hülſe iſt ſchwach, krumm gebogen, und zwiſchen den Saamen verwachſen und daher deutlicher, als bey andern Arten, in Fächer abgetheilet. Die Einwohner nennen die Frucht Libidibi und gebrauchen ſolche zum Gahrmachen der Leder.

Pfeben.

S. Kürbis und Melone.

Pfeffer.

Dieſen Namen giebt man im gemeinen Leben verſchiedenen Früchten, welche zwar wegen des ſcharfen beißenden Geſchmacks mit einander übereinkommen, in Anſehung der Blüthe und Frucht aber gar merklich von einander unterſchieden ſind. Der bekannteſte und eigentliche Pfeffer, Piper, genannt, hat eine ſchlechte, unanſehnliche Blüthe; man kann ſolche nackend nennen, indem weder Kelch noch Blumenblatt zugegen, ſondern nur den Fruchtkeim mit

dem dreyfachen, borſtigen Griffel oder Staubwege, und um denſelben zween einander gegen über geſtellte Staubbeutel, ohne merkliche Staubfäden wahrnehmen kan̄. Viele dergleichen Blüthen ſitzen der Länge nach auf einem gemeinſchaftlichen Faden und ſtellen daher ein Kätzchen vor. Dieſe Stellung halten auch die Früchte, und jede iſt eine einſaamichte Beere. Von dieſem Geſchlechte führet Herr von Linné zwanzig Arten an, von welchen aber viele, ſonderlich diejenigen, ſo Plümier unter dem Namen Saururus angeführet, noch nicht deutlich genug beſchrieben worden. Da wir bey ſolchen weitläuftigen Geſchlechtern nur die bekannteſten und merkwürdigſten Arten anzuführen gewohnet ſind, erwähnen wir nur einige, und erinnern zuförderſt, wie bereits eine der merkwürdigſten Arten unter dem Namen Betel angeführet worden.

1) Der runde ſchwarze und weiße Pfeffer, Lada Piſon. Molaga Codi Hort. Mal. VII. tab. 12. Melanopiper. Piper nigrum Linn. iſt der bekannteſte und gemeinſte unter allen Arten, wächſt an verſchiedenen Orten Oſtindiens, vornehmlich auf der Inſel Java und Sumatra, in Malabarien u. ſ. f. und treibt Ranken, welche an nahe ſtehenden Bäumen oder Stangen hinauflaufen, oder vielmehr ſich hinaufwinden. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe auf rundlichen Stielen und ſind eyförmig, mehr ſtumpf als ſpitzig, völlig ganz, auf beyden Flächen glatt und mit ſieben Nerven durchzogen, welche zwar auf beyden Flächen, jedoch viel merklicher auf der untern, hervorragen; nur drey davon laufen bis an die Spitze des Blattes, die übrigen endigen ſich eher. Das geſtielte Blüthkätzchen ſteht dem Blatte gegen über, und die bey einander ſitzenden Früchte ſind anfangs grün, wenn ſie ihre völlige Reife erlanget, roth, und im friſchen Zuſtande zeigen ſie eine glatte Oberfläche. Da man aber die reifen Früchte ſieben bis acht Tage an der Sonne liegen läßt, wird dadurch die Oberfläche ſchwarz und runzlicht, und ſo iſt unſer gemeiner Pfeffer beſchaffen. Wenn man die runzlichte Schale wegnimmt, erſcheint der Kern, welcher aus dem Grünen ins Gelblichte fällt, inwendig weiß iſt und eine kleine Höhle hat. Ob es natürlichen weißen runden Pfeffer gebe, oder ob dieſer durch die Kunſt bereitet werde, iſt nicht ausgemachet. Der bey uns gebräuchliche weiße iſt gekünſtelt und die nämliche ſchwarze Frucht, nachdem die äußerliche, runzlichte, ſchwarze Schale abgerieben worden, welches leicht erfolget, wenn ſie in Seewaſſer eingeweichet worden, wodurch die

äußer-

äuſſerliche Haut aufſchwillt und zerſpringt, mithin der weiße Kern leicht heraus gerieben werden kann. Dieſer weiße Pfeffer, Piper album, iſt daher auch theuer, aber nicht ſo ſcharf und beißend, als der ſchwarze. Es wird dergleichen in Holland und Frankreich öfters bereitet, auch wohl mit weißer Erde oder Kreide überſchmieret, damit er deſto weißer und glätter ausfalle. Sollte man natürlich weißen runden Pfeffer finden, ſo iſt ſolcher doch nur eine Spielart von dem ſchwarzen, indem zwiſchen den Pflanzen ſelbſt kein Unterſchied zu finden. Piſo erwähnet dergleichen, und man nennt ſolchen, Pfeffer aus Madagaſcar. Man pfleget auch den ſchwarzen Pfeffer nach den Ländern, woher ſolcher kömmt, zu unterſcheiden, und nach Pomets Angeben, iſt der erſte, beſte und ſchönſte der Malabariſche, der zweete von Jamby und der dritte, der von Baliepatan. Der erſte iſt mittelmäßig groß und in Menge zu haben, der letzte ſehr klein und trocken, und wird von den Indianern hoch gehalten, von den Europäern aber wenig geachtet.

2) Langer Pfeffer mit herzförmigen Blättern, Cattu-Tirpali H. Mal. Macropiper. Piper longum Linn. wobey derſelbe aus Rumph. Amboin. T. V. Tab. 116. fig. 2. anführet, aber auch dieſe Figur bey der folgenden vierten wieder angemerket. Ueberhaupt ſcheint die zwote, dritte und vierte ſich ſchwer von einander zu unterſcheiden. Wächſt ſonderlich häufig in Amboina, Bengalen und Malabarien. Unterwärts iſt der Stängel holzicht, ohngefähr einen Finger dicke, und theilet ſich bald in viele, dunkelgrüne, geſtreifte, und durch Knoten öfters abgetheilte Ranken, welche ſich nicht allein um andere Bäume winden, ſondern auch durch Fäſerchen, welche aus den Knoten hervortreten, ſich daran befeſtigen. Die Aeſte theilen ſich zuletzt gabelförmig. Die wechſelsweiſe geſtellten Blätter, ſonderlich die obern, ſitzen pla t auf, die untern aber ſind geſtielt, feſt, dunkelgrün, glänzend, herzförmig, völlig ganz und gemeiniglich mit ſieben Nerven durchzogen. Sie beſitzen einen beißenden Geſchmack. Aus den Knoten, woſelbſt ehedem die Blätter angeſeſſen, entſpringen die Blüthkätzchen, und die ganze Frucht iſt anderthalb bis zween Zoll lang, gekrümmet, runzlicht, und beſteht aus vielen einzelnen, nahe bey einander geſtellten kleinen Beeren. Anfangs ſind ſie grün und hart, zuletzt roth und weich und unter dem röthlichen Fleiſche liegt ein harter, ſchwärzlicher Kern. Dieſer iſt von Geſchmack ſcharf, das weiche Weſen aber ſüßlicht. Bey der unreifen Frucht ſind die Kerner

noch viel ſchärfer, daher auch ſelbige noch grün und unreif abgepflücket, und an der Sonne, oder auf dem Ofen getrocknet werden, dadurch aber eine aſchgraue Farbe erhalten. Dieſe alſo zubereitete Frucht, wie dergleichen bey uns verkaufet wird, iſt äußerlich ſchräge, gleichſam ſchneckenförmig geſtreifet und in netzförmige Erhebungen abgetheilet; wenn man ſie der Länge nach zerſchneidet, findet man viele kleine häutichte und in einer Linie ſtrahlenweiſe über einander ſtehende Fächerchen in deren jedem ein einziger, länglicht runder, äußerlich ſchwärzlicher, innerlich weißer Saamen liegt.

3) Langer Pfeffer mit lanzetförmigen Blättern, Piper longum Rumph. Tab. 116. fig. 1. Piper Amalago Linn. wächſt vorzüglich in Jamaika, und unterſcheidet ſich von der zwoten Art durch die geſtielten, ey- oder mehr lanzetförmigen, runzlichten, mit fünf Nerven durchzogenen Blätter, und die längere dünnere Frucht.

4) Langer Pfeffer mit fünf nervichten, unterwärts rauhen Blättern, Amalago H. Mal. To. VII. fig. 16. Sirium Rumph. Amb. To. V. Tab. 116. fig. 2. Piper Melamiri Linn. wächſt in beyden Indien. Der ſich windende Stängel iſt geſtreift. Die Blätter ſind eyförmig zugeſpitzt, unterwärts beſtändig mit fünf vorragenden Nerven durchzogen und ſcharf oder rauh anzufühlen. Nach Rumphs Berichte wird dieſe Art allein der Blätter wegen hoch geſchätzet und häufig gebauet; ſie haben einen gewürzhaften, aber nicht ſcharfen, ſondern mehr angenehmen Geſchmack, und werden ſtatt der Betelblätter mit dem Pinang von den Einwohnern gekauet.

5) Langer Pfeffer mit herzförmigen ſiebennervichten Blättern, Siriboa Rumph. Tab. 117 Piper Siriboa Linn. wächſt auch in Indien und iſt dem Wachsthume nach den übrigen Arten ähnlich. Die Blätter ſind viel größer, als bey der vierten Art, herzförmig, zugeſpitzet, mit neun, weniger vorragenden Nerven durchzogen, runzlicht, und weniger glänzend. Ihr Geſchmack iſt ſtärker und mehr unangenehm. Die Frucht iſt ohngefähr eine Spanne lang und einen kleinen Finger dicke, und die Einwohner pflegen von dieſer Art nicht die Blätter, ſondern die Frucht mit dem Pinang zu kauen.

Wir übergehen die andern, beym Herrn von Linne' verzeichneten Arten, bemerken aber, wie die Schriftſteller noch einige andere unbeſtimmte angeführet, welche auch zuweilen bey den Materialiſten vorkommen. Den Thevetspfeffer haben wir bereits beym

Amomo angeführet. Der Jamaiſche oder Wunderpfeffer, auch Pimenta genannt, iſt gleichfalls an dieſem Orte beſchrieben worden. Cameade wird eine Art Pfeffers genannt, deſſen Kern anfangs grün, und wenn er trocken iſt, ſchwarz wird. Vielleicht iſt ſolcher von der runden, ſchwarzen gemeinen Art nicht unterſchieden.

Der Chineſiſche Pfeffer ſoll auf einem großen Baume wachſen. Die Frucht iſt einer Erbſe groß, grau, mit rothen Streifen vermiſchet, wenn ſie reif iſt, öffnet ſie ſich von ſelbſt und zeiget einen kleinen ſchwarzen Kern, welchen man aber, da er gar zu ſcharf iſt, nicht, ſondern nur allein die Schale der Frucht gebrauchet.

Der Aethiopiſche, auch Mohrenpfeffer, oder Selimskörner, Granum Zelim, iſt eine, zween bis vier Zoll lange, einer Gänſefeder dicke, walzenförmige, etwas gekrümmte, runzlichte, äußerlich ſchwärzliche, oder braune Schote, welche inwendig aus langen, biegſamen, röthlichen oder gelben Fäſerchen beſteht und nach der Anzahl der Kerner in kleine Fächerchen eingetheilet iſt. Die Kerne, welche ſchwer aus den Fächerchen heraus zu machen, ſind eyförmig, von der Größe der kleinſten Bohne, äußerlich ſchwarz und glänzend, innerlich röthlich und von einem netzförmigen Gewebe. Der Geſchmack der Schote und der Saamen kömmt dem ſchwarzen Pfeffer ziemlich bey. Dieſer möchte wohl nicht zu dem Pfeffer, ſondern zu einem andern Geſchlechte gehören; doch fehlet die genaue Beſchreibung.

Noch ferner findet man unter dem Namen Acapatli eine Pflanze angegeben, welche langen Pfeffer tragen, in Neuſpanien wachſen und lange, ſpitzige, mit ſtarkem Geruche und beißendem Geſchmacke begabte, Blätter tragen ſoll. Die Frucht iſt rund, zween bis drey Zoll lang, roth, und wird ſowohl friſch als getrocknet gegeſſen. Man könnte ſolchen für eine Art des Indianiſchen Pfeffers, welche wir hernach beſchreiben werden, halten; es ſoll aber die Stängel ſich winden, dergleichen bey dieſem nicht geſchieht.

Der eigentliche Saame bey dem Pfeffer iſt dasjenige, weswegen wir ſolchen gebrauchen. Die Indianer aber bedienen ſich auch der Wurzel und Blätter, welche gleichfalls einen ſcharfen und brennenden Geſchmack beſitzen. Die bey uns gebräuchlichen Sorten beſitzen faſt einerley Kräfte. Der weiße iſt etwas gelinder. Es beſitzen ſelbige viel flüchtige, ſcharfe, ölichte Beſtandtheile, und das davon abgezogene Waſſer, und das darauf ſchwimmende, helle, gelblichte Oel beſitzen den Geruch des Pfeffers in einem ſcharfen,

fen, doch nicht allzu heftigem Geſchmacke. Es wird ſolcher faſt von allen Völkern, die Brühen und Speiſen zu würzen, und dadurch den Appetit und die Verdauung zu befördern, gebrauchet. In Oſtindien trinkt man das Waſſer, worinne Pfeffer eingeweichet worden, um die Schwachheit des Magens zu verbeſſern. Auch bereiten die Indianer zu dieſem Gebrauche aus dem friſchen Pfeffer einen ſtarken Brandwein, ingleichen pflegen ſie den langen und runden Pfeffer mit Salzlacke oder Weineſſig einzumachen, und ſolchen als eine Leckerſpeiſe bey der Tafel zu genießen. In Frankreich iſt der ambrirte Pfeffer, Bergerac genannt, ſehr gewöhnlich; da man nämlich auf weißen, gröblich geſtoßenen Pfeffer etwas Ambraeſſenz ſpritzet, und ſich deſſen ſowohl zu Würzung der Speiſen, als auch in der Apotheke, ſonderlich zu Magenpulvern bedienet. Die Wirkung aller Arten des Pfeffers kömmt mit andern ausländiſchen Gewürzen überein, ſie erhitzen, trocknen, zertheilen und eröffnen. Die Stärkung äußert ſich ſonderlich in dem Magen und den Gedärmen, wie denn auch die daſelbſt geſammelten ſchleimichten Feuchtigkeiten am beſten davon aufgelöſet werden. Doch kann ſolcher auch daſelbſt wegen ſeiner hitzigen und ſcharfen Eigenſchaft leicht Schaden erwecken und zur Entzündung Gelegenheit geben. Dergleichen traurige Erfahrungen kann man beym Herrn van Swieten nachleſen. Es wollen einige behaupten, nur der geſtoßene Pfeffer erhitze, der ganze hingegen kühle. Obgleich dieſes ganz falſch iſt, wie denn der ganze Pfeffer den Speiſen, womit ſolche gekochet und gewürzet werden, wirklich einige Schärfe mittheilet, ſo iſt doch ſoviel gewiß, daß der ganze viel weniger Hitze errege, und ſeine ſcharfe Wirkung viel ſchwächer äußere, als der geſtoßene, daher man den Rath derjenigen billig befolgen kann, welche zu Stärkung des Magens, und Abtreibung der Blähungen einige ganze Pfefferkerner zu verſchlucken, und damit einige Tage anzuhalten, empfehlen. Nicht allein der gemeine Mann, ſondern auch einige Aerzte rühmen den Pfeffer wider die Wechſelfieber. Der Kranke ſoll ſieben bis neun grobgeſtoßene Kerner kurz vor dem Fieberanfalle einnehmen; weil aber dieſe vor ſich noch nicht kräftig genug ſeyn möchten, pflegen einige ſolche mit Brandtewein zu vermiſchen, und beydes zugleich zu verſchlucken. Obgleich dieſes Mittel bisweilen gut ausgeſchlagen, wollen wir doch davor warnen, oder lieber ſolches gänzlich widerrathen, indem leicht Schaden daraus entſtehen, und kalte Fieber in hitzige

verwandelt werden können. Das weſentliche Oel des Pfeffers hat weniger Schärfe als der Pfeffer ſelbſt, und kann füglich zu etlichen Tropfen innerlich gegeben werden. Man kann auch davon und andern ausgepreßten Oelen, als dem Muſcatennußbalſam, oder Lorbeeröle eine Salbe bereiten, und damit die gelähmten Glieder, auch bey dem Wechſelfieber im währenden Froſte, zu Linderung des heftigen Froſtes und des beſchwerlichen Ziehens im Rücken, den Rückgrad und die Gegend des Magens damit beſtreichen. Die Indianer brauchen den langen Pfeffer zu Salben wider die Gliederſchmerzen, ſo von Erkältung entſtanden ſind, und bey uns machet man aus geſtoßenem Pfeffer und Mehle mit Waſſer oder Eſſig einen Teig, und leget ſolchen bey Zahnſchmerzen, und andern flüßigen Reiſſen auf die Schläfe und andere Theile des Körpers, da ſolcher, als ein rothmachendes und abziehendes Mittel öfters gute Dienſte leiſtet. Man kann auch den Pfeffer in die hohlen Zähne ſtecken; oder als ein Nießpulver gebrauchen, doch iſt im letzten Falle alle Behutſamkeit nöthig. Aller Pfeffer ſoll den Schweinen ein Gift ſeyn.

Was wir bisher von den heftigen Wirkungen des Pfeffers geſaget, ſcheint nach des Herrn Gaubii Erfahrungen, S. deſſen Aduerſaria, einen großen Abfall zu leiden. Es hat derſelbe nach Genuß des Pfeffers keine Hitze, ſondern vielmehr eine Empfindung von Kälte in dem Magen empfunden, auch nicht wahrgenommen, daß der Puls ſchneller geworden, obgleich derſelbe ſonſt ſehr reizbar iſt. Er behauptet daher, daß man bisher die erwärmende Kraft des Pfeffers nicht gehörig von derjenigen unterſchieden, ſo die geiſtigen Dinge oder Gewürze beſitzen, deren weſentliches Oel die ganze Schärfe in ſich enthält. Das feurige, ſchmackhafte und riechbare Weſen aller übrigen Gewürze iſt flüchtig, wenn ſie im Waſſer gekochet werden, im Pfeffer aber fix. Im Pfefferöl iſt nichts feuriges, ſondern es iſt vielmehr ganz milde. Das eigentliche Scharfe liegt mehr in dem fettigen oder harzichten Weſen. Das abgezogene Oel iſt anfangs ohne Farbe, wenn es einige Zeit geſtanden, wird es goldfärbig und ganz flüßig. Ein Pfund Pfeffer gab nur zwey Quentchen Oel. Das abgezogene Waſſer war auch nicht ſo ſcharf ſchmeckend, wie der Pfeffer ſelbſt. Das abgekochte Waſſer aber ſchmecket ſehr ſcharf, und nachdem Herr Gaubius vierzigmal auf den nämlichen Pfeffer Waſſer zu- und abgegoſſen hatte, ließ doch dieſes den Geſchmack lange im Munde zurücke. Auch den Weingeiſt färbet der Pfeffer gelb

und giebt ſelbigem einen feurigen Geſchmack. Andere Waaren, welche eine Zeitlang bey Pfeffer gelegen, ziehen den feurigen Geſchmack und Geruch an ſich, und behalten ſolchen lange. Der Pfeffer ſelbſt zieht die Feuchtigkeiten ſtark an ſich, und wird daher in Indien zu ſolchen Waaren gepacket, die man gern trocken weit verſchicken will. Herr Gaubius hat dieſes ſelbſt wahrgenommen, als ihm Indianiſcher Salmiack mit beygepackten Pfefferkörnern überſchicket wurde. Daher derſelbe erinnert, den Pfeffer, wegen dieſer Eigenſchaft, bey Naturalienſammlungen in Gebrauch zu ziehen. Vielleicht gründet ſich auch hierauf die Gewohnheit, Campher mit Pfeffer zu vermiſchen, ob man gleich glaubet, daß dadurch deſſen Flüchtigkeit vermindert werde. Wenn wir nun dieſes alles, was Gaubius lehret, mit einander vergleichen, ſo wird doch der Pfeffer immer noch eine Stelle unter den hitzigen Arzneymitteln behalten, und ſonderlich bey uns behutſam zu gebrauchen ſeyn, wenn zumal gewiß ſeyn ſollte, daß, nach Gaubius Vorgeben, die kalten Krankheiten gewöhnlicher in heißen, die hitzigen aber in kältern Ländern häufiger vorkommen ſollten. Iſt nun der Pfeffer deswegen in heißen Ländern zuträglich, ſo muß das Gegentheil bey uns ſtatt finden. Der Schaden aber wird nur von dem unrechtmäßigen Gebrauche zu beſorgen ſeyn.

In den Gärten Deutſchlands dürfte nicht leicht eine Pfefferpflanze anzutreffen ſeyn, deswegen wir auch von der Erziehung und Wartung nichts erwähnen. Wegen Aehnlichkeit des Geſchmackes und der Wirkung, nicht weniger wegen der gebräuchlichen Benennung, vereinigen wir mit dem eigentlichen Pfeffer den ſogenannten

Taſchenpfeffer, Schotenpfeffer, Kappenpfeffer, auch Indianiſchen, Braſilianiſchen und Spaniſchen Pfeffer genannt. Piper indicum, Capſicum Tourn. und Linn. Herr Planer nennet dieſes Geſchlechte Beisbeere. Der Blüthe nach gehöret dieſes Geſchlechte zu dem Nachtſchatten, indem die Blume einen ſtehenbleibenden, aufgerichteten, in fünf Einſchnitte abgetheilten Kelch, ein radförmiges, oder mit einer ganz kurzen Röhre verſehenes und in fünf breite, zugeſpitzte Lappen zerſchnittenes Blumenblatt, fünf kurze Staubfäden, an einander gelegte Staubbeutel, und einen Griffel mit ſtumpfem Staubwege zeiget. Die Frucht aber iſt ganz beſonders. Man kann ſelbige nicht füglich eine Beere, aber auch nicht einen Fruchtbalg nennen. Die äußerliche Schale iſt weder ſaftig noch trocken, innerlich größtentheils hohl,

hohl, und durch eine Scheidewand der Länge nach in zwey Fächer abgetheilet, an welcher auch die nierenförmigen Saamen anhängen. Die Geſtalt der Frucht iſt ſehr verſchieden, und die Arten ſelbſt ſchwer zu beſtimmen. Herr von Linne' hatte ehedem nur zwo Arten angenommen, ſolche durch die Dauer unterſchieden, und eine die jährige, annuum, die andere die ſtrauchartige, fruteſcens genennet. In der Murrayiſchen Ausgabe aber hat derſelbe aus der letztern zwoe gemachet, und noch eine neue hinzugeſetzet, mithin vier Arten angegeben. Herr Miller hat viel mehrere angenommen, indem derſelbe den Unterſchied vorzüglich von der Verſchiedenheit der Frucht entlehnet.

1) Der jährige Taſchenpfeffer mit einzelnen Blüthen, Capſicum annuum Linn. wächſt in dem mittägigen Amerika. Nach einiger Meynung ſoll ſelbiger urſprünglich aus Aſien abſtammen. Die Wurzel iſt fäſericht. Der Stängel wird einen, auch anderthalb Fuß hoch, und theilet ſich in viele aufrechtſtehende Zweige. Die geſtielten Blätter halten nicht einerley Ordnung, bisweilen ſtehen ſolche einzeln, bisweilen zwey auch drey bey einander, ſie ſind dicke, ſaftig, dunkelgrün, länglicht, völlig ganz. Zwiſchen ſelbigen kommen die Blüthſtiele einzeln hervor. Die Blüthzeit fällt in den Auguſt, und dauret bis in den Herbſt, indem immer neue Blumen hervorkommen, wenn die erſtern ſchon abgeblühet und Früchte angeſetzet haben. Das Blumenblatt iſt weiß, die Frucht aber gelb oder mehr röthlicht gefärbet. Dieſe nimmt verſchiedene Geſtalten an, und daher findet man bey den Schriftſtellern ſo vielerley Sorten aufgezeichnet, welche aber nur für Spielarten zu halten. Doch geſchieht es öfters, daß auch die aus Saamen erzogenen Stöcke die ehemalige Frucht wiedergeben; und deswegen hat Miller mehrere Arten angenommen. Die Frucht iſt bald größer, bald kleiner, rund oder kegelförmig, gerade oder gekrümmet, auf- oder unterwärts gerichtet. Bey allen iſt die fleiſchichte Schote glatt, glänzend, anfangs grün, zuletzt entweder gelb oder roth, und der Saame gelblicht.

2) Staudiger Taſchenpfeffer mit einzelnen Blüthen, Berberbeerpfeffer, Capſicum fruteſcens L. wächſt in beyden Indien. Nicht allein die Wurzel iſt ausdaurend, ſondern auch der immergrünende, drey bis vier Fuß hohe, äſtige, eckichte, geſtreifte, rauh anzufühlende. Stängel dauert, bey guter Wartung, einige Jahre. Das übrige Anſehen kommt mit der erſten Art überein, auch fällt die Frucht verſchiedentlich

lich aus, obgleich ſolche kleiner bleibt.

3) Staudiger Taſchenpfeffer mit gepaarten Blüthen, Hennenpfeffer, Capſicum baccatum L. iſt der zwoten Art ganz ähnlich. Der Stängel iſt glatt, die Zweige ſtehen mehr ausgeſperret, zwo Blüthen ſtehen bey einander, und die Frucht iſt kleiner, rundlich, und aufgerichtet.

4) Staudiger Taſchenpfeffer mit aufgeblaſenen Früchten, Glockenpfeffer, Capſicum groſſum L. wächſt in Oſtindien, und iſt, wie die beyden vorigen Arten, fortdauernd und immergrün. Die Frucht iſt roth, ſehr groß, einen auch anderthalb Schuh lang, aufgeblaſen, eckicht und ſtumpf.

In wieferne die Milleriſchen Arten, der eckichte, herzförmige, kirſchenartige, olivenförmige, kleine Taſchenpfeffer, Capſicum anguloſum, cordiforme, ceraſiforme, oliuaeforme, und minimum als beſtändig anzunehmen, oder mit den vorigen Arten zu vereinigen, läßt ſich nicht beſtimmen, indem die angenommene Größe und Geſtalt zwar öfters einerley bleibt, öfters aber auch ſich verändert.

In Anſehung der innerlichen Beſtandtheile und der Wirkung, kommen alle Arten mit einander überein, obgleich die Schärfe, welche die ganze Pflanze, ſonderlich die Frucht beſitzet, bey einer ſtärker, bey der andern etwas ſchwächer zu ſeyn ſcheint. Was von dem gewöhnlichen Pfeffer angeführet worden, wird auch von dieſem gelten, ja man kann den Taſchenpfeffer noch für ſchärfer und hitziger halten als den gemeinen. Nach des Gregorius Regio, welcher ein beſonderes Büchelchen vom Capſico geſchrieben, gemachten Anmerkungen, iſt die Frucht ſo ſcharf, daß bey Eröffnung derſelben ein Dunſt herausfährt, welcher heftiges Nieſen, Huſten, auch wohl Erbrechen verurſachet, und auf den Fingern, womit man ſolche und die Saamen berühret, Bläschen auffahren. In hieſigen Gärten ſcheint zwar dieſe flüchtige Schärfe um vieles gelinder zu ſeyn; doch erinnert Grotian in ſeinem Calender III. Th. daß man ſich, wenn man den Saamen ausmachet, wohl in Acht nehmen, und währender Arbeit mit den Fingern nicht an den Mund oder die Augen kommen und reiben ſoll, indem dadurch an dieſen Theilen ein heftiges Brennen und Jucken erreget werde. Er führet ferner an, wie jemand, um deſto ſicherer, den Saamen auszumachen, lederne Handſchuhe angezogen, in welche ſich aber der Saft dergeſtalt eingezogen, daß ſolche auch nach drey Jahren bey demjenigen Nieſen erregen, welcher ſolche anzieht, deswegen er dieſe auch zum Spaſe

die Nieſehandſchuhe zu nennen pflege. Auch die getrocknete Hülſe und Saamen erregen heftiges Nieſen, wenn man ſolche zerreibet. Dieſer heftigen und mehr ſchädlichen als nützlichen Wirkung ohngeachtet, wird doch die Frucht von den Indianern, auch andern Völkern hochgeſchätzet, auf verſchiedene Art zugerichtet nnd gebrauchet. Bey uns geſchieht dieſes zwar ſelten, oder gar nicht, da aber der Taſchenpfeffer, ſonderlich die erſte Art, leicht in Menge zu erziehen, könnte man wohl andern Völkern nachahmen, und ſolchen nützlich anwenden. Die Indianer eſſen die rohen Früchte ganz und ohne Zubereitung, und da ſie von Jugend auf dazu gewöhnet ſind, empfinden ſie das heftige Brennen im Munde und dem Magen wenig. Sie pflegen auch die noch grünen und unreifen Früchte aufzuſchneiden, die Saamen herauszunehmen, in Salzwaſſer und zuletzt etliche Monathe über in Eſſig zu weichen, und mit ſolchen, wie mit den Capern, die Brühen zu würzen. Die Franzoſen nennen ſolche Poivrons. Sie überziehen ſie auch mit Zucker, um ſich derſelben auf Reiſen zu bedienen. Von ſolchen überzuckerten Früchten eſſen ſie etliche Quentchen nach der Mahlzeit, um die Verdauung zu befördern, den widernatürlich in den Magen geſammleten Schleim aufzulöſen, und die Blähungen abzutreiben. Sie bereiten auch daraus ein beſonderes Pulver. Sie laſſen die Früchte anfangs langſam an der Sonne, hernach bey einem gelinden Feuer trocknen, ſchneiden ſie hierauf in kleine Stückchen, und thun zu jeder Unze ein Pfund fein Mehl, kneten beydes mit Sauerteig untereinander, und laſſen den Teig gähren; nachher ſchieben ſie dieſen in den Ofen, und wenn er gebacken, ſchneiden ſie ſolchen in Stücke, bringen dieſe nochmals in den Ofen, und backen ſolchen zum zweytenmale, wie mit den Zwieback zu geſchehen pfleget, und ſtoßen die Kuchen zu einem feinen Pulver. Mit dieſen würzen ſie ihre Speiſen. Die Indianer ſollen auch den Saamen unter die Chocolade miſchen, um dadurch die Geilheit zu befördern. Die Brandteweinbrenner bedienen ſich öfters dieſer Frucht, den ſchwachen Brandtewein zu verſtärken, welches auch den Eſſigbrauern bekanndt iſt. Viele pflegen die eingelegten Gurken damit zu würzen, und die, mit den Gurken eingemachten, Früchte könnten vielleicht als ein kräftiges Verdauungsmittel nützlich ſeyn. Die Saamen von der dritten Art werden in Amerika, ſonderlich zu Cayana gemahlen, und dieſes Mehl mit andern Sachen vermiſchet, unter dem Namen Cayenne pepper

per verführet. Die Engländer gebrauchen auch dieſe Saamen, als ein Gewürze. Die unreifen Früchte ſollen für die Schaafe, wenn ſie die Pocken haben, ein nützliches Mittel abgeben. Herr Dr. Schreber in dem erſten Theile ſeiner Samml. S. 121. meldet, daß, als dergleichen kranke Schaafe in einen Garten gekommen, und von den unreifen Schoten gefreſſen, ſie ſämmtlich davon geſund geworden.

In Gärten unterhält man den Taſchenpfeffer vorzüglich deswegen, weil die glatten, glänzenden, öfters wunderlich geſtalteten, ſchön gefärbten Früchte unter den grünen Blättern das Auge ergötzen. Die Früchte behalten auch den ganzen Winter über ihr Anſehen und Geſtalt, wenn die Stöcke im Glashauſe unterhalten werden. Man muß dieſe aber zeitig unter Dach bringen, indem ſie die Kälte nicht vertragen. Alle Arten muß man aus Saamen auf dem Miſtbeete erziehen. Die jungen Pflanzen kann man auf Rabatten pflanzen; da man aber davon nicht leicht reifen Saamen erhält, pfleget man ſie lieber in Töpfe, welche mit guter, friſcher, lockerer Erde erfüllet ſind, zu ſetzen, und dieſe, nachdem die Stöckchen angewurzelt, an ſonnenreiche Oerter zu ſtellen, und fleißig zu begießen. Die ausdauernden Arten werden eben ſo gewartet, den Winter über in ein warmes Glashaus geſetzet, und ſelten begoſſen. Sie ſetzen leicht Schimmel an, und verderben dadurch. Kann man ſie auch im Winter zuweilen die friſche Luft genießen laſſen, wird dieſes deſto eher verhindert.

Pfeffer, jamaikaniſcher, S. Amomum.

Pfeffer, japaniſcher, S. Stahlbaum.

Pfeffer, ſchwarzer, S. Cubeben.

Pfefferbeeren.

S. Johannisbeerſtrauch.

Pfefferfras.

Klein hat in der dritten Famille der Vögel, welche zween Zähen vorne und zween hinten hat, das letzte, ſechſte Geſchlecht, einem zur Zeit noch nicht genugſam bekannten Vogel gewidmet, den er Pfefferfras, Hohlſchnäbler, nennet: Piperiuorus, Naſutus, Roſtrata, Toucan. Er hat einen groſſen und ganz beſondern Schnabel, nach welchem er ihn weder zu den Spechten noch Aelſtern zählen kann; iſt ihnen auch nach den übrigen Theilen des Körpers gar nicht ähnlich. So groß auch der Schnabel iſt, ſo hat er doch wenig Gewicht; denn er iſt hohl und dünne, wie Pergament, aber

hart

hart und hornicht. Nach dieſem Schnabel zu urtheilen, müſſen unterſchiedliche Arten des Vogels vorhanden ſeyn. Denn Herr Klein hat wohl acht Veränderungen von ſolchen Schnäbeln gehabt, darunter einige gezähnet und ſägeartig geweſen. Ob man wegen der Füße auch uneinig iſt, ſo ſteht doch dem Edward und dem Fevillee zu glauben, die den Vogel lebendig gehabt haben. Und dieſe behaupten, daß zween Zehen vorwärts, und eben ſoviel hinterwärts ſtünden. Zu dieſem Geſchlechte der Pfefferfraße zieht Herr Klein auch die Nashörner, Rhinocerotes, deren Schnäbel eben ſo groß, ſo leicht und hohl ſind. Er hat dieſerhalb zwo Hauptgattungen in dieſem Geſchlechte aufgeführet. 1) Die Hohlſchnäbler, und eigentliche Pfefferfraße; Toucana, davon Barrere vier Gattungen geſehen hat: eine ſchwarze mit ſcharlachfarbenem Bauche und Bürzel; eine grüne mit ſchwarzen und rothem Schnabel; eine ſchwarze mit gelbem Bürzel; noch eine ſchwarze mit weißem Bürzel. 2) Geflügeltes Naſenhorn, davon zwar die ältern Schriftſteller Aldrovand, Wormius, auch Jonſton Beſchreibungen geben, denen aber nicht zum beſten zu trauen iſt. Die nähere Kenntniß dieſes Vogels iſt von den künftigen Bemerkern zu erwarten.

Linnäus bringt dieſen Vogel unter die Aelſterarten; und Bodbaert machet daraus ein eigen Geſchlecht unterm Namen Toucan; der Schnabel ſehr groß, inwendig ſägeförmig ausgeſchnitten, an der Spitze krumm, die Naslöcher an der Wurzel des Schnabels, die Zunge federartig. Er rechnet dahin den grünen Toucan, den eigentlichen Pfefferfras, und noch andere Arten, wie unterm Artikel Toucan vorkommen wird. Sie kommen aus Amerika.

Pfefferholz.

S. Pfaffenhütchen.

Pfefferkornſtrauch.

S. Molle.

Pfefferkraut.

S. Kreſſe und Saturey.

Pfeffernüßlein.

S. Kuchendoublet.

Pfefferrieſſelholz.

S. Pfaffenhütchen.

Pfefferſtaude.

S. Kellerſalz.

Pfeife.

S. Spritzwurm.

Pfeifenbaum.

S. Lilac.

Pfeifencorall.

S. Röhren- und Zuckercorall.

Pfeifen-

Pfeifenerde.

Pfeifenthon, Argilla fiſtularis, Leucargilla Plinii; iſt ein weiſſer Thon, der ſich fein und ſanft anfühlen läßt, die weiße Farbe im Feuer behält, und in ſelbigem hart wird. Cronſtedt Mineral. S. 84. hält dafür, daß es ein mit brennbarem Weſen und einem unzertrennlichen Theile fremder Beſtandtheile vermiſchter Thon ſey. Dergleichen Thon wird in Cölln, in Holland und andern Orten mehr gegraben, und es werden aus ſelbigem Tobacksopfeifen gemachet; daher er den Namen Pfeifenthon oder Pfeifenerde erhalten hat.

Pfeifenſtrauch.

S. Jaſmin, Baſtard.

Pfeil.

Sagitta. Ein kleines Sternbild nordwärts über dem Adler in der Milchſtraße, worzu einige Aſtronomen fünf, andere aber achtzehen Sterne rechnen, unter welchen vier Sterne vierter Größe die kenntlichſten ſind. Nach der Erzählung einiger Poeten ſoll dieſes Sternbild das Andenken desjenigen Pfeils verewigen, womit Hercules die Juno und den Pluto verwundete. Nach andern hingegen ſtellet es denjenigen Pfeil vor, womit Hercules den Geyer tödtete, welcher die Leber des Prometheus fraß, als dieſer vom Vulcan, auf Jupiters Befehl, am Berge Caucaſus angeſchmiedet worden war.

Pfeilblume.

S. Steris.

Pfeildrache.

Chimaera monſtroſa, Linn. gen. 132. ſp. 1. wird von Müllern die erſte Gattung der Seedrachen, genennet, welche bey dem Ritter zu den ſchwimmenden Amphibien gerechnet werden.

Pfeilfiſch.

Sphyraena, nennet Klein Miſſ. V. Faſcic. IX. §. 16. ſein viertes Geſchlecht der, mit zwo wahren, aber ſtachlichten, Rückenfloßen, begabten, Fiſche Dipterorum, pinnis dorſi ambabus radiatis; ſ. unſern Artikel, Fiſch, B. III. S. 66. Im Griechiſchen bedeutet Σφύρα einen Pfeil, rundlich ſpitzigen Pfahl, ſpitzigen Stecken oder Stachel, und ſpitzigen Schreibegriffel; mit welchem der Fiſch, der Geſtalt nach, zu vergleichen; er hat einen dichten, aber ſchmächtigen geſchlanken Leib; mit langgeſtrecktem Kopfe; keilförmiger Schnauze; weit getrenntem Maule; ſtumpfen und kürzern Oberkiefer, mit dem ſich der untere, etwas längere, bey geſchloſſenen Rachen aufs genaueſte zuſammenfüget; mit vielen ſpitzigen Zähnen, darunter der allerlängſte

längſte vorne an der Spitze des Maules im Unterkiefer ſitzet, und bey verſchloſſenem Maule in eine häutige Oeffnung der äußerſten Spitze des Oberkiefers, doch dergeſtalt, daß er in etwas vorraget, hineingreift; und, nach dem Verhältniſſe des Kopfes, mit großen Augen. Er hat zwo Floßen auf dem Rücken, davon die vorderſte auf der Mitten des Rückens, die hinterſte, ziemlich nach dem Schwanze zu, aufſitzet; wie denn des Willughb. Zeichnung, der Salvianiſchen Beſchreibung gleicher kömmt, als deſſelben eigene Figur, die er nur mit einer einzigen Floße ausſtaffiret hat; davon die Kleiniſche Nota, und der §. IX. dieſes Faſciculi, nachzuſehen. Die gerade fortſtreichende Seiten- oder Mittellinie iſt durch härtliche Schuppen ſehr künſtlich zuſammen gekettelt, und an Farbe iſt der Rücken aſchenfarbig, der Bauch aber weiß. Klein führet derſelben nur zwo Gattungen auf:

1ſter Pfeilfiſch, Sphyraena, mit der gelben Schnauze, ſilbernen, mit braunen und purpurfärbigen, Wölkchen gleichſam umnebelt. Sphyraena, ſ. Sudis des Salvians, fol. 70. der nur beſchriebene Fiſch. Sphyraenae prima ſpecies des Rondelets und Gesners, (S. 39. Meerhecht, Meerpfahl, Schwyrenfiſch, in Nomencl. p. 73. Sphyraena roſtro nauis ſimilis, einer Schiffsſchnauze oder Schnabel ähnlich.) Sphyraena ſ. Sudis des Aldrovands. Lucius marinus zu Livorno; Willughb. p. 273. tab. R. 2. Lucio marino bey den übrigen Italienern. The Sea-Pike, Spitfiſh, der Engländer; Sudis ſ. Palus acuminatus des Plinius; Sphyraena des Artedi, in Append. p. 112. der es auch bemerket hat, daß in der Salvianiſchen Zeichnung die erſte Rückenfloße weggelaſſen worden. Eſox Sphyraena, Linn. gen. 180. ſp. 1. Müllers Pfeilhecht. ſ. unſern Artikel, Hecht, B. III. S. 724.

2ter Pfeilfiſch, Sphyraena, mit gleichförmigen Schuppen; in dem Unterkiefer an den Winkeln beyder Seiten, mit vier, und an der Kieferſpitze mit einem langen ſtarken Zahne; und in dem Oberkiefer gleichfalls mit vier ſehr ſpitzigen Zähnen bewaffnet; mit ſchwarzen Augen; weißem Augenringe; und kurzen dreyanglichten Floßen auf dem Rücken. Vmbla minor marina, maxillis longioribus, Barracuda des Catesby, II. p. et tab. 1. aus des Sloane Hiſtor. It. Iamaic. p. 285. tab. 247. fig. 3. Raii ſyn. p. 158. La Becune de Rochef. et du Tertre; de Freſier; de Labat; Paricoras der Spanier, mit ſieben Floßen. ſ. unſern Artikel, Barracuda, B. I. S. 550. desgleichen auch Bekune, ebendaſelbſt S. 657.

Pfeilfiſch, Belone Linn. in Danzig ein Schneffel. Richter. Eſox Belone, Linn. gen. 180. ſp 6. die Müllerische Meernadel ſeiner Hechte; ſ. dieſen Artikel, B. III. S. 728 und B. V. S. 526. Maſtaccembelus, 1. des Kleins ein Wurfſpies, welcher Artikel auch nachzuſehen.

Pfeilhecht.

Eſox Sphyraena, Linn. gen. 180. ſp. 1. wird von Müllern die erſte Gattung ſeiner Hechte genennet. ſ. dieſen unſern Artikel, B. III. S. 724.

Pfeilkraut.

Weil den ältern Kräutlern nur eine Pflanze bekanndt war, deren Blätter die größte Aehnlichkeit mit einem Pfeile zeigeten, war dieſer Name dem Geſchlechte recht angemeſſen, und man hat ſolchen auch noch ferner behalten, obgleich in neuern Zeiten eine und die andere Art entdecket worden, welche zwar der Blüthe und Frucht nach der gemeinen ähnlich, in Anſehung der Blätter aber verſchieden iſt. Die ältern Schriftſteller bedienen ſich des Worts Sagitta, welches Herr von Linne' in Sagittaria verwandelt. Männliche und weibliche Blumen ſtehen auf einem Stängel. Die erſtern ſind in mehrerer Zahl zugegen, und die wenigern weiblichen ſtehen unter dieſen. In beyden ſieht man drey eyförmige, vertiefte, ſtehenbleibende Kelch-, und drey rundliche, ſtumpfe, platte, ausgebreitete, viel größere Blumenblätter; die männlichen enthalten viele, in einem Köpfchen vereinigte Staubfäden, und bey den weiblichen zeiget ſich ein ähnliches Köpfchen, welches aus vielen krummen Fruchtkeimen beſteht, deren jeder ſich in einen kurzen Griffel und ſpitzigen Staubweg verlängert. Die länglichten, plattgedrückten, der Länge nach geflügelten, krummen Saamen ſitzen auf dem kugelförmigen Blumenbette. Herr von Linne' führet vier Arten an.

2) Das gemeine ſpitzblätterichte Pfeilkraut, Sagittaria ſagittifolia Linn. wächſt bey uns häufig an kleinen faulen Flüſſen, Seen und Gräben. Die Wurzel beſteht aus ſehr vielen rundlichten Faſern, oder vielmehr kleinen Knollen, und treibt ſowohl langgeſtielte Blätter, als nackende einfache Stängel. Die jungen Blätter ſind faſt grasartig, werden aber nach und nach breiter, und wenn ſie völlig ausgewachſen, ſind ſie groß, breit, und zeigen drey vorragende Spitzen, wodurch ſie einem Pfeile gleich ſind. Die Blumen ſtehen am Stängel wirtelförmig. Die Blüthſtiele umgeben drey eyförmige, ſpitzige, purpurfärbige Deckblätter. Die Blumenblätter ſind weißlicht, und, wo

wo ſolche anſitzen, purpurfärbicht. Die Blätter der Pflanze ſind bald größer, bald kleiner, ſchmäler und breiter, und Löſel hat eine Art unter dem Namen Sagitta foliis variis beſchrieben, welcher nicht, wie Dietrich überſetzet, buntes Pfeilkraut bedeutet, ſondern eine ſolche Pflanze, welche zweyerley Blätter, als grasartige und pfeilförmige zugleich zeiget. Dieſes alles ſind nur Abänderungen, ob aber das amerikaniſche Pfeilkraut oder Sagittaria bulbis oblongis, welches häufig in China gebauet wird, auch dahin zu rechnen, ſcheint noch zweifelhaft. Die ganze Pflanze iſt viel größer, als die unſrige. Die Wurzel iſt länglichtrund, und hat die Größe einer geballten Fauſt; der Stängel und die Blätterſtiele ſind sechseckicht; das Blatt ſelbſt iſt mit eilf rothen Adern durchzogen; jeder Wirtel beſteht aus dreyßig, auch mehrern Blüthen. Die Wilden in Nordamerika pflegen die Wurzel davon, entweder roh, oder in Aſche gebraten, zu eſſen; und die Chineſer bauen ſolche mit großem Fleiße, und bedienen ſich ſelbiger zur Speiſe. Die Schweine ſollen die Wurzel begierig aufſuchen. Da wir von den Erdäpfeln gleichen Nutzen ziehen, und dieſe vielleicht weniger Mühe erfordern, als das Pfeilkraut, ſo dürfen wir wohl nicht auf den Anbau dieſes Nahrungsmittels bedacht ſeyn. Schon die Erdäpfel haben in unſerer Gegend den Kornbau und die damit verbundenen Vortheile ungemein vermindert, was möchte nicht noch geſchehen, wenn man auch jene Knollen einführen wollte? Wer jedoch Luſt und Belieben hätte, dergleichen neue Speiſe zu genießen, und mit deren Anbau Verſuche anzuſtellen, kann Herr Schrebers Vorrede zu der Osbeckiſchen Reiſebeſchreibung nachleſen.

2) Das ſtumpfblätterichte Pfeilkraut, Sagittaria obtuſifolia Linn. unterſcheidet ſich vorzüglich durch das viel breitere Ende, oder die vordere ſtumpfe Spitze des Blattes. Das Vaterland iſt Aſien.

3) Lanzetförmiges Pfeilkraut, Sagittaria lancifolia L. Freylich iſt es widerſprechend, wenn das Pfeilkraut ein ander geſtaltes Blatt hat. Es iſt aber nicht anders. Die Blätter ſind eyförmig, oder mehr länglicht, an beyden Enden zugeſpitzet, und faſt lederartig; die Stiele davon ſehr lang und rundlicht; der Stängel in Zweige getheilet; der Blumenwirtel und die Blüthen ſelbſt ſehr groß; die Kelchblättchen röthlicht, und die Blumenblätter weiß. Amerika iſt das Vaterland.

4) Das dreyblätterichte Pfeilkraut, Sagittaria trifolia, wächſt in China.

Pfeilſchwanz.

Sphinx Linn. Dieſer Name wird von einigen neuern Naturforſchern denjenigen Schmetterlingen gegeben, welche nur des Morgens und Abends herumfliegen, weil die Raupen dieſes Geſchlechts einen pfeilförmigen, wie ein Horn geſtalten Fortſatz, auf dem Hinterkörper führen. S. Schmetterling.

Außerdem aber bedienet ſich Herr Müller dieſer Benennung auch, um das Oſtindiſche fliegende Eichhörnchen, welches von dem Ritter von Linne' Sciurus ſagitta genannt wird, und einige andere Thiere aus der Claſſe der Vögel und Fiſche damit zu bezeichnen. So wird z. E.

Pfeilſchwanz, Raia Paſtinaca, Linn. gen. 130. ſp. 7. von Müllern die ſiebente Gattung ſeiner Rochen genennet. Leiobarus, 5. des Kleins ein Glattray; ſ. dieſen unſern Artikel, B. III. S. 437. auch den Artikel, Paſtinac.

Pfeiltauſendbeine.

S. Waſſerälchen.

Pfennigcoralle.

Pfennigcoralle iſt eine einfache, ganz kleine Sterncoralle, die häufig unter den europäiſchen Verſteinerungen vorkömmt. Sie hat keinen Stiel, iſt untenher platt, gerandet, glatt, und führet einen erhabenen Stern, davon der Mittelpunkt eingedrücket und rund iſt. In den Verſteinerungen ſind die Blätterchen mehrentheils abgenutzet, daher auch der Mittelpunkt nicht allemal vertiefet erſcheint. Wegen dieſer platten Geſtalt pfleget man ſolche auch den Pfennigſtein zu nennen. Beym Herrn von Linne' heißt ſelbige Madrepora porpita, indem man dafür hält, daß die Steinqualle oder Meduſa porpita, das Original dieſer Steinchen abgiebt. S. Qualle.

Pfenniggewicht.

Pondus nummularium; iſt ein bey dem Münzweſen gebräuchliches Gewicht, wornach man das Gold und Silber ihrem Gehalte nach berechnet. Man rechnet nämlich das Gold und Silber nach Marken, welche man in ſechzehen Loth theilet; ein Loth theilet man wieder in vier Quentchen, ein Quentchen in vier Pfennige, einen Pfennig in zween Heller; folglich hat die Mark zweyhundert und ſechs und funfzig Pfennige.

Pfennigkraut.

S. Baurenſenf, klein Schöllkraut und gelber Weiderich.

Pfenning, Brattenburgiſcher.

S. Todtenköpfchen.

Pferd. S. Roß.

Pferdchen.

Das kleine Pferd, oder Füllen, Equuleus, iſt bey den Aſtronomen ein kleines Sternbild zwiſchen dem Pegaſus, Delphin und Waſſermann, wozu man nur ſechs Sterne, nämlich einen von der dritten, drey von der vierten, einen von der fünften, und einen von der ſechſten Größe rechnet. Nach den Fabeln der Poeten ſoll dieſes Sternbild dem Andenken desjenigen Pferdes, welches Mercur dem Caſtor gab, gewidmet ſeyn.

Pferdeameiſe.
S. Ameiſe.

Pferdeblume.
S. Löwenzahn.

Pferdebohne.
S. Bohne.

Pferdeegel.
S. Blutigel.

Pferdefliege.
S. Viehbreme.

Pferdefuß.

Pferdefuß oder Pferdehuf nennet man die Gienmuſchel, Chama hippopus Linn. Die Aehnlichkeit möchte ſchwer zu finden ſeyn; daher ſolche D'Argenville Feuille de Choux, oder das Kohlblatt, andere Perſpectivdoublet genennet. Die beyden Schaalen werden über eine Spanne lang, und ſind verhältnißmäßig ſchwer, inwendig porzellanartig weiß, auswendig röthlichtweiß mit zerſtreueten rothen bogichten Flecken. Die Geſtalt gleichet einem halben Monden, woran eine Ecke abgeſchnitten iſt, wodurch dieſelbe Seite platt wird, und wenn man ſie gerade vor ſich hält, wie ein Herz ausſieht, an welchem viele erhöhete Ringe übereinander in einen halben Cirkel gegeneinander laufen, welche gleichſam ſo viele beſondere Herzen abbilden, davon das kleinſte hinten am Wirtel oder Gelenke ſteht. Sonſt ſind die Schalen rauh, ſtachlicht, oder mit ſtumpfen Dornen, nicht aber, wie bey dem faſt ähnlichen Waſchbecken oder der Nagelmuſchel, mit Nägeln beſetzet, und nicht allein in verſchiedenen Rücken oder Wellen, ſondern auch zwiſchen jedem Rücken und Vertiefung abermals mit Ribben und Furchen eingetheilet. Die am Rande hervorſtehenden Ribben machen, daß die Schalen im Umfange gröblich gezacket erſcheinen. Der Aufenthalt dieſer Muſchel iſt im aſiatiſchen Meere. Das Thier iſt häßlich, gelb, blau und braun geflecket; vorneher ſtrecket ſelbiges einen Buſch Faſern aus, womit es ſich an die Felſen hanget. In ſelbigem,

meiſtentheils in der Senne findet man ein perlenartiges, oder milchichtweißes Steinchen, in der Größe einer Erbſe, welches Chamites oder Perle di Concona genennet wird. Dergleichen Steinchen finden ſich auch in dem Waſchbecken und einigen andern Gienmuſcheln. Rumph bemerket, wie dieſe Muſchelſteine eckicht und körnicht erſcheinen, als ob ſie aus vielen Steinchen zuſammengeſetzet wären. Etliche ſollen auch hellgelb, andere hellvioletfärbicht ſeyn. Man kann hierüber den Rumph im 28ſten Kapitel nachleſen.

Der dornichte Pferdefuß iſt zwar auch eine Gienmuſchel und Chama arcinella Linn. von der vorherſtehenden aber verſchieden. Die Schalen ſind von der Größe einer Pflaume, grubicht, dornicht, und mit ausgehöhlten Punkten beſetzet. Im Schloſſe zeiget ſich ein niedriger Höcker. Die Angeln ſind einander gleich. Der Rand iſt gekerbet, der After herzförmig, warzenartig gerunzelt, und das Schloß hat vier ſchmale Grübchen, in welche vier Blätterchen der andern Schale paſſen. Die amerikaniſchen Gewäſſer.

Pferdegiftbaum.

S. Mancinelle.

Pferdegras.

S. Honiggras.

Pferdehaarwurm.

S. Fadenwurm.

Pferdekrabbe.

S. Taſchenkrebs.

Pferdelaus.

S. Laus, fliegende.

Pferderuthe.

S. Seeneſſel.

Pferdeſaamenkraut.

Ob es gleich nicht ausgemachet, daß dieſe Pflanze, ſonderlich getrocknet, den Pferden vorzüglich ſchädlich ſey, behalten wir doch dieſen Namen; ſie heißt ſonſt auch Peerſaat, Waſſerfenchel, Roßfenchel, Barzenkraut, und beym Planer Wützerling, Phellandrium. Nach den meiſten Schriftſtellern, unter welchen auch Herr von Haller iſt, beſteht dieſes Geſchlecht nur aus einer Art. Dieſe iſt:

das gemeine Pferdeſaamenkraut. Es wächſt ſolches bey uns in ſumpfichten Oertern und in den Landſeen, und wird daher Phellandrium aquaticum, Millefolium aquaticum, Foeniculum aquaticum und Cicutaria paluſtris tenuifolia genennet. Die ausdauernde oder zweyjährige Wurzel iſt rübenförmig, äußerlich in Gelenke abgetheilet, und an dieſen gleichſam wirtelförmig mit Zäſerchen beſetzet, innerlich ſchwammicht und weich,

ſo daß man ſie ſelten ganz aus dem Sumpfe herausziehen kann. Der Stängel iſt dicke, drey bis vier Ellen hoch, geſtreifet, mit Abſätzen oder Knoten verſehen, am untern Theile geſtrecket, und am obern aufgerichtet, mit vielen verſchiedentlich gekrümmten Zweigen beſetzet. Der häutige ſcheidenförmige Anfang des Stiels umgiebt die Knoten, und verbreitet ſich in viele, mehrmals abgetheilte, weit von einander abſtehende und unter einem ſtumpfen Winkel rückwärts gebogene Zweige, ſo, daß das Blatt doppelt und dreyfach gefiedert erſcheint. Die Blättchen ſind oberwärts dunkelgrün, glänzend und verſchiedentlich eingekerbet. An den Spitzen der Zweige erſcheinen im Junius und Julius die Blüthdolden, welche gemeiniglich unterwärts gerichtet ſind. Die Hauptdolde iſt nackend, bey den Abtheilungen derſelben aber ſtehen gemeiniglich ſieben ſpitzige Blättchen. Die Blumen alle ſind einander ähnlich, und Zwitter, und die fünf weißlichten Blumenblätter herzförmig und einwärts gebogen. Sie haben, wie alle Dolden, fünf Staubfäden und zween Griffel, und die beyden Saamen, welche die Frucht ausmachen, ſind mit den Griffeln und dem vergrößerten eigentlichen, aus zwey größern und drey kleinern Blättchen zuſammengeſetzten Kelche beſetzet, eyförmig und mehr glatt als geſtreifet. Viele Schriftſteller nennen ſolche geſtreifet, ſie ſind auch mit zehen Linien bezeichnet, dieſe aber nicht merklich erhaben. Damit man dieſe merkwürdige Pflanze um deſto leichter erkennen und von andern unterſcheiden könne, bemerken wir noch, wie die Pflanze dem Anſehen nach dem gemeinen Körbel ähnlich, aber auch wegen des Geburtsortes ſogleich davon zu unterſcheiden ſey. Vom eigentlichen Schierling, und dem Wüterich, oder Waſſerſchierling wird man unſere Pflanze leicht unterſcheiden, wenn man die Beſchreibungen mit einander vergleichen, und ſonderlich auf die Frucht Acht geben will.

Man hat die Pflanze für giftig, wenigſtens für verdächtig gehalten; und da die mehreſten Doldengewächſe, welche in naſſen und ſumpfichten Oertern wachſen, den Menſchen uud Thieren gemeiniglich nachtheilig und ſchädlich ſind, ſo darf man ſchon deswegen unſerer Pflanze nicht trauen, und wenn auf den Genuß derſelben, wie Sauvages meldet, tödtliche Zuckungen der Nerven entſtanden, und nach Herr von Linné und anderer Beobachtung der häufige Genuß davon eine Seuche unter den Pferden angerichtet, welche in einer Lähmung der Hinterfüße beſtanden, ſo wird man wohl nicht weiter an ihrer giftigen Ei-

genſchaft zweifeln. Indeſſen ſoll doch dieſe nicht der Pflanze ſelbſt eigen ſeyn, ſondern von einem Nebenumſtande abhangen, und Herr von Linné will aus Beobachtungen und Erfahrungen behaupten, wie alle ſchädliche Wirkung von der Larve eines beſondern Rüſſelkäfers, welchen er Curculio paraplecticus genennet, herrühre, welcher ſich in dem Stängel aufhalte, und unvermerket von den Thieren, vielleicht auch Menſchen verſchlucket werde. Iſt aber dieſe Larve auf keinem andern Gewächſe anzutreffen, hat ſie allein ihren Aufenthalt in dem Stängel dieſer Pflanze? muß man dieſes, wie es wahrſcheinlich iſt, annehmen, ſo wird leicht folgen, daß die Pflanze niemals von allen Verdachte frey ſey. Vielleicht irret man ſich auch und ſchiebet die Schuld von einem auf das andere. Indeſſen hat Herr von Linné auf ſeiner Schoniſchen Reiſe zu Malmo von den Einwohnern erfahren, daß ihnen dieſer Pferdeſchlag nicht bekanndt ſey, obgleich daſelbſt die Pflanze häufig wächſt, auch, um ſich davon zu überzeugen, zwey Pferde damit gefüttert, welche ſolche mit vieler Begierde gefreſſen, aber auch in keinem Stängel, ob er wohl über tauſend unterſuchet, eine dergleichen Larve gefunden. Die Wurzel ſcheint, nach unſerer Empfindung, viel ähnliches mit dem Wüterich zu haben. Und von dieſer und den Blättern hat man zur Zeit einigen Gebrauch zu machen, keine Verſuche angeſtellet. Der Saame hat ſich mehr Achtung erworben. Es äußert ſelbiger einen gewürzhaften Geſchmack mit einiger anhaltenden Schärfe, und man hat ſolchen längſt als ein treffliches Mittel wider den Rotz, den Huſten, und alle äußerliche Verletzungen bey Pferden empfohlen; und der Braunſchweigiſche Artzt, Herr Lange, hat, wie die beſondere von dieſer Pflanze geſchriebene Abhandlung lehret, bey mancherley Krankheiten an Menſchen Verſuche angeſtellet, und den Saamen nützlich und kräftig befunden. Er hat gemeiniglich den zerſtoßenen Saamen zu einem halben, auch ganzen, ſelten bis zwey Quentchen, des Morgens auf einem ungeſalzenen Butterbrodte, oder auch mit Waſſer nehmen laſſen, und will durch den anhaltenden Gebrauch bey äußerlichen friſchen Wunden, Quetſchungen, Beinbrüchen, krebsartigen und andern bösartigen Geſchwüren, Blutſpeyen, Lungenſucht, Mutterkrankheit, Engbrüſtigkeit, Scharbock, Wechſelfiebern, auch ſogar bey dem Nabel- und Leiſtenbruche, die beſten Wirkungen wahrgenommen haben. Ob wir nun gleich dergleichen neuen, und in ſo mancherley und ganz verſchiedenen Krankheiten

ten angeprieſenen Mitteln nicht leicht Glauben beylegen, uns auch unmöglich ſcheint, durch innerliche Mittel einen wahren Bruch zu heilen, ſo wollen wir doch dieſen Saamen zu fernerer Unterſuchung empfehlen, da ſolcher gewiß nicht unkräftig, und bey uns leicht in Menge zu haben iſt. Herr von Linné vereiniget mit der gemeinen Art:

2) das Alpenpferdeſaamenkraut, welches bey den ältern Schriftſtellern den Namen Mutellina erhalten, und daher vom Ritter Phellandrium mutellina genennet worden. Herr von Haller vereiniget ſolches mit dem Geſchlechte Seſeli, und Herr Cranz nicht allein dieſe, ſondern auch die erſte Art mit dem Liguſticum. Wächſt auf den Alpen in der Schweiz und Crain. Die ſtarke, in Zweige abgetheilte Wurzel iſt ausdauernd, und oberwärts mit Borſten beſetzet. Der Stängel iſt ſelten über einen Fuß hoch, und faſt nackend, oder mit wenigen Blättern umgeben. Die Blätter ſind ſteif, viel länger als breit, doppelt gefiedert, und die Blättchen lanzetförmig, ganz, auch in zween oder drey Lappen zerſchnitten. Die Hauptdolde iſt nackend, bey den Abtheilungen ſtehen einige, vier, fünf, auch ſieben lanzetförmige Blättchen, welche die beſondere Hülle ausmachen. Die Blumenblätter ſind mehr purpurfärbig als weiß, herzförmig, einwärts gebogen; nach Herrn Cranz einander völlig ähnlich, nach Herrn von Haller aber iſt eins größer als die vier übrigen. Der Saame iſt eyförmig, und mit fünf vorragenden Flügeln beſetzet; und wegen dieſer Beſchaffenheit gehöret die Pflanze nicht zu dieſem Geſchlechte; da aber Herr von Linné mehr auf die Hülle als Saamen ſieht, und in Anſehung dieſer beyde Arten übereinkommen, ſo ſieht man leichtlich, worinnen derſelbe beyde vereiniget.

Pferdeſchwanz.

S. Kannenkraut.

Pferdeſilge.

S. Bruſtwurzel.

Pferdeſtecher.

S. Stechfliege.

Pferdeſteine.

Calculi equini, ſind ſteinartige Verhärtungen, welche wider die Natur im Magen, in der Gallenblaſe, wie auch in der Urinblaſe und bisweilen in den Gedärmen der Pferde gefunden werden. So haben wir einen Stein geſehen, der über ſechs Pfund wog, und nebſt etliche und zwanzig kleinern Steinen von verſchiedener Größe in einem Pferde gefunden worden, welches viele Jahre in einer

Mühle Dienſte thun, und Säcke mit Mehl in die Stadt tragen müſſen. Von den kleinen Steinen beſitzen wir ſelbſt einen; er iſt ohngefähr ſo groß wie ein Speciesthaler und eines Daumens dick und hat faſt, wie ein Kieſelſtein, eine Härte; er iſt glatt und wie polirt, und ſieht wie ein röthlicht grauer Pflaſterſtein aus. Alle dieſe Steine nebſt dem bemeldeten großen Steine ſind in dem großen Darme gefunden worden, welcher einmal, da das Pferd ausgeritten worden, zerborſten war.

Wenn die Pferdeſteine, vorzüglich aus der Gallenblaſe, ſchaalicht ſind, ſo werden ſie auch von einigen Bezoar von Pferden, Bezoardici equini, genannt.

Pferdhaay.

Pferdhaay nennt Müller die eilfte Gattung ſeiner Haayfiſche, Squalus maximus, Linn. gen. 131. ſp. 11. des Pontoppidans Haae-Maeren; ſ. unſern Artikel, B. III. S. 707.

Pferdsampfer.

S. Grindwurzel.

Pferſchenbaum.

Pferſchenbaum oder Pfirskenbaum, Malus perſica. Das Schickſal, welches viele andere Obſtarten betroffen, hat auch dieſer Baum erdulden müſſen. Bis auf die Zeiten des Hrn. v. Linné machte ſolcher ein eigenes Geſchlecht, nun aber iſt ſolches in dem botaniſchen Reiche ausgerottet, man hört und findet den Namen Pferſche nicht mehr, vielmehr hat ſich ſolcher in einen Mandelbaum verwandelt. So unſchicklich aber ſolches auch manchen vorkommen dürfte, ſo müſſen wir doch die Vereinigung des Pfirſchen- und Mandelbaumes billigen, und beyde unter einem Geſchlechte begreifen, mithin auch mit einem gemeinſchaftlichen Namen belegen; da es denn freylich beſſer wäre, wenn man keinen von beyden beybehalten dürfte, und lieber einen neuen wählen könnte. Herr von Linné behält, nicht ohne Grund, wie wir hernach bemerken werden, Mandelbaum, Amygdalus, mithin vermißt man in deſſen Pflanzenreiche Perſicam, oder die Pfirſche, und ſollte es einem andern einkommen, Pfirſche zum Geſchlechtsnamen zu wählen, welche Undeutlichkeit müßte alsdenn entſtehen? Und doch iſt es auch nicht zu rathen, einen dritten Namen zu gebrauchen, da dergleichen ſchicklicher nicht, wie bey andern dergleichen bereits vereinigten Geſchlechtern, vorhanden, und ganz neue zu machen, ohne dringende Noth nicht anzurathen. Daß aber der Mandel- und Pferſichbaum nur ein Geſchlecht ausmachen und billig mit einander zu vereinigen ſind, wird

man-

man aus Vergleichung derſelben mit einander leichtlich abnehmen. In der Blüthe kommen beyde völlig mit einander überein. Der einblätterichte, röhrenförmige Kelch iſt in fünf ſtumpfe Einſchnitte abgetheilet und fällt ab. Auf dieſem ſitzen fünf länglicht runde, vertiefte Blumenblätter und ohngefähr dreyßig kürzere Staubfäden. Der Fruchtkeim trägt einen einfachen Griffel mit rundlichem Staubwege. Die Frucht enthält eine mehr oder weniger dickſchalichte und gefurchte Nuß, worinnen ein ölichter Kern liegt. Die Frucht ſelbſt iſt etwas verſchieden. Bey der Mandel iſt das fleiſchichte Weſen trocken, lederartig, unſchmackhaft, und färbet ſich niemals, bey der Pfirſche hingegen ſaftig, ſchmackhaft und gefärbet; daher man billig mit Herrn von Münchhauſen die Mandel für eine wilde Pfirſche anſehen könnte. Ueberdieß iſt die Frucht der Pfirſche mehr rund, und auf der einen Seite mit einem Falze verſehen, auch die Nuß oder der Stein bey dieſer dicker, härter, in der Mitte rund, oben zugeſpitzet und auf der ganzen Fläche mit mehrern und tiefer ausgegrabenen Furchen verſehen, und der Kern kleiner, von Geſchmacke bitter; bey der Mandel hingegen iſt der Stein glätter, mit wenigern und mehr flachen Furchen verſehen, oben glatt und ſpitzig, und enthält einen größern, wohlſchmeckenden, ſüßen, doch zuweilen auch bittern Kern. Nicht allein in der Blüthe, ſondern auch im Wachsthume ſelbſt und den Blättern haben die Mandel- und Pfirſichbäume viele Aehnlichkeit. Doch hat Herr von Linne, außer dem angemerkten Unterſchiede der Frucht, auch in den Blättern ein Merkmal angegeben, beyde Bäume zu erkennen. An den Pfirſichbäumen ſollen alle Einſchnitte oder Zäckchen der Blätter ſcharf und ſpitzig, bey den Mandelbäumen hingegen die hinterſten Einſchnitte mit kleinen Drüſen verſehen ſeyn. Herr von Münchhauſen aber machet dieſes Unterſcheidungszeichen billig verdächtig, indem auch bey einigen Sorten der Pfirſchen die Blätter drüſicht erſcheinen. Gemeiniglich iſt das Laub der Mandeln glätter, dicker, und mehr weißgräulicht. Auch an den Blüthen kann man beyde einigermaßen unterſcheiden. An dem Mandelbaume brechen ſolche zeitiger hervor, und gemeiniglich ſtehen zwo Blumen neben einander, da ſie bey den Pfirſchen allezeit einzeln erſcheinen. Die Blumenblätter ſind bey jenem etwas ausgeſchnitten, bey dieſem mehr völlig ganz, gemeiniglich bey beyden roth und die Blüthe und Frucht faſt ohne Stiele.

Wegen der durchgehends angenommenen Namen handeln wir hier allein von den Pfirſchen; von

von den Mandeln kann man den fünften Band 344 S. nachleſen. Das eigentliche Vaterland des Pferſichbaumes iſt nicht bekannt. Auch iſt nicht ausgemachet, ob nur eine Stammart anzunehmen, und dieſe für die Mutter aller Pferſchen zu halten, oder ob mehrere und wenigſtens zween derſelben erſchaffen worden. Das äußerliche Anſehen, die Geſtalt und Größe der Pferſichbäume ſind in unſern Gärten meiſtentheils mehr gekünſtelt als natürlich, daher wir davon nichts beſonders erwähnen wollen. Die Rinde an den jungen Aeſten iſt grün und glänzend, an der Sommerſeite etwas röthlich und hat einen Mandelgeruch. Auch die jungen Blätter geben der Milch, wenn ſie damit abgekochet wird, einen Mandelgeſchmack, wie bereits bey dem Kirſchlorbeerbaume angemerket worden. Das ausgewachſene Laub hat viele Aehnlichkeit mit den Bachweiden, es iſt ſchmal, lang, vorwärts zugeſpitzet, glatt, glänzend und fein eingezacket, zuweilen, und bey einigen Sorten, als der la Pêche ceriſe, und l'admirable jaune, faſt immer hinterwärts an den Zäckchen mit kleinen Drüſen beſetzet. Auch zeigen die Blätter bey verſchiedenen Sorten einige andere Veränderungen. Bey den mehreſten verlieren ſich ſolche gegen den Stiel, oder verwandeln ſich in den Stiel, bey andern laufen ſie unten ſtumpf zu. Die Einſchnitte ſind bey den mehreſten ſcharf und ſpitzig, an einigen zugerundet. Die ſtärkſten Einſchnitte hat la Madeleine blanche. Die Blumen ſind bey allen Sorten ungeſtielt und roth, zeigen aber doch einen merklichen Unterſchied. Die mehreſten Sorten haben kleine, dunkelrothe, tief ausgehohlte und nicht ausgebreitete Blumenblätter, daher die Blüthe eine Kugel abbildet; bey einigen hingegen ſind die Blumenblätter fleiſchfärbig, groß und ausgebreitet; wobey wunderbar, daß der Pfirſichbaum, welcher die kleinſte Frucht trägt, die größte Blume hat. Es heißt dieſer l'avant-pêche blanche. Die Frucht iſt bey den Sorten auf mancherley Art verſchieden; der Hauptunterſchied aber beſteht in der Oberfläche, welche bey den eigentlich ſo genannten Pfirſchen mit einem wollichten Weſen bedecket, bey andern aber über und über glatt und glänzend iſt. Dieſe letztern nennt man glatte Pfirſchen, oder, weil ſie einige Aehnlichkeit mit der Walnuß haben, Nußpfirſchen, Nuci-perſica. Dieſe letztere wird faſt in allen Ländern als eine beſondere Art unterſchieden, und die Franzoſen nennen die wollichten Peches, die glatten Brugnons, und dieſe letztern die Engländer Nectarines, die Holländer Kaele Perſinen. Herr v. Linné verei-

vereiniget beyde unter dem Namen Amygdalus perſica, und hält ſolche für Spielarten, und doch arten ſie nicht aus, und aus den Kernen von glatten erhält man Bäume, welche wieder glatte Früchte tragen, und aus den Kernen von den wollichten wird man niemals glatte Früchte erhalten, daher auch Hr. v. Münchhauſen ſolche für beſtändige Arten angenōmen. Auſſer dieſem Unterſchiede bemerket man mancherley andere Verſchiedenheiten an der Frucht.

Gemeiniglich iſt ſelbige kugelförmig; bey der Roſſane, Chevreuſe und Violette tardive fällt ſie mehr ins rundliche.

Welche ſich oben in eine Spitze endigen, ſind gemeiniglich nicht recht ausgewachſen und taugen nichts. Bey der l'avant peche blanche und rouge endiget ſich die Frucht oben in eine merkliche ſcharfe Spitze.

Eine Vertiefung an der Spitze der Frucht iſt allemal ein Zeichen einer beſondern Güte. Dergleichen zeiget ſich vornehmlich bey der Royale.

An der Spitze zeiget ſich bey einer Sorte ein merklicher kleiner Knopf, und daher heißt ſolche le Teton de venus.

Alle Früchte zeigen auf der einen Seite eine Nath oder Falte. Dieſe iſt beſonders merklich vertieft bey der Groſſe mignonne, und an der andern Seite pfleget die Peche abricotée eingebogen zu ſeyn. Bisweilen iſt die eine Hälfte vor der andern erhaben und über die Nath herausgewachſen, wie bey der Groſſe mignonne.

Die Oberfläche iſt gemeiniglich eben und das höckerichte ein Zeichen der Unvollkommenheit; doch pfleget die Sanguinole immer uneben zu ſeyn und la Perſique hat unten am Stiele ein Stück ausgewachſen Fleiſch.

Die Größe iſt auch ſehr verſchieden. Die größte ſoll le Pavie de Pompone ſeyn und auf vierzehn Pariſer Zoll im Umkreiſe halten.

Das wollichte Weſen, womit die eigentlichen Pfirſchen bedecket ſind, pfleget bey den ſpätern ſtärker, als bey den frühen zu ſeyn, und ein Ueberfluß von Wolle iſt ein Zeichen einer ſchlechten Pfirſche.

Die Haut ſoll ſich leicht vom Fleiſche abſondern laſſen. Iſt die Haut dicke, und bey der reifen Frucht nicht vom Fleiſche zu trennen, ſo kann man voraus wiſſen, daß die Frucht zum eſſen nichts tauge.

Die Farbe ſowohl an der Schale, als dem Fleiſche iſt ſehr verſchieden. Die Haut iſt bey den eigentlichen Pfirſchen gemeiniglich weiß und an der einen Seite mit einer angenehmen Röthe vermiſchet. Ganz weiß hingegen bleibt ſolche bey der Madeleine

blanche, welche die Holländer Montagne nennen, ingleichen der Avant-peche blanche, doch erhält auch die erſte, wenn ſie viel Sonne hat, einige ſchwache rothe Streifen. Bey der Royale und petite mignonne iſt die Schale weiß mit rothen Puncten. Die groſſe mignonne iſt faſt über und über roth, die Violette dunkelviolet, und die ſpätern Sorten pflegen gemeiniglich grünlicht zu bleiben.

Das Fleiſch iſt ebenfalls der Farbe nach verſchieden. Früchte, deren Haut ganz, oder zum Theil weiß iſt, enthalten auch weißes Fleiſch. Es kömmt aber hierbey noch ein Unterſchied vor, nämlich wie das Fleiſch überhaupt und durchaus, und wie ſolches an einem Theile, wo es den Stein berühret, gefärbet iſt. An den meiſten iſt das Fleiſch um den Stein roth; verliert ſich das rothe allmählig in dem weißen Fleiſche, ſo nennt man eine ſolche Pfirſche roth, als la Madeleine rouge, le Pavie rouge. Um den Stein iſt das Fleiſch ſchön roth bey der Bourdine, und ganz dunkelroth bey der Catherine. Wenige Sorten haben gar nichts rothes um den Stein, und dieſe nennt man weiße Pfirſche; dergleichen iſt die Montagne oder Madeleine blanche, und le Pavie blanc. Andere Sorten haben, gleich den Aprikoſen, ein goldgelbes Fleiſch. Dergleichen nennt man gelbe Pfirſchen, und die Holländer heißen ſolche, weil ſie gleichſam das Mittel zwiſchen den Pfirſchen und Aprikoſen ſind, Hermaphrodit oder Apricoos Perſik. Die gelbe Farbe aber hält Herr von Münchhauſen nur für zufällig, und gleichſam für eine Art Gelbſucht, indem auch das Laub daran aus dem grünen in das gelbe zu ſpielen pfleget. Wenn das Fleiſch gelb iſt, hat auch die Haut von außen die nämliche Farbe. L'Alberge jaune hat durchaus gelbes Fleiſch, ohne eingemiſchtes Roth. Bey der l'admirable jaune aber iſt ſolches um den Stein ſchön roth.

Der Stein hat bey allen Pfirſchen mehrentheils einerley Geſtalt. Er iſt länglicht rund, oben ſpitzig, an dem einen Rande ſcharf, an dem andern der Länge nach ausgehöhlt und auf den Seitenflächen mit tiefen Furchen und Gruben verſehen. Die Vereinigung des Fleiſches aber mit dem Kerne zeiget ſich verſchieden. Bey einigen iſt das Fleiſch ſo feſte mit dem Steine verwachſen, daß man es nicht davon trennen kann; in andern liegt der Stein ganz loſe im Fleiſche und das Fleiſch trennet ſich leichte davon. Die Franzoſen machen daraus zwo verſchiedene Sorten und nennen die erſte Pavies, die letztere aber Peches, und geben jener den Vorzug

vor dieſer. Nach unſerm Geſchmacke kehret ſich der Werth um, und wir halten diejenigen, welche ſich nicht leicht ablöſen, für ſchlechter, ſie gelangen auch bey uns weniger zur Reife, erforden auch mehr Sonne.

Die Zeit der Reife iſt ſehr verſchieden. Jede Sorte wird ein und alle Jahre um die nämliche Zeit reif, und wenn durch die Witterung die Reife von den frühzeitigen einige Tage aufgehalten wird, werden ſich alle übrige in der Folge darnach richten. Da man nun vom Auguſt bis in den October reife Pfirſchen haben kann, darf man nur von mehrern nach einander folgenden Sorten Bäume pflanzen, ſo wird es dieſe Monathe über nicht leicht an reifen Früchten fehlen. Man erkennet die Reife an der Farbe und dem Geruche, auch wenn die Pfirſche, wenn man ſie in die Hand nimmt, ſich vom Stiele löſet.

Die Güte der Pfirſchen iſt nicht aller Orten gleich, und die Urtheile kommen nicht bey allen überein. Herr Müller hält die Madeleine blanche oder Montagne für eine mittelmäßige Frucht, bey uns wird ſie faſt am mehreſten geſchätzet. Herr von Münchhauſen giebt der Groſſe mignonne, welche in Holland Lackpfirſche genannt wird, vor allen den Vorzug. Bey einer vorzüglich guten Pfirſche müſſen verſchiedene Eigenſchaften zuſammen kommen. Die Haut muß zart und wenig wollicht ſeyn, und ſich leicht ablöſen; die Frucht muß nach Verhältniß der Größe einen kleinen Kern und viel Fleiſch haben; das Fleiſch muß zart, und voll ſüßen, weinhaften, reizenden, angenehmen Saftes ſeyn und bald auf der Zunge zerfließen. Dieſe Vorzüge treffen am meiſten ein bey der

1) L'avant peche blanche, bey den Engländern the white Nutmeg. Der Baum hat ausgezackte Blätter, treibt ſchlecht, zumal wenn er nicht auf Aprikoſe oculiret iſt; die Blume iſt groß und offen, die Frucht klein und weiß; das weiße Fleiſch geht vom Steine loß. Sie wird leicht mehlicht und verdienet nur deswegen einige Achtung, weil ſie die erſte reife Sorte iſt.

Wegen der Güte aber verdienen den erſten Platz

2) die frühe oder kleine Mignonne, Mignonnette, oder la Double de Troyen, bey uns die Zwotſche oder Zwolſche genannt. Der Baum hat kleine zuſammengezogene Blumen, und trägt runde, mittelmäßig große Früchte, welche an der Sommerſeite ganz roth ſind, ihr Fleiſch iſt weiß, am Steine roth, enthält einen weinartigen, köſtlichen Saft und geht vom Steine loß.

3) Großer oder Franzöſiſcher Mignon, auch Lackpfirſche genannt

nannt. Die Blätter ſind glatt; die Blumen groß und offen, die Frucht iſt etwas länglicht, und insgemein auf einer Seite aufgelaufen, äußerlich von ſchöner Farbe, innerlich weiß, am Steine ſehr roth, geht leicht vom Steine ab, und hat einen zuckerſüßen, köſtlichen Geſchmack. Auf einen Aprikoſenſtamm oculirt kömmt dieſe Art am beſten fort.

4) Weiße Magdalene, Madeleine blanche, oder Melcaton. Die Blätter ſind ausgezacket, die Blumen groß und offen; die Frucht iſt rund, von mittelmäßiger Größe, das Fleiſch am Steine weiß und geht leicht davon loß. Herr Müller ſchreibt zwar, wie das Fleiſch ſelten köſtlich vom Geſchmacke ſey, Herr von Münchhauſen aber ſetzet die Sorte unter die beſten. Das Holz iſt insgemein am Marke ſchwarz.

5) Die rothe Magdalene, Madeleine rouge, oder Montagne. Die Blätter ſind tief ausgezacket, die Blumen groß und offen. Die Frucht iſt groß, rund, ſchön roth; das Fleiſch weiß, am Steine ſehr roth, von welchem es auch loß geht; der Saft recht ſüße und von vortrefflichen Geſchmacke.

6) Roſſane; weil die Frucht an der Sommerſeite ſchön purpurroth iſt, heißt ſie auch die Purpurpfirſche und rothe Alberge. Die Blätter ſind glatt, die Blumen klein und zuſammengezogen, die Frucht iſt grau, das Fleiſch gelb und gegen den Stein, von welchem es loßgeht, roth. Sie hat einen köſtlichen Weingeſchmack.

7) Der Canzler, Chanceliere. Die Blätter ſind glatt, die Blumen klein und zuſammengezogen, die Frucht iſt rund, das Fleiſch weiß und wohlſchmeckend, geht vom Steine loß und iſt um ſelbigen roth, die Haut iſt ſehr dünne. Auf Aprikoſenſtämme oculirt, gedeihet dieſe Sorte am beſten.

8) Bellegarde, oder Galande. Die Blätter ſind glatt, die Blume klein und zuſammengezogen; die Frucht iſt ſehr groß, rund und an der Sommerſeite dunkelpurpurfärbig; das Fleiſch weiß, ſchmelzend, und gegen den Stein dunkelroth, von welchem es leicht loßgeht. Iſt eine der beſten Arten.

9) Bourdene. Die Blätter ſind glatt, die Blumen klein und zuſammengezogen; die Frucht iſt groß, rund, an der Sommerſeite ſchön roth; das Fleiſch weiß, gegen den Stein ſchön roth, und geht leicht loß; der Saft hat einen köſtlichen Weingeſchmack. Trägt auch, als ein hochſtämmiger Baum, reichlich.

10) Nivette. Die Blätter ſind ausgezacket, die Blumen klein und zuſammengezogen; die Frucht

iſt groß, mehr länglicht als rund, an der Sommerſeite ſchön roth, an der andern blaßgelb; das Fleiſch ſchmelzend, voll köſtlichen Saftes, am Steine, von welchem es loßgeht, ſehr roth.

11) Königspfirſche, Royale. Die Blätter ſind glatt, die Blumen klein und zuſammengezogen; die Frucht iſt groß, rund, an der Sommerſeite dunkelroth, an der andern etwas bläſſer, das Fleiſch weiß, ſchmelzend und voll köſtlichen Saftes, um den Stein, von welchem es ſich löſet, dunkelroth. Iſt unter den ſpäten eine der beſten, wenn der Herbſt warm und trocken iſt.

12) Frühe Purpurpfirſche, Pourprée hative. Die Blätter ſind glatt, die Blumen groß und offen; die Frucht iſt groß, rund, ſchönroth; das Fleiſch weiß, am Steine ſehr roth, voller Saft, der einen köſtlichen Weingeſchmack hat.

13) Chevreuſe hative oder belle. Die Blätter ſind glatt, die Blumen klein und zuſammengezogen; die Frucht iſt von mittlerer Größe, etwas länglicht, ſchön roth; das Fleiſch weiß, am Steine roth, und geht von dieſem loß; der Saft ſchmecket köſtlich. Der Baum trägt gut.

14) Admirable. Die Blätter ſind glatt; die Blumen klein zuſammengezogen; die Frucht iſt groß, rund, an der Sommerſeite roth; das Fleiſch weiß, gegen den Stein roth und geht davon loß. Der Saft hat einen köſtlichen, zuckerſüßen Geſchmack.

15) Catharine. Die Blätter ſind glatt, die Blumen klein zuſammengezogen; die Frucht iſt groß, rund, an der Sommerſeite dunkelroth, das Fleiſch weiß, ſchmelzend, voll köſtlichen Saftes, gegen den Stein dunkelroth, mit welchem es feſte zuſammenhängt. Sie wird ſpät reif, und geräth daher nicht immer.

16) Sanguinole, oder Blutpfirſche, auch Cardinal, Betterave und Maulbeerpfirſche genannt, hat durchaus purpurfarbenes Fleiſch, iſt ſonſt aber eine der ſchlechteſten.

Außer dem Unterſchiede, welcher ſich vorzüglich auf die Güte bezieht, bemerket man noch zwo Sorten, welche wegen anderer Eigenſchaften merkwürdig ſind; als

a) die Zwergpfirſche. Dieſe iſt eigentlich eine Mißgeburth; der Baum treibt nichts als Fruchtreiſer, an denen die Knoſpen, wie Schuppen, dichte neben einander ſtehen. Es hat ſolcher, wenn er in einem Topfe ſteht und voller Früchte ſitzt, ein artiges Anſehen, die Frucht aber iſt nicht zu gebrauchen.

b) Der Pfirſchbaum mit gefüllten Blumen. Dieſes iſt eine Spielart von der Madeleine blanche.

blanche. Sie blühet häufig und iſt im Frühjahre eine wahre Zierde. Sie ſetzet auch Früchte an, und gemeiniglich erſcheinen ſolche als Zwillinge, nämlich zween mit einander verwachſen.

Bey den glatten Pfirſchen oder Nectarinen finden die, bey den eigentlichen oder rauchen Pfirſchen angemerkte, Verſchiedenheiten gleichfalls, oder doch größtentheils ſtatt. Wer die glatten nicht recht kennt oder wartet, verachtet ſolche und zieht dieſen die rauchen vor. Sie ſind auch öfters wäſſericht, ſauer und unſchmackhaft; wenn aber die Bäume an einem warmen trockenen Orte und in einem guten ſandigen Erdreiche ſtehen, und der Saft durch die Sonne recht durchkochet wird, haben ſie einen angenehmen und reizenden Weingeſchmack und zugleich das Vorzügliche, daß ſie nicht leicht mehlicht oder trocken werden, ſondern gemeiniglich am beſten ſchmecken, wenn ſie ſchon halb trocken ſcheinen und um den Stiel welk und runzlicht, inwendig aber gelb ſind. Man pfleget ſie daher auch nicht eher zu eſſen, als bis ſie ſich ſelbſt löſen und abfallen. Von den Nectarinen ſchätzet man vorzüglich hoch

1) Newingten Nectarine, iſt eine ſchöne große Frucht, an der Sommerſeite ſchön roth, an der andern glänzend gelb. Sie enthält einen ungemein angenehmen Saft; das Fleiſch hängt feſt am Steine an und iſt daſelbſt dunkelroth.

2) Goldne Nectarine. Eine ſchöne Frucht, an der Sommerſeite lieblich roth, an der Wand glänzend gelb; das Fleiſch ſehr gelb, von köſtlichem Geſchmacke und hängt dichte am Steine an, woſelbſt es mattroth ausſieht.

3) Tempelsnectarine. Eine mittelmäßig große Frucht; an der Sommerſeite lieblich roth, an der Wand gelblicht grün, das Fleiſch ſchmelzend, gegen den Stein weißlicht, und geht von dieſem loß.

4) Die Petersburger oder ſpäte grüne Nectarine, iſt mittelmäßig groß, nach der Sonne zu blaßgrün, an der Wand weißlichtgrün, das Fleiſch feſte, und bey guter Witterung von einem guten Geſchmacke.

5) La Peche, oder le Brugnon ceriſe, trägt eine Frucht, welche nicht viel größer als eine Kirſche und äußerlich mehrentheils weiß iſt, und nur um den Stein wenig rothes Fleiſch, auch einen angenehmen Geſchmack hat.

Die Pfirſchen kann man aus dem Steine ſelbſt erziehen, und es ſcheint, als daß die glatten ſich beſſer, als die rauchen dazu ſchicken. Die Steine werden im Herbſte in ein Beet von leichter Erde ohngefähr vier Zoll tief und eben ſo weit aus einander eingeleget

leget. Im Winter wird das Beet bedecket. An dem zweyten Frühjahre hebt man die jungen Stämmchen aus und ſetzet ſie in die Baumſchule, und nach zwo oder drey Jahren dahin, wo ſie bleiben ſollen. Viele werden freylich ſchlechte Früchte tragen, vielleicht aber das wenige gute die darauf verwandte Mühe reichlich belohnen.

Die Sorten zu vermehren iſt das Oculiren der beſte Weg. Hierzu wählet man vorzüglich junge Stämme von allerhand Pflaumen. Mandelbäumchen ſchicken ſich hierzu faſt noch beſſer, doch dauern ſie nicht ſo gut und lange, als die Pflaumenſtämme. Man kann die Stämmchen, worauf man oculiren will, ſogleich an das Spalier ſetzen, und wenn ſie angewachſen ſind, darauf oculiren; man ſoll hierbey beſſer fahren, als bey der Verpflanzung eines oculirten Stammes. Die Oculirreiſer ſoll man von Bäumen nehmen, welche geſund ſind, viele und wohlſchmeckende Früchte getragen, auch ſelbſt ſchon lange gewachſen haben. Man wähle nicht die frechſten und ſtärkſten Triebe, ſondern ſolche, deren Knoſpen dichte bey einander wachſen; die Augen von dieſen Reiſern werden zwar im folgenden Jahre nicht ſo ſtark treiben, ſind aber geſchickter Früchte zu tragen. Man ſoll auch dieſe Reiſer nicht lange liegen laſſen, je eher man ſie brauchet, nachdem ſie abgeſchnitten werden, deſto beſſer kommen ſie fort. Einige Sorten, als die groſſe mignonne und Chanceliere ſollen auf Pflaumenſtämmen nicht gut gerathen, aber wohl gedeihen, wenn ſie auf Aprikoſen oculiret werden. Auch kann man das Abſenken der Aeſte von guten Sorten unternehmen, der Erfolg wird meiſtentheils nach Wunſche ausſchlagen. Der Pfirſichbaum liebet einen lockern, mehr hitzigen, als kalten Boden; in feuchten fetten Boden treibt ſolcher zwar mehr in das Waſſerholz, wodurch aber der Anſatz der wohlſchmeckenden Früchte verhindert wird. Von der Wartung dieſer Bäume hat de la Combe, nach dem Urtheile der mehreſten, am beſten geſchrieben. Die Ueberſetzung von deſſen Beſchreibung der Pfirſchbäume iſt zu Frankfurth 1767. 8. wieder aufgeleget worden. Hr. v. Münchhauſen liefert im Hausvater daraus einen Auszug und wir wollen davon das wichtigſte wiederholen, und ſonſt das nöthige anführen. Dieſe Vorſchrift beziehet ſich vorzüglich auf Stämme, welche am Spalier gezogen werden. Und wer gute Früchte verlanget, muß dieſe Art wählen; die in Kronen gezogenen liefern gemeiniglich ſchlechte. Die Bourdine ſoll ſich faſt allein zum hochſtämmigen ſchicken.

Man ſoll die Stämme ſechs, und wo der Boden recht gut iſt, ſieben Ellen weit von einander ſetzen, und die Mauer oder das Spalier, an welches ſie geſtellet werden, ſechs Ellen hoch einrichten. Iſt dieſes niedriger, ſo müſſen die Bäume bis acht Ellen weit von einander geſetzet werden. Die Lage gegen Morgen und Mittag iſt allein für dieſe Bäume ſchicklich. Auch bey der beſten Wartung dauert ein Spalier Pfirſichbaum kurze Zeit und ſelten über funfzehn Jahre. Zum Verſetzen wähle man junge, vor dem Jahre oculirte und noch nicht abgeſtutzte Stämme, ſchneide ſie beym Verſetzen einen halben Schuh hoch über dem oculirten ab, und laſſe den Stamm nicht hoch, damit ſolcher nicht oben ausſchlage und unten kahl bleibe. Beym Einpflanzen ſuche man den Stamm ſo zu ſetzen, daß die daran befindlichen Augen, oder die Seiten, wo man die mehreſte Vermuthung hat, daß der Stamm austreiben werde, mit der Wand parallel zu ſtehen komme; denn wenn die jungen Schöſſe nach der Wand oder gerade vorwärts treiben, giebt es einen ſchlechten Baum, oder man muß ſie gar wegnehmen. Man ſoll dahin trachten, daß der Hauptſtam̃ an jeder Seite nur einen Aſt treibe, und je tiefer ſolche ausſchlagen, je beſſer iſt es. Wenn ſich vor- oder hinterwärts Augen zeigen, bricht man ſolche mit den Fingern weg; wenn auch an einer gelegenen Stelle zwo oder drey Knoſpen ausbrechen, wie bey den Pfirſchen mehrentheils geſchieht, muß nur die beſte bleiben und die übrigen weggebrochen werden. Sollte der Stamm nur auf einer Seite Augen austreiben wollen, ſo bricht man ſelbige ganz weg, um ihn zu zwingen, daß er erſt an der andern Seite auch Augen bilde; er wird doch von jener Seite am erſten wieder austreiben.

Sollte der alte Stamm oben anfangen zu trocknen, muß man ihn ſo viel abnehmen, bis man friſch Holz findet; fehlet dieſes und das Holz oder die Rinde iſt ſchwarz, ſo iſt nichts übrig, als den Stamm wegzuwerfen. Ein ſolcher kranker Baum dauert vielleicht noch ein paar Jahre, bringt aber wenig Früchte und geht doch aus.

Die Zweige, welche man am Stamme läßt, ſollen den ganzen Sommer über, ungeſtöhrt wachſen und nicht beſchnitten werden.

Mit Ende des Junius ſoll man die vorhandenen Zweige, ſo weit es geſchehen kann, zur Seite nach der Erde biegen und anbinden, geſchieht dieſes eher, brechen ſie leicht ab, und werden auch im Wachsthume gehindert. Am beſten iſt es, wenn alsdenn an jeder Seite nur ein Aſt ſteht, ſollten mehrere

da ſeyn, ſo ſchneidet man ſolche im Herbſte oder folgendem Frühjahre ſo dichte als möglich am Stamme weg, damit die Wunde zuheile, und der Stamm darneben nicht wieder austreibe, es wäre denn, daß zu freche Waſſerreiſer getrieben wären. Den alten Stamm ſchneide man auch gerade über dem oberſten ausgewachſenen Auge ſchräge ab.

Sollte der Stamm im erſten Sommer nur einen Hauptzweig getrieben haben, welcher gemeiniglich an der Spitze erſcheint, ſo thut man am beſten, den alten Stamm darunter glatt weg zu ſchneiden, daß er neue Zweige austreibe. Sollte dieſes nicht füglich geſchehen können, ſo ſtutzet man wenigſtens das ausgetriebene Reis kurz ab und nimmt den alten Stamm gleich über dem Auge weg, um an beyden Seiten Reiſer zu haben.

Die beyden ſeitwärts liegenden Aeſte, welche künftig die Hauptzweige geben ſollen, ſtützet man auf einen Schuh bis funfzehn Zoll gerade über einem unter ſich zur Erde gerichteten Auge. Alle Schnitte müſſen ſchräge, dicht an altem Holze, und unmittelbar an einem Auge geſchehen. Alle ausgewachſene Nebenreiſer ſchneidet man gerne ab, ſie müßten denn an beyden Seiten gleich ſeyn und gut Holz verſprechen.

Im folgenden Sommer ſoll man alle unnütze Knoſpen und junge Reiſer bey Zeiten ausbrechen; um Johannis die ausgewachſenen Zweige gleichfalls niederbiegen und ſo niedrig als möglich anbinden; auch in der folgenden Zeit das Anbinden ſo veranſtalten, daß die Zweige ſich nicht kreuzen, und ſolche, ſoviel möglich, horizontal legen, indem ſich die Mitte von ſelbſt genugſam bedecken wird, wenn nur die Seiten bis auf die Erde Holz haben.

Die eine Seite muß man nicht ſtärker wachſen laſſen, als die andere.

Das Holz muß man kennen und das fruchttragende ſchonen, das unnütze wegnehmen. Doch wird das Holz, ſo einmal getragen hat, weggeſchnitten und jährlich junges Fruchtholz zugezogen. Man muß daher im May die Bäume etliche mal durchgehen, die unordentlichen Triebe und Knoſpen wegnehmen, diejenigen Zweige aber, ſo ſtehen bleiben ſollen, in guter Ordnung an die Wand ziehen, damit ſolche gehörig Sonne und Luft genießen und das Holz reif und geſchickt gemachet werde, im nächſten Jahre Früchte zu bringen. Bey dieſem Verfahren wird man nachher keines ſtarken Beſchneidens nöthig haben, welches überhaupt den Pfirſchbäumen öfters nachtheilig iſt, indem ſie

durch die Näſſe, welche ſich in die verletzten Theile zieht, leicht den Krebs bekommen.

Die großen Waſſerreiſer ſoll man nicht dichte am Hauptſtamme wegſchneiden, wenn man verſäumet hätte, ſolche zu Anfange wegzubrechen, ſonſt entſteht eine Wunde, welche nicht zuwächſt.

Wenn ein Zweig Harz auslaufen läßt, muß er ſo weit abgeſchnitten werden, bis ſich friſches Holz zeiget, ſonſt verdirbt der Baum immer weiter.

Das Beſchneiden kann im Herbſte, wenn das Laub anfängt abzufallen, oder auch im Februar und März geſchehen. Die letzte Zeit ſcheint ſchicklicher, indem den Winter über leicht etwas erfriert und im Frühjahre der Schnitt wiederholet werden muß. Man beſchneidet ſie allezeit hinter einem Holzauge, welches hernach das Leitauge wird, ſo die Nahrung herbey zieht, widrigenfalls der Zweig bis zu dem nächſtſtehenden Auge leicht abſtirbt. Wie lang die Zweige zu laſſen, oder wie kurz ſolche abzuſchneiden, muß man nach den Umſtänden beſtimmen. Ein Hauptvortheil des Schnittes beſteht darinnen, daß man von den Zweigen, welche aus einem im vorigen Jahre beſchnittenen Zweige gekommen ſind, nur einen, oder, wenn es zu Bedeckung der Mauer nöthig iſt, höchſtens zween, und zwar die niedrigſten, ſtehen laſſe.

Die Pfirſichbäume halten zwar die gewöhnliche Winterkälte aus, doch leiden ſolche bey heftigen Fröſten leicht Schaden. Man kann daher, aus Vorſicht, ſolche im Winter, ſonderlich die Nacht über, mit Matten oder Rohrdecken vermachen. Doch iſt hierbey viele Behutſamkeit nöthig. Bedecket man die Bäume zu genau und fährt zu lange damit fort, oder nimmt die Bedeckung ohne Vorſicht hinweg, wenn man ſie eine Zeitlang bedecket gehalten, daß ſie zu geſchwinde der freyen Luft ausgeſetzet werden, ſo leiden die Bäume hierdurch mehr, als wenn ſie unbedecket geblieben wären. Zu der Zeit, wenn die Bäume zu blühen und Früchte anzuſetzen anfangen, iſt es zuträglich, ſolche, ſonderlich zur Nachtzeit, zu bedecken und dadurch die rauhe Luft, auch die viele Näſſe abzuhalten.

Das Erdreich um die Pfirſichbäume ſoll man alle Jahre, doch nicht zu tief, umgraben, und bey heißem trockenem Wetter um den Stamm gleichſam ein hohles Becken machen und an die Wurzel wöchentlich ein- auch zweymal Waſſer gießen.

Der Nutzen und Gebrauch von Pfirſchen iſt nicht groß. Sie taugen gemeiniglich nur roh zum eſſen. Wegen des vielen Saftes ſchicken ſie ſich nicht zum Backen. Zum Einmachen oder Confituren ſind ſie auch nicht füglich zu gebrauchen.

brauchen. De la Combe rühmet einige Arten in Eſſig eingemachet, nach Art der Eſſiggurken, auch machet man ſie in Frankreich mit Brandtewein ein. Bey uns möchte dergleichen Leckerbiſſen keinen Beyfall finden. Am beſten ſchmecken ſie noch, wenn ſie auf eine Schüſſel, wie eine Compote, bereitet werden. Man darf aber dazu keine mürbe nehmen, denn dieſe kochen ſich zum Brey.

Ob der Genuß der Pfirſchen der Geſundheit nachtheilig oder nützlich ſey, iſt überhaupt nicht füglich zu beſtimmen. Einige der ältern Schriftſteller, als Julius Columella ſcheinen zu behaupten, daß dieſe Früchte aus Perſien abſtammen, und daſelbſt giftig ſeyn, in Egypten aber durch die gute Beſchaffenheit des Landes milder und verbeſſert werden; Plinius aber behauptet, daß dieſes von einem andern Baume, Perſea genannt, zu verſtehen ſey. Galen und andere ältere Aerzte verwerfen dieſe Frucht, indem ſie dem Magen ſchädlich ſey, leicht zu Fiebern Gelegenheit gäbe und ſo gar die Nerven verletze; hingegen Dioſcorides behauptet, daß kein Nahrungsmittel unſchädlicher, als dieſes ſey. Und wir treten dieſer Meynung bey, wollen aber gerne zugeben, daß der Misbrauch und der häufige Genuß dieſer Frucht, wie aller andern von dergleichen Art, leicht Schaden, Schwäche in den Gedärmen, Blähungen, Durchfall und dergleichen erregen könne. Choleriſchen, hitzigen und trockenen Körpern, zumal wenn ſie mit Verſtopfung des Leibes beſchweret ſind, ſoll man die Pfirſche als ein Arzneymittel empfehlen. Damit wir Gelegenheit haben ein altes lateiniſches Verschen anzubringen, fragen wir noch: ob Wein auf die Pfirſchen zu trinken, oder die geſchälte Frucht zuvor in Wein einzuweichen, ehe ſie geſpeiſet wird? Man hielt dieſes für nützlich, und daher heißt es:

Petre, quid eſt Peſca? cum vino nobilis eſca?

andere widerrathen dieſen Gebrauch und kehren den Vers um:

Petre, quid eſt Vinum? cum Peſca dulce venenum.

Wir halten es mit dem erſten, und wer einen ſchwachen Magen hat und leicht durchfällig wird, kann und ſoll Pferſchen mit Wein genießen; ſie werden alsdenn eine wahre Herz- oder vielmehr Magenſtärkung ſeyn, obgleich der angenehme und weinartige Geſchmack, ohne Wein, ſich noch beſſer empfinden und als ein Labſal gebrauchen läßt.

Der Kern oder der Saame ſchmeckt bitterlich und wird als ein urintreibendes und Wurmmittel empfohlen. Man genießt ſolche roh, oder bereitet mit Waſſer daraus eine Milch. Von dem darüber abgezogenen Weingeiſte,

oder ſo genannten Perſico darf man dieſe Wirkung nicht erwarten; es wird ſolcher Weingeiſt wirken und ſchaden, wenn er noch ſo lieblich angemachet worden. Man hat auch aus den Kernen ein Oel gepreſſet und dieſes bey Ohrenkrankheiten vorzüglich empfohlen. Es wird wohl nicht mehr, als andere ausgepreßte Oele vermögen, indem die wenige Bitterkeit hierbey kaum in Betracht zu ziehen.

Die Blüthen, oder vielmehr die Blumenblätter eröffnen den Leib, und zwar nicht ohne Beſchwerlichkeit, zuweilen erregen ſie gar Erbrechen. Man empfiehlt daher den Gebrauch den Waſſerſüchtigen. Man rühmet auch ſolche als ein Wurmmittel bey Kindern zu gebrauchen, und wenn man damit vorſichtig umgeht, wird die Wirkung nützlich ſeyn. Weil aber die friſchen Blüthen nur kurze Zeit zu haben, pfleget man in der Apotheke daraus mit Zucker eine Conſerve, auch Syrup zuzubereiten; beydes äußert die nämlichen Wirkungen, aber in einem viel gelindern Grade.

Die grünen Blätter des Baumes haben einen bitterlichen Geſchmack, und wenn ſie zerrieben werden, einen Geruch, wie die Pferſichkerne. Sie beſitzen mit der Blüthe gleiche Tugenden und Wirkung. Die Milch, worinnen dergleichen Blätter abgekochet worden, ſchmeckt und riecht, gleich der Kirſchlorbeermilch, wie bittere Mandeln, und da wir erfahren, daß der Genuß dergleichen Pferſchenblättermilch eben ſo ſchädlich geweſen, als der Kirſchlorbeermilch, wollen wir dieſen Gebrauch gänzlich widerrathen. Wir haben bey dem Kirſchlorbeerbaume davon umſtändlicher gehandelt.

Kalm berichtet, wie die gelbe Rinde von dem Baume, insbeſondere die, welche unten an der Wurzel ſitzt, ein Mittel wider die Wechſelfieber ſey. Es wird ſolche in Waſſer gekochet, bis die Hälfte von dieſem eingeſotten und dem Kranken nüchtern ein Weinglas voll eingegeben. Dieſer Trank aber ſchmeckt ſehr übel und zieht den Mund und die Zunge, faſt wie Alaun, zuſammen, und wird daher als ein zuſammenziehendes Mittel leicht ſchädliche Folgen nach ſich ziehen.

Der Pferſichbaum wird, wegen der frühen Blüthe, fleißig von den Bienen beſucht.

Pferſichblatt.

S. Domingomuſchel.

Pferſingkraut.

S. Flöhkraut.

Pfifferling.

S. Blätterſchwamm.

Pfingſtblume. S. Genſter.

Pfingſtroſe. S. Päonie.

Pfirske. S. Pferſichbaum.

Pflanzen.

Plantae, ſind Gewächſe, nicht aber alle Gewächſe kan̄ man Pflanzen nennen, indem dieſe nur eine, obgleich die zahlreichſte Familie der Gewächſe ausmachen. Und da wir ſowohl unter dem Worte Gewächſe, III B. 367 S. theils den allgemeinen Begriff und den Unterſchied dieſer, als auch anderer natürlicher Körper angegeben, theils von der Haupteintheilung der Gewächſe gehandelt, als auch die verſchiedenen Familien des Gewächsreiches, als die Schwämme, Flechten, Mooſe, Farnkräuter, Gräſer und Palmen, nach ihren beſondern Eigenſchaften betrachtet haben, ſollten wir hier von den eigentlich ſo genannten Pflanzen reden, mithin unſere Betrachtung auf ſelbige allein einſchränken. Dieweil man aber im gemeinen Leben alle Gewächſe Pflanzen zu nennen pfleget, dieſe auch vieles mit den andern Familien der Gewächſe gemein haben, alle auf gleiche Weiſe erzeuget, ernähret, unterhalten und fortgepflanzet werden, überdieß bey der allgemeinen Betrachtung der Gewächſe verſprochen haben, alles, was von dieſen zu wiſſen nöthig iſt, unter dieſem Worte anzuführen, können und müſſen wir allhier eine allgemeine Betrachtung des Gewächs- oder Pflanzenreiches anſtellen und die dahin gehörigen Körper nach allen ihren Umſtänden kennen zu lernen, bemühet ſeyn.

Die Pflanzen können entweder nach ihrer äußern Oberfläche, oder nach ihrem innern Baue betrachtet werden. Im erſten Falle iſt unſere Kenntniß hiſtoriſch, im andern phyſikaliſch. Die chymiſchen Unterſuchungen nach ihren Beſtandtheilen, ingleichen die Erkeñtniß des verſchiedenen Nutzens, welchen man im menſchlichen Leben von den Pflanzen erhält, gehören mehr zu der beſondern Betrachtung, und können hier um deſto eher übergangen werden, da wir davon bey jeder Pflanze, wo es nöthig geweſen, gehandelt haben. Die hiſtoriſche Kenntniß gründet ſich auf die äußerlichen Theile der Pflanzen und ihrer Verſchiedenheit, in ſo ferne ſolche vorzüglich mit dem Geſichte erkannt werden können, und beſchäfftiget ſich beſonders die unter ſich verſchiedenen Pflanzen kennen und von einander unterſcheiden zu lernen. Blumen und Saamen ſind zwar die weſentlichſten Theile einer Pflanze, doch zeigen ſolche gemeiniglich auch Wurzel, Stamm und Blätter, welche noch öfters mit den Knoſpen und zuweilen mit andern Stücken vermehret werden. Von dieſen allen, wie auch von den beſondern,

welche bey einem und dem andern Theile noch vorkommen, und zur Erkenntniß der Pflanzen gehören, haben wir einzeln gehandelt, und verweiſen den Leſer auf Wurzel, Stamm, Aſt, Knoſpe, Blatt, Blumenblatt, Kelch, Honigbehältniß, Blumenbette, Staubfaden und Staubbeutel, Stempel, Frucht, Saamen, Gäbelchen, Haare, Stacheln; die drey letztern nebſt den Drüſen, Blattanſätzen und Deckblättern, inglei chen dem Blatt- und Blumenſtiele machen, nach dem Hrn. v. Linné, die Stützen, fulcra, der Pflanzen aus. Nach dieſen Theilen muß man die Pflanzen betrachten, und davon die Kennzeichen nehmen, ſelbige von einander zu unterſcheiden. Die Geſtalt, Zahl, Lage und Verhältniß dieſer Theile gegen einander geben die beſten Kenn- und Unterſcheidungszeichen ab. Und dadurch wird man die Arten und Geſchlechter beſtimmen, auch die Pflanzen überhaupt in Ordnungen und Claſſen eintheilen, und das Pflanzenreich in eine Methode oder Syſtem bringen. Und von dieſem wollen wir hier vorzüglich handeln. Von dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer ſolchen Eintheilung oder Methode kann man dieſes Schauplatzes III Band S. 58. und folgende nachleſen; was daſelbſt von den Fiſchen angegeben worden, gilt auch von den Pflanzen.

Die Eintheilung der Gewächſe iſt entweder willkührlich und künſtlich, methodus artificialis, oder natürlich, naturalis. Der erſte Anblick verſchiedener Pflanzen zeiget uns öfters eine Aehnlichkeit einiger unter einander, ohne daß wir dabey auf beſondere und beſtimmte Kennzeichen Achtung geben dürfen, und die Natur ſelbſt zwinget uns gleichſam ſolche in eine Ordnung zu ſetzen, oder auch wohl in ein Geſchlecht zu vereinigen, ſo wie hingegen öfters das Gegentheil wahrgenommen wird. Dieſes Anſehen, oder vielmehr die Aehnlichkeit und das Verhältniß der Theile im ganzen betrachtet, pfleget man das Anſehen, habitus, zu nennen, und hierauf richteten die ältern Kräuterlehrer vorzüglich ihre Aufmerkſamkeit, um die Gewächſe in Geſchlechter und Ordnungen abzutheilen. Auch die neuern haben dieſen Weg nicht ganz verlaſſen, und der Herr von Linné, Oeder und Erxleben haben die Gewächſe, wie ſie gleichſam von der Natur ſelbſt geordnet, in Familien, oder natürliche Ordnungen eingetheilet. Da aber hierbey noch manches mangelhafte vorkommt, und die Begriffe von der Verwandtſchaft unbeſtimmet ſind und bleiben werden, haben andere, als Rajus, von Royen und Haller, die natürliche Methode mit der künſtlichen

zu verbinden ſich bemühet, und hierbey vornehmlich auf die Blüthe und Frucht ihr Abſehen gerichtet. Und dieſe Theile ſind es auch, auf welche man allein bey der künſtlichen Methode ſehen, und daraus die Geſchlechter, Ordnungen und Claſſen beſtimmen ſoll. Die Eintheilungen der Gewächſe, welche von der Frucht hergenommen werden, dergleichen Herrmann und Boerhaave gethan, ſind zwar ſicherer und gewiſſer, als diejenigen, welche die Blume an die Hand giebt; da aber die Pflanzen, wenn ſolche in einem fremden Orte unterhalten werden, öfters keine Früchte tragen, auch nicht allemal die Beſchaffenheit der Frucht aus der Blüthe abzunehmen, und die Blume theils vor der Frucht vorhergeht, theils auch mancherley und in einigen Theilen deutliche, und leicht in die Augen fallende Merkmale und Zeichen abgiebt, ſo kann man die Haupteintheilungen von der Blume entlehnen, und hierzu entweder mit dem Magnol den Kelch, oder mit Rivinus und Ludwigen die Anzahl und Regelmäßigkeit der Blumenblätter, oder mit Tournefort die Geſtalt der Blume, oder mit Herr von Linné das Geſchlecht der Pflanzen, oder mit Herr Gleditſchen die Lage der Staubfäden wählen. Nach dieſen allen kann man eben ſowohl, als nach der Royeniſchen und Halleriſchen Methode, vielleicht auch nach dem Sauvages, welcher die Blätter gewählet, und nach andern, die Pflanzen unterſcheiden und kennen lernen. Alle dergleichen Eintheilungen haben ihre gute und ſchlechte Seite, und in allen wird man natürliche und gekünſtelte Ordnungen antreffen, und verſchiedene Pflanzen beſſer und leichter nach dieſem, andere nach einem andern Syſtem aufſuchen und finden können. Daher es faſt ſchwer fallen will, eine Auswahl zu treffen, und eines vor dem andern beſonders zu empfehlen. Dieweil aber in gegenwärtigen Zeiten des Herrn von Linné Pflanzenſyſtem von vielen angenommen, und für das vollſtändigſte erkannt worden, wollen wir dieſes genauer betrachten, und dem Leſer verſtändlicher zu machen ſuchen, nächſt dem aber auch die Ludwigiſche Eintheilung, weil uns ſelbige die leichteſte und für Anfänger die bequemſte zu ſeyn ſcheint, auch mit der Linnäiſchen in vielen, ſonderlich in Beſtimmung der Ordnungen, übereinkömmt, anführen, nnd einem jeden überlaſſen, welche man zu ſeinem Leitfaden erwählen wolle. Das Linnäiſche Syſtem gründet ſich, wie bereits erwähnet worden, auf das Geſchlecht der Pflanzen, und daß wirklich in den Blumen männliche und weibliche Geſchlechtstheile anzutreffen, und

dieſe die Staubbeutel und Staubwege vorſtellen, iſt bereits bey der Blume bewieſen worden, und wird bey Betrachtung des Staubbeutels und des Stempels noch weiter beſtätiget werden. Und in ſo ferne hat der Grund dieſer Methode ſeine Richtigkeit. Da aber dieſer Lehrer durchaus der allegoriſchen Benennungen ſich bedienet, und überall die Geſchlechts- und Verwandtſchaftsnamen gebrauchet, mithin männrige, weibrige, verſchwägerte, verbrüderte, weibermännige Pflanzen aufſtellet, und von rechtmäßigen und verbotenen Ehen, Hurerey und Ehebruch bey den Blumen redet, wird die Ueberſchrift der Claſſen, oder der Schlüſſel zur Methode, ſonderlich denjenigen unverſtändlich bleiben, welche mit der Griechiſchen Sprache, oder den verſchiedenen Hochzeiten nicht genugſam bekanndt ſind. Dieſer Undeutlichkeit abzuhelfen, und die Benennungen der vier und zwanzig Claſſen ganz leicht einzuſehen, ſoll man zuerſt bemerken, ob die Geſchlechtswerkzeuge, die Staubbeutel und Staubwege, deutlich und kenntlich wahrzunehmen, oder nicht. In dem letzten Falle gehören die Pflanzen zu der vier und zwanzigſten Claſſe, oder Cryptogamie. Die kenntlichen oder leicht wahrzunehmenden Staubbeutel und Staubwege befinden ſich entweder in einer und derſelben Blume bey einander, oder es zeigen ſich die Staubbeutel in der einen, und die Staubwege in der andern Blume, und die Geſchlechtswerkzeuge ſtehen alsdenn von einander entfernet; auf die letztern bezieht ſich die 21. 22. und 23ſte Claſſe. Wenn Staubbeutel und Staubwege in einer Blume bey einander ſich befinden, hat man Acht, ob die Staubbeutel und ihre Fäden alle einzeln ſtehen, und an keinem Theile untereinander zuſammenhängen, oder auf eine und die andere Weiſe mit einander vereiniget ſind; auf dergleichen Vereinigung gründet ſich die 16. 17. 18. 19. und 20ſte Claſſe. Wo hingegen keine Vereinigung der Staubfäden oder Beutel ſtatt findet, ſieht man allein auf die Fäden und ihr Verhältniß der Länge untereinander; da denn bey einigen, beſonders denjenigen, welche die gevierdte und ſechſte Zahl halten, eine beſtimmte Verſchiedenheit der Länge angetroffen wird. Und dieſe machen die 14. und 15te Claſſe aus. Bey den übrigen allen, und wenn weder eine Vereinigung, noch beſtimmte Ungleichheit zugegen iſt, bemerket man allein die Anzahl der Staubbeutel, und zählet von eins bis zwölfe; dieweil aber zur Zeit in keiner Blume eilf Staubbeutel bemerket worden, entſtehen daraus nur die erſten eilf Claſſen,

die zwölfte begreift die Blumen mit mehrern Staubfäden, und diejenigen, an welchen man von zwölf bis zwanzig mit dem Kelche vereinigte zählet, machen die zwölfte, diejenigen aber, welche mehr als zwanzig mit dem Fruchtboden verbundene enthalten, die dreyzehnte Claſſe aus. Damit man dieſe Eintheilung deſto leichter überſehen, auch den Schlüſſel zu dieſem Syſtem und den Ueberſchriften der Claſſen nach der Linnäiſchen Mundart verſtehen lerne, geben wir nachfolgende Tabelle.

I. Gewächſe oder Pflanzen mit ſichtbaren kenntlichen Blumen. Nuptiae publicae, welche öffentlich Hochzeit halten.

A. Staubbeutel und Stempel in einer Blume vereiniget; Plantae monocliniae; männliche und weibliche in einem Bette oder Zwitterblumen.

a) Staubbeutel und deren Fäden unter ſich nicht verwachſen. Diffinitas.

α) Staubfäden von gleicher, oder unbeſtimmter Länge. Indifferentiſmus. Die Männer haben keine ſubordination.

1 Claſſe. Einmännrige. Monandria. Mit einem Staubbeutel.

2. — Zweymännrige. Diandria.

3. — Dreymännrige. Triandria.

4. — Viermännrige. Tetrandria. Wenn von den vier Staubfäden zween kürzer und zween länger ſind, gehören die Pflanzen in die 14te Claſſe.

5. — Fünfmännrige. Pentandria.

6. — Sechsmännrige. Hexandria. Wenn zween kürzer als die vier übrigen ſind, gehören die Pflanzen zur 15ten Claſſe.

7. — Siebenmännrige. Heptandria.

8. — Achtmännrige. Octandria.

9. — Neunmännrige. Enneandria.

10. Klaſſe. Zehnmännrige. Decandria.
11. — Zwölfmännrige. Dodecandria.
12. — Zwanzigmännrige. Icoſandria.
13. — Vielmännrige. Polyandria.

β) Staubfäden von beſtimmter Verſchiedenheit der Länge, Subordinatio.

14. — Zween längere und zween kürzere, oder zween vielmächtige. Didynamia.
15. — Vier längere und zween kürzere, oder vier vielmächtige. Tetradynamia.

b) Staubfäden unter ſich, oder mit dem Stempel verwachſen. Affinitas.

16. — Staubfäden unter ſich in einen Bündel verwachſen. Monadelphia. Brüder mit einander vereiniget, oder rechte Brüder.
17. — In zwey Bündel verwachſen. Diadelphia. Halbbrüder.
18. — In viele Bündel verwachſen. Polyadelphia. Vielgeſchwiſter.
19. — Staubbeutel walzenförmig zuſammengewachſen. Syngeneſia. Männer, welche mit ihrem Geburtstheile ein Bündniß errichtet, oder Schwäger.
20. — Staubfäden mit dem Stempel verwachſen. Gynandria. Männer und Weiber unter ſich auf eine monſtröſe Art verwachſen, oder Weibermänner.

B. Staub-

B. Staubbeutel und Stempel in zwo Blumen, oder Betten, von einander abgeſondert. Diclinia. Mit getreñten Geſchlechtern.

21 Claſſe. Beyderley Blumen auf einer Pflanze. Männer und Weiber wohnen auf einer Pflanze, aber in verſchiedenen Betten. Halbgetrennte Geſchlechter. Monoecia. Einhäußler.

22. — Beyderley Blumen auf beſondern Pflanzen. Ganz getrennte Geſchlechter. Dioecia. Zweyhäußler.

23. — Männliche und weibliche, auch Zwitterblumen auf einer, oder verſchiedenen Pflanzen. Männer halten mit ihren Weibern und auch Jungfern Hochzeit. Polygamia. Vielfache Ehen.

II. Pflanzen mit unkenntlichen, nicht gehörig entdeckten Blumen, oder im Finſtern geſchehene Hochzeiten. Heimliche Ehen. Nuptiae clandeſtinae, und dieſe machen die

24 Claſſe, welche Pflanzen enthält, woran die Staubbeutel und Stempel unbekannt ſind. Cryptogamia.

Unter dieſe vier und zwanzig Claſſen vertheilet Herr von Linné alle bisher bekannt gewordene Gewächſe, deren Anzahl ſich leicht auf achttauſend belaufen möchte, und man kann ſicher annehmen, daß auch diejenigen, welche noch künftig entdecket werden möchten, in ſelbige eingeſchaltet und untergebracht werden können. Zur leichtern Aufſuchung der Gewächſe hat Herr von Linné auch bey den Claſſen Abtheilungen angebracht, und ſolche bey den dreyzehen erſtern von dem Stempel, oder vielmehr dem Griffel, als dem weilblichen Befruchtungswerkzeuge, und von ihrer Anzahl hergenommen. Er unterſcheidet demnach z. E. die viermännrigen, oder diejenigen, welche vier Staubbeutel haben, in ein-, zwey-, dreyweibrige, nachdem ein, zween oder drey Stempel zugegen, tetran-

trandria mono-, di-, trigynia. Die vierzehnte und funfzehnte Claſſe zeigen in der Zahl des Griffels keinen Unterſchied, und bey allen iſt nur einer zugegen, daher ſolche nach der Verſchiedenheit des Saamens und des Saamengehäuſes abgetheilet werden. In der vierzehnten heißen daher die Ordnungen gymnoſperma und angioſperma, nachdem die Saamen entweder nackend oder in einem beſondern Gehäuſe eingeſchloſſen ſind; in der funfzehnten aber ſiliculoſa und ſiliquoſa, nachdem die Schote kürzer oder länger iſt. In der 16. 17. 18. 20. 21. und 22ſten Claſſe kömmt die Anzahl der Staubbeutel erſt in den Abtheilungen vor, weil darauf bey Beſtimmung der Claſſen ſelbſt nicht geſehen worden. Bey der neunzehnten Claſſe, welche weitläuftig iſt, und die ſogenannten zuſammengeſetzten Blumen enthält, bey welchen allemal fünf Staubbeutel in eine Walze verwachſen ſind, und nur ein Griffel vorhanden iſt, bedienet ſich der Ritter eines andern Unterſcheidungsmittels, und machet ſechs Abtheilungen, als:

a) Aus lauter Zwittern zuſammengeſetzte Blumen, Polygamia aequalis.

Aus Zwitterblümchen in der Mitte, oder auf der Scheibe, und weiblichen im Rande zuſammengeſetzte, Polygamia ſpuria. Da nun dieſes auf dreyerley Art geſchieht, ſo unterſcheidet derſelbe,

b) diejenigen, bey welchen die weiblichen Randblümchen eben ſowohl fruchtbare Saamen nachlaſſen, als die Zwitterblümchen auf der Scheibe, Polygamia ſuperflua.

c) Wenn nur die Zwitterblümchen, die weiblichen Randblümchen aber, wegen Mangel des Staubweges, keine fruchtbare Saamen bringen, Polygamia fruſtranea.

d) Wenn nur die weiblichen Randblümchen, hingegen die Zwitterblümchen wegen Mangel des Staubweges keine fruchtbare Saamen bringen, Polygamia neceſſaria.

Bey allen dieſen haben die Blümchen keinen eigenen Kelch, ſondern ſind nur von dem gemeinſchaftlichen Kelche umgeben, und ſitzen auf dem gemeinſchaftlichen Blumenbette; davon unterſcheiden ſich aber

e) diejenigen, deren Blümchen zwar von einem gemeinſchaftlichen Kelche umgeben, außerdem aber auch mit einem eigenen und beſondern Kelche verſehen ſind, Polygamia ſegregata.

f) Bey welchen keine Vielweiberey, oder Polygamia ſtatt hat; indem nicht viele Blümchen in einem Kelche ſtehen, ſondern jede Blume vor ſich und einzeln ſitzet. Dieſe heißen daher Monogamia.

Ueber dieſe Linnäiſche Methode hat Herr Oeder in dem 153. §. ſeiner Einleitung einige gegründete Anmerkungen gemachet, welche wir auch hier wiederholen wollen. Er ſchreibt: die ganze Methode iſt gemiſchet. Die zwölfte, vierzehnte, funfzehnte, ſechzehnte, ſiebenzehnte, achtzehnte und neunzehnte Claſſe fließen nicht aus der urſprünglichen Anlage der Methode, ſondern haben ihr Daſeyn verſchiedenen natürlichen Claſſen zu danken, die älter ſind als die Methode, und in der Ordnung der Gedanken voraus da waren, ob ſie ſchon neue, von einem Umſtande in den Geſchlechtstheilen hergenommene Benennungen erhielten. Die Pflanzen der vierzehnten und funfzehnten Claſſe ſind es nicht allein an denen ſich die Verſchiedenheit der Fäden in ihrer Länge zeiget, auch iſt die Kürze der zween Fäden oft nur anſcheinend wegen ihres niedrigen Standes. Das Verwachſen der Staubfäden findet ſich an noch mehr Pflanzen, die in keiner von der ſechzehnten bis zwanzigſten Claſſe enthalten ſind, und an vielen, als an den Storchſchnabeln, in der ſechzehnten Claſſe und an den meiſten in der achtzehnten iſt es für einen Anfänger, der die Pflanzen nicht vorher kennet, zu unmerklich. Bey der ein und zwanzigſten bis drey und zwanzigſten Claſſe ſind die von der männlichen Blume allein hergenommenen Merkmale nicht hinreichend, um zu der erſten Erkenntniß dieſer Pflanzen zu führen, und ein Anfänger, der eine weibliche Pflanze ohne eine männliche, oder eine Zwitterpflanze aus der drey und zwanzigſten Claſſe ohne eine männliche oder weibliche bey der Hand hat, weis im erſten Falle nicht, wo er ſie ſuchen ſoll, und ſuchet im zweeten Falle vergebens. Mehrere und andere Anmerkungen über dieſe Eintheilung in Abſicht auf das Geſchlecht findet man in dem 90ſten Stücke des neuen Hamburger Magazins, welche gewiß von unſerm Herrn Prof. Titius aufgeſetzet, hier aber, ohne deſſen zu erwähnen, wieder abgedrucket worden. Man findet auch hier die nämliche, von dem Stempel genommene Pflanzeneintheilung, welche von demſelben in dem Lehrbegriffe der Naturgeſchichte S. 233. vorgetragen worden. Anfängern, auch wohl geübtern Beobachtern werden ſonderlich die Pflanzen, welche in die neunzehnte Linnäiſche Claſſe gehören, viel zu ſchaffen machen, und man wird bey aller und der genaueſten Unterſuchung öfters nicht finden, was man ſuchet. Nach der Ludwigiſchen Methode hingegen ſind dieſe, mit zuſammengeſetzten Blumen verſehenen, Pflanzen viel leichter aufzuſuchen, und deswegen, ingleichen weil die

Blumendecke beſſer, als die Staubfäden, in die Augen fällt, und davon die deutlichſten Unterſcheidungszeichen entlehnet werden können, halten wir dieſe für die leichteſte, und wollen ſolche noch kürzlich angeben.

Es beſteht ſolche aus achtzehn Claſſen. Zuerſt unterſcheidet der Verfaſſer die eingewickelten und nackenden Blumen; denn obgleich die Staubfäden und der Stempel gemeiniglich von einer oder mehrern Hüllen umgeben ſind, ſo iſt doch dergleichen bey den Farnkräutern, Mooſen, Schwämmen und andern unvollkommenen Pflanzen kaum merklich, wenigſtens nicht füglich mit der Bedeckung anderer Blumen zu vergleichen. Man kann dieſe nackenden Blumen billig mit der vier und zwanzigſten Claſſe des Linnäiſchen Syſtems vergleichen. Zweytens bemerket Ludwig, ob die Blumen vollkommen oder unvollkommen ſind; jene machen die Zwitter, dieſe die männlichen und weiblichen aus. Die unvollkommenen ſind die getrennten Geſchlechter des Herrn von Linné. Ludwig aber machet daraus nicht drey, ſondern nur zwo Claſſen, unterſcheidet ſolche, nachdem männliche und weibliche Blumen auf einer, oder auf verſchiedenen Pflanzen ſitzen, und vereiniget die drey und zwanzigſte Linnäiſche Claſſe billig mit den vollkommenen Blumen. Die dritte Abtheilung gründet ſich auf die Blumendecke, ob ſelbige nämlich nur aus dem Kelche, oder dem Blumenblatte, oder beyden zugleich beſtehe. Man könnte hier füglicher den Unterſchied von der einfachen und doppelten Bedeckung hernehmen, zumal es bey der einfachen öfters zweifelhaft iſt, ob ſelbige für den Kelch oder das Blumenblatt zu halten, S. Kelch, Blume und Blumenblatt. Herr Ludwig aber ſieht allein auf das Blumenblatt, ob ſolches zugegen oder nicht, und ſondert diejenigen, deren Blumendecke allein aus dem Kelche beſteht, von denjenigen ab, welche ein oder mehrere Blumenblätter haben, es mögen dieſe allein, oder auch mit einem Kelche vereiniget ſeyn. Da die Anzahl derjenigen nicht groß, welche nur einen Kelch ohne Blumenblatt beſitzen, werden ſolche nicht weiter abgetheilet, die andern aber nach dem Blumenblatte ferner unterſchieden. Und zwar ſieht man vorzüglich, ob ſelbiges aus mehrern, oder einem Stücke beſtehe. Die Anzahl der Blumenblätter leidet zwar bey manchen eine Veränderung, und ihre Anzahl wird zuweilen wegen des Ueberfluſſes an Nahrungsſäften ungemein vermehret, doch geſchieht dieſes nur bey wenigen, und wer die gefüllten Blumen von den natürlichen in Anſehung der Zahl der Blumenblätter nicht

unterſcheiden kann, wird auch nach der Linnäiſchen und andern Methoden dergleichen nicht beurtheilen können, indem allemal, wenn die Blumenblätter von ihrer natürlichen Beſchaffenheit und Anzahl abweichen, auch die übrigen Theile der Blume, ſonderlich die Staubfäden und ihre Beutel vermindert oder ſonſt verändert werden. Noch ein anderer Umſtand kann uns zuweilen in der Zahlenbeſtimmung der Blumenblätter, ſonderlich ob nur eines oder mehrere anzunehmen, ungewiß machen, indem zwar bey einigen das Blumenblatt ganz erſcheint, und bey andern der Rand in verſchiedene Lappen oder Einſchnitte abgetheilet, und dieſe unterwärts in eine gemeinſchaftliche Haut vereiniget, theils die Blumenblätter merklich von einander abgeſondert ſind, bey einigen aber die Blätter ſich auf eine faſt unmerkliche Art vereinigen, und mehr für tief abgetheilte Lappen, als verſchiedene Blätter angeſehen werden können. Diejenigen Kräuterlehrer, welche auf dieſen Umſtand beſonders aufmerkſam geweſen, haben daher einige Regeln angegeben, um dadurch die zweifelhaften Fälle zu entſcheiden, welche wir bey Betrachtung des Blumenblattes 1. Theil 865 S. bereits angegeben. Die Zahl der Blumenblätter unterſcheidet Herr Ludwig von einem bis auf ſechs, und zählet einblättrige, zwey-, drey-, vier-, fünf-, ſechsblättrige, mono-, di-, tri-, tetra-, penta-, hexapetalos. Die Blumen, welche mehr als ſechſe haben, vereiniget er, und nennet ſolche vielblättrige, indem bey dieſen die Zahl gar öfters veränderlich ausfällt, auch dergleichen überhaupt nur wenige ſind. In allen dieſen Claſſen ſind die Blumenblätter in einer Blume, oder derſelben Einſchnitte entweder einander ähnlich oder unähnlich, man mag nun auf die Geſtalt, oder Größe, oder Lage Acht haben. Und dadurch könnte jede füglich in zwey abgetheilet werden; da aber die zwey- und drey- auch ſechs- und vielblättrigen überhaupt kleine Häufchen ausmachen, hat Hr. Ludwig dieſen Unterſchied nur bey den ein-, vier- und fünfblätterichten angenommen, und regelmäßige einblättrige, monopetalos regulares und unregelmäßige einblättrige, monopetalos irregulares, und ſo auch bey den vier- und fünfblättrigen unterſchieden. Bey den ein- und fünfblättrigen hat derſelbe noch eine andere Abtheilung gemachet. Die ſogenannten Doldengewächſe machen eine natürliche Familie aus, und gehören alle zu den fünfblättrigen Blumen. Dieweil aber bey ſolchen öfters auf einer Pflanze oder einer Dolde die Blumenblätter einander ähnlich und zugleich unähn-

lich ſind, mithin weder zu den regelmäßigen, noch unregelmäßigen gerechnet werden können, ſo war es freylich am beſten, daraus eine beſondere Claſſe zu machen, und dieſe den übrigen fünfblättrigen nachzuſetzen. Die Zahl der einblättrigen iſt ſehr groß, und vornehmlich findet man bey dieſen, daß öfters viele Blümchen von einem gemeinſchaftlichen Kelche umgeben, und dadurch gleichſam zu einer Blume gemachet werden. Man nennet dergleichen zuſammengeſetzte Blumen. Es giebt zwar bey andern Claſſen auch dergleichen, als z. E. viele fünfblättrige Blümchen mit einem gemeinſchaftlichen Kelche umſchloſſen, welche man zum Unterſchiede gehäufte Blumen, aggregatos, genannt; da aber dergleichen nur wenig vorkommen, kann man ſolche füglich bey ihren Claſſen unterbringen. Das Kennzeichen einer zuſammengeſetzten Blume, floris compoſiti, iſt demnach, wie Herr Ludwig annimmt, dieſes, daß viele einblättrige Blümchen mit einem gemeinſchaftlichen Kelche bedecket ſind. Bey den meiſten ſind zwar die fünf Staubbeutel in eine walzenförmige Röhre verwachſen, und dieſe könnte man, ſo wie auch Herr von Linné in der 19ten Claſſe gethan, allein unter den zuſammengeſetzten begreifen. Da aber Hr. Ludwig bey der Wahl der Hauptkennzeichen nicht auf die Staubbeutel, ſondern auf die Blumendecke ſieht, kann und muß derſelbe auch diejenigen als zuſammengeſetzte einblättrige annehmen, bey welchen die Staubbeutel einzeln ſtehen, wie bey der Scabioſe. Die einblättrigen zuſammengeſetzten unterſcheiden ſich auf dreyerley Weiſe. Alle Blümchen, welche der gemeinſchaftliche Kelch einſchließt, ſind entweder einander ähnlich, oder unähnlich, und die ähnlichen ſind entweder alle zungenförmig, lingulati, oder röhrenförmig, tuboloſi; mithin entſtehen daraus drey Claſſen, und diejenigen, welche zweyerley Blumen in einem Kelche zeigen, machen die letzte aus, und heißen flores compoſiti mixti. Dieſes iſt der ganze Plan der Ludwigiſchen Eintheilung, und damit man ſolche auf einmal überſehen könne, wiederholen wir ſolche in einer Tabelle.

Die Blumen bey den Gewächſen ſind:

I. Eingewickelte, inuoluti.

A. Vollkommene, perfecti.

α) Mit Blumenblättern gezieret. petaloidei.

a) Einblättrige. monopetali.

1) Einfache. ſimplices

regelmäßige, regulares, Claſſe I. Einblättrige regelmäßige Pflanzen.

unregelmäßige, irregulares, Claſſe II. Einblättrige unregelmäßige Pflänzen.

2) Zuſammengeſetzte. compoſiti

röhrenförmige, tubuloſi, Claſſe III. Zuſammengeſetzte röhrenförmige Pflanzen.

zungenförmige, lingulati, Claſſe IV. Zuſammengeſetzte zungenförmige Pflanzen.

gemiſchte, mixti, Claſſe V. Zuſammengeſetzte gemiſchte Pflanzen.

b) Zweyblättrige, dipetali, Claſſe VI. Zweyblättrige.

c) Dreyblättrige, tripetali, Claſſe VII. Dreyblättrige.

d) Vierblättrige, tetrapetali

regelmäßige, regulares, Claſſe VIII. Vierblättrige regelmäßige Pflanzen.

unregelmäßige, irregulares, Claſſe IX. Vierblättrige unregelmäßige Pflanzen.

e) Fünfblättrige, pentapetali

regelmäßige, regulares, Claſſe X. Fünfblättrige regelmäßige Pflanzen.

unregelmäßige, irregulares, Claſſe XI. Fünfblättrige unregelmäßige Pflanzen.

doldenblüthige, vmbellati, Claſſe XII. Fünfblättrige Doldenpflanzen.

f) Sechsblättrige, hexapetali, Claſſe XIII. Sechsblättrige.

g) Vielblättrige, polypetali, Claſſe XIV. Vielblättrige.

β) Kelchichte. Bey welchen das Blumenblatt fehlet. apetali. Claſſe XV. Kelchblümige Pflanzen.

B. Unvollkommene. relatiui. Dieſe ſitzen:

α) auf einer Pflanze. monophyti, Claſſe XVI. Unvollkommene einpflänzige.

β) auf zwo Pflanzen. diphyti. Claſſe XVII. Unvollkommene zweypflänzige.

II. Nackende. nudi. Claſſe XVIII. Nackende Pflanzen.

Herr Ludwig iſt demnach in der Haupteintheilung der Gewächſe meiſtentheils dem Rivin gefolget, in den Unterabtheilungen aber ſieht er zuerſt auf die Staubfäden und denn auf die Griffel, zählet beyde mit Herr von Linne', behält aber die eigentlichen Namen bey, und unterſcheidet z. E. in den einblättrigen regelmäßigen Blumen, die ein-, zwey-, drey-ſtaubbeutlichten, mon-, di-, triantheras, und die ein-, zwey-, dreygrifflichten, mono-, di-, triſtylas. In den Claſſen aber, welche in Anſehung dieſer Theile keinen Unterſchied zeigen, dergleichen die dritte, vierte, fünfte, zwölfte ſind, nimmt er den Kelch und die Saamen zu Hülfe, hingegen in der ſechzehnten und ſiebenzehnten, weil dieſe beyden Claſſen nicht von dem Blumenblatte, ſondern dem Befruchtungswerkzeuge entlehnet werden, ſieht er zuerſt auf das Blumenblatt und dann auf die Anzahl der Staubbeutel.

Bey dieſen beyden angeführten und erläuterten Methoden können wir es billig bewenden laſſen, indem jeder, welcher von dieſen einen hinlänglichen Begriff hat, die andern, ohne viele Mühe, einzuſehen im Stande ſeyn dürfte. Jedoch müſſen wir noch anmerken, wie die alte und wirklich unſchickliche Eintheilung der Gewächſe in Bäume, Sträucher, Stauden und Kräuter, wovon wir unter Gewächſe gehandelt haben, jetzo wieder von Herr Houtuyn aufgewärmet, auch in dem deutſchen Pflanzenſyſtem des Hrn. von Linne' beybehalten worden. Herr Houtuyn beſtimmet ganz wenige Claſſen, und unterſcheidet die Pflanzen

A) mit deutlicher Blüthe.

a) mit bleibendem Stamme und dieſe ſind 1) Palmen, 2) Bäume, 3) Sträucher.

b) mit vergänglichem Stamme, dahin gehören 4) Kräuter, 5) Lilien, 6) Gräſer.

B) mit undeutlicher Blüthe, und ſind 7) Farnkräuter, 8) Mooſe, 9) Aftermooſe, 10) Schwämme.

Uns ſcheint dieſe Eintheilung, wegen der zwoten, dritten und vierten Claſſe, ganz und gar nicht ſchicklich, indem gar viel Geſchlechter aus Kräutern und Bäumen beſtehen, mithin die Arten eines Geſchlechtes in verſchiedene Claſſen vertheilet werden müſſen, wie z. E. bey Robinie, Stechapfel, Taback und vielen andern geſchehen. Daher man auch dieſe Ein-

theilung die Houttuyniſche nennen, und dem vollſtändigen Pflanzenſyſteme, deſſen erſter und zweeter Theil zu Nürnberg 1777. herausgegeben worden, und nebſt den Palmen die Bäume aus allen Linnäiſchen Claſſen enthalten, nicht des Ritters von Linne', ſondern Houttuyns Namen vorſetzen ſollen, zumal die Herausgeber auch in den folgenden Theilen der letztern Eintheilung folgen wollen.

Zu der hiſtoriſchen Erkenntniß der Gewächſe gehöret auch die Beſtimmung der untern Geſchlechter und dahin zu rechnenden Arten und Spielarten, ingleichen wie man ſolche mit ſchicklichen Namen belegen ſolle. Da aber nach der Abſicht und Einrichtung dieſes Schauplatzes dergleichen Unterricht nicht hieher gehöret, übergehen wir dieſes alles mit Stillſchweigen, und wenden uns nunmehr von der Oberfläche zu dem innern der Gewächſe, und betrachten ſolche phyſikaliſch.

Hierbey kommen hauptſächlich zweyerley Betrachtungen vor. Nämlich wie ſie entſtehen und wachſen. Das erſte geſchieht durch den Saamen, und damit ſelbiger das Vermögen erlange, eine neue, doch der alten ähnliche Pflanze hervorzubringen, muß zuvor in der Blume die Befruchtung geſchehen. Wie wir nun von der Befruchtung, und der Art und Weiſe wie, und wodurch ſolche geſchehe, bey der Blume bereits gehandelt, auch bey Betrachtung des Staubbeutels und des Stempels noch weiter davon reden müſſen, eben ſo werden wir von dem befruchteten Saamen, deſſen Weſen, Beſtandtheilen und dem Vermögen zu keimen, oder eine neue Pflanze hervorzubringen, unter dieſem Artikel handeln. Die Gewächſe entſtehen zwar alle aus dem Saamen, und laſſen ſich dadurch fortpflanzen; man kann ſolche aber auch auf andere Weiſe vermehren. Und dieſes geſchieht auf mancherley Art. Wir haben nach der Einrichtung dieſes Werkes auch davon an verſchiedenen Orten gehandelt. S. Ableger, Knoſpe, Pfropfreis, Wurzel. Mithin iſt nur übrig, allhier das Wachsthum der Pflanzen zu betrachten, und anzugeben, wie und wodurch ſelbige ernähret und unterhalten werden. Die Wurzel, der Stamm oder Stängel, und deſſen Aeſte, nebſt den Blättern, ſind die eigentlichen Werkzeuge, welche den Nahrungsſaft vor ſich ſelbſt und die andern Theile der Pflanze annehmen und zubereiten. Was nun dieſe ſowohl im ganzen betrachtet, als auch die einzeln Theile derſelben, als die Haut, Rinde und das Mark, und noch beſonders bey den Bäumen der Splint und das Holz zur Aufnahme, Zubereitung, Abſonderung, Ausdünſtung, Nahrung

und Wachsthum der Gewächſe beytragen, iſt in den beſondern Abhandlungen von uns angemerket worden; daher wir jetzo nur die allgemeine Einrichtung und Beſchaffenheit der feſten und flüßigen Theile der Gewächſe betrachten, und daraus derſelben Nahrung und Wachsthum erklären dürfen.

Zu den feſten Theilen gehören ſonderlich die Gefäße und das höhlichte Gewebe. Faſt überall findet man beydes, und man könnte faſt annehmen, daß die ganze Pflanze aus dem letzten beſtehe; indem auch die Gefäße, wenn gleich nicht alle, oder zu allen Zeiten, doch die meiſten, und die mehreſte Zeit über mit einem ähnlichen, oder markichten Weſen innerlich erfüllet ſind. Das höhlichte oder zellichte Gewebe iſt ſich zwar nicht immer gleich, doch kommt ſelbiges überhaupt betrachtet ſowohl in Anſehung der Beſchaffenheit, als des Nutzens mit dem Marke überein; daher wir den Leſer hierauf verweiſen, und jetzo nur anmerken, wie ſelbiges theils unter der obern Haut der Blätter und anderer Theile, und überall zwiſchen der netzförmigen Verbreitung der Faſern und Gefäße liege, und die Zwiſchenräume allenthalben erfülle, theils einen eignen und beſondern Körper ausmache, und von einem mehr dichten, öfters holzichten Weſen umgeben, und alsdenn im eigentlichen Verſtande das Mark genennet werde; endlich auch in den Gefäßen ſelbſt ſich befinde, und entweder die ganze Höhlung derſelben einnehme, oder nur an den Seiten und Rändern anſitze. Es mag aber dieſes Weſen ſich aufhalten, wo es will, auch beſchaffen ſeyn, wie es will, ſo wird man doch demſelben den zweyfachen Nutzen, nämlich die Bewegung und Veränderung der Säfte, zueignen können, welches aus der Betrachtung der Gefäße ganz klar erhellen wird.

Die Gefäße in den Pflanzen ſind von den Gefäßen der Thiere gänzlich unterſchieden. Bey dieſen haben ſie eine mehr kegelförmige Geſtalt, bey jenen aber behalten ſie, ſoviel man bisher wahrnehmen können, vom Anfange bis zum Ende durchaus einerley Weite; bey den Thieren ſind ſie hohl, und nur mit den Säften erfüllet, bey den Pflanzen hingegen gemeiniglich mit dem zellichten Gewebe ausgeſtopfet, und die Säfte in den Schläuchen deſſelben enthalten; bey den Thieren haben die Gefäße einen gemeinſchaftlichen Urſprung, nämlich das Herze, vertheilen ſich nach und nach in Aeſte, und alle haben unter ſich eine Art von Gemeinſchaft; dieſes alles hat bey den Pflanzen nicht ſtatt, vielmehr ſcheint es, als ob jedes Gefäße vom Anfange bis zum Ende vor ſich beſtehe, und

mit andern keine Gemeinſchaft habe. Die Gefäße bey den Thieren ſind ihrer Natur und Eigenſchaft nach unter ſich verſchieden, und man muß die Puls- und Blutadern von einander unterſcheiden; in den Gewächſen findet dieſe Verſchiedenheit nicht oder doch in einem ganz andern Verſtande, ſtatt. Die Gefäße bey den Thieren ſind die Triebfedern, wodurch die Bewegung der Säfte geſchieht, und die Pulsadern helfen einigermaaßen die Säfte durch die Blutadern bewegen; dergleichen Kräfte beſitzen die Pflanzengefäße gar nicht, und die Bewegung der Säfte hänget von einer ganz andern Urſache ab. Darinnen aber koṁen ſelbige überein, daß ſie nach und nach dichter, feſter, knorplicht, holzicht, und endlich gar ihrer Höhle beraubet und zum Durchgange der Säfte unfähig gemachet werden. Daß die Pflanzengefäße nicht von einerley Beſchaffenheit ſind, kann man leicht einſehen, ob aber dieſe Verſchiedenheit den Gefäßen eigen, oder zufällig ſey, iſt nicht ausgemacht. Man unterſcheidet gemeiniglich und mit Rechte, vaſa ſuccoſa et aerea, ſ. Tracheae, Saft- und Luftgefäße. Diejenigen, welche die Saftgefäße läugnen, und nur Luftgefäße annehmen, irren eben ſo ſehr, als diejenigen, welche die Luftgefäße verwerfen und die Saftgefäße allein zugeben. Der Saft iſt zwar in dem zellichten Gewebe enthalten, und wird auch darinnen beweget; wenn aber die Schläuche und Bläschen dieſes Gewebes reihenweiſe oder der Länge nach mit einander verbunden und durch eine feſtere Bedeckung umgeben werden, wird man ſelbige wohl für Gefäße halten können, zumal unter verſchiedenen Umſtänden das höhlichte Gewebe ſich vermindert, an die Wand der Bedeckung ſich feſt anleget, dieſe Bedeckung allein übrig bleibt und eine hohle Röhre vorſtellet. Man findet demnach Gefäße von zweyerley Art, einige, welche mit zellichtem Gewebe inwendig erfüllet, andere, welche hohl ſind. Die erſtern hält man für Saft- und die andern für Luftgefäße. Ob aber die letztern ſich immer gleich, und unter allen Umſtänden zugegen ſind, oder aber ſelbige vielmehr aus den Saftgefäßen entſtehen, und die Luftgefäße ehedem Saftgefäße geweſen, wegen des zuſammengezogenen, oder gänzlich verminderten zellichten Gewebes aber, ſtatt der Säfte, nur Luft einnehmen können, ſind die Naturlehrer nicht einerley Meynung. Hr. Ludwig iſt der letzten Meynung zugethan, und hält die Luftgefäße für ausgetrocknete Saftgefäße; will auch nicht zugeben, daß dieſe und die darinnen enthaltene Luft auf die Saftgefäße wirken, und die Bewegung der Säfte befördern können,

vielmehr die mit dem Safte überall vermiſchte Luft hinreichend ſeyn werde, die Bewegung zu unterhalten und zu vermehren. Malpighius hingegen behauptet, daß die Luftröhren zu allen Zeiten Luft und niemals einen Saft enthielten, und vergleicht ſolche mit den Luftröhren der Inſecten. Wenn man aber mit du Hameln, Reicheln und einigen ältern Beobachtern gleich einer Uhrfeder ſchneckenförmig gewundene, mit einer merklichen Federkraft verſehene, und gleichſam einem Pergamentſtreifenähnliche Faſern annehmen, und dieſe für Luftgefäße erkennen will, ſo muß man auch zugeben, daß ſelbige immer zugegen und zu dieſer Verrichtung beſtimmt geweſen. Um ſich von der Gegenwart derſelben zu überzeugen, darf man nur, nach du Hamels Rathe, an einem jungen Zweige von einem Roſenſtocke die Rinde mit einem Meſſer entzweyſchneiden, doch aber vorſichtig ſeyn, daß der noch ſehr weiche Holzkörper nicht verletzet werde, hernach ſolchen ganz ſachte zerbrechen und die zwey zerbrochenen Stücke von einander ziehen, da man denn zwiſchen den beyden Stücken ſehr feine, wie Silber glänzende Fäden erblicket, welche ſpiralförmig zuſammengewunden ſind und die Luftröhren ausmachen. Dieſe ſind hin und wieder etwas enger zuſammengezogen, wodurch Leeuwenhoek verführet worden, an denjenigen Orten Klappen oder Valveln anzunehmen. Es ſind aber dergleichen Luftgefäße nicht in allen Theilen der Pflanze anzutreffen. Weder in der Rinde, noch in dem Baſte der Bäume hat man dergleichen entdecken können, hingegen in dem Holze, den Blättern und den Blumen häufig wahrgenommen.

Ob unter den Saftgefäßen ein weſentlicher Unterſchied ſtatt finde, und einige dieſen, die andern jenen Saft enthalten, oder ob der eingeſaugte Nahrungsſaft in einerley Gefäßen, und in dem zellichten Gewebe nach und nach in den eigenen Saft verwandelt werde, ſind die Naturlehrer gleichfalls getheilet. Viele nehmen zweyerley Arten Gefäße an, und unterſcheiden die Waſſergefäße von den eigenen Gefäßen. In dem zellichten Gewebe, und vornehmlich in dem Holze ſollen die zärteſten Fäſerchen die Waſſergefäße ausmachen, und nur eine wäſſerichte Feuchtigkeit enthalten. Dieſes zu beweiſen, berufet man ſich auf den Weinſtock, Ahorn, die Birke und andere Bäume, welche im Frühjahre, wenn ſie beſchnitten oder angebohret werden, ein häufiges Waſſer fließen laſſen, welches von dem gemeinen ſehr wenig verſchieden iſt, und deſto häufiger hervorquillt, je tiefer die Wunde in das Holz geht. Eigene Gefäße hingegen nennt man diejenigen,

welche den eigenen Pflanzenſaft enthalten; dieſe ſind vorzüglich in der Rinde zugegen, in Anſehung der erſtern viel größer oder weiter, ſie ſelbſt und die enthaltenen Säfte anders gefärbet und die Säfte viel dicker. Doch ſind bey vielen auch beyde Arten Säfte einander ziemlich ähnlich, daß man an dem eigenen Safte zweifeln könnte, wenn man nicht aus andern Gründen ſolchen zugeben müßte. Wenn man mit dem Grew behauptet, daß die Gefäße in den Gewächſen der Länge nach bis zu ihrem Ende fortgehen, mit den benachbarten keine Gemeinſchaft haben, und der enthaltene Saft nicht aus einem in das andere, und aus größern Aeſten in kleinere übergehen, und dadurch, wie in den Thieren geſchieht, eine andere Miſchung annehmen können, möchte die Lehre von den zweyerley Gefäßen wohl ihre Richtigkeit haben. Wenn man aber mit Malpighi annimmt, daß die Gefäße ſich mit einander, und zwar durch zuſam̃enmündende Aeſte vereinigten, und darinnen mit den Gefäßen der Thiere übereinkommen, wurde ſolches nicht nöthig ſeyn. Vielleicht aber findet beydes ſtatt, wie denn du Hamel aus angeſtellten Erfahrungen überzeuget worden. In der natürlichen Ordnung wird zwar der durch eine Wurzel eingeſogene Saft ſich hauptſächlich gegen eine von den Seiten, oder gegen einen von den Zweigen der Pflanze ziehen, nachdem die Pflanze ſolchen nöthig hat, in gewiſſen Fällen aber auch der Saft dieſen geraden Weg verlaſſen und ſeitwärts, nach der Nothdurft der Pflanzen, hingehen. Herr Mariotte vergleichet die eigenen Gefäße mit den Pulsadern der Thiere, und den Baumſaft mit dem Blute, das in den Blutadern fließt; obgleich aber derſelbe dieſe Meynung mit Erfahrungen zu beſtätigen geſucht, kann ſolche doch nicht angenommen werden. Wir bemerken nochmals, wie zwar bey den meiſten Pflanzen diejenigen Gefäße, worinnen der eigene Saft und das Oel, Gummi, Harz, u. ſ. f. enthalten, in der Rinde, jedoch aber auch zuweilen in verſchiedenen andern Oertern angetroffen werden. Der Terpentin von der Tanne ſammelt ſich in dem zellichten Gewebe unter der Rinde, der Sandarack vom Wachholder und das Pech von der Fichte zwiſchen Rinde und Holz und der Terpentin vom Lerchenbaume häufet ſich in dem Holzkörper ſelbſt zuſammen.

Die flüßigen Theile, welche in allen Pflanzen zugegen, ſind vornehmlich die Luft und das Waſſer. Wenn man auch keine eigenen Luftgefäße annehmen wollte, muß man doch zugeben, daß die Luft in allen Theilen der Pflanze zugegen ſey, folglich ſich auch mit

den Säften vermiſchen, wie man ſich davon durch die Luftpumpe, das Feuer und die Fäulniß leicht überzeugen kann. Den Eingang des Waſſers in die Gewächſe beweiſet jede Pflanze, welche in den Sommertagen ſchmachtet, niedergebogene Zweige und welke Blätter zeiget, nach Regen und Thau, oder angegoſſenes Waſſer aber ſich wieder erholet, ihre Zweige erhebt und ſteife Blätter erhält. Das Waſſer, womit die Erde befeuchtet wird, geht durch die zarteſten Oeffnungen der Haarröhrchen, oder Gefäße der Wurzelfaſern in die Pflanze, ſteiget in den Gefäßen aufwärts und erhält eine andere Miſchung, theils geht ſolche wieder durch die zarteſten Oeffnungen der Blätter aus der Pflanze; ſo wie zu anderer Zeit dieſe aus der Luft die wäſſerichten Feuchtigkeiten einſaugen und der übrigen Pflanze mittheilen. Das Waſſer aber, es mag ſolches aus der Erde, oder der Luft in die Pflanzen gehen, iſt nicht reine, ſondern mit ſalzichten, ölichten und andern zarten Theilchen vermiſchet und genau vereiniget, woraus denn auch die verſchiedene Miſchung der Säfte in den Gefäßen erzeuget wird. Hales hat ganze Zweige von verſchiedenen Bäumen in eine Retorte geſtecket, die Oeffnungen derſelben mit Blaſe verbunden, und auf dieſe Art eine anſehnliche Menge ausgedünſteter Materie von Weinſtöcken, Feigenbäumen, Apfel- Kirſch- Aprikoſen- und Pferſichbäumen erhalten; alle dieſe Feuchtigkeiten waren ſehr klar, ſchienen Waſſer zu ſeyn, und er konnte eine von der andern weder durch den Geſchmack, noch ſonſt unterſcheiden. Nachdem ſie aber einige Zeit in offenen Gefäßen geſtanden, rochen ſie viel übler, als gemeines Waſſer; woraus klar erhellet, daß die ausdünſtende Materie nicht rein, ſondern mit fremden Theilchen vermiſchet ſey. Andere Säfte, welche wir in den Pflanzen finden, können uns noch viel deutlicher überzeugen, daß das eingeſogene Waſſer mancherley Veränderungen leide und mithin ſelbſt nicht rein geweſen ſey. Viele, wie der Feigenbaum, die meiſten Arten der Euphorbien und der Löwenzahn enthalten einen milchichten, das Schöllkraut einen gelben, die Artiſchocke einen rothen Saft. Bey einigen iſt dieſer ſüße, bey andern ſcharf, bald mit, bald ohne Geruch. Manche Pflanzen enthalten in allen Theilen einerley Saft, bey andern iſt ſolcher in verſchiedenen Theilen unterſchieden; doch findet man auch einige, deren Saft von dem Waſſer wenig unterſchieden iſt. Und dieſer Saft, ſo verſchieden ſolcher auch ſeyn mag, iſt die unmittelbare Nahrung der Gewächſe, welche zwar von dem eingeſogenen Waſſer abſtammet, aber nur in ſo

ferne daraus erzeuget werden kann, in ſo ferne mit dem Waſſer andere Theile aus der Erde und Luft vermiſchet worden. Es haben viele das Waſſer allein, ohne Beymiſchung anderer Dinge, für die Nahrung der Gewächſe angenommen. Der berühmte Engländer Baco von Verulamius behauptete, daß die Nahrung aller Pflanzen in und aus dem Waſſer ſey, und die Erde ſelbige bloß unterſtütze. Helmont ſuchte dieſen Satz durch eine Erfahrung zu beſtätigen. Er nahm ein töpfernes Gefäße, erfüllte ſolches mit zweyhundert Pfund im Backofen getrockneter Erde, begoß dieſe mit Regenwaſſer, und pflanzte darein einen Weidenſtock, welcher fünf Pfund wog. Die Erde in den Gefäßen hielt er mit Regen- oder deſtillirtem Waſſer feuchte, und damit kein Staub ſich damit vermiſchen möchte, bedeckte er ſolche mit einem verzinnten Bleche. Nach fünf Jahren wog der daraus erwachſene Baum 169 Pfund und 6 Loth und nachdem er die Erde wieder getrocknet, hat er davon wieder 200 Pfund bis auf wenige Unzen erhalten. Robert Boyle hat Kürbſe und andere Pflanzen im bloßen Waſſer erzogen, und Herr Hofrath Eller, ſ. die Schriften der Berliner Akademie vom Jahre 1747. verſchiedene Verſuche mit deſtillirtem Waſſer angeſtellet, und z. E. in wohlgetrocknete Erde Hyacinthenzwiebeln gepflanzet und dieſe mit deſtillirtem Waſſer angefeuchtet, und dabey wahrgenommen, daß der Erde ganz und gar nichts abgegangen, obgleich die Pflanzen an feſten erdichten Theilen auf viele Loth zugenommen. Aus dieſen Verſuchen will man demnach ſchließen, daß die Gewächſe allein durch das Waſſer ernähret und vergrößert würden; wenigſtens von einer mineraliſchen Erde nichts in das Weſen der Pflanzen übergehe. Wir wollen hierüber, um nicht zu weitläuftig zu ſeyn, keine Anmerkungen machen, zumal daraus gar nicht folget, daß Waſſer allein die Nahrung der Pflanzen ausmache. Die gemeinen Erfahrungen, wie der Regen das Land fruchtbar, und wie das ausgezehrte und zum fernern Wachsthume der Pflanzen ganz unkräftige Erdreich durch allerley Arten von Dünger wieder neue Kräfte und Saft erhalte, müſſen uns überzeugen, daß außer dem Waſſer andere, wenn auch nicht eben erdichte, doch fette, öhlichte und ſalzichte Theilchen zum gedeihlichen Wachsthume unumgänglich erfodert werden; und da die fetten und ſalzichten Theilchen in ihrer Miſchung auch die feinſte Erde enthalten, ſo kann man auch dieſe füglich als eine Nahrungsmaterie anſehen und behaupten, daß wenn gleich bey oben angeführten

führten Verſuchen die Erde keinen Abgang gelitten, doch dergleichen Theilchen mit andern vermiſchet durch die Luft zugeführet und von außen in die Pflanzen gebracht werden können. Die Luft iſt, wie Herr Bonnet richtig annimmt, das große Behältniß, in welchem ſich die Körperchen, welche aus allen Körpern ausdünſten, verſammlen und wieder in anderer Körper Nutzen verwendet werden, und Herr Wallerius in der Streitſchrift de Principiis Vegetationis ſuchet zu erweiſen, daß das Waſſer ſelbſt ſich in eine Erde verwandle und dadurch den feſten Beſtandtheil der Pflanze darreiche. Uns ſcheint das Waſſer nur das Auflöſungsmittel zu ſeyn, und jemehr dieſes ſelbſt verfeinert und ſonderlich in Dämpfe aufgelöſet, und zur Annehmung und Auflöſung anderer Dinge geſchickt iſt, und jemehr dergleichen Theilchen in der Nähe ſind und damit beſchwängert werden können, je beſſer werden die Pflanzen wachſen. Und ob man gleich Pflanzen, außer der Erde, theils allein in Moos, theils in Moos mit Sägſpähnen, Baumwolle u. ſ. w. vermiſchet, gepflanzet und unterhalten hat, ſolche auch darinnen ganz gutes Gedeihen gezeiget, ſo hat doch das Wachsthum nicht anders geſchehen können, als in ſo ferne dieſe Materien ſich entweder unmerklich in Erde verwandelt haben, oder das Waſſer, womit ſolche begoſſen worden, mit andern Theilchen angefüllet geweſen, welche in die Pflanze übergehen können.

Es iſt aber nicht genug, daß die Gewächſe die ſchicklichen Nahrungstheilchen von außen erhalten und einnehmen, es müſſen dieſe auch in und durch die Pflanze ſelbſt weiter verändert, zur eigentlichen Nahrung geſchickt gemachet und dadurch das Wachsthum erhalten werden. Wir müſſen demnach auch von der Bewegung der flüßigen Theile in den Pflanzen handeln und daraus die neuen Miſchungen der erſten erkennen. Daß die Gefäße der Pflanzen nicht mit den Pulsadern der Thiere zu vergleichen, haben wir ſchon erinnert, und daß bey den Gewächſen kein Herz, auch kein ähnliches Werkzeug anzunehmen, wird jeder leicht zugeben, daher die Urſachen der Bewegung der Säfte bey den Pflanzen ganz anders, als bey den Thieren ſeyn müſſen. Die Erfahrung lehret, daß eine Pflanze bey warmer und trockener Luft das Waſſer, womit die Erde angefeuchtet iſt, häufig und geſchwinde einſauge, das Gegentheil aber geſchehe, wenn die Luft feuchte und kalt iſt, woraus denn ſicher folget, daß die Bewegung der Säfte durch die Pflanzen vorzüglich von der äußerlichen Wärme und Trockenheit der Luft abhänge. Es iſt aber dieſes

nicht

nicht die einzige Urſache. Die Gefäße ſelbſt ſind zur Bewegung der Säfte ſchicklich eingerichtet. Man kann ſolche billig mit den Haarröhrchen vergleichen, und wie dieſe die Feuchtigkeiten einſaugen und einen gewiſſen Grad in die Höhe ziehen, eben ſo wird auch dieſes bey den Gefäßen der Pflanzen geſchehen; dieſe aber ſind nicht einzelne Haarröhrchen, ſondern jedes Gefäße iſt gleichſam aus vielen zuſammengeſetzet, indem das zellichte Gewebe gleichſam lauter dergleichen Röhrchen vorſtellet, oder noch deutlicher mit der Baumwolle verglichen werden kann. Nun aber ſind die Saftgefäße mit dergleichen Weſen durchaus verſehen, mithin kann dadurch das Aufſteigen der Säfte ungemein befördert werden. Endlich ſind auch die Säfte bey den mehreſten Pflanzen dünner und flüßiger, mithin für ſich ſelbſt zur Bewegung geſchickter, als die Säfte bey den Thieren. Und wenn bey einigen das Gegentheil ſtatt findet, wird auch die Bewegung langſamer ſeyn, oder durch andere Nebenurſachen befördert werden müſſen. Die Haupturſache iſt jedoch die Luft, theils diejenige, welche in den Pflanzen enthalten iſt, theils welche ſelbige von außen umgiebt. Die mit den Säften vermiſchten Luftbläschen werden ſich nach Beſchaffenheit der äußerlichen Luft ausdehnen oder zuſammenziehen. Das letzte geſchieht, wenn die äußere Luft kalt und feuchte, und alsdenn ſtehen die Säfte in den Gefäßen gleichſam ſtille, oder werden ſehr ſchwach beweget. S. Baum. Wenn aber die äußere Luft warm und trocken iſt, werden durch die Wärme die innerlichen Luftbläschen und mit dieſen zugleich die Waſſerbläschen und überhaupt die Säfte ausgedehnet, wodurch denn dieſe mehrern Raum verlangen, und da ſie in den obern Enden der Gefäße weniger Widerſtand finden, als nach unten zu, treiben und ſteigen ſie nach jenen, und gehen endlich durch die offenen Enden in die äußerliche Luft über, welche, da ſie mehr trocken, als mit wäſſerichten Dünſten erfüllet iſt, dieſe ausdünſtenden Säfte leicht annehmen und immerfort Gelegenheit geben wird, daß die in den Gefäßen enthaltenen und ausgedehnten Säfte aufſteigen und verfliegen, daher man auch die Ausdünſtung als ein neues Mittel der Bewegung der Säfte anſehen muß. Es geſchieht dieſe aber vorzüglich durch die Blätter, und die Erfahrung lehret, daß der Saft in den Pflanzen deſto ſtärker in die Höhe gezogen werde, jemehr Blätter zugegen, das Gegentheil aber erfolge, wenn ſie ihrer Blätter beraubet werden. Von den vielen Verſuchen, welche hierüber angeſtellet worden, wollen wir nur einen

einen anführen. Hales nahm Zweige von Birn- Aepfel- und Quittenſtämmen, an einigen ließ er die Blätter, andere entlaubte er. Die Zweige wurden alle gewogen und mit dem dicken Ende in ein Gefäß mit Waſſer geſtellet, wovon man wußte, wie viel dieſes war. Die mit ihren Blättern beſetzten Zweige zogen in zwölf Tagesſtunden von funfzehn bis auf dreyßig Unzen Waſſer in ſich, nachdem ſie viele oder wenige Blätter hatten; wobey noch bemerket worden, daß dieſes ſtarken Einſaugens ungeachtet, die mit Blättern beſetzten Zweige Abends leichter waren, als ſie früh geweſen, welches ſchlechterdings von der ſtärkern Ausdünſtung herkommen müſſen. Die Zweige ohne Laub aber zogen nur eine Unze Waſſer, und waren doch Abends ſchwerer, als ſie früh geweſen waren, welches unwiderſprechlich zeiget, daß eine wirkliche Verhältniß zwiſchen der Ausdünſtung und dem Aufſteigen des Saftes vorhanden ſey, und daß ſolches vorzüglich in den Blättern ſeinen Grund habe. Die Ausdünſtung bey den Gewächſen iſt überaus groß, und z. E. ein Stock von der Sonnenblume dünſtet ſiebenzehnmal mehr aus, als der Körper des Menſchen, und daraus kann man am deutlichſten erkennen, mit welcher Geſchwindigkeit die Säfte durch die Pflanzen laufen und beweget werden müſſen, welches vorzüglich deswegen geſchieht, weil die Säfte meiſt nur wäſſericht ſind und wenig Nahrungstheilchen enthalten, und dieſe ſich um deſto mehr häufen, jemehr die wäſſerichten ausdünſten, wodurch die Säfte zugleich gereiniget und verbeſſert werden. Von der Ausdünſtung der Pflanzen verdienen Hales, Bonnet und Guettard vorzüglich nachgeleſen zu werden. Wie aber das Aufſteigen der Säfte durch die Ausdünſtung befördert wird, ſo wird auch mit der gehemmten Ausdünſtung ſelbiges nicht allein geſchwächet, ſondern gänzlich unterbrochen; denn zu gleicher Zeit wird wegen Mangel der äußerlichen Wärme die Ausdehnung der innerlichen Luft- und Waſſertheilchen aufhören, der zuvor verdünnete Saft wird wieder dicker werden, weniger Raum einnehmen, folglich in den Gefäßen zurücke treten, an den Enden derſelben einen leeren Raum laſſen und dadurch zur Einnehmung und Einſaugung der Feuchtigkeiten aus der Luft Gelegenheit geben. Indeſſen müſſen wir doch noch bemerken, wie zuweilen die Säfte der Pflanzen in einer ſtarken Bewegung ſeyn können, wenn auch die Ausdünſtung gänzlich mangelt. Ein abgeſtutzter Baum treibt neue Zweige, und bey dieſem Treiben muß der Saft in Bewegung ſeyn, obgleich mit Beraubung der Zweige

auch dem Baume die Ausdünſtungswerkzeuge genommen worden. Im Frühlinge fehlen die meiſten Ausdünſtungswerkzeuge, ehe ſich die Knoſpe geöffnet und die Blätter ſich zu entwickeln angefangen haben. Indeſſen beweget ſich doch der Saft ſtark gegen die Knoſpen, und wenn man im Frühjahre den Weinſtock beſchneidet, thränet ſolcher häufig, und höret auf zu thränen, wenn die Blätter ausſchlagen und die Ausdünſtung vor ſich geht; wobey jedoch Herr Hales angemerket, wie der Saft bey Tag und Nacht auffſteige und auströpfle, jedoch ſtärker bey Tage, als Nacht, und deſto mehr, je heißer die Tage ſind. Folglich geſchieht das ſtärkſte Auffſteigen des Saftes in den nämlichen Umſtänden, unter welchen die Ausdünſtung am beſten von ſtatten geht, mithin wird wenigſtens die wärmere und mehr ausgedehnte Luft vorzüglich hierbey ihre Wirkung zeigen. Und hierinnen liegt auch der Grund, warum die Bewegung des Saftes im Herbſte und Winter aufhöret, oder vielmehr ganz langſam vor ſich geht.

Bey Bewegung der Säfte durch die Gefäße müſſen wir noch einen beſondern Umſtand in Betrachtung ziehen. Es iſt bekannt, daß bey den meiſten Thieren ein Kreislauf ſtatt findet und die Säfte von dem Herze zu den Theilen und wieder von dieſen zu jenem geführet werden, und man daher zu- und abführende Gefäße, oder Puls- und Blutadern unterſcheidet. Dergleichen Verſchiedenheit der Gefäße hat man zwar auch in den Gewächſen annehmen und behaupten wollen, wie durch andere der Saft aufwärts von der Wurzel zu den Zweigen und Blättern ſich bewege, durch andere aber von dieſen Theilen bis zu der Wurzel niederſteige. Dergleichen Kreislauf behaupten Malpigh, Major, Parent und Mariotte im eigentlichen Verſtande und nehmen an, daß die Feuchtigkeit aus der Wurzel in den Stängel und übrigen Theile aufwärts ſteige, wenn aber davon in allen dieſen Theilen dasjenige abgeſetzet worden, was zu derſelben Nahrung und Wachsthume dienlich iſt, ſo gehe das übrig gebliebene unnütze wieder zurück in die Wurzel, um daſelbſt aufs neue vorbereitet zu werden, und wenn dieſes geſchehen und dieſer unnütze Saft aufs neue mit den Säften, welche die Wurzel aus der Erde gezogen, vermiſchet worden, ſteige ſolcher wieder aufwärts. Ob nun gleich dieſes Auf- und Niederſteigen der Säfte ſeine Richtigkeit hat, ſo ſind doch hierzu nicht beſondere Gefäße beſtimmt, ſondern in dem einen und dem nämlichen kann beydes, nur zu verſchiedener Zeit geſchehen. So lange die Ausdünſtung dauert, ſteigen die Säfte in die Höhe und wenn

wenn dieſe aufhöret und dafür die Dämpfe aus der Luft angezogen werden, ſteigt der Saft in dem nämlichen Gefäße unterwärts. Da man jedoch die Gegenwart zweyerley verſchiedener Gefäße, nämlich der zu- und abführenden, eben ſo wenig überzeugend läugnen, als beweiſen kann, ſo bemerken wir nur, wie verkehrt in die Erde geſteckte Schnittlinge Wurzeln geſchlagen und verkehrt gepflanzte Bäume gutes Wachsthum gezeiget, indem bey den letztern die vorigen Zweige nunmehr das Amt der Wurzel übernommen, und an denen in der Luft ſtehenden Wurzeln junge Triebe ausgebrochen. Eben ſo geht das Waſſer durch abgeſchnittene Aeſte von verſchiedenen Bäumen, es mag das dicke oder dünne Ende das Waſſer berühren und die gefärbten Feuchtigkeiten haben ſich in den Zweigen aufwärts gezogen, es mochte das dicke oder dünne Ende darein geſetzet worden ſeyn.

Endlich kann man auch fragen, was die aufſteigenden Säfte vor Wege durch die verſchiedenen Theile der Pflanze nehmen. Herr de la Baiſſe, Bonnet und du Hamel ſchließen aus angeſtellten Verſuchen, ſonderlich denjenigen, welche mit dem Einſprützen, oder vielmehr Eintauchen abgeſchnittener Zweige in gefärbte Säfte gemachet worden, daß der Saft in dem Baume durch das Holz und bey den übrigen Pflanzen durch die holzichten Fiebern in die Höhe gehe, nicht aber durch die Rinde aufſteige; jedoch geben ſie zu, daß auch zwiſchen Holz und Rinde etwas weniges dieſen Weg nehme. Wir haben bey Betrachtung des Baumes bereits angemerket, wie geſchälte Bäume noch einige Jahre ausdauern, auch eine neue Rinde hervorbringen können, woraus denn ganz deutlich erhellet, daß das Aufſteigen des Saftes vorzüglich durch das Holz geſchehe. Andere halten davor, der Saft ſteige größtentheils zwiſchen dem Holze und der Rinde in die Höhe, zumal was die Bäume anlanget, indem ein Baum zur Saftzeit daſelbſt die mehreſte Feuchtigkeit enthalte. Noch andere nehmen an, wie der Saft allein durch die Rinde in die Höhe ſteige, indem man alte Bäume finde, an welchen das Holz verfaulet und nur noch die Rinde übrig ſey, dennoch aber ihr Wachsthum fortſetzten. Auch Verſuche, welche du Hamel angeſtellet und von uns bey Betrachtung des Baumes bereits angeführet worden, ſcheinen dieſes zu beſtätigen. Wenn an einem Baume ein Ring von der Rinde abgelöſet, das entblößte Holz mit einer Zinnfolie bedecket, und die Rinde über dieſe Folie wieder an ihren Ort gebracht wird, heilet die Rinde bald wieder an und erzeuget neue

neue Holzlagen, wodurch die Zinnfolie ganz bedecket worden. Dieſe Holzlagen müſſen aus der Rinde entſtehen, folglich muß auch der Saft durch die Rinde gehen. Und dieſes iſt gar nicht zu läugnen, nur fragt es ſich, ob der Saft in der Rinde auf- oder niederwärts ſteige. Herr Hales will das Niederſteigen des Saftes durch die Rinde nicht zugeben, vielmehr behaupten, daß ſolcher zwiſchen dem Holze und der Rinde aufwärts ſteige. Perault, dû Hamel und andere hingegen haben das Niederſteigen der Säfte durch mancherley Verſuche zu beſtätigen geſucht, und dû Hamel behauptet beſonders, daß dieſer Rückgang des Saftes zwiſchen dem Holze und der Rinde geſchehe. Es wäre zu weitläuftig alle dieſe Verſuche hier anzuführen, wir wollen nur einige gemeine Erfahrungen anmerken. An den Schnittlingen bildet ſich allemal unten, wo die Wurzeln heraustreiben ſollen, eine holzichte und mit Rinde verſehene Wulſt. An einer Pfropfung in den Spalt, ſo an einem ſtarken Baume vorgenommen wird, bedeckct unten ein holzichter Auswuchs den Schnitt. Die Wülſte, wodurch die Wunden zuheilen, kommen oben an der Rinde, niemals unten zum Vorſchein. Wenn ein Aſt, oder ein junger Stamm ſtark gebunden wird, ſetzet die Wulſt allezeit über dem Verbande an, unter demſelben iſt faſt keine zu bemerken. Wir wollen noch einige Erfahrungen anführen, woraus vielleicht dieſer Umſtand und überhaupt die Bewegung der Säfte einige Erläuterung erhält. Wenn man bey einem Baume nur in die Rinde ſchneidet, ohne das Holz zu verletzen, wird wenig oder gar keine wäſſerichte Feuchtigkeit herausquillen; wenn man aber in das Holz, zumal wenn ſelbiges mit der Rinde genauer vereinigt iſt, einen Einſchnitt machet, wird das Waſſer häufig herauslaufen. Herr Gautier hat angemerket, wie das Waſſer hauptſächlich aus dem obern Theile des gemachten Loches hervorquelle, und daß, wenn man den Baum zweymal anbohret, einmal zween Schuh über der Wurzel, das anderemal oben am Stamme unter den Zweigen, die untere Wunde viel mehr Waſſer gebe, als die obere. Wenn man hingegen eine Wurzel zerſchneidet, ſo geben die zwey von einander getrennten Theile, ſowohl der am Baume hängende, als der in die Erde gehende, Waſſer von ſich; woraus man ſchließen könnte, daß das Waſſer ſowohl von oben aus dem Baume, als auch von unten aus demſelben herkomme. Der eigene Saft, den man aus dem Baume zieht, fließt mit gewiſſen andern Umſtänden, die bey dem Auslaufen des wäſſerichten nicht vorkommen. Es wird hierbey

Rinde und Holz angehauen, und man bemerket, daß der Saft zwar an allen Orten aus der Wunde dringe, vornehmlich aber zwiſchen Rinde und Holz; ingleichen, daß doch allezeit mehr Saft aus dem obern Theile der Wunde laufe, als dem untern; daher wohl mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß der eigene Saft vielmehr von oben herabkomme, als von der Wurzel in die Höhe ſteige. Will man dergleichen Verſuche anſtellen, ſo muß man dazu ſolche Pflanzen wählen, in denen der eigene Saft gefärbet iſt; als die Euphorbie, der Mohn, das Schöllkraut, die Artiſchocke und dergl. Warum ſollten endlich die Feuchtigkeiten aus der Luft von der Oberfläche der Pflanzen, ſonderlich den Blättern, eingeſauget werden, wenn ſolche nicht zu andern Theilen geführet würden, und daß dieſes auch den untern Theilen zum Nutzen gereiche, beweiſen viele Erfahrungen, welche von den Kräften der Wurzel und der Wurzelblätter hergenommen werden. Die eigentlichen Säfte und Kräfte der Wurzel kommen nicht von dem aus der Erde eingeſaugten Safte, ſondern allein von dem in der Pflanze zubereiteten und von oben unterwärts zu der Wurzel geführten Säften. Das Blut, welches bey den Thieren durch die Gefäße fließt, nähret dieſe ſelbſt nicht, ſondern derjenige Saft, welcher durch andere Gefäße, womit die Häute der größern Gefäße durchwebet ſind, zugeführet wird. Eben ſo verhält es ſich gewiſſermaßen mit der Nahrung der verſchiedenen Pflanzentheile. Nicht die Säfte, welche die Blätter einſaugen, dienen zu ihrer Nahrung, ſondern werden zur Wurzel geleitet, und diejenigen, welche die Wurzel annimmt, werden in den Nutzen der Blätter und anderer Theile verwandt.

Alles, was bisher von dem Auf- und Niederſteigen der Säfte in den Gewächſen angemerket worden, hat Herr Muſtel widerlegen und ein neues Lehrgebäude von dieſer Bewegung aufführen wollen. S. die Philoſ. Transact. Vol. 63. Part. I. no. 15. oder die Ueberſetzung davon in dem Wittenberg. Wochenblatte 1777. im 14ten und 15ten Stücke. Es hat derſelbe im 12ten Januar Bäumchen und Stauden in Töpfen gegen die Fenſter eines Treibhauſes, und zwar einige innerhalb, andere außerhalb deſſelben geſetzet, und durch Löcher in den Glasſcheiben von jedem einen Zweig von innen heraus, und von den äußerlichen herein geſtecket. Am 20ſten Jan. fiengen die Zweige innerhalb des Treibhauſes an ihre Knoſpen zu öffnen, trieben Schößlinge und Blüthen in der Mitte des Merzes. Die Theile des nämlichen Baumes,

welche

welche außerhalb dem Hauſe der Kälte ausgeſetzet waren, zeigeten nicht das geringſte Zeichen des Wachsthums. Dieſe fiengen erſt an zu treiben, als jene ſchon in der Blüthe ſtanden. Da nun der Baum, welcher von außen an dem Treibhauſe ſtand, den ganzen Winter über in dem Zuſtande der Unempfindlichkeit geblieben, welche allen Bäumen, die um dieſe Jahreszeit der Luft ausgeſetzet ſind, natürlich iſt, deſſen Zweige aber, welche innerhalb des Treibhauſes ſich befanden, Knoſpen, Blätter, Blüthen, auch wohl Früchte hervorgebracht, ſo folgert Herr Muſtel, daß der Saft weder von der Wurzel und dem Stamme gegen den Zweig, noch von dieſem gegen jene auf einige Art und Weiſe beweget werden könne, und nimmt daher an, daß ein jeder Theil des Baumes mit einer hinlänglichen Menge von Säften verſehen ſey, um neue Triebe und Blüthen hervorzubringen. Da aber derſelbe zugiebt, daß der Abgang dieſes Saftes beym erſten aufgehenden Froſte wiederum erſetzet worden, und dieſes nicht anders, als durch die Wurzel geſchehen könne, ſo muß auch das Aufſteigen des Saftes nothwendig vorausgeſetzet werden. In dem Wittenbergiſchen Wochenblatte wird eine Anmerkung hinzugeſetzet, und darinnen gezeiget, daß Herr Muſtels Verſuche dasjenige gar nicht beweiſen, was ſolche beweiſen ſollen. Ja man hält davor, daß die Bewegung des Saftes in dem Zweige, welcher im Glashauſe geſtanden, ſich einigermaßen auch auf den äußerlichen, damit in Verbindung ſtehenden, erſtrecket, und jener, als er zu treiben angefangen, von dieſem einigen Zufluß von Säften erhalten, und von dem in der Nähe liegenden Safte ein Theil in den innern Zweig, an die Stelle des daraus weggedünſteten, herübergetreten ſey. Das anhaltende Wachsthum dieſes innerlich geſtellten Zweiges zeiget offenbar, daß ein neuer Zugang des Saftes geſchehen müſſe, es mag nun ſolcher aus dem damit vereinigten äußern Zweige, oder der Luft des Treibhauſes erfolget ſeyn. In beyden Fällen aber zeiget ſich die Bewegung der Säfte von einem Theile zu dem andern.

Auf dieſes alles, was wir von den feſten und flüßigen Theilen der Gewächſe, und der Bewegung der flüßigen durch die feſten angemerket haben, gründet ſich die verſchiedene Miſchung der Säfte und das Wachsthum der Pflanzen. Die eingeſogenen Feuchtigkeiten erhalten durch die Bewegung eine neue Miſchung, indem andere, und mehr wäſſerichte, abgeſondert, und andere, mehr ausgearbeitete Säfte damit vermiſchet werden, wozu der verſchiedene

Durchmeſſer der Gefäße, der verſchiedene Grad der Geſchwindigkeit, womit die Säfte beweget werden, und der verſchiedene Bau des zellichten Gewebes vieles beytragen; daher auch die Veränderung der Säfte in einer Pflanze und in einem Theile ſtärker, als dem andern wahrgenommen wird. Die Pomeranze und Citrone zeigen in ihren Früchten mancherley ganz verſchiedene Säfte, von welchen in den andern Theilen dieſer Bäume nicht das geringſte zu finden, und welche alle durch die jetzt bemerkten Urſachen hervorgebracht werden. Genauer kann man dieſe Veränderungen der Säfte nicht angeben, ſicher aber ſchließen, daß in dieſem eigenen Safte der Geſchmack, Geruch und die Wirkung der Pflanzen beſtehe, und diejenigen, deren Säfte mehr wäſſericht ſind, wenig Kräfte beſitzen; wobey jedoch zu merken, daß die Feuchtigkeiten, welche in die Pflanzen eingehen, ſchon zuvor in der Erde, wie in dem Magen der Thiere geſchieht, zubereitet werden; daher man nicht unrecht die Erde den Magen der Pflanzen nennt, und die Wurzeln mit den Milchadern zu vergleichen pflegt. Worinnen dieſe Zubereitung eigentlich beſtehe, wollen wir nicht ſorgfältig unterſuchen, vielleicht hat Grew am richtigſten geurtheilet, wenn er annimmt, die Feuchtigkeiten der Erde müßten zuvor, ehe ſie in die Pflanzen eindringen, in Dünſte verwandelt werden, indem Thau und Regen zu dem gedeihlichen Wachsthume am geſchickteſten ſind, und nach du Hamels Meynung das Wachsthum der Pflanzen alsdenn am beſten von ſtatten gehe, wenn Wärme und Feuchtigkeit mit einander vereiniget ſind. Dieſe Zubereitung aber iſt in dem Erdreiche ſich allenthalben gleich, und man kann nicht füglich annehmen, daß jede Pflanze einen beſondern ihr allein tauglichen Saft aus der Erde ziehe, vielmehr werden alle, wenn ſie noch ſo ſehr von einander verſchieden ſind, von dem nämlichen Safte ernähret, und dieſer in den Eingeweiden der Pflanze oder den Gefäßen und dem zellichten Gewebe ihre beſondern Eigenſchaften bekommen. Dieſes erhellet am deutlichſten aus den Pfropfungen. Citrone auf Pomeranzen gepfropfet, behält ihre Natur, mithin muß der Saft des Pomeranzenbaumes beym Eintritte in die Werkzeuge des Citronenaſtes ſich verändern, und dergleichen Veränderungen leiden die Feuchtigkeiten in allen Pflanzen, in jeder nach ihrer Art; woraus der verſchiedene Geruch und Geſchmack und alle Kräfte der Gewächſe abzuleiten, welche auch nicht in allen einerley, ſondern in verſchiedenen Theilen einer Pflanze

auch öfters ganz verſchieden ausfallen.

In der Gegenwart, Bewegung und Miſchung der Säfte hat auch das Wachsthum der Pflanzen ſeinen Grund, welches in dem Saamen ſeinen Anfang nimmt, und ſich wieder in dem Saamen endiget. Hiervon, und was den Saamen betrifft, werden wir an ſeinem Orte handeln, jetzo bemerken wir nur, wie das aus den Saamen hervorgekeimte Pflänzchen durch die ſtufenweiſe Ausdehnung der feſten Theile und den gehörigen Anſatz der Nahrungsmaterie in die Länge und Breite zunehme und durch dieſes Wachsthum ſeine Geſtalt, Größe und Dauer erhalte. Je lockerer das Weſen der Pflanzen, je geſchwinder geſchieht das Wachsthum. Die Pflanze iſt in ihrem erſten Anfange faſt gallertartig. Sie bekömmt nach und nach durch den Zuſatz der zufließenden Säfte mehrere Feſtigkeit. Das lockere Weſen wird immer dichter, die ausdehnende Kraft vermindert ſich, die feſten Theile verhärten, und endlich werden ſie ganz ſteif, wodurch das Wachsthum gehemmet und endlich gar unterbrochen wird. Die Kräuter wachſen und verhärten weit geſchwinder, als Bäume. Unter jenen hören etliche in einigen Wochen, oder auch wohl in etlichen Tagen zu wachſen auf; unter dieſen wachſen etliche viele Jahre, bisweilen gar viele Jahrhunderte durch. Hierbey kommt es hauptſächlich auf das Mark und den rindigen Ueberzug der Pflanzen an; denn obgleich die Haupturſache der Ausdehnung des Markes zuzuſchreiben iſt, ſo kann doch dieſes nicht vor ſich ſelbſt beſtehen, ſondern der rindige Theil, welcher das Mark einſchließt, bereitet den Nahrungsſaft und theilet ſelbigen dem Marke mit, welches wir bey Betrachtung des Markes und der Rinde weitläuftiger gezeiget haben. Außer dieſen, in der Pflanze ſelbſt befindlichen, Urſachen des Wachsthums, haben auch andere äußerliche Urſachen dabey einen wichtigen Einfluß; als 1) die Luft, wovon ſchon bey Bewegung des Saftes Erwähnung geſchehen. In einem luftleeren Raume kommen die Pflanzen nicht fort. 2) Die Sonnenwärme, indem es bekannt, daß die meiſten Gewächſe bey uns den Winter über ruhen und gleichſam ſchlafen, und 3) überhaupt das Clima, deſſen Einfluß ſich auf mancherley Weiſe deutlich wahrnehmen läßt. 4) Der Grund und Boden, oder die verſchiedenen Schichten, welche die Erde ausmachen, worauf die Pflanzen wachſen und wodurch einerley Art Gewächſe ein gar verſchiedenes Gedeihen zeigen. 5) Das Licht. Pflanzen, welche man im Schatten hält, oder in ſehr kleinen, mit

hohen Gebäuden umgebenen Gärten erzeuget, oder vor dem Tageslichte durch Verbinden und auf andere Weiſe verwahret werden, treiben ſtark in die Höhe, aber wenig in die Dicke und verderben gemeiniglich, ehe ſie Früchte getragen, oder erhalten eine weiße Farbe, und daher geſchieht es, daß Pflanzen, welche in einem Zimmer, das nur ein Fenſter hat, eingeſchloſſen ſind, ſich gegen dieſes Fenſter und gegen das Tageslicht neigen, und 6) das in der Luft ſchwebende elektriſche Weſen, woher deñ kömmt, daß die Pflanzen nach ſtarken Blitzen der Gewitterwolken, ſonderlich nach einem mit vielen Blitzen begleiteten Gewitterregen, ſo friſch werden, und gleichſam zuſehends wachſen. Von dieſem rühret auch der angenehme Geruch her, der nach dem Regen aus der Erde aufſteiget.

Nach dieſem allen wird man verſchiedene Bemerkungen, welche bey dem Wachsthume der Pflanzen, ſonderlich der Bäume gemachet werden, beurtheilen können. Bäume im niedrigen und freyen Boden wachſen ſtärker, als auf Anhöhen. Sie kommen beſſer auf Hügeln, welche gegen Mittag gelegen ſind, als im Erdreiche, welches gegen Abend und Mitternacht liegt, fort. Sie tragen, weit eher an Geländern gezogen, als wenn ſie frey ſtehen, beſſer gegen eine Wand, als an Pfählen befeſtiget, und am beſten, wenn ſie gegen eine weiß angeſtrichene Mauer anliegen.

Die Erde iſt wohl unter den angegebenen Mitteln das nöthigſte und wichtigſte, indem bekanntermaaßen dieſe nicht allein die Wurzeln der Gewächſe aufnimmt und befeſtiget, ſondern ſelbigen auch den erſtern, beſten und häufigſten Nahrungstheil mittheilet. Da aber die Erde auf mancherley Art verſchieden iſt, und in jeder nicht alle Pflanzen wachſen, vielmehr bald dieſe, bald jene, ſich beſſer für die Pflanze ſchicket, und man ſolche öfters wegen des gedeihlichen Wachsthums zubereiten muß, ſo ſollten wir den Unterſchied der Erdarten angeben, und anzeigen, welche ſich für dieſe oder jene Gattung Pflanzen vorzüglich ſchicken möchte, auch die Mittel der Verbeſſerung anführen. Da aber das erſte bereits unter Erde im II. Band, 655. und ſonderlich 663. S. geſchehen, bey Anführung der Gewächſe, wo es nöthig geweſen, auch die zur Unterhaltung ſchickliche Erde angegeben, und die verſchiedenen Verbeſſerungsmittel bey dem Dünger Band II. S. 437. angeführet worden, wollen wir dieſes nicht wiederholen, jedoch noch einige dahin einſchlagende Umſtände bemerken. Eine gute und zu Unterhaltung allerhand Gewächſe ſchickliche Erde, ſoll nachfolgende

Eigen-

Eigenſchaften haben: 1) ſoll ſie ſchwarz ſeyn; 2) dieſe Farbe eben ſo wenig von der Sonnenhitze, als nach dem Regen verlieren; 3) nicht leicht aufreißen; 4) nach dem Regen nicht kothig werden, ſondern die Näſſe bey ſich behalten; 5) darauf hohe Bäume und Gras, ſonderlich viel weißer Klee wachſen; 6) nach dem Regen und darauf erfolgten Sonnenſchein einen angenehmen Geruch von ſich geben; 7) wenn man einen Klumpen Raſen wäſcht, die Erde klebricht ſeyn, und nicht ſo leicht aus einander fallen; 8) dergleichen im ſüßen Waſſer zerrieben, deſſelben Geſchmack nicht verderben oder verändern, und 9) in demſelben einen Schaum, als ein Zeichen der Fettigkeit, verurſachen. Wenn dieſe Unterſuchung zu weitläuftig ſcheint, kann man die Güte und Fruchtbarkeit einer Erde kürzer erkennen, wenn man Acht giebt, ob ſolche locker, fett und ſchwärzlicht ſey. Die erſte Eigenſchaft iſt beſonders deswegen vortheilhaft, weil die zärteſten Fäſerchen der Wurzeln, ohne allen Widerſtand, ſich leicht ausbreiten und vermehren können; ingleichen weil das Waſſer nebſt der Luft leicht und tief eindringet, und mit Beyhülfe der leicht eindringenden Sonnenwärme, die Nahrung und das Wachsthum der Wurzel und der ganzen Pflanze befördert. Die fette Eigenſchaft einer Erde giebt von dem beygemiſchten ſalzichten, öhlichten und ſchwefelichten Theile eine ſichere Anzeige, und jemehr dergleichen zugegen, deſtomehr Kraft kann die Erde den Gewächſen geben, ehe ſie erſchöpfet wird. Columella und andere Altväter des Feldbaues haben ſchon gelehret, wie man dergleichen Erde erkennen ſoll. Wenn man etwas davon angefeuchtet, und mit der Hand drücket, ſoll es nicht aus einander fallen, ſondern durch ſeine eigene Zähigkeit verbunden bleiben. Ob die Farbe ein Zeugniß von der Güte abgebe, möchte zweifelhaft ſcheinen. Vielleicht ſchätzet man deswegen die ſchwarze, weil dieſe eher die Wärme annimmt, auch länger behält als die weiße. Die Erfahrung iſt auch hier der ſicherſte Gewehrsmann. Der Miſt iſt im Grunde nichts anders, als eine ſolche Erde. Außer dieſen Eigenſchaften aber, welche das äußerliche der Erden betreffen, ſoll man noch andere in Erwägung ziehen, und vorzüglich auf die Tiefe des Erdreiches, und was vor Grund darunter ſey, Acht haben. Der beſte Boden, der nur einen halben oder ganzen Fuß tief iſt und Leim unter ſich hat, iſt lange nicht ſo fruchtbar, als ein magerer, aber tiefer Boden, der auf einem warmen Kalkſtein oder Sand liegt, durch welche das überflüßige

Waſſer weggehen kann, da es hingegen im Leime ſtehen bleibt, und die zarten Wurzeln tödtet. Ferner ſchätzet man vorzüglich dasjenige Erdreich, wenn es neu, und entweder noch gar keine, oder doch in langer Zeit keine Pflanzen, beſonders aber keine von der Art, als man hineinſäen, oder pflanzen will, getragen und ernähret hat. Hierinne liegt der Grund der Brache, und der Abwechſelung mit dem Getraide, Kohl und andern Pflanzen. Dergleichen Erde iſt auch diejenige, welche aus der Tiefe ausgegraben, und ſtatt des untern, nunmehr den obern Platz einnimmt. Dieſes Verbeſſerungsmittel iſt bekannt, und man hat viele unfruchtbare Plätze, deren Oberfläche mit einer ſchlechten Erde oder Sand bedecket gewesen, bloß dadurch gebeſſert, daß man dieſe untaugliche Rinde untergegraben, hingegen die darunter befindliche Lage von guter ſchwarzer Erde herausgegraben und obenauf geleget hat. Kann dieſe aus dem Verborgenen gleichſam an das Licht gebrachte Erde einige Zeit den Einfluß der Luft und Sonnenwärme genießen, ehe ſie benutzet wird, wird ſie dadurch noch viel kräftiger werden. Was die Luft hierzu beytrage, und vornehmlich welche Arten von Salztheilchen aus der Luft in die Erde übergehen, überlaſſen wir andern zu beſtimmen, da die Naturlehrer hierinne verſchiedene Meynungen hegen. Uns iſt genug, daß wir den nützlichen Einfluß derſelben wiſſen, und mit dem berühmten Hales ſicher behaupten können, daß eine Erde, die lange an der freyen Luft müßig gelegen, ungemein fruchtbar ſey.

Außer dieſen, bey dem Wachsthume der Gewächſe mit wirkenden Urſachen, iſt vielleicht noch eine zu erwähnen. Man findet in den meiſten Büchern, welche vom Feld- und Gartenbau handeln, öfters die Geſtirne und ſonderlich den Mond angeführet, und darüber mancherley Vorſchriften ertheilet. Ob aber beſonders der Mond einen Einfluß in das Wachsthum der Gewächſe habe, oder nicht, ſcheint uns eine ſchwere Frage zu ſeyn, indem diejenigen vielleicht eben ſowohl irren können, welche die Sache gänzlich läugnen, als welche, nach der gemeinen Gärtnerlehre, ſolche bejahen. Die Anzahl derjenigen, welche das letzte behaupten, iſt ſehr groß, und von denjenigen, welche dem Monde allen Einfluß in die Gewächſe abſprechen, wollen wir nur den Quintinie, Rohault, Grotian und Reichardt nennen, empfehlen aber denjenigen, welche ſich von dieſer Sache überzeugen wollen, zwo Abhandlungen zum Nachleſen, davon die eine in den Hannöveriſchen Anzeigen 1 Band 6ten Stücke, und die andere in den

den geſellſchaftlichen Erzählungen 1 Theil 241. S. einverleibet ſind.

Das gedeihliche Wachsthum der Gewächſe erfüllet alle unſere Wünſche, die wir bey dem Land- und Gartenbau haben können. Es ſoll ſelbiges aber auch Maaß und Ziel halten, ſonſt wird uns ſolches täuſchen, und das unmäſ-ſige Wachsthum mehr Schaden als Nutzen bringen. Es iſt kurz zuvor angemerket worden, wie Pflanzen, welche zwiſchen Mauern allzuenge eingeſchloſſen ſind, zwar ſtark in die Höhe, aber nur ſchwach in die Dicke wachſen. Gar zu dicke geſäete oder geſetzte Pflanzen, zeigen eben dieſen Fehler. In den Baumſchulen, wo die Bäume zu nahe an einander ſtehen, wird man nur ſchwache, ſchlanke, hohe Stämmchen finden, und das Getraide unter gleichen Umſtänden dergeſtalt aufſchießen, daß es ſich wegen der ſchwachen Hälmer gemeiniglich niederbieget oder lagert. Man nennet dieſes geile Wachsthum mit Recht das Ueberwachſen oder Uebertreiben, welches nach den angeführten Umſtänden ſeinen Grund in dem Mangel der Ausdünſtung zu haben ſcheint, indem dadurch die feſten Thtile weicher bleiben, der Bewegung des Saftes mehr nachgeben, und dadurch mehr in die Länge als Dicke zunehmen. Herr Bonnet hat hierüber verſchiedene, künſtlich ausgedachte Verſuche angeſtellet, und die Pflanzen unter hölzernen, blechernen und gläſernen, offenen und verſchloſſenen Röhren aufwachſen laſſen, und wahrgenommen, wie der Trieb in den gläſernen, ſolche mochten offen oder zu ſeyn, von dem in freyer Luft wenig oder gar nicht verſchieden, hingegen in den hölzernen, ganz dünnen Röhren ſtark in die Höhe gezogen, und ganz ſchwach, zugleich auch weiß geweſen; woraus derſelbe ſchließt, daß auch das ſchwache Aufſchießen oder Uebertreiben der Gewächſe hauptſächlich von der Beraubung des Lichtes herkomme. Es mag aber dieſe, oder jene Urſache gelten, ſo folget doch, daß Gewächſe, welche ihre gehörige Stärke und Feſtigkeit erhalten ſollen, nicht zu dichte bey einander ſtehen müſſen, und daher zuweilen das Ausziehen und Auslichten nöthig ſey. Vielleicht iſt auch zuweilen die Urſache in dem Mangel der Nahrung und in der Wurzel zu ſuchen, indem man findet, daß auch dieſe, wenn ſie zu dichte bey einander ſtehen, zwar lang aber dünne wachſen, und deswegen auch ſchwache Stängel treiben. Durch das Ausziehen einiger Wurzeln werden die übrigen mehr Nahrung und Stärke erhalten, und ſteifere Stängel aufſchieſſen. Ein ander Mittel, welches ſonderlich bey den Getraidearten, vorzüglich bey dem Waitzen, im

Gebrauche iſt, beſtehet in dem ſogenannten Schröpfen, indem man das Wintergetraide, wenn ſolches im Frühjahre allzu ſtark und zu geil wächſt, obenhin mit der Sichel abſchneidet, welches jedoch behutſam und zu rechter Zeit geſchehen muß, damit der Schoßbalg nicht verletzet werde. Mit dem Schröpfen kann man das Abhüten in Vergleichung ſtellen; indem hierbey das Vieh den erſten geilen Trieb abfrißt; auf beyde Arten wird die Wurzel geſtärket und ein ſtärkerer Halm getrieben, welcher ſich nicht ſo leicht überwachſen und zuletzt lagern wird. Auch die Bäume, um den frechen Trieb bey ſolchen zu ſchwächen, und ſie gleichſam zu zwingen, daß ſie ſtatt der vielen Waſſer- mehr Fruchtreiſe treiben, pfleget man zu ſchröpfen, oder, wie andere reden, zur Ader zu laſſen. Man hauet in den Stamm nahe über der Wurzel, oder bohret durch die Rinde bis in das Holz, oder ſchneidet einige Aeſte ganz ab, da denn öfters die Bäume zu bluten, oder zu thränen anfangen, und eine Menge wäſſerichte Feuchtigkeit fließen laſſen, wodurch der geile Trieb vermindert, das gedeihliche Wachsthum aber befördert wird. Außer dem Wachsthume, um deswillen wir vornehmlich die feſten und flüßigen Theile, und die Bewegung der letztern durch die erſtern, und andere dahin einſchlagende Umſtände betrachten müſſen, kommen bey den Gewächſen noch mancherley Umſtände vor, welche theils zu ihren natürlichen Verrichtungen gehören, theils wegen Wartung derſelben überhaupt angemerket zu werden verdienen. Von verſchiedenen haben wir bey anderer Gelegenheit gehandelt; als da ſind die Ausdünſtung, S. Blatt, Befruchtung und Erzeugung, S. Blume, Staubbeutel, Stempel und Saame; Krankheiten, S. Baum und Getraide, auch Honig- oder Mehlthau und Brand, u. ſ. f. Von den übrigen zur allgemeinen Betrachtung der Gewächſe gehörigen Umſtänden wollen wir noch kürzlich handeln.

Die Vermehrung, welche zwar auf die natürliche Art nur durch den Saamen geſchieht, kann jedoch auch häufig und bey manchen Pflanzen faſt allein durch die Theilung und Bruth der Wurzel, ingleichen durch Augen und Zweige veranſtaltet werden, wovon Saame, Wurzel, Ableger, Knoſpe und Pfropfreis nachzuſehen. Wobey noch anzuführen, daß man auch aus Blättern z. E. von Citronen und Pomeranzen, wenn ſolche mit dem Stiele, auch etwas tiefer in ein Miſtbeet geſtecket werden, wirklich neue Bäumchen erzogen. Dieſe Vermehrungen und überhaupt die Fruchtbarkeit der Gewächſe müſſen uns in

Verwunderung ſetzen. Wie häufig und geſchwinde werden die abgefallenen, oder ſonſt verlohrnen Theile an den Gewächſen wieder erſetzet. Die meiſten Bäume und Sträucher bringen jährlich an ihrem Stamme und Aeſten, andere aus der Wurzel neue Blätter, Blüthen und Früchte hervor. Die Anzahl der Saamen, welche eine einzige Pflanze in einem Jahre liefert, überſteiget öfters alle Erwartung. Ein einziger Mohnkopf kann nach Grew Berechnung 32000 Saamen enthalten, und mancher Stock trägt vier auch mehr dergleichen Köpfe. Rajus erhielt aus einer Tabackspflanze 360000 Saamen. Wenn man die Pflanzen, welche aus dieſen Saamen erwachſen können, und die in der zwoten Erzeugung hervorgebrachten Saamen auf gleiche Weiſe berechnen wollte, würde man wohl die Millionen füglich ausſprechen können? dieſes wunderbare der Natur einigermaaßen in ſeiner Größe zu erkennen, wollen wir eine Berechnung anführen, welche Dodart angegeben. Er nahm einen Ulmbaum von funfzehen bis achtzehen Jahren, welch… viele Zweige getrieben, und welche gut mit Saamen beſetzet waren. Er ließ einen dieſer Zweige, welcher acht Schuh lang war, abhauen, und zählete daran 16450 Saamen. Der Baum hatte mehr als zehen dergleichen Aeſte; Herr Dodart aber ſetzet nur zehne, welche folglich zuſammengenommen, mehr als 164500 Saamen trugen. Die übrigen Zweige, welche kürzer waren, machten zuſammengenommen noch eine viel beträchtlichere Summe als die zehen Hauptäſte aus; Dodart aber, um nicht zu viel zu rechnen, ſchätzte ſie nur den übrigen gleich; mithin trug ein Ulmbaum, den man eben nicht unter die ſtärkſten rechnen konnte, 329000 Saamen. Eine Ulme dauert länger als hundert Jahr, und iſt im zwölften oder funfzehnten Jahre noch nicht in ihrer größten Fruchtbarkeit. Man kann alſo, ohne die Summen zu groß zu machen, die Zeit, da dieſer Baum, wegen ſeiner Jugend noch nicht getragen, mit einrechnen, die obige Zahl mit 100. multipliciren, und annehmen, daß ein einziger dergleichen Baum in hundert Jahren 32900000 Saamen getragen habe. Welch ungeheurer Wald müßte nicht entſtanden ſeyn, wenn dieſe alle wären ausgeſäet und erhalten worden. Unzähliche Zufälle aber verhindern dieſes, und mithin bleibt immer Platz zu andern Gewächſen. Die Vermehrung durch die Wurzel iſt zwar viel geringer, aber bey einigen immer noch groß genug, uns in Verwunderung zu ſetzen. Wieviel Bruth hängt an einer Zwiebel eines Schneeglöckchens, und

welche Anzahl von großen und kleinen Knollen erhält man aus einem Erdapfel. Die Bruth oder Schößlinge, welche aus der Wurzel einiger Bäume treiben, ſind nicht geringer. Dodart hat an einem Roßcaſtanienbaume, von zween Zoll im Durchmeſſer, der abgeſtutzet worden, im folgenden Frühjahre sechs und neunzig neue Triebe gezählet. So viel Knoſpen an einem Baume, ſo viel neue Bäume. Ein ganzes Heer Weiden und Pappelbäume könnte man erhalten, wenn man die Aeſte von einem Baume in verſchiedene Stücke theilen, und dieſe alle in dienliche Erde ſtecken wollte. Auch durch andere Künſte kann man die Vermehrung befördern. Ein Getraidekorn treibt gemeiniglich nur einen Halm, Wolf aber hat, vielleicht zuerſt, gelehret, wie ſtatt eines mehrere hervorgebracht werden können; welches auch die neuern, die von dem Ackerbaue nützliche Anweiſungen gegeben, beſtätiget haben.

Hierbey könnte man die Frage aufwerfen, ob bey der Schöpfung der Welt von jeder Art der Gewächſe nur ein Stück, als eine Tulpe, ein Quittenbaum, oder ob mehrere von einer Art zugleich dargeſtellet worden. Wollte man das erſte annehmen, und hätten aus der einzigen erſchaffenen Pflanze von jeder Art nach und nach alle übrige entſtehen müſſen, ſo wäre billig zu befürchten geweſen, daß viele davon ſogleich im Anfange wieder zerſtöret und vernichtet werden können, da ſo viele Thiere und Inſecten blos allein von Kräutern leben. Es wären gewiß viele tauſend Arten, nach der Dauer von wenigen Tagen, und ehe ſie noch ihren Saamen zur Reife bringen können, von den Thieren aufgezehret, und aus dem Reiche der erſchaffenen Weſen gänzlich vertilget worden. Es iſt daher wahrſcheinlicher, daß der Schöpfer ſogleich bey der Schöpfung unſerer Erde, von jeder Art der Pflanzen mehrere Stücke zugleich hervorgebracht, andere in größerer, andere in geringerer Menge, nach der verſchiedenen Abſicht, wozu er dieſelben beſtimmet.

Mit dieſer Betrachtung kann man füglich noch eine andere verbinden, nämlich, ob die zuerſt erſchaffenen Gewächſe alsbald auf der ganzen Erde vertheilet, und ihnen nach Beſchaffenheit ihres Baues und ihrer Eigenſchaften, verſchiedene, und für ſelbige geſchickte Gegenden zum Aufenthalte angewieſen worden, oder ob man mit Herr von Linné annehmen könne, daß unter dem heißen Himmelsſtriche ein, bis in die oberſte Gegend der Luft erhabener, Berg geweſen, auf welchem das Paradieß gepflanzet worden, und dieſer einzige Berg zuerſt den

Wohnplatz aller Thiere, und einen mit allen Gewächſen des Erdbodens verſehenen Garten vorgeſtellet habe; auf deſſen verſchiedenen Höhen alle Pflanzen die ihnen eigene und taugliche Gegend angetroffen, von da ſie allgemach ſich über die ganze Erde verbreitet. Man kann hierüber die ſchöne Abhandlung des Hrn. Prof. Zinn in dem Hamb. Magaz. 16 Band, 339 S. nachleſen. Dieſe Meynung des Herrn von Linné erhält dadurch eine Wahrſcheinlichkeit, daß die Saamen der meiſten Pflanzen ſo beſchaffen ſind, daß ſie leicht und auf verſchiedene Weiſe umhergeſtreuet, und bisweilen an entlegene Oerter gebracht werden können; und man findet auch jetzo viele Pflanzen an ſolchen Oertern wachſen, wo vor hundert und mehr Jahren dergleichen nicht angetroffen, und welche gewiß aus entlegenen Gegenden dahin gebracht worden, wie bey uns das Erigeron canadenſe, die Datura, Oenothera biennis und mehrere beweiſen. Indeſſen können wir doch die Einſchränkung des ganzen Gewächsreiches auf einen einzigen Berg nicht füglich annehmen, ob wir gleich die Wanderungen der Pflanzen gern zugeben. Außer den zuvor angemerkten Beyſpielen findet man noch viele andere, welche urſprünglich aus andern Gegenden in unſere verſetzet worden, und da die ſibiriſchen und nordamerikaniſchen Pflanzen unſere Gegend ſo wohl vertragen, ſo iſt leicht zu vermuthen, daß die Anzahl dieſer fremden Gäſte in künftigen Zeiten noch weiter vermehret werden dürfte; wozu ſonderlich die Schiffarth vieles beytragen kann, in dem Erigeron und Datura vor der unternommenen Schiffarth nach Oſt- und Weſtindien in Europa nicht angetroffen worden. Außerdem aber, daß die Gewächſe ihr eigenes Vaterland zu verändern pflegen, findet man auch Beyſpiele, daß ſolche zuweilen ihren beſtimmten Standort, welcher ihnen die nöthige Nahrung und Beſchützung verſchaffet, verändern, obgleich ſolches nicht bey allen ſtatt hat. Pflanzen, denen ihr ordentlicher Wohnplatz im Waſſer angewieſen worden, gehen verloren, wenn das Waſſer mangelt, und der Ort ausgetrocknet wird. Andere, welche in ſchattigen Laubhölzern wachſen, erſterben, wenn der Wald umgehauen wird. Die ſaftigen Pflanzen, welche auf dem trocknen, felſichten Grunde am Vorgebirge der guten Hoffnung das ſchönſte Wachsthum zeigen, würden alle umkommen, wenn ſie in ein fettes Erdreich verſetzet werden ſollten. Und hierauf gründet ſich einestheils die Wartung der ausländiſchen Pflanzen in unſern Gärten, indem man hierbey, ſoviel nur möglich,

möglich, die Natur nachahmen, und die Erde ſchicklich zurichten muß. Viele andere laſſen gleichſam mit ſich machen, was die Natur, oder Menſchen wollen. Das Unkraut, welches in allerley Ackerland fortkömmt, wird dieſes genugſam beſtätigen, ohne daß es nöthig iſt, andere Beyſpiele anzuführen. Die Gärtnerkunſt, in ſoweit ſolche mit Wartung und Erziehung ausländiſcher Gewächſe ſich beſchäftiget, beruhet vorzüglich auf dieſen beyden Stücken, nämlich ein gleichmäßiges Clima und gleichähnliches Erdreich für die verſchiedenen Gewächſe nachzuahmen.

Die Pflanzen, wenn ſie in andere und fremde Gegenden, oder in ein ander Erdreich, entweder von ſelbſt, oder durch Menſchenhände verſetzet werden, leiden öfters ſelbſt Veränderungen, oder geben Gelegenheit, daß diejenigen, welche mit ihnen in Geſellſchaft leben, verändert werden. Hierüber, und überhaupt von den Veränderungen, welche bey den Pflanzen vor ſich gehen, kann man den Artikel Ausarten im I. Band 447 S. nachſehen.

Obgleich die Pflanzen im ganzen betrachtet einer Bewegung unfähig ſind, und man daher auch dieſes Unvermögen, ſich aus einem Orte in den andern zu begeben, als ein Unterſcheidungszeichen der Gewächſe von den Thieren anzunehmen pfleget, ſo zeigen doch die Pflanzen in vielen Theilen eine Bewegung, welche man in einigen vielleicht gar für eine Empfindung halten könnte, indem ſolche gemeiniglich durch einen Reitz verurſachet wird. Zu der erſten und mehr einfachen Bewegung gehöret die Kraft, womit die Wurzel in die Erde dringet, der Stängel aber ſich in die Luft erhebt. Von dieſen beſondern Umſtänden S. Stamm und Wurzel. Tournefort hat ſogar den Pflanzen Muſkeln zugeeignet, und durch deren Kraft die Bewegung erklären wollen, und es iſt bekannt, daß die Gefäße, wenn die Pflanzen und ihre Theile das völlige Wachsthum erlanget, und keine Nahrung mehr nöthig haben, ſich mehr und mehr verhärten, ihren Dienſt ändern, gewiſſe Spannungen anzunehmen fähig werden, und auf ſolche Weiſe die Stelle der Fibern von den Muſkeln vertreten. Wenn dieſes geſchieht, entfernen einige Fibern, die von gleicher Richtung ſind, gewiſſe Theile von einander, und geben andern beſondere Wendungen, wie an den Früchten der Tulpe, Balſamine, Fraxinelle, Ritterſporn und mehrern leicht wahrzunehmen iſt. Es ſind aber dieſe Muſkelfibern der Gewächſe von den Muſkelfibern der Thiere merklich verſchieden, ſonderlich weil bey dieſen die Zuſammenzie-

hung von einem Safte abhanget, hingegen die Fibern der Gewächſe ſich durch ein Austrocknen zuſammenziehen. Doch äußert ſich dieſe Kraft nicht allein bey dem Austrocknen der Fibern, ſondern ſie findet auch öfters bey den ſaftigen Theilen ſtatt. Vorzüglich findet man hiervon die deutlichſten Beyſpiele an den Staubfäden. Bey der Berberbeere z. E. nähern ſich die Staubfäden dem Stempel, und ziehen ſich zuſammen, wenn man mit der Spitze einer Nadel den Staubfaden unterwärts ganz ſachte reizet; ſo wie hingegen die einwärts gebogenen Staubfäden bey dem Glaskraute ſich durch dergleichen Reiz aufrichten. Merkwürdige und eigne Bewegungen an den Staubfäden kann man bey der Parnaſſie, Raute, und andern, auch die Abhandlung von den Staubfäden nachleſen. Bewegungen an den grünen Blättern zeiget das Sinnkraut und die Dionaea am deutlichſten, wovon bey Betrachtung dieſer Pflanzen ein mehreres. Doch erwähnen wir hier eine andere Bewegung, welche ſich ſowohl an den Blättern als Blumen äußert.

Eine ganz beſondere Eigenſchaft der Gewächſe iſt nämlich der Schlaf derſelben. Iſt es glaublich, daß ſolche auch hierinnen den Thieren ähnlich ſind? die Pflanzen ſchlafen einmal, wenn ſie von ihrem Treiben und Wachsthum nachlaſſen, ausruhen, und neue Kräfte ſammlen. Dieſes geſchieht vornehmlich im Winter. Von einigen ſchläft nur die Wurzel, da die übrigen Theile abgeſtorben ſind, bey andern, wie bey den Bäumen, auch der Stamm und die Aeſte, und ob man gleich nicht zugeben kann, daß der Saft in dieſen den Winter über ganz ſtille ſtehe, ſo iſt doch deſſen Bewegung viel ſchwächer als im Frühjahre und im Sommer, und in ſo ferne kann man wohl ſagen, ſie ſchlafen. Es ſchlafen aber auch die Pflanzen im Sommer, und zwar zu eben der Zeit, wenn gemeiniglich die Thiere zu ſchlafen pflegen. Es arbeiten ſelbige den Tag über, ruhen aber in der Nacht wieder aus. Doch iſt dieſe Ruhe nur ſcheinbar, indem ſie wirklich auch die Nacht über nicht müßig ſind, ſondern nur auf eine andere Art ihre Verrichtungen fortſetzen. Wir verſtehen hier vorzüglich die Blätter bey vielen Pflanzen, welche des Nachts eine andere Lage bekommen, als welche ſie den Tag über gehabt haben. Die ausgebreiteten Blätter neigen ſich des Abends und in der Nacht gegeneinander und zuſammen, oder verändern ſonſt ihre Lage, ſo daß einige, welche zuvor flach ausgebreitet waren, ſich in die Höhe richten, andere hingegen unterwärts hangen,

und in beyden Fällen ſich dem Stängel und den Aeſten nähern. Und dieſe Veränderung nennet Herr von Linné den Schlaf der Pflanzen. Die meiſten Gewächſe, bey welchen man dergleichen bemerket, haben zuſammengeſetzte Blätter, doch äußert ſich dieſe Eigenſchaft auch bey einfachen. Herr von Linné hat zehn verſchiedene Arten der veränderten Lage bey dieſem Schlafe beobachtet. Die einfachen ſchlafen, indem ſich 1) entweder zwey einander gegenüber ſtehende Blätter aufrichten, und ſich mit ihrer obern Seite alſo aneinander legen, daß ſie nur ein Blatt vorzuſtellen ſcheinen; wie bey der Gartenmelte geſchieht; oder 2) indem ſich die wechſelsweiſe geſtellten Blätter des Nachts an den Stängel andrücken, wie bey der weichen Nachtkerze; oder 3) indem ſich die, den Tag über flach ausgebreiteten, Blätter in die Höhe richten, und faſt in Geſtalt eines Trichters die Spitze des Zweiges umgeben, wie bey dem gemeinen Stechapfel; oder 4) indem die zuvor flach liegenden Blätter ringsherum abwärts hangen, und auf dieſe Weiſe mit einander gleichſam ein Gewölbe machen, unter welchem die zarten Blüthen ſicher liegen können, wie bey der Ketmia ſabdariffa. Bey den zuſammengeſetzten Blättern hat man ſechs Arten angemerket; 1) legen ſich die einander gegenüber geſtellten Blättchen mit ihrer obern Seite aneinander, wie bey den meiſten, welche ſchmetterlingsförmige Blumen tragen; 2) neigen ſie ſich nur mit ihren Spitzen gegeneinander, ſo daß ſie eine Höhle unter ſich machen, wie bey einigen Kleearten; 3) nähern ſie ſich untereinander, entfernen ſich aber mit den Spitzen von einander; wie bey einigen Arten Lotusklee; 4) hangen ſolche unterwärts, wie bey den Lupinen und Amorphe; 5) biegen ſie ſich überdieß noch um, ſo daß die innere Seite auswärts gedrehet wird, wie bey den meiſten Arten der Caſſie; und 6) legen ſie ſich der Länge nach genau an den Stängel, und bedecken ſolchen faſt überall. Die Urſache dieſer veränderten Stellung haben einige in der kühlern und feuchtern Nachtluft geſuchet, indem dadurch die Fibern der Blätter und ihrer Stiele auf einer Seite mehr, als auf der andern zuſammengezogen, und dadurch die veränderte Richtung bewirket würde. Vielleicht könnte dieſe Meynung auch dadurch beſtätiget werden, daß die untere Fläche zum Einſaugen der Luftfeuchtigkeiten beſtimmet iſt, und dieſes die Nacht über geſchieht. Herr Hill aber, in der beſondern Abhandlung vom Schlafe der Pflanzen, bemerket ganz richtig, wie dieſe Erſcheinung auch alsdenn erfolge, wenn gleich die Luft

des Abends und in der Nacht eben den Grad der Tageswärme, und noch eine größere zeiget. Pflanzen, die in den Treibhäuſern aufbehalten werden, beſtätigen dieſes; indem auch bey dieſen die nämliche Veränderung vorgeht. Es hat daher Herr Hill eine andere Urſache angegeben, und dieſe in die Abweſenheit des Lichts geſetzet. Er hat ſeine Erfahrungen hauptſächlich mit dem Abrus angeſtellet, und dieſe alle kommen darinnen überein, daß, nach dem bey Tage dieſe Pflanzen in mehreres, oder minderes Licht geſetzet worden, ſelbige in dieſer Verhältniß ihre Blättchen mehr oder weniger ausgebreitet, hingegen aber ſolche völlig zuſammengefaltet, und in eben den Zuſtand des Schlafes, als bey völliger Nacht geſchieht, verſetzet haben, wenn er ſolche in einem völlig verfinſterten Orte eingeſchloſſen. Herr Zinn hat dieſe Beobachtungen mit einer Art Sinnkraut wiederholet, und wahrgenommen, daß die Blättchen ſo bey hellem Tageslichte ganz ausgebreitet waren, ſich allezeit zuſammengeleget, wenn er die Pflanze in einen finſtern Ort geſetzet, ſich aber alsbald wieder ausgebreitet, wenn ſie noch vor Abends wieder an das Licht geſtellet worden. Indeſſen will Herr Zinn doch das Licht nicht für die wahre Urſache ausgeben, und hat in Anſehung des Sinnkrautes einige andere Wahrnehmungen angemerket, welche das Gegentheil beweiſen. Z. E. Es hat ſolches allemal Nachmittags um ſechs Uhr ſich zum Schlafe geneiget, wenn gleich die Sonne ſolches noch zwo Stunden beſchienen; auch hat ſie dieſes gethan, wenn ſie gleich um dieſe Zeit aus dem dunklen Keller in das völlig erleuchtete Treibhaus vor die Fenſter geſetzet worden. Bonnets Unterſuchungen von den Nutzen der Blätter verdienen hierbey ganz nachgeleſen zu werden. Gleichwie aber die Blätter nach Verſchiedenheit des Tages und der Nacht ihre Stellung ändern, eben ſo zeiget ſich an den Blumen faſt eine ähnliche Veränderung, indem ſich ſolche bey vielen Pflanzen zu gewiſſen Stunden öffnen und wieder ſchließen. Herr von Linné will zwar die Blumen nicht ſchlafen, ſondern nur wachen laſſen, und nennet daher dieſe Abwechſelung das Wachen, Vigiliae; im Grunde aber, wird es wohl auf eins hinauslaufen. Bey dieſem Oeffnen oder Schließen thut Licht und Sonne nichts, indem z. E. der gelbe gemeine Bocksbart ſeine Blumen täglich zwiſchen neun und zehn Uhr völlig zuſchließt, es mag die Sonne ſcheinen, oder mit Wolken überzogen ſeyn. Vornehmlich bemerket man dieſe beſtimmte Abwechſelung bey den zuſammengeſetzten Blumen. Der

zuvor angeführte Bocksbart iſt von der Art, und der gemeine Löwenzahn ſchließt ſeine Blumen Abends zwiſchen fünf und ſechs Uhr, und dieſes geſchieht auch, wenn die Blume in einem Glaſe Waſſer ſteht. Mehrere Beyſpiele zu geſchweigen. Auch andere zeigen dieſe Veränderung. Die Winde öffnet ſich früh und ſchließt ſich Abends. Die Malven öffnen ihre Blumen gemeiniglich gegen eilf Uhr, und die Ficoiden haben deswegen den Namen Mittagsblume erhalten, welche ihre Blumen ſich um dieſe Zeit ausbreiten; bey den meiſten Fackeldiſteln öffnet die Blume ſich nicht eher, bis die Sonne untergegangen, und ſchließt ſich wieder, wenn ſie aufgeht. Man kann daher, und weil dieſes Auf- und Zublühen der Blumen bey vielen faſt immer zu der nämlichen Zeit erfolget, füglich die Stunden des Tages darnach beſtim̃en, und wie Hr. v. Linne' gelehret, darnach einen Stundenzeiger, Horologium florae, verfertigen

Zuletzt könnten wir noch eine allgemeine Betrachtung über den Nutzen und die Kräfte der Gewächſe anſtellen; da wir aber hiervon bey jedem ins beſondere gehandelt, bemerken wir hier nur, wie man öfters, weil weder durch den Geruch und Geſchmack, noch die Chymiſche Unterſuchung die Kräfte der Pflanzen ſicher zu entdecken ſind, auch das äußerliche Anſehen und die Uebereinſtimmung der Gewächſe in der Blüthe und Frucht zu Hülfe genommen, und die Regel gegeben: Pflanzen, welche unter ein Geſchlechte und Familie gehören, kommen auch in Anſehung der Kräfte überein. Hr. von Linne' hat dieſe in einer beſondern Schrift, Vires plantarum betitelt, auszuführen und zu beſtätigen geſuchet. S. Amoenit. Acad. Vol. I. Herr Gleditſch hingegen hat in einer andern de Methodo botanica dubio virtutum in plantis indice ſelbige aus vielen Gründen für unſicher erkläret und überzeugend entkräftet. Man darf nur den gemeinen Nachtſchatten, Erdäpfel, Eyerſtaude und Liebesäpfel, welche alle ein Geſchlecht ausmachen, unter ſich und mit dem nahverwandten Dollkraute und andern vergleichen, und unſere Abhandlungen davon nachleſen, ſo wird man leicht einſehen, welchem von dieſen beyden Männern mehr Beyfall gebühre. Herr Oeder hat in ſeiner Einleitung S. 132. beyde Meynungen zu vereinigen geſuchet, wohin wir auch den Leſer verweiſen müſſen, und nur den Schluß davon wiederholen wollen. Allem Schaden, ſchreibt derſelbe, welchen der Linnäiſche Satz durch eine üble Anwendung verurſachen könnte, wird vorgebeuget, wenn man ſich dabey erinnert, daß die Folgen aus dieſem

Satze für nichts, mehr als Muthmaaßungen angeſehen, und erſt durch ſorgfältige Erfahrungen der Aerzte, der Scheidekünſtler, und aller, welche mit Pflanzen in dem Gewerbe des menſchlichen Lebens zu thun haben, beſtätiget werden müſſen. Außer der botaniſchen Uebereinſtimmung der Gewächſe ſoll man auch auf andere übereinkommende Umſtände Acht haben, um zuweilen dadurch das Verborgene zu entdecken. Beſonders merkwürdig, wegen der Benutzung in der Färberey, iſt die Veränderung der Farbe, welche einige Pflanzen und ihre Blüthen leiden, wenn ſolche getrocknet werden. Das ausdauernde Bingelkraut und der Glitſch erhalten alsdenn eine graue, der gemeine Lotusklee und die Wollblume eine blaue, das Pfaſanenkraut, der weiße Andorn und verſchiedene andere, eine ſchwarze Farbe. Wir haben dieſen beſondern Umſtand bey den Beſchreibungen der Pflanzen, wo ſolcher ſtatt findet, ſorgfältig angemerket, indem wir wirklich darauf viel Vertrauen ſetzen, und dergleichen vorzüglich zu fernern Unterſuchungen empfehlen.

Wenn aber auch dieſes alles ſeine Richtigkeit hätte, könnte man doch wegen des nützlichen Gebrauches leichtlich hintergangen werden, woferne man nicht noch auf einen andern Umſtand ſein Abſehen richtete.

Das Einſammlen der Gewächſe zum mediciniſchen und ökonomiſchen Gebrauche, auch als Nahrungsmittel betrachtet, iſt ein Umſtand von Wichtigkeit; davon wir aber hier nur etwas erwähnen können, und den Leſer, welcher mehr davon zu wiſſen verlanget, auf Dr. Böhmers zwo Streitſchriften de Collectione vegetabilium virtutis cauſa verweiſen wollen. Auf den verſchiedenen Standort, das Wachsthum und die Dauer der Pflanzen iſt dabey vorzüglich Acht zu haben. Eine gewürzhafte Wurzel, welche ihren natürlichen Standort in einer hohen, warmen, mittägigen Gegend hat, verändert ſich überaus merklich, wenn die ausfallenden Saamen auf fette, naſſe Wieſen, oder ſchattiges Geſträuch auf der Nordſeite geführet werden. Ein Beyſpiel giebt die Benedictwurzel. Sommergewächſe, um das Kraut davon zu gebrauchen, ſammlet man, wenn die Blüthe zum Vorſchein gekommen, und ehe der Saame reifet. Blätter, ſonderlich Wurzelblätter von zweyjährigen, ſoll man zu Ende des erſten Herbſtes oder Anfange des zweeten Sommers ſammlen, ehe der Stängel aufſchießt. Bey dauernden Gewächſen bricht man die Stängelblätter ab, ehe die Blüthe ſich öffnet, wenigſtens ehe ſolche verwelket. Die Wurzel bey den dauernden Gewächſen iſt im Frühjahre

jahre am kräftigſten. Da aber viele die Blätter und Stängel zeitig abwerfen, und im frühen Herbſte ſchon mit ſtarken Keimen verſehen ſeyn, ſammlet die Wurzel ſchon im Herbſte neue Kräfte, daher auch viele dergleichen im Herbſte und Winter ausgegraben werden können. Von zweyjährigen ſind dieſe holzicht, und unnütze, wenn der Stängel aufgeſchoſſen, hingegen bey dem erſten Wachsthume zu ſaftig und wäſſericht, daher man ſolche wenigſtens erſt im Herbſte, oder noch beſſer zu Anfange des zweeten Frühlings wählen ſoll. Dieſe Vorſchriften gründen ſich vorzüglich auf den Einfluß der Blätter in die Wurzel und dieſer wieder auf die Blätter. Die Blumen müſſen entweder vor oder kurz nach dem Aufblühen geſammlet werden, damit die innern Theile noch im vollkommenen Zuſtande ſind. Doch iſt dabey vorzüglich Obſicht zu haben, in welchem Blumentheile die verlangte Kraft enthalten. Dieſe, wie auch die Blätter ſoll man des Morgens, wenn der Thau durch die erſten Sonnenſtralen zertheilet worden, und ehe durch die vermehrte Ausdünſtung die beſten und weſentlichen Theile verfliegen, einſammlen. Bey feuchter Witterung geſammlete Kräuter und Saamen ſind leicht der Verderbniß unterworfen. Was eingeſammlet worden, ſoll man reinigen, mit Vorſicht trocknen, im trocknen Behältniß aufbewahren. Einige wollen das langſame Austrocknen dem geſchwinden vorziehen; gemeiniglich aber wird man finden, daß ſie weniger von ihrer Kraft verlieren, wenn man ſie ſchnell trocknet. Man muß auch wiſſen, welche Theile, und von welchen Pflanzen ſie im friſchen oder getrockneten Zuſtande nützlich zu gebrauchen ſind. Hr. Gleditſch, welcher über dieſe Materie, und wie die Anſtalten beym Einſammlen der innländiſchen Arzneygewächſe zu verbeſſern, eine ſchöne Abhandlung gegeben, welche in deſſen vermiſchten Bemerkungen I. Th. 201. und folg. S. befindlich, verlanget unter andern, daß derjenige, welcher das Einſammlen verrichten ſoll, dazu von Jugend auf unterrichtet, und nach und nach angewöhnet worden ſey, auf alle Umſtände wohl Acht zu geben, die ſich vom Anfange der Entwickelung der Arzneygewächſe nach ihrem Alter, der Jahreszeit und Witterung, in verſchiedenen Erdboden, in ſo verſchiedenen Veränderungen nach einander hervorthun, und eifert billig, daß gemeiniglich dieſes den alten Kräuterweibern und unverſtändigen Wurzelgräbern überlaſſen werde. Wir könnten auch hier von derjenigen Pflanzenſammlung handeln, welche man Herbaria viua, lebendige Kräuterbücher, zu nennen

nen pfleget, wenn wir nicht befürchten müßten, zu weitläuftig zu ſeyn. Wir erinnern nur, wie hierbey das meiſte auf Uebung, Geſchicklichkeit und Kenntniß der Pflanzen ſelbſt ankomme, und das Löſchpapier ſich am beſten ſchicke, die Feuchtigkeiten der Gewächſe an ſich zu ziehen, und in der natürlichen Stellung zu trocknen, wenn ſie zwiſchen etliche Bogen geleget, dieſe öfters verändert und genugſam gepreſſet werden.

Nachdem wir nun das merkwürdigſte, was bey Betrachtung der Pflanzen unſere Aufmerkſamkeit verdienet, in möglichſter Kürze vorgetragen haben, ſollten wir auch noch alles dasjenige anführen, was bey der künſtlichen Wartung derſelben nützlich angewendet und beobachtet werden müſſe. Da aber verſchiedenes hiervon bey Betrachtung der einzelnen Theile der Gewächſe angemerket, wie z. E. bey den Saamen, auch von der Saat, bey dem Aſte von dem Beſchneiden, beym Obſte von Wartung und Pflanzung der Obſtbäume, ingleichen bey der Ananas und Melone von Anlegung eines Miſt- und Lohbeetes gehandelt, auch bey jeder Pflanze, wo es nöthig geweſen, die beſondere Wartung angegeben worden, wollen wir nur noch eins und das andere, was zur allgemeinen Wartung gehöret, kürzlich anmerken.

Das Verſetzen oder Verpflanzen derer, aus Saamen erzogenen, ſonderlich der Sommergewächſe, ſoll zu rechter Zeit vorgenommen werden. Am beſten geſchieht es, wenn das junge Pflänzchen vier, ſechs bis acht Blätter erlanget hat. Pflanzen, welche anfangs nur Wurzelblätter und keinen Stängel treiben, können länger auf dem erſten Orte ſtehen bleiben, andere aber, welche ſtängeln oder ſchoſſen, werden leicht Schaden leiden, der Stängel welk werden, auch wohl gar vertrocknen, wenn ſolcher vor dem Verſetzen bereits eine mehrere Höhe erreichet. Müßte man dergleichen mehr aufgeſchoſſene verſetzen, ſoll man alsbald ein Stäbchen dabey ſtecken, und dadurch verhindern, daß der Stängel ſich nicht biege. Wenn dergleichen junge Pflänzchen ausgehoben werden, ſoll man die zarten Würzelchen nicht entblößen, ſondern ſo viel möglich die Erde daran zu erhalten ſuchen; daher ſoll man einige Stunden zuvor die Erde begießen, die Stöckchen mit einer eiſernen Gartenkelle oder kleinem Spate fein tief unterſtechen und aufheben. Einige empfehlen hierzu eine blecherne Walze, welche man weiter und enger machen und damit die Pflanze nebſt der Erde zugleich faſſen und ausheben kann. Es wird hierzu Uebung erfordert und doch misräth es öfters. Bey vielen Ge-

wächſen iſt dieſes alles nicht nöthig, und man zieht die Pflanzen mit den bloßen Wurzeln aus, machet mit einem Stabe ein Loch in das Erdreich, ſtecket die Wurzel hinein und drücket die Erde an ſelbige an. Iſt die Wurzel zu lang, ſo verkürzet man ſie mit einem ſcharfen Meſſer ein wenig, nimmt die etwa vertrockneten Blätter behutſam weg, und verſchneidet auch zuweilen die obern; welches ſonderlich bey langen Blättern nützlich iſt, indem ſolche, wenn ſie nach dem Verſetzen welk werden, durch das Begießen leicht mit der Erde überſchwemmt, und dadurch ſowohl das Pflänzchen niedergezogen, als auch ſonſt in ſeinem Wachsthume verhindert wird. Iſt dieſes geſchehen, muß man die Blätter mit einem ſpitzigen Hölzlein auflüften. Das Verpflanzen geſchieht am beſten bey Abendszeit, damit die Pflänzchen die Nacht über ſich mehr friſch erhalten können, müßte es am Tage geſchehen, ſoll man ein Bret oder ſonſt was vorſetzen, damit die Sonne davon abgehalten würde, als wodurch die mehreſten verwelken und verderben. Bey kleinen Verpflanzungen kann man über jedes Pflänzchen den Tag über einen Blumentopf verkehrt ſtellen und dieſen Abends wieder weg nehmen. Am beſten geſchieht die Verpflanzung, wenn es einen Tag zuvor geregnet; wer darauf nicht warten kann, muß nach dem Verſetzen die Pflanzen alsbald begießen laſſen. Ueberhaupt iſt dieſes anfangs, auch einige Tage nachher, ſehr dienlich, wenn es die Umſtände erlauben, doch nur ſparſam auf einmal, damit die Wurzel nicht faule. Pflanzen, welche man in Töpfen unterhält, ſollen wenigſtens alle drey Jahre, viele auch öfterer, verſetzet, der Wurzelballen äußerlich in der Rundung und am Boden wenigſtens einen Querfinger breit mit einem ſcharfen Meſſer abgeſchnitten, und dafür wieder mit neuer Erde umgeben werden. Dieſe und andere im freyen Lande ſtehende, in der Wurzel ausdauernde, auch immergrünende Pflanzen werden beſſer im Frühjahre als Herbſte verſetzet; doch kann dieſes auch zuweilen ſtatt haben, ſonderlich wenn in dieſer Jahreszeit noch warmes Wetter anhält. Von Verpflanzung der Zwiebelgewächſe kann man die beſondern Artikel nachleſen. Bey dieſen und andern ausdauernden Wurzeln iſt das Verſetzen deswegen nöthig, damit ſolche wieder fruchtbares Erdreich, und dadurch beſſern Wachsthum erhalten, auch nicht, wie bey den Zwiebeln leicht geſchieht, die Blumen in ihrer Farbe ausarten.

Das Begießen iſt ein wichtiger Umſtand bey Wartung der Pflanzen. Hierbey kömmt zuerſt die verſchiedene Beſchaffenheit des

Waſſers in Betrachtung. Die Thiere, und vorzüglich der Menſch verlangen zu ihrem Unterhalte und Geſundheit friſches, reines unſchmackhaftes, dergleichen ſonderlich dasjenige iſt, ſo von erhabenen Orten aus einem reinen Boden über Felſen, oder von einem ſandigen Berge herabfließt. Das Flußwaſſer iſt davon nicht ſehr verſchieden, wenn ſolches ſich auf dem Wege mit nichts unreinem vermenget, vielmehr ſich dadurch noch mehr reiniget und den Einfluß der wärmenden Sonne genießet. Bey den Gewächſen hat vielleicht das Gegentheil ſtatt, indem der Regen, oder das aufgeſammlete Regenwaſſer das gedeihliche Wachsthum derſelben vorzüglich befördert. Dieſes aber iſt niemals rein, ſondern jederzeit mit einer Menge von fremden Theilchen geſchwängert, daher auch Boerhaave ſelbiges die Lauge der Atmoſphäre genannt. Man muß aber zwiſchen dieſem und einem andern unreinen Waſſer billig einen Unterſchied machen, und nicht glauben, daß alles unreine, oder moraſtige, faule und ſtinkende Waſſer den Gewächſen zuträglich ſey. Der Schaden hiervon wird ſich mehr als zu deutlich zeigen; daher man, außer dem Regenwaſſer, vorzüglich das Flußwaſſer hierzu empfiehlt, dieſes aber für beſſer, als Quell- und Brunnenwaſſer hält, indem jenes zu kalt und dieſes zu hart iſt, wenigſtens ſoll beydes, ehe es zum Begießen gebrauchet wird, vier und zwanzig Stunden über der freyen Luft und Sonne ausgeſetzet werden; zu dem Ende man in den Gärten Fäſſer in Bereitſchaft hält, oder auch Ciſternen anleget, um das Waſſer darinnen zu ſammeln, und zum nützlichen Gebrauche geſchickter zu machen. Iſt das Waſſer ſo zu reden arm und ganz unfruchtbar, kann man etwas Kuh- Hühner- oder Taubenmiſt darunter miſchen, nachdem man es den Pflanzen für zuträglich erachtet. Bey kleinen Gewächſen bedienet man ſich zum Begießen der ſo genannten Spreng- oder Gießkanne, mit und ohne Spritze. Bey der letzten ſind die kleinen Löcher beſſer als die großen; auch die gewöhnlichen Handſpritzen ſchicken ſich hierzu, ſonderlich um die Gipfel der Bäume zu beſprengen. Bey zärtlichen Gewächſen, welche man nicht ſtark begießen darf und doch in einer gleichen Feuchtigkeit erhalten will, kann man einen Topf mit Waſſer etwas erhöhet ſetzen, und ein wollenes, vorher durchaus angefeuchtetes Band dergeſtalt hineinhängen, daß das kürzere Ende in den Topf bis auf den Boden lange, das längere aber an die Wurzel der Gewächſe reiche, da denn das Waſſer durch das feuchte Band ſich bis an die Wurzel zieht, ſo lange bis kein

Tropfen Waſſer mehr im Topfe iſt. Bedienet man ſich der Sprie, ſo ſoll man es nicht bewenden laſſen, daß das Erdreich von dem Waſſer oben nur ſchwarz und feuchte werde, ſondern man muß ſo gießen, daß das Waſſer bis zur Wurzel eindringe, und zu dem Ende das Beet zwey- bis dreymal übergießen. Um dieſes bey großen Gewächſen, ſonderlich den Bäumen, zu erhalten, auch damit das Erdreich nach dem Begießen durch die Sonne nicht verhärtet werde, pfleget man das Erdreich um den Stamm umzuhacken oder aufzulockern. Könnte man in einem Abende einen ganzen Garten nicht begießen, weis dazu die Menſchen, auch vielleicht das Waſſer fehlen, ſo iſt es beſſer, nur einen Theil tüchtig und gehörig, als den ganzen Garten wenig zu begießen, und daher kann man ſolchen theilen und jeden Tag einen Theil verſorgen; indem ein gut angefeuchtetes Erdreich ſich auf einige Tage behelfen kann. Das Begießen ſoll zur Sommerszeit nicht Mittags, ſondern des Abends geſchehen. Bey heißer Witterung iſt es jedoch dienlich, am Tage die Gewächſe etlichemal zu beſprengen, auf den Abend aber tüchtig zu begießen. Bey dergleichen Wetter werden die Blätter den Tag über ſchlaff und welk, weil die Ausdünſtung häufiger geſchieht, als die Wurzel Feuchtigkeiten annehmen kann. Das Beſprengen mindert die Ausdünſtung und iſt daher ſehr nützlich. Im Frühjahre und Herbſte ſoll man das Begießen des Morgens vornehmen, indem man wegen der Nachtfröſte nicht ſicher iſt. Ueberhaupt muß man bey dem Begießen auch auf die Witterung acht haben, auch einen Unterſchied machen, ob die Pflanze im ſtarken Triebe ſey, oder ob dieſer wieder nachgelaſſen, indem das Waſſer, wenn die Erde lange damit angefeuchtet, und um die Wurzel gleichſam ſtehen bleibt, gar leicht ſchädliche Folgen nach ſich zieht. Dieſes iſt beſonders bey ſolchen zu merken, welche in Töpfen ſtehen, und zumal im Winter, wenn ſie in dem Glashauſe aufbehalten werden. Dieſe ſind auch nicht mit kaltem Waſſer zu begießen, einige rathen deswegen laulichtes zu gebrauchen, beſſer aber iſt dasjenige, welches in dem Glashauſe in einem Faſſe aufbehalten und dadurch in den ſchicklichſten Grad der Wärme verſetzet worden.

Bey dem gedeihlichen Nutzen des Begießens müſſen auch die Gefäße, worinne man die Bäume und andere Pflanzen unterhält, in Betrachtung gezogen werden. Es ſind dieſe entweder hölzerne Kaſten und Kübel, oder töpferne Scherben. Dieſe müſſen mit dem darein zu ſetzenden

Gewächſe ein ſchickliches Verhältniß haben. Es glauben einige, daß es beſſer oder unſchädlicher ſey, größere als kleinere zu wählen. In dieſen wird der Stock aus Mangel hinlänglicher Nahrung freylich ſchmachten und keinen Trieb zeigen, liegt aber zu viel Erde um die Wurzel, ſo wird dieſe die Feuchtigkeiten derſelben nicht genugſam einſaugen und daher leicht faulen, wenn man ſich nicht mit dem Begießen wohl in acht nimmt. Fette Gewächſe, als die Aloen, Fackeldiſtel und dergleichen verlangen ganz kleine; ſaftige, geilwachſende Sommergewächſe, als Balſamine und Aſter, größere. Alle müſſen unten oder ſeitwärts am Boden Löcher haben, damit das überflüßige Waſſer gehörig ablaufen könne, dieſe werden jedoch inwendig mit zerbrochenen Scherbelſtücken locker bedecket, damit zwar das Waſſer ablaufe, die Löcher ſelbſt aber durch die Erde nicht verſtopfet werden. Es dienet auch dieſe Bedeckung dazu, daß die Ohr- und andere Würmer nicht einkriechen und in der Erde, zum Nachtheil der Wurzel, ſich einniſteln mögen. Dieſes abzuwenden kann man auch an die Töpfe unterwärts einen drey Finger breiten und tiefen Rand anſetzen laſſen, damit ſich das Waſſer aus dem Topfe darein ziehen und die Pflanze vor Ameiſen und andern Ungeziefern verwahret werden möge. Leichter kann man das nämliche erhalten, wenn man den Scherbel in ein beſonderes Näpfchen ſtellet. Man erfüllet dieſes auch wohl mit Waſſer, wie bey der Nelkenflor nicht ungebräuchlich iſt, um die Ohrwürmer von den Stöcken abzuhalten. Man wird aber auch finden, daß die Erde in den Töpfen alsdenn niemals austrockne, daher dergleichen nur ſtatt findet, wenn die Pflanzen im ſtarken Triebe ſind. Um das Austrocknen zu befördern, welches bey Nelken, Levcojen, und andern, deren Wurzel leicht faulet, beſonders den Winter über, höchſt nützlich iſt, ſoll man lieber ſchwach, als ſtark gebrannte Scherbel wählen. Jene zerbrechen zwar eher, ſaugen aber die Feuchtigkeiten ein; dieſe halten beſſer, halten aber das Waſſer in der Erde gleichſam auf. Wenn man Kübel und Scherbel begießt, ſoll man damit ſo lange anhalten, bis das Waſſer durch die Löcher unten durchläuft, damit man überzeugt ſey, daß ſolches durch die ganze Wurzel gedrungen; es müßten denn beſondere Umſtände nur das Beſpritzen der obern Fläche und ein ſparſames Begießen erfordern. Die Gefäße müſſen niemals ganz mit Erde erfüllet ſeyn, damit das Waſſer nicht ablaufen, ſondern gemächlich in die Erde einziehen könne. Man ſoll ſelbige auch nicht, beſonders wenn die

Löcher am Boden ſind, auf die bloße Erde ſetzen, indem dieſe leicht daſelbſt verſtopfet werden. Man ſoll ſolche vielmehr auf Ziegelſteine und andere ſchickliche Poſtemente ſtellen, nachdem die Umſtände und der Aufwand es zulaſſen wollen. Setzet man ſie auf Stellagen, ſo iſt es beſſer, dieſe aus zwo neben, jedoch von einander abſtehenden Latten, als aus Bretern zu verfertigen. Abermals aus der Urſache, damit das Waſſer beſſer ablaufen, auch von unten die Luft die Töpfe austrocknen, und die Würmer nicht ſo leicht hineinkriechen können.

Pflanzenfloh.

Podura Linn. Ein Geſchlecht kleiner, ungeflügelter, ſechsfüßiger Inſecten, welche meiſtentheils auf den Pflanzen wohnen, und wie die Flöhe, mit denen auch die meiſten in Anſehung der Größe übereinkommen, in die Höhe ſpringen können. Sie haben bürſtenartige verlängerte Fühlhörner, zwo Augen, die aus acht kleinern beſtehen und einen zweygabelichten umgebogenen Schwanz, deſſen ſie ſich wie eines Springfußes bedienen. Durch dieſen letztern Umſtand iſt die Linnäiſche Benennung Podura, welche aus zwey griechiſchen Wörtern zuſamgeſetzet iſt und ſo viel als Fußſchwanz bedeutet, veranlaßt worden. Der Ritter von Linné führet vierzehn Arten an, wovon die meiſten auf den Bäumen, Sträuchern oder Mooſe ſich aufhalten. Man findet aber auch eine aſchgraue Art des Winters ſehr häufig auf dem Schnee, und eine andere ſchwärzliche den Sommer über auf ſtillſtehenden Waſſern; daher die erſte im Linnäiſchen Syſteme Podura niualis, die andere aber Podura aquatica genannt wird. Unter den übrigen Arten, welche der Herr von Linné noch unter dieſes Geſchlecht rechnet, befindet ſich auch eine ganz weiße Art, die am Schwanze keinen Fortſatz führet und daher auch nicht ſpringt. Sie heißt bey dieſem Naturforſcher Podura fimetaria, weil ſie ſich im Miſte aufhält. Von einigen deutſchen Schriftſtellern werden dieſe und alle diejenigen Arten, die man auf der Erde und den niedrigen Gewächſen findet, auch Erdflöhe genannt. Man muß ſie aber nicht mit andern kleinen käferartigen Inſecten, die eben dieſen Namen führen, und bereits unter dem Artikel Erdflöhe beſchrieben worden ſind, verwechſeln.

Pflanzenlaus.

Aphis Linn. bedeutet eben ſo viel, wie Blattlaus; unter welchem Artikel bereits im erſten Bande von dieſen kleinen Inſecten Nachricht gegeben worden iſt.

Pflanzenthiere.
S. Meergewächſe.

Pflaumbaum.

Daß dieſer, oder Prunus Tourn. mit den Aprikoſen und Kirſchen die größte Aehnlichkeit habe, iſt bey Betrachtung dieſer beyden Baumarten bereits angemerket worden, daher wir hier nur nochmals erinnern, wie zwar ein jeder gar leicht eine Pflaume, oder einen Pflaumenbaum von einem Aprikoſen- oder Kirſchbaume unterſcheiden, aber ſchwerlich angeben könne, worinnen eigentlich der Unterſchied dieſer drey Baumarten beſtehe, zumal wenn man auf die verſchiedenen Arten der Kirſchen und Pflaumen zugleich Bedacht nehmen ſollte. Herr von Linné hat das Unterſcheidungszeichen allein von den Blättern und deren Lage in den Knoſpen, ehe ſie aufbrechen, hergenommen, und dieſe ſind alsdenn bey dem Pflaumenbaume aufgerollet und länglicht, bey dem Kirſchbaume aus der Mitten zuſammengebogen und bey den Aprikoſen herzförmig. Dieſen kann man noch beyfügen, daß die Frucht bey dem Pflaumenbaume an einem kurzen Stiele ſitze, und mit einem feinen Staube gleichſam gepudert ſey; die Kirſchen haben hingegen einen langen Stiel und ſind glatt und glänzend; die Aprikoſen haben kaum einen merklichen Stiel und ſind rauch, wie Leder anzufühlen. So groß aber die Aehnlichkeit, ſonderlich zwiſchen Kirſchen und Pflaumen, auch iſt, haben doch einige neuere Kräuterlehrer, vornehmlich die Herren von Haller und Scepin, ſolche, als verſchiedene Geſchlechter, beybehalten und das Unterſcheidungszeichen theils vom Kelche, theils von dem Steine der Frucht hergenommen. Bey der Pflaume ſind die Kelcheinſchnitte eyförmig und ſtumpf, bey der Kirſche aber ſpitzig und der Stein iſt bey dieſer rundlich und nur oben zugeſpitzet, bey jener aber glatt und an beyden Enden ſpitzig. Auch der Staub, womit die Oberfläche der Frucht bedecket iſt, kann mit zum Kennzeichen der Pflaume dienen, indem dergleichen bey den Kirſchen nicht anzutreffen.

Weil Herr von Linné und die meiſten Neuern Prunus zum Geſchlechtsnamen annehmen und darunter die andern Nebengeſchlechter begreifen, wollen wir auch hier die allgemeinen Kennzeichen wiederholen. Der einblätterichte, glockenförmige Kelch iſt in fünf ſtumpfe vertiefte Einſchnitte getheilet und fällt ab. Auf dieſem ſitzen fünf rundliche, vertiefte, ausgebreitete, große Blumenblätter und zwanzig bis dreyßig Staubfäden; in der Mitte ſteht der rundliche Fruchtkeim, deſſen fadenförmiger Griffel einen kugelrunden Staubweg trägt

trägt. Die fleiſchichte Frucht enthält einen Stein, worinnen ein Kern liegt. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe an den Aeſten. Die Unterſcheidungszeichen der eigentlich ſo genannten Pflaumen haben wir bereits angemerket, doch müſſen wir ſolche genauer betrachten; und da es ſo mancherley, und an Größe, Geſtalt, Farbe und Geſchmack verſchiedene Früchte giebt, welche wir alle Pflaumen zu nennen pflegen, ſo entſteht die Frage: ob alle von einer Stammmutter abſtammen, und durch Wartung, Kunſt und andere Umſtände daraus entſtanden, und wenn dieſes anzunehmen, welches eigentlich die Mutter ſey, und wo ſelbige anzutreffen? Im andern Falle aber, und wenn mehrere Stammarten anzunehmen, welche dieſes, und wie viel derſelben ſeyn möchten. Dergleichen Fragen kommen zwar bey mehrern Obſtarten, als Aepfeln, Birnen, Kirſchen u. ſ. f. vor; es ſind aber ſolche vielleicht bey keiner ſo ſchwer zu entſcheiden, als den Pflaumen. Herr von Linne' bringt alle unter eine Stammart, und deſſen Prunus domeſtica begreift alle Sorten, als Spielarten unter ſich. Herr Hofrath Gleditſch heget gleiche Meynung, und die gemeine Pflaume oder Zwetſche, deren Frucht länglicht und dunkelblau iſt, machet die Stammart. Ob dieſe, wenn ſie vor ſich wild in Wäldern wächſt, Stacheln trage, hat Herr Hofrath Gleditſch zwar nicht angemerket, Hr. v. Münchhauſen aber meldet, wie aus den Steinen davon, wenn ſie ausgeſäet werden, Bäume erwachſen, welche ſtachlicht ſind, ein wildes Anſehen haben, auch keine andere, als ähnliche blaue Früchte tragen, wenn ſolche aber oculiret und cultiviret würden, die Stacheln verlieren und größere Früchte zeigen. Daher derſelbe gar auf die Vermuthung fällt, wie auch dieſe Pflaume ſchon ein Abſtämmling von einer andern und derjenigen ſey, welche wir hernach beſonders beſchreiben werden, und Herr von Linne' Prunus inſititia genannt. Uns ſcheint dieſe letzte Meynung gar nicht ungereimt zu ſeyn, indem der Unterſchied am Baume wenig beträchtlich iſt, und obgleich die Frucht herbe und ſauer ſchmecket, ſo kann doch ſolche eben ſo leicht einen ſüßen und angenehmen Geſchmack erhalten, als dieſe Veränderung bey Aepfeln und Birnen ſtatt findet. Alle blaue Pflaumen, ſie mögen ſonſt beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, machen gewiß nur eine Art aus, und die daran zu bemerkenden Veränderungen ſind nur Spielarten. Wegen der gelben aber möchte noch einiger Zweifel übrig bleiben, und Herr von Münchhauſen ſcheint nicht abgeneigt zu ſeyn, dieſe für die zwote Stammart anzunehmen,

men, indem nach ſeiner Erfahrung aus den Kernen zwar ſtachlichte Bäume erwachſen, welche aber niemals blaue, ſondern gelbe oder röthliche, kleine, mehlichte, und unſchmackhafte Früchte getragen, daher denn auch derſelbe, ſ. Hausvater III. Th. 361 S. zwo Hauptarten angenommen, und die blaulichten Zwetſchen, Prunus damaſcena, die röth- oder gelblichten rechte Pflaumen genannt, und von beyden verſchiedene Abänderungen angemerket. Die grünen rechnet er zu der letzten Sorte.

Die Franzoſen unterſcheiden zwo Hauptſorten, nachdem entweder der Stein mit dem Fleiſche genau vereiniget iſt, oder faſt keinen Zuſammenhang damit hat und gleichſam loß in dem Fleiſche liegt. Die erſten nennen ſie Prunes, die andern Mirabelles. Es ſcheint aber dieſer Unterſchied nicht in der Natur gegründet, wenigſtens nicht beſtändig zu ſeyn. Der Geſtalt nach könnte man auch zwo Hauptſorten annehmen, da einige kugelrund, andere länglicht ſind. Es giebt aber ſowohl von gelben Pflaumen, die man Spillinge oder Hundspflaumen nennt, als auch von blauen, theils runde, theils länglichte. Der Baum die Früchte mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, iſt ſich faſt immer gleich und ähnlich, und der Prunus domeſtica Linn. oder Prunus foliis ſerratis hirſutis ouato lanceolatis, floribus longe petiolatis Hall. Hiſt. ſtirp. Heluet. p. 27. welcher im deutſchen den Namen Zwetſchen, oder Quetſchenbaum, wilder Pflaumbaum, Bauerpflaume erhalten, und welchen wir zum Unterſchiede der folgenden Arten

den unbewehrten Pflaumbaum nennen, ſcheint nicht urſprünglich einheimiſch zu ſeyn, iſt aber durch die Länge der Zeit einheimiſch und durch die ausgefallenen Steine oder Nüſſe in unſern Laubhölzern wild geworden. Es trägt ſelbiger, als ein Baum von mittlerer Größe, auch wohl nur als ein hoher Strauch, ohne Wartung, ſtark. Die Wurzel iſt zähe, hart und ſtark, und geht weit um ſich, aber nicht tief unter ſich in die Erde. Sie treibt einen ziemlich ſtarken und mit einer rauhen, bey beſſerer Wartung auch glatten, braunen Rinde bedeckten Stamm. Die Blätter ſtehen auf kurzen und dicken Stielen, ſind dunkelgrün, länglicht eyförmig, am Rande verlohren eingekerbet, und wegen der, auf der untern Fläche befindlichen hervorſtehenden, vielen Adern und den Vertiefungen auf der obern faſt runzlicht, und vor der Entwickelung in den Knoſpen einwärts gerollet. Die Blüthknoſpen ſind nackend, eröffnen ſich zu Ende des Maymonats,

und gemeiniglich kommt aus jeder nur eine, zuweilen auch zwo und drey langgeſtielte Blumen. Die Früchte werden im September reif, haben eine länglichte Geſtalt, äußerlich eine, aus dem röthlichten ins ſchwärzlichte fallende, braune, mit einem blauen feinen Staube überzogene Haut, darunter ein gelbes ſüßes Fleiſch, und einen länglichten, platt gedrückten, an dem einen Rande mit einer Nath verſehenen oder ausgefurchten Stein, worinnen ein weißer, mit einer gelblichten Haut bedeckter Kern oder Saame liegt.

Hierunter müſſen wir alle andere Sorten Pflaumen rechnen, bis die künftige Zeit vielleicht lehren wird, ob mehr als eine Stammmutter anzunehmen. Alle Früchte ſind äußerlich mit dem Staube überzogen. Das Fleiſch iſt zwar bey einer ſaftiger, bey einer andern mehr mehlicht, bey allen aber gelblicht von Farbe. Zu einer guten Pflaume erfordert man ein ſaftiges, zartes, leicht zerſchmelzendes Fleiſch, und einen ſüßen, angenehmen, dabey parfümirten Geſchmack; wenn das Fleiſch hingegen mehlicht, trocken und unſchmackhaft iſt, tauget ſie nichts. Nach der Zeit der Reife, der Geſtalt und Größe, der Farbe, Beſchaffenheit des Fleiſches, und ob dieſes leicht vom Steine abgehe, oder feſter daran hange, und nach andern Umſtänden unterſcheidet man die Sorten, deren man eine ziemliche Anzahl, jede mit ihrem eigenen Namen bezeichnet, in den Verzeichniſſen der Obſtbäume findet, wobey aber, wie auch bey andern geſchieht, die Namen zuweilen verwechſelt, und die Eigenſchaften der Früchte verſchiedentlich angegeben werden. Wir wollen nach unſerer Gewohnheit nur einige und die vorzüglichſten anmerken, und ſolche nach den drey Hauptfarben, in blaue, gelbe und grüne, kugel- und eyförmige unterſcheiden, bemerken aber zuvor, wie man bey uns auch verſchiedene Sorten mit einerley Namen zu belegen pflege. Z. E. ungariſche Pflaumen nennet man ſowohl länglicht blaue, als auch runde, mehr röthlichte Früchte. Die großen, eyförmigen, gelben und rothen, heißt man Roßpflaumen; die gelben, ganz großen Malonken, Marunken oder Eyerpflaumen; die runden gelben Spillinge.

Bläulichte und rundlichte Früchte haben

1) die orleaniſche Pflaume. Sie iſt groß, rund, und ſpielet aus dem ſchwarzen ins röthlichte. Der Baum trägt ſtark, und wird daher häufig gepflanzet. Miller rechnet dieſe unter die mittelmäßigen Sorten.

2) Perdrigon violet. Iſt groß, mehr rund als lang, und von außen bläulichtroth; das

Fleiſch gelblicht, derb und hängt feſte am Steine. Der Saft hat einen ungemein köſtlichen Geſchmack.

3) Myrobalane. Iſt mittelmäßig groß, rund, dunkelpurpurfärbig, mit violettnem Staube beſtreuet, und der Saft ſehr ſüß.

4) Maroccopflaume, oder Damas noir hative. Iſt ſehr groß, rund, und hat in der Mitte einen Spalt, wie die Pfirſche, äußerlich iſt ſie dunkelſchwarz, mit etwas violettnem Staube bedecket; das Fleiſch gelb und löſet ſich vom Steine.

Blaue eyförmige Früchte ſind:

5) Perdrigon, Spaniſche Pflaume, die ſchwarze Pflaume. Iſt von mittelmäßiger Größe, eyförmig, dunkelblau, das Fleiſch feſte und voll ungemein köſtlichen Saftes. Sie wird beſonders geachtet.

6) Imperiale rouge, wird auch das rothe bonum magnum genannt. Die Frucht iſt groß, eyförmig, dunkelroth, mit zartem Staube bedecket; das Fleiſch trocken, doch ziemlich wohl roh zu eſſen. Zum Kochen ſchicket ſich ſolche vortrefflich.

7) Damaſcenerpflaume von Tours, Gros damas violet de Tours. Iſt ſehr groß, eyförmig rund, dunkelblau; der Saft zuckerreich, und das Fleiſch löſet ſich vom Steine. Die bekannteſte und beſte Art.

Gelbe rundliche Früchte haben:

8) Spillinge, gelbe frühe Pflaume, oder Hundspflaume, Jean hative genannt, ſind kleine, kugelförmig, hellgelb, oder fallen etwas ins röthliche. Die Zeit der Reife fällt ſchon in den Julius.

9) Aprikoſenpflaume, Prune d'Abricot. Iſt groß, rund, gelb und mit weißem Staube beſtreuet; das Fleiſch feſte und trocken, vom Geſchmacke ſüße und löſet ſich leicht vom Steine ab.

10) Drapdorpflaume. Iſt von mittlerer Größe, ſchön gelb, mit rothen Flecken oder Striefen, und das gelbe Fleiſch voll köſtlichen Saftes. Der Baum trägt ſtark.

Gelbe eyförmige Früchte haben:

11) Catharinenpflaume. Iſt groß, eyförmig, etwas platt, äußerlich agtſteinfärbig, mit weißem Staube bedecket; das Fleiſch ſchön gelb, trocken, feſte und mit dem Steine vereiniget, hat aber einen ſehr angenehmen Geſchmack. Der Baum trägt häufig.

12) Brignolerpflaume. Dieſe ſoll die eigentliche Prunelle ſeyn; doch erhält auch die vorige Sorte dieſen Namen. Iſt groß, eyförmig, gelblicht, mit roth untermiſchet; das Fleiſch ſchön gelb, trocken, aber von köſtlichem Geſchmacke.

ſchmacke. Man erhält dergleichen ohne Kern, geſchält und getrocknet, aus Frankreich in Körben oder Käſten, und werden faſt allen andern getrockneten vorgezogen.

13) Imperiale, oder das weiße Kaiſer bonum magnum, oder Mogolspflaume. Iſt groß, eyförmig, gelb, weiß beſtaubt; das Fleiſch feſte und hängt dichte am Steine; der Saft iſt ſäuerlich, daher ſie beſſer zum kochen, als roh zu eſſen tauget.

14) Herrenpflaume, Prune de Monſieur, oder die Pflaume von Wentworth genannt, iſt groß, eyförmig, von innen und außen gelb, iſt der vorigen Sorte ganz ähnlich und tauget auch nicht gut zum roh eſſen, das Fleiſch aber geht leichte vom Steine loß.

Grünlichte Früchte tragen:

15) Reine claude, oder die Königinn Claudia. Miller beſchreibt ſolche als eine kleine, runde, gelblichte Frucht mit perlenfarbenem Staube beſtreuet, bey uns erhält dieſen Namen eine mehr grünlichte Frucht; das Fleiſch iſt feſte, geht vom Steine loß, und hat einen zuckerreichen Saft.

16) Maitre Claud. Iſt mittelmäßig groß, mehr rund, als lang, von roth und gelb gemiſchter Farbe und das Fleiſch feſte; es geht dieſes leicht vom Steine loß und hat einen niedlichen Geſchmack.

Außer dieſen ſind noch als beſondere Sorten merkwürdig:

17) die Kirſchpflaume, la Prune cériſette. Die Blätter gleichen, nach einiger Beſchreibung, den wirklichen Pflaumen, nach Herrn du Roi aber ſind ſie ſehr klein, und nicht über zween Zoll lang, von friſcher grüner Farbe und am Rande zart und tief gezahnt. Die Blume hat zuweilen ſechs, auch mehrere Blumenblätter, auch wohl einen doppelten Stempel. Die Frucht aber iſt gleichſam das Mittel zwiſchen Kirſchen und Pflaumen. Sie iſt rund, von der Größe einer großen Kirſche, glänzend roth und hängt an einem langen Stiele; der Geſchmack iſt ſchlecht. Der Baum blühet früh, die Blüthen aber verderben leicht von der Kälte.

18) Pflaume mit gefüllter Blume.

19) Die Pflaume ohne Stein. Die Frucht iſt klein, öfters nicht größer, als eine Schlehe, äußerlich ſchwärzlich, innerlich gelbgrünlicht, ſäuerlich vom Geſchmacke und der bloße Kern, ohne das ſteinichte Gehäuſe, liegt im Fleiſche.

20) Es giebt zuweilen und in gewiſſen Jahren eine Sorte großer unförmlicher Pflaumen, welche aus der widernatürlich aufgetriebenen jungen Frucht entſtehen und ohne Kerne gefunden werden. In Thüringen und andern

Orten

Orten werden ſie Schafſäcke oder Schafsmäuler genannt. Sie ſind unfruchtbar und ſchwammicht knorplicht, werden etwas früher, als die Pflaumen mit Kernen reif, haben einen guten Geſchmack, und ſind ſo wenig, als andere Pflaumen, ſchädlich. Herr Hofr. Gleditſch vergleicht dieſe Mißgeburt mit dem Mutterkorne.

21) Man findet auch Pflaumenbäume mit ſcheckichten Blättern.

Die Pflaumbäume und faſt alle Sorten laſſen ſich leicht erziehen, brauchen wenig Wartung und gedeihen wohl, wenn ſie nur in einem mittelmäßigen, weder zu naſſen, noch zu trockenen Boden ſtehen; doch halten ſie ſich in dem letzten noch beſſer, als in dem erſten. Die Vermehrung kann durch die Schößlinge und Steine geſchehen; beſſere und größere Früchte erhält man durchs Oculiren und Pfropfen. Das letztere wollen viele vorzüglich anrathen und es mißlingt ſelten, wenn nur der Spalt nicht in das Mark gemachet wird. Man wählet dazu wilde Pflaumſtämme, auch wohl bey feinern Sorten Aprikoſen- und Pfirſchſtämme. Dieſe Bäume wollen nicht ſtark beſchnitten ſeyn, und tragen auch am alten Holze, daher ſchicken ſie ſich nicht wohl am Spaliere. Je mehr man ſie beſchneidet, je frecher wachſen ſie, bis ihre Kräfte erſchöpfet ſind, das Gummi fließen laſſen und verderben.

Die Pflaumen laſſen ſich in ihrem friſchen Zuſtande nicht lange aufbewahren. Um ſie friſch zu erhalten, kann man die Früchte mit dem Stiele behutſam und noch vor Aufgang der Sonne, oder ehe ſolche durch die Sonne erwärmet werden, vom Baume nehmen, in ein Faß packen, und dieſes in einen kühlen Brunnen hängen. Weil aber hierbey der Saft leicht in eine Art der Gährung geräth und die Früchte nach Brandwein ſchmecken, will dieſe Aufbewahrungsart nicht bey allen Beyfall finden. Andere geben dieſe Vorſchrift: nehmet ſchönen weißen Sand, waſchet ihn mit Waſſer rein ab, bis das Waſſer klar bleibe, und alle irrdiſche Theilchen davon abgeſondert worden und laßt ihn hierauf auf einem Tuche in der Sonne recht trocknen; packet die Pflaumen mit Stielen, ehe ſie recht reif werden, ſchichtweiſe in ein klein Tönnchen, füllet die Zwiſchenräume mit dem Sande aus, ſchlagt den Deckel zu und ſetzet das Tönnchen in ein trockenes Zimmer. Wenn man ſich die Mühe geben, und die, mit dem Stiele verſehene Pflaume in weißes geſchmolzenes Wachs oder Talg eintauchen und überziehen und nachher in einem trockenen Behältniſſe aufbehalten will, wird ſolche ſich unter dieſer Bedeckung einige Zeit

erhalten, und wenn der Ueberzug bey gelinder Wärme wieder abgeſondert wird, ihren eigenen Geſchmack haben.

Um die Pflaumen nützlich in der Haushaltung zu gebrauchen, pfleget man ſolche zu trocknen, oder zu einem Muße zu kochen. Wie beydes zu veranſtalten, iſt zu bekannt, als daß wir davon eine Vorſchrift geben dürften. Man ſoll aber hierzu nicht, wie es gar oft von Gewinnſüchtigen geſchieht, die unreifen Früchte nehmen. Die ganz reifen ſchicken ſich dazu am beſten, und wenn ſie geſchälet und die Steine ausgemachet werden, erhalten die getrockneten einen größern Werth. Dergleichen nennt man gemeiniglich Prunellen und ſchätzet ſonderlich diejenigen hoch, ſo aus Frankreich kommen. Man kann aber auch ſelbſt dergleichen machen, und dazu ſelbſt erzogene, aber recht reife und ſüßlichſchmeckende Früchte wählen.

Man pfleget auch Pflaumen mit Eſſig einzulegen und einige wollen dieſe noch den Eſſigkirſchen vorziehen. Man nimmt reife, aber noch nicht weiche, Früchte, läßt den Stiel daran, wiſchet ſie ab, und durchſticht ſie mit einer Spicknadel einigemal. Zu ſechzig Pflaumen nimmt man drey Pfund Zucker, ein Quartier Eſſig, ein Loth Zimmet und ein halb Loth Nelken, läßt alles dieſes mit einander kochen, bis der Zucker etwas dicke wird. Wenn er kalt geworden, wird er über die Pflaumen gegoſſen und bleibt acht Tage darauf ſtehen; dann wird er wieder abgegoſſen, nochmals dicke eingekochet und wieder übergegoſſen. Nach acht Tagen werden die Pflaumen mit dem Zucker gekochet, bis ſie anfangen zu platzen, und wenn alles kalt geworden, in gläſernen oder ſteinernen Töpfen aufbewahret. Man kann von dieſer Zubereitung des Hausvaters III. Band und das Leipziger Intelligenzblatt 1767 S. 338 nachleſen. Man kann auch die Pflaumen ohne Eſſig, mit Zucker allein, wie andere Früchte, einmachen.

Wegen des Gebrauches der Pflaumen, in Anſehung der Geſundheit, iſt kaum nöthig, etwas zu erwähnen. Sie können ſchaden, wenn ſie zu häufig, zumal friſch und roh gegeſſen werden, und werden gewiß zu Krankheiten Gelegenheit geben, wenn man unreife, abgefallene und mit Würmern beſetzte eſſen wollte. Sie werden aber auf mancherley Art nützlich, wenn man ſie mäßig, und zumal getrocknet, genießt. Was man von andern weinſäuerlich ſüßem Obſte erwartet, erhält man gewiß auch von dieſem. Man kann z. E. unſere Abhandlung von den Kirſchen nachleſen. Zu Stillung des Durſtes und Kühlung der Hitze ſind ſie nicht allein überhaupt dienlich, ſondern ſchicken

ſich auch deswegen für die Kranken, vorzüglich ſolche, welche mit hitzigen Fiebern beſchweret ſind; indem dadurch die Neigung der Säfte zur Fäulniß kräftig verändert, auch die Oeffnung des Leibes auf die beſte Weiſe dadurch unterhalten wird. Die gelben Früchte, die kleinern Spillinge und größern Marunken halten einige überhaupt für ſchädlich, und der öffentliche Verkauf iſt in manchen Oertern verbothen; und es iſt nicht zu läugnen, daß der häufige Genuß davon leicht zum Durchfall und vielleicht auch zur Ruhr Gelegenheit geben könne. Sie ſind äußerſt ſaftig und ſüße, und daher zur Gährung geneigt. Wer ſolche mäßig ſpeiſet, wird dabey in keine Gefahr laufen.

Das feſte, ſchöne braunrothe, und nach innen zu mehr rothe, aber etwas brüchige Holz des Pflaumbaumes wird von den Drechslern verarbeitet. Die Blüthen beſuchen die Bienen fleißig. Nicht allein aus der Rinde des Stammes und der Aeſte ſchwitzet ein Gummi heraus, ſondern man findet dergleichen auch öfters in kleinen Tropfen an den reifen und halbreifen Früchten, auch ſchon in dem Blumenkelche ſelbſt. Außer dieſem Pflaumbaume gehören zu dieſem Geſchlechte noch zween andere, welche zwar bey uns andere Namen führen, auch wegen der Frucht von jenem unterſchieden ſind, dennoch aber davon nicht füglich getrennet werden können. Als

2) der ſtachlichte Pflaumbaum mit wollichten Blättern. Iſt unter dem Namen wilde runde Pflaume, große Schlehen, Haberſchlehen, Zipparten, Augſtpflaumen, Krecken und Krücheln oder Kriechen bekannt. Prunus ſylueſtris maior. Prunus inſititia Linn. Es iſt dieſes gleichſam die Mittelart zwiſchen der erſten und folgenden dritten. Vielleicht iſt ſolche aus der dritten entſtanden und vielleicht ſtammen die runden Sorten der erſtern Art von dieſer ab. Der Baum wächſt in Deutſchland, vielleicht aber nirgends wild, ſondern wird von Menſchen erzogen. Er erreichet eine mittelmäßige Höhe und trägt alle Jahre reichlich. Die Blätter ſind eyförmig, am Rande gezahnt und auf der untern Fläche wollicht. Hin und wieder ſind die Aeſte mit kurzen Stacheln beſetzet. Von den Blüthen ſitzen gemeiniglich zween Stücke auf einem Stiele. Die Früchte ſind kugelrund, von der Größe der Spillinge, oder noch einmal ſo groß, als die gemeinen Schlehen, blau gefärbet und vom Geſchmacke etwas herbe. Weil ſie etwas früher als die Pflaumen reif werden, verdienen ſie einige Achtung, und ob ſie gleich, wenn ſie überreif oder weich ſind, weni-

ger herbe ſchmecken, ſind ſie doch ſchlechter, als alle Pflaumen. Sie werden auch nur friſch gegeſſen und ſelten auf andere Art genutzt. Das Holz iſt ſchön buntſcheckicht und wird dem Pflaumenholze vorgezogen.

3) Der ſtachlichte Pflaumbaum mit glatten Blättern. Nur Kunſtverſtändige werden unter dieſer Benennung unſern Schwarzdorn erkennen. Es iſt aber ſolcher wirklich eine Art Pflaumen, obgleich die Frucht anders beſchaffen. Man hat ohne zureichenden Grund ein eigenes Geſchlecht, unter dem Namen Acacia germanica, daraus gemachet, und ſchon C. Bauhin hat ſolchen Prunum ſylueſtrem, andere Pruneolum genannt. Es heißt ſolcher im Deutſchen nicht allein Schwarzdorn, ſondern auch Schleedorn, Schlehenbaum, Dornſchleben, Heckſchlehen, Heckdorn, Spinling, wilder Kriekenbaum, Kietſchkenpflaumen, Prunus ſpinoſa Linn. Er iſt gewöhnlich nur ein Strauch, welcher aber nach Verſchiedenheit des Bodens eine verſchiedene Höhe und Stärke erlanget. Man findet ſolchen zwiſchen den Hecken und Gebüſchen um die Trifften, Dörfer und Landſtraßen. Seine ſchwarze auslaufende Wurzel, welche bisweilen mit vielen Knoten und Knollen verſehen iſt, treibt aus dieſen viele Wurzelſproſſen, die gar bald überhand nehmen. Die Rinde des Stammes iſt rauh, hart, röthlich und aſchgrau. Die Aeſte endigen ſich in lange, harte und ſpitzige Dornen. Die Blätter ſind eyförmig, ſpitzig, fein ausgezahnt, und auf beyden Seiten glatt, zuweilen auch etwas rauh anzufühlen. Die weißen Blüthen, welche ſich gemeiniglich erſt nach den heftigen Stürmen und Fröſten, etwa zu Ende des Aprils und im Anfange des Mayes bey uns zeigen, und zu der Zeit dem Landmanne ein Zeichen der Gerſtenſaat geben, kommen einzeln und paarweiſe auf kurzen Stielen, aus den rothen, zwiſchen und unter den Blättern ſtehenden Knoſpen hervor. Sie bedecken die Sträucher in ſolcher Menge, daß dieſe wie beſchneyet ins Auge fallen. Bey jedem Stiele ſtehen drey eyförmige, braune Schuppen, welche zeitig abfallen. Spät im Herbſte folgen die reifen Beeren, welche die Größe einer Flintenkugel haben, und anfangs grün, zuletzt aber braun oder ſchwarzblau und fein beſtaubt erſcheinen. Man findet auch eine Spielart mit weißen Früchten. Dieſe Frucht iſt ſauer und herbe, bis ſie der Froſt mürbe, und die anfangende Gährung etwas gelinder machet. Sie enthält einen mehr länglichten als runden Stein. Durch das Verpflanzen und einige Wartung wird die Frucht größer und die Haber-

ſchlehe genannt. Ob auch die vorherſtehende zwote Sorte davon entſtanden, iſt noch nicht ausgemachet.

Dieſer Schleh- oder Schwarzdorn, welcher nicht mit dem Weißdorne zu verwechſeln, iſt theils ſchädlich, theils nützlich. Der Saame, oder Stein geht zwar langſam auf, wächſt aber hernach in einem guten Grunde hurtig, und wenn der Strauch ungeſtört fortwächſt, wird er durch die Wurzelſchößlinge ſich ungemein vermehren, ausbreiten, und in dem Gebüſche dem jungen Holze, auch dem Graswuchſe auf den Weiden und Wieſen nachtheilig ſeyn, und in den engen Wegen neben den Landſtraßen überhand nehmen, auch wo ſtarke Schaaftrifft iſt, wegen der vielen Dornen ſchädlich ſeyn. Man hat ſolchen zu lebendigen Hecken empfohlen; ſo leicht aber ſelbiger anſchlägt und wuchert, ſo ſchlecht ſchicket er ſich dazu. Die alten Stämme erfrieren leicht. Die Wurzel wuchert auf zwanzig und mehrere Schuhe umher aus, ſonderlich wo ſie einen gedüngten Acker, oder eine fette Weide findet. Mithin entzieht ſie dem guten Lande viele Nahrung, und wenn man die auslaufenden Wurzelſchößlinge nicht wegräumet, wird in wenig Jahren ein großes Stück Land unbrauchbar. Auch die Hauptſtämme gehen wegen der austreibenden Wurzelſchößlinge leicht ein, mithin entſtehen in der Hecke überall Lücken. Und da allenthalben, wo der Schwarzdorn wächſt, eben ſo leicht der Weißdorn fortkömmt, und dieſer zu lebendigen Hecken ſich viel beſſer ſchicket, ſoll man ſich mit jenem nicht abgeben. Will man demohngeachtet den Schwarzdorn auf dieſe Art nützen, ſo ſoll man ſolchen nur zu ſchlechten loſen Hecken um die Gräben, Straßen, Dämme, und die niedrigen Laubwälder gebrauchen. Die abgehauenen Sträucher können, wie der Weißdorn und andere Dornſträucher, zu todten Verzäunungen oder Befriedigung neugepflanzter Hecken, vorzüglich gut gebrauchet, auch bey Salzwerken in den Gradierhäuſern nützlich angewendet werden.

Obgleich aber der Schlehdornſtrauch, in Abſicht auf die grünen Hecken, keine Achtung verdienet, ſo iſt ſolcher doch aus mancherley Urſachen ein nützlicher Strauch. Deſſen Holz iſt ſehr hart, und hat, wenn es alt iſt, einen bräunlichen Kern, iſt aber zäher, als das vom Pflaumſtamme, daher übler zu bearbeiten, auch faſert es unter dem feinen Hobel ſtark aus. Es wird jedoch von Drechslern, Tiſchlern, Bildſchnitzern und Inſtrumentenmachern gebrauchet. Der jungen Wurzel, und ſonderlich derſelben Rinde, in Waſſer oder Wein geſotten, haben einige Aerzte, und be-

beſonders Heucher, eine urintreibende und ſteinzermalmende Wirkung beygeleget. Die Rinde von dem Stamme und den Aeſten frißt das Vieh gerne, wird von dem Landmanne zu beſſerer Aufbehaltung der Käſe genutzet, von einigen ſtatt der Chinarinde bey Wechſelfiebern gebrauchet und daraus mit Lauge eine rothe Farbe für das wollene Garn bereitet. Die jungen zarten Blätter ſollen, wenn ſie gelinde geröſtet werden, einen Thee abgeben, der dem aſiatiſchen gleich kömmt. Die Blüthen, welche einen ſüßlichten Geruch und bittern Geſchmack haben, werden, ſowohl friſch, als getrocknet, mit Waſſer oder Milch abgekochet und als ein gutes Laxiermittel verordnet. Sonderlich ſchickt ſich dieſes für Kinder, welche von Würmern geplaget werden, und wenn man dergleichen Trank einige Tage gebrauchet, und ſolchen gelinde einrichtet, damit nicht zu häufige Oeffnungen erfolgen, kann man ſich deſſelben auch als einer blutreinigenden Frühlingscur bedienen. Das von den Blüthen abgezogene Waſſer, aqua florum Acaciae, iſt zwar nicht unkräftig, doch viel ſchwächer. Aus den Blüthen bekommen die Bienen Stoff zum braunen Wachſe. Die unreife Frucht giebt mit Vitriol eine beſtändige ſchwarze Farbe und eine beſſere Tinte, als die mit Gallāpfeln verfertigte. Dieſe Tinte iſt zwar anfangs weniger ſchwarz; wenn aber das geſchriebene einige Tage an der Luft liegt, wird es vollkommen und dauerhaft ſchwarz. Die getrockneten Beeren färben roth. Dieſe Farbe wird durch die Seife bey dem Waſchen in ein dauerhaftes blaſſes Blau verändert. Ehedem, jetzo geſchieht es ſelten, wurde der Saft davon ausgepreſſet und eingekochet. Dieſer erhielt den Namen ſuccus Acaciae, welcher von dem wahren Acacienſafte verſchieden iſt, aber gleiche zuſammenziehende Wirkung beſitzt und mit allen dergleichen Mitteln kaum mehr im Gebrauche iſt. Auch die reife Frucht, oder Schlehen, haben den herben Geſchmack, welcher aber, wenn ſie der Froſt gerühret, oder mehr moll und weich geworden, weniger unangenehm iſt, und alsdenn ſowohl roh, als getrocknet, geſpeiſet werden. Sie können als ſtärkend angeſehen und zu gelinder Stopfung bey Bauchflüſſen, wo keine Unreinigkeit mehr zurück iſt, nützlich angewendet werden. Der Saft davon erhält und kläret den trüben Eſſig und Wein ſehr gut; man machet auch einen Eſſig davon. Es kann ſogar aus dieſer herben und wenig geachteten Frucht auf verſchiedene Art ein angenehmer Wein bereitet werden. Ellis preiſet den engliſchen Oportowein, welcher aus dem Schlehenſafte, Aepfelmoſte und Brandwein

wein bereitet, und von den Schiffern Rumpunk genannt wird. Eine andere Vorſchrift mit Zuſatz von Wein, nach Art des Kirſchweins, einen Schlehwein zuzubereiten, kann man im Hausvater III. Th. 126 S. nachleſen. Auch in Schonen wird ein ſchmackhafter Schlehwein bereitet und hierzu die vom Froſte etwas durchdrungenen, abgepflückten Früchte mit den Steinen klein geſtoßen und kochendes Waſſer darauf gegoſſen, wenn beydes ein wenig mit einander gekochet, wird die Waſſerbrühe abgegoſſen und durch eben ſo viel Franzwein erſetzet, mit welchem alles gähren muß; und nachdem es einige Zeit geſtanden, iſt es zum Gebrauche fertig. Vieler Pontac, welcher in Deutſchland verkaufet wird, iſt gewiß auf dieſe oder andere Weiſe von Schlehen bereitet.

Die unreifen Früchte und Rinde von der Wurzel dienen, nach Hrn. Gleditſchens Vorſchlägen, zum Lohgerben.

Pflaumbaum, virginiſcher, S. auch Perſimon.

Pflaumpalme.
S. Palme.

Pflockfiſch.

Auf den Küſten von Neuengland, eine Art von Finnfiſchen. Nach Müllern gehöret der Pflockfiſch, holl. Penviſch, engl. Bunch und Humphack-Wahle, zu dem 38ſten Thiergeſchlechte des Linne' Balaena, Wallfiſch, deſſen vier Linneiſchen Gattungen der ſelige Müller noch drey Arten, und unter dieſen unſern Pflockfiſch zugeſellet. Er hat nämlich, ſtatt der Finne auf dem Rücken einen höckerichten Auswuchs; die Seitenfinnen ſitzen faſt unter dem Bauche und ſind achtzehn Schuhe lang, ſo, daß der Fiſch ſelbſt ſehr groß ſeyn muß. Man findet ihn bey Neuengland. Er gehöret bey dem Klein unter die Balaenas, in dorſo gibbo apinnes; ſ. unſern Artikel, Wallfiſch. Nach dem Pontopp. Norw. Naturhiſt. Th. II. S. 232. Tuequal, Plockfiſch.

Pflockſchwanz.

Pflockſchwanz nennt Müller die dritte Gattung ſeiner Beinfiſche, Oſtracion Bicaudalis, Linn. gen. 136. ſp. 3. Crayracion, 21. des Kleins; ein Kropffiſch; ſ. dieſen unſern Artik. B. IV. S. 797.

Pflugmuſchel.

Pflugmuſchel iſt eine Gienmuſchel, welche Herr von Linne' in den Zuſätzen zu ſeinem Naturſyſtem unter dem Namen Chama rugoſa erwähnet. Die Muſchel iſt nicht größer als das äußere Glied eines Fingers, bäuchicht, faſt rund, dicke, weiß, mit drey-

ßig tiefen Furchen, welche alle parallel laufen, und überdieß mit gedrückten, untereinander ſchieſſenden Runzeln, und ſehr vielen, von einander entfernet ſtehenden verloſchenen Schuppen beſetzet. Der innere Rand iſt gefalten und ſtumpf, der äußere aber mit vorragenden hohlen, und aus den Runzeln hervorgezerrten Nägeln beſetzet. Die Angel zeiget zwo oder drey ſchiefe Furchen, die nach dem Vorderzwickel zugebogen ſind.

Pflugſchaar.

Pflugſchaar nennet Müller die erſte Gattung ſeiner Spiegelfiſche, Zeus Vomer, Linn. gen. 162. ſp. 1. ſ. Spiegelfiſche.

Pflugſchaar, S. auch Mießmuſchel.

Pflugſterz.

S. Hauhechel.

Pförtner.

S. Magen.

Pfortader.

Vena portae. Da die Pfortader nicht aus einem einzelnen Gefäße, ſondern aus einer Sammlung verſchiedener kleinerer und mehrerer Adern beſteht, und überhaupt in ihrer Bauart ganz beſondere Eigenſchaften an ſich hat, ſo iſt ſelbige als ein eigenes und beſonderes Syſtem anzuſehen. Es begreift nämlich dieſes Syſtem die größte Menge der Gefäße des Unterleibes, und ſtellet gleichſam einen Baum vor, welcher aus vielen Wurzeln entſpringt, in der Mitte ſich in einen einfachen Stam̃ verwandelt, und welcher ſich von neuen in unzehliche kleinere Aeſte und Zweige verbreitet, und hat es damit folgende Bewandniß. Die Wurzeln befinden ſich hin und wieder im Unterleibe zerſtreuet, und nehmen hier und da aus den Eingeweiden deſſelben ihren Anfang, ſammlen ſich aber gegen die Leber in einen einfachen Stamm, und wird darum dieſe ganze Hälfte des Pfortaderſyſtems, die Bauchpfortader, Vena portae ventralis genannt. Sie fangen außerhalb der Leber gleichſam mit zween beſondern Hauptäſten an, nämlich einem rechten, oder der großen Gekröſeblutader, Vena meſaraica magna, und einem linken, oder der Milzblutader, Vena ſplenica. Erſterer verbreitet ſich in die inwendige güldene Blutader, Vena haemorrhoidalis interna, und in die Netzblutader, Vena epiploica, letzterer hingegen in die Kranzblutader des Magens, Vena coronaria ſtomachica, und andere kleinere Magenadern, Venae gaſtricae, ferner in die kurzen Gefäße, Vaſa breuia, die Gekröſedrüsadern, Venae pancreaticae,

creaticae, und verſchiedene andere. Derjenige Theil des Stammes aber, welcher ſich in die Leber einſetzet, und daſelbſt anfänglich ſich in große Aeſte, und hernach in unendliche kleinere Zweige verbreitet, und ſo das ganze Eingeweide durchſtreichet, iſt gleichſam die andere Hälfte des Pfortaderſyſtems, und wird darum die Leberpfortader, Vena portae hepatica, genannt. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, zu welcher Claſſe von Gefäßen das ganze Syſtem der Pfortader eigentlich gehöret, und ob man ſie zu den Pulsadern, oder Blutadern rechnen müſſe, da ſie von beyden etwas gemein hat. Ohnerachtet man an ihnen keinen Puls wahrnimmt, ſo läßt ſich doch die Leberpfortader in ſo ferne mit den Pulsadern vergleichen, weil ſich nämlich eben ſo, wie bey dieſen, der einfache Stamm in mehrere Aeſte, und kleinere Zweige vertheilet. Die Bauchpfortader hingegen kommt darum mit den Blutadern überein, weil ſie aus vielen kleinen Wurzeln entſpringt, die ſich nach und nach in größere Aeſte ſammlen, und endlich alle zuſammen in einen gemeinſchaftlichen einfachen Hauptſtamm verwandeln. Beyde, ſowohl die Leberpfortader, als Bauchpfortader, gehen aber darinnen von der allgemeinen Bauart und übrigen Einrichtung der Blutadern ab, daß ſie weit ſtärker, als jene insgeſammt, auch inwendig nicht mit Klappen verſehen ſind; in ſo ferne jedoch die Summe aller Mündungen und Zweige der Pfortader zuſammengenommen die Oeffnung des Hauptſtammes übertrifft, ließen ſich ſämmtliche auch wieder mit den Schlagadern vergleichen. Die Aeſte und Zweige der Bauchpfortader, welche ſich außerhalb der Leber befinden, ſammlen alſo von den meiſten Eingeweiden des Unterleibes und den Gedärmen das überflüßige oder ſonſt übriggebliebene Blut in ſich, und führen es der Leber zu, und da dieſe Zweige meiſtentheils aus den Fettklumpen derſelben entſpringen, ſo läßt ſich hieraus einſehen, warum dieſes Pfortaderblut ſo außerordentlich dicke, zähe und ölicht iſt, und darum von dem Milzaderblut zuvor verdünnet werden müſſe, ehe es ſich in die Leber ſelbſt ergießt. Vermittelſt der Leberpfortader hingegen wird ſelbiges durch dieſes Eingeweide ſelbſt mühſam genug hindurch geführet, und von ſelbigem hernach die Galle abgeſondert. So ſcheint ebenfalls dieſes Pfortaderſyſtem den allgemeinen Umlauf des Blutes in ſo ferne zu befördern, und einiges Gleichgewicht zu erhalten, indem es eine große Menge Blut von der aufſteigenden Hohlader ableitet, welches durch dieſelbe unmöglich alles

les frey und ohne zu ſtocken, würde aufwärts ſteigen können. Man findet deswegen in den meiſten Claſſen der Thiere eine Pfortader, nämlich eine beſondere Ader, zum Nahrungsſaft machenden Syſtem gehörig, und zeiget ſich ſelbige auch an den Vögeln, Amphibien, und andern kaltblütigen Thieren.

Pfrieme.

S. Flügelnadel und Nadelſchnecke.

Pfriemengras.

S. Borſtengras und Federgras.

Pfriemenkraut.

S. Genſter.

Pfrillen.

Pfrillen ſind, nach dem Chomel, kleine Fiſchlein, welche in den Bächen, wo es Gründlinge und Schmerlen giebt, gerne ihren Aufenthalt haben. Sie ſind am Rücken oben dunkelbraun und fleckicht, am Bauche aber weißlicht und faſt aſchenfarbig. Sie haben ein geſundes Fleiſch, ſind aber etwas bitter am Geſchmacke, welcher ihnen jedoch benommen werden kann, wenn man das Eingeweide ausnimmt, und ſollen ſie am beſten ſeyn, wenn ſie voll Roggen ſind. Sie ſtreichen im May, und werden, den ganzen Sommer durch, in kleinen engen Reußern und mit Fiſchbeeren gefangen.

Pfropfreis.

Mit dieſem Namen beleget man jeden kleinen Zweig eines Baumes, den man vermehren will, indem man ſolchen mit einem andern Baume vereiniget. Durch dieſes vermehret man die Arten und Sorten ſeiner Bäume, wie ſolches auch vom Schnittlinge, Ableger und Knoſpe geſchieht. Es unterſcheidet ſich aber das Pfropfreis vom Schnittlinge, welches als ein Zweig von verſchiedenen Pflanzen abgeſchnitten, und in die Erde geſtecket wird, daſelbſt Wurzeln austreibt, und zur neuen Pflanze oder Stocke wird; doch ſcheint es, daß dieſe Vermehrung durch Zweige zu derjenigen durch das Pfropfreis Gelegenheit gegeben, indem in beyden der Zweig abgeſchnitten, und im erſten Falle der Erde, im zweeten aber einem andern Baume einverleibet wird, in beyden aber fortwächſt und in beyden ſich immer gleich und ähnlich bleibt. Der Ableger ſcheint mit dem Pfropfreiſe weniger Aehnlichkeit zu haben, indem dieſer nicht abgeſchnitten wird, ſondern mit dem Baume oder Pflanze ſo lange vereiniget bleibt, bis ſolcher in der Erde, welche ihn auf verſchiedene Art umgiebt und bedecket, Wurzeln ge-

geſchlagen, und hierauf erſt abgeſchnitten wird, und einen neuen Stock abgiebt. Und doch hat dieſe Art der Vermehrung zu einer Pfropfung Anlaß gegeben, welche man das Ablactiren nennet; ebenfalls aber, weil der Zweig nicht abgeſchnitten wird, ſondern am Baume ſtehen bleibt, ein Ableger iſt, nur mit dem Unterſchiede, daß bey dem gewöhnlichen Ablegen der Zweig ſelbſt durch Hülfe des Stammes und der Erde Wurzeln austreibt, beym Ablactiren hingegen das Pfropfreis, durch Mitwirkung des alten Stammes, mit der Rinde eines andern Baumes ſich vereiniget, und von dieſem endlich allein ſein ferneres Wachsthum erhält. Das Oculiren iſt gleichfalls eine Art des Pfropfens, nur wird bey dieſem eine Knoſpe oder Auge, mit Rinde umgeben, einem andern Baume einverleibet, bey dem Pfropfen hingegen wird dieſes allein durch die Rinde verrichtet, ohne das Auge dazu nöthig zu haben. Da wir von den verwandten Arten der Vermehrung unter dem Worte Ableger und Knoſpe bereits gehandelt, betrachten wir jetzo nur diejenige, welche auf verſchiedene Weiſe durch das Pfropfreis geſchieht. Es wird aber dieſes entweder von dem Baume abgeſchnitten, und als ein Schnittling oder einzelner Zweig auf einen andern Baum geſetzet, und dieſes heißt man im eigentlichen Verſtande Pfropfen oder Pelzen, womit auch das ſogenannte Copuliren eine Verwandſchaft hat; oder das Pfropfreis, ſo man vermehren will, bleibt mit dem alten Stamme vereiniget, und wird einem andern darnebenſtehenden einverleibet, welches man Ablactiren nennet. Von dieſen verſchiedenen Arten wollen wir beſonders handeln, bemerken aber überhaupt, daß dieſe Pfropfungen nur bey Bäumen oder baumartigen Pflanzen ſtatt finden, daß ſelbige ganz allein durch die Rinde, oder vielmehr durch das Baſt derſelben geſchehe, und daß man dadurch diejenige Art vermehre, von welcher der Zweig genommen worden. Z. E. man hätte Pflaumbäume, und wollte dafür Pferſichbäume haben, ſo wird der Zweig von jenen auf dieſe gebracht, und dadurch erhält man Bäume, deren unterſter Theil, beſonders die Wurzel, Pflaumenbäume, der obere aber, ſonderlich die Zweige Pferſichbäume ſind, und mithin tragen dieſe nicht mehr Pflaumen, ſondern Pfirſchen. Und ſolchergeſtalt vermehret man allemal diejenige Art, von welcher das Reis genommen, und die andere, worauf ſolches geſetzet, kömmt nicht weiter zum Vorſchein. Die gepfropften Stämmlein treiben zwar öfters von neuen aus, die Triebe

be aber ſchneidet man weg, es müßte denn das Stämmlein gar zu frech wachſen, da man anfangs einen oder zween Triebe ſtehen läßt, damit ſie einen Theil des Saftes an ſich ziehen, deſſen Ueberfluß den Pfropfreiſern ſchaden könnte; wenn aber dieſe mehr auswachſen, müßen jene doch weggenommen werden. Damit das Pfropfen deſto eher gelinge, ſoll ſolches bey trocknem Wetter vorgenommen werden. Manche Pelzer unterlaſſen dieſe Arbeit, ſobald es nur ganz klein zu regnen anfängt, andere wollen nicht einmal beym Nebel ein Reis aufſetzen; und doch pfleget Herr Burgemeiſter Reichart die geſchnittenen Reiſer die Nacht zuvor in reines Waſſer zu werfen. Andere allgemeine Anmerkungen, welche ſich auf das Pfropfen beziehen, wollen wir hernach anführen, wenn wir zuvor die verſchiedenen Arten dieſer Vermehrung beſchrieben haben.

Das eigentliche Pfropfen, Impfen oder Pelzen kann auf zweyerley Weiſe veranſtaltet werden; nämlich entweder in den Spalt, oder in die Rinde. Im erſten Falle wird der Stamm, auf welchen das Reis geſetzet werden ſoll, in der Mitte geſpalten, und das zugerichtete Pfropfreis in den Spalt geſtecket; im andern aber bleibt das Holz ganz, und nur die Rinde wird davon abgelöſet, und das Reis zwiſchen Rinde und Holz eingebracht. In beyden Arten muß ein ſchickliches Pfropfreis gewählet, und dieſes auf gehörige Art zubereitet werden. Die Reiſer muß man ſammlen, ehe die Knoſpen zu ſtark aufſchwellen, nämlich im Januar oder im Anfange des Februars. Läßt man dergleichen von andern Orten herkommen, können ſie ſchon im November abgeſchnitten werden, wenn man ſie nur vor dem Austrocknen, Verſchimmeln und anderer Verderbniß verwahret. Scheinen ſie etwas vertrocknet, ſoll man ſie einige Tage in friſche Erde graben. Will man dergleichen verſchicken, ſo kann man die Enden in einen Klumpen Thon ſtecken, oder in Moos einſchlagen. Man ſoll hierzu geſunde, lebhafte, mit glatter Rinde und dicken Knoſpen verſehene Zweige wählen; krumme und ſchlechte Reiſer werden ihr ſchlechtes Wachsthum beybehalten; Waſſerreiſer bringen ſpät Früchte, deswegen man auch ſolche lieber von ſolchen Bäumen nimmt, die ſchon Früchte getragen. Zu hochſtämmigen Bäumen wählet man gerne die Zweige, welche gerade in die Höhe getrieben. Ueberhaupt geben die Zweige vom letzten oder vorjährigen Triebe gute Pfropfreiſer, doch iſt es öfters, zumal beym Pfropfen in den Spalt, und bey Bäumen, die

viel Mark haben, beſſer, wenn ſolcher zweyjähriges Holz hat. Man glaubte ehedem, wie ein einjähriges Reis, und an welchem der Keil nicht aus zweyjährigen beſtehe, treibe nur Zweige und Blätter, aber niemals Früchte. Es iſt aber dieſes ganz falſch; doch kann aus angeführter Beſchaffenheit des Stammes, und wenn man ſtarke Stämme pfropfen will, von dem zweyjährigen Theile des Reiſes einiger Nutzen abhängen, es wird auch ſolcher das Einklemmen beſſer vertragen, als wenn der Keil nur einjähriges Holz iſt. Indeſſen kann man beym Abbrechen der Pfropfreiſer ein Stück altes Holz daran laſſen, iſt es deſto beſſer, weil ſich ſolche auf dieſe Weiſe beſſer erhalten; man kann bey der Zurichtung ſolches wegſchneiden. Man muß die Reiſer zu der gehörigen Länge nicht eher verſchneiden, als bis man pfropfen will. Iſt ein Reis lang, kann der untere und obere Theil abgeſchnitten werden. Die Länge des Pfropfreiſes iſt unbeſtimmet. Man ſoll Acht haben, ob die Augen enge oder weit von einander ſtehen. Iſt das erſte, kann man füglich fünf Augen laſſen, ſtehen ſie weiter aus einander, läßt man an einem Reiſe nur drey Augen. Aus einem Reiſe zwey zu machen, iſt nicht thulich, der geſtutzte Theil wächſt meiſtentheils unförmlich. Die im Herbſte nachgetriebenen Zweige ſchicken ſich gar nicht, und werden leicht im folgenden Winter verderben. Damit die Pfropfreiſer, welche man etwan zu gleicher Zeit von verſchiedenen Bäumen abgeſchnitten, nicht verwechſelt werden, und man beym Pfropfen jede Art finden, und wegen des künftigen Gebrauches anwenden könne, wird jede Sorte von Zweigen beſonders zuſammengebunden, und mit einer Nummer oder andern Zeichen bemerket. Es iſt dieſes um deſto nöthiger, da man die Zweige nicht ſogleich nach dem Abſchneiden zum Pfropfen gebrauchen kann, ſondern einige Zeit aufheben muß. Man ſtecket die Bündelchen mit dem untern Theile einige Zoll tief in die Erde, oder bedecket ſie ganz mit der Erde. Wobey dahin zu ſehen, daß ſie nicht von dem Froſte Schaden leiden, deswegen man hierzu einen Ort im Garten wählet, welcher gegen Norden durch eine Wand bedecket wird. Man kann auch die Reiſer in Gefäße mit Waſſer ſetzen, und dieſe in eine Kammer ſtellen, alle Tage aber das Waſſer verneuern.

Wenn man das Pfropfen ſelbſt vornehmen will, wird hierzu ſowohl das Reis, als der Stamm gehörig vorbereitet. Will man in den Spalt pfropfen, muß ſolches geſchehen, ehe der Saft in dem Baume den neuen Trieb erhält,

hält, mithin vom halben März bis halben April. Eine genauere Zeit läßt ſich nicht beſtimmen; dieſe hängt theils von der längern oder kürzern Dauer des Winters ab, theils iſt ſolche nach den Sorten der Bäume verſchieden. Steinobſt, als Kirſchen und Pflaumen, müſſen früher, als Kernobſt, gepfropfet werden; fällt im Februar warme gelinde Witterung ein, ſo kann man ſchon Kirſchen pfropfen, weil deren Knoſpen am früheſten aufſchwellen; auf dieſe folgen die Birnen, und zuletzt die Aepfel. Man erwählet hierzu Bäume von mittlerer Stärke, welche einen oder zween Zoll im Durchmeſſer haben, und kann das Reis oben oder unten an dem Stamme anſetzen, und ſolchem nur die Krone wegnehmen, oder ganz niedrig an der Erde abſchneiden. Einige wollen zu hochſtämmigen Bäumen das Reis oben, wo die Krone ſich anfangen ſoll, aufſetzen, und zu niederſtämmigen an der Erde. Die letzten aber gerathen überhaupt beſſer, und es iſt am ſicherſten, die Stämme, ſo niedrig als möglich, zu pfropfen. Der Schnitt muß mit einem ſcharfen Meſſer geſchehen, und ganz glatt gemachet werden, ob ſolcher aber eine Horizontalfläche halten, gerade und platt ſeyn müſſe, oder wie ein Rehfuß abgenommen werden könne, ſtimmen die Pelzer nicht überein. Man ſoll hierbey vorzüglich auf die Dicke des Stammes ſehen. Dünne Stämme, welche nicht viel dicker, als ein gewöhnliches Pfropfreis ſind, kann man gerade querdurch platt abſchneiden. Der Schnitt wird noch in dem nämlichen Sommer verwachſen, und man wird gegen den Herbſt nichts mehr vom Spalte ſehen. Wer aber vier- bis fünfjährige Stämme wählet, wird bey dem ſchrägen Schnitte beſſer fahren, und das Ueberwachſen wird hurtiger geſchehen. Hierauf muß der Stamm in der Mitte geſpalten werden. Bey ſchwachen Stämmen kann der Spalt nur mit einem Meſſer geſchehen; bey ſtärkern ſetzet man das Meſſer auf, und ſchlägt mit einem Hammer darauf; bey noch dickern bedienet man ſich dazu eines beſondern Keils. Einige ſchneiden vor dem Spalten die Rinde, wo der Spalt geſchehen ſoll, mit einem ſcharfen Meſſer von einander, damit ſolche bey der Oeffnung nicht faſere; wie denn auch, wenn ſich bey dem Spalte Holzfaſern zeigen ſollten, ſolche mit dem Gartenmeſſer abzunehmen ſind. Der Spalt ſoll nicht durch die Mitte, und alſo nicht in das Mark des Stämmchens, ſondern vielmehr neben daſſelbe kommen, und das Mark unverletzt bleiben. Doch hält dieſe Vorſicht Herr Paſtor Henne für unnöthig, und verſichert, wie

er allemal den Spalt durch die Mitte gemachet, und ſtets geſunde Bäume gezogen. Man darf auch hierbey auf die Himmelsgegend nicht Acht geben; es iſt gleichviel, ob man den Spalt von Morgen gegen Abend, oder von Mitternacht gegen Mittag mache. Weil aber vom Abend her die ſtärkſten Sturmwinde zu wehen pflegen, ſo hält man für beſſer, den Spalt von der Morgengegend gegen die Abendgegend ziehen zu laſſen, um das Reis gegen die Abendſeite ſetzen zu können, damit es den Sturmwinden deſto beſſer widerſtehe. Die Tiefe des Spaltes kann anderthalb bis zween Zoll ſeyn; denn obgleich der Keil am Reiſe höchſtens nur einen Zoll lang zu machen, ſo muß doch der Spalt tiefer ſeyn, damit das Reis beym Einſetzen nicht beſchädiget werde. Auf ſchwache Stämme ſetzet man nur ein Reis, wenn ſolche aber ſtark ſind, kann man auch zweye und viere aufſetzen, alsdenn aber muß man den Spalt verdoppeln, und ſolchen kreuzweiſe machen. Hiervon hält Herr Paſtor Henne nichts, und giebt den Rath, ſtarke Stämme gar nicht in den Spalt, ſondern in die Rinde zu pfropfen. Das Pfropfreis, ſo man in den Spalt ſetzen will, ſoll wenigſtens die Länge haben, daß bey Zwergbäumen zwo bis drey, bey hochſtämmigen vier Knoſpen daran ſtehen, am untern Ende wird ſolches keilförmig zugeſchnitten, doch alſo, daß der innere Theil, der in das Holz des Stammes kommen ſoll, etwas dünner, als derjenige gemachet werde, der auswärts mit der Rinde zuſammenpaſſen muß, faſt in der Geſtalt, wie die kleinen Federmeſſer zu ſeyn pflegen. Dieſer keilförmige Theil kann ohngefähr dreyviertel bis einen Zoll lang ſeyn. Da ſich die eigentliche Zurichtung dieſes Keiles nicht deutlich genug beſchreiben läßt, hat Herr Paſtor Henne ſolche durch ein Gleichniß zu erläutern geſuchet. Stellet euch vor, ſchreibt er in ſeiner Anweiſung zur Baumſchule, dritter Auflage S. 224. als wenn die Klinge eines Tafelmeſſers in der Mitte abgebrochen wäre; nun nehmet den in der Hand habenden Stummel des Meſſers, woran der Heft noch ſitzet, und ſchleift die abgebrochene Stelle ſo lange auf einem Schleifſteine, bis ſie vorne ganz ſcharf, wie ein Keil oder Meißel werde. Dieſer Stummel nebſt dem Hefte ſtellet das Pfropfreis vor. Stecket nun dieſen von oben herunter in den Spalt des Stammes, ſo daß der Heft in die Höhe ſtehe, der Meſſerrücken mit der Rinde des Stammes von außen gleich ſey, und die Schneide oder Schärfe des Meſſers mitten im Spalte ſitze und nicht zu ſehen ſey, ſo hat man

man einigermaaßen eine Abbildung von dem Pfropfreiſe und deſſen Keile. Wobey aber noch zu merken, wie zwar der Theil des Keiles, welcher in den Spalt gebracht wird, ſchmäler oder dünner zugeſchnitten werde, als die auswendige Seite, doch muß ſolcher nicht ſo ſcharf ſeyn, wie die Schneide eines Meſſers, ſondern ſo, daß inwendig noch etwas Rinde an dem Keile ſtehen bleibe. Die inwendige Rinde ſcheint zwar keinen Nutzen zu haben, und einige Pelzer ſchälen ſolche ganz ab, es glaubet aber Herr Paſtor Henne, daß deren Gegenwart zu geſchwinder Ueberwachſung der ganzen Pfropfſtelle vieles beytrage. Die äußerliche Rinde des Keiles iſt wichtiger, und muß man daher wohl Acht haben, daß der Theil des Reiſes zwiſchen der Rinde und dem Holze genau auf eben den Theil des Stammes zwiſchen der Rinde und dem Holze, oder der Baſt des Reiſes an den Baſt des Stammes zu ſtehen komme. Wovon hauptſächlich das künftige Wachsthum des Reiſes abhängt, und damit dieſes deſto füglicher geſchehen möge, nimmt man dicke Reiſer zu dicken Stämmen, und ſo umgekehret; und ſetzet kein Reis auf, an dem die äußerliche Rinde ſich von dem Holze ablöſet, oder ſonſt auf eine andere Weiſe beſchädiget worden. Einige Gärtner verlangen, daß die beyderſeitigen Rinden auf einander paſſen ſollen. Da aber gemeiniglich die Rinde des Stammes dicker iſt, als die Rinde des Reiſes, ſo kömmt alsdenn der Baſt des Reiſes in die Mitte der Rindenlagen vom Stamme, und das Reis bekömmt nichts. Denn nicht ſowohl die Vereinigung der Rinde überhaupt, als vielmehr des Baſtes insbeſondere erleichtert, und verurſachet das Gedeihen. Kann alles, Rinde, Baſt und Mark auf einander paſſen, iſt es deſto beſſer, uud dieſes wird geſchehen, wenn man dünne Stämme wählet, und eben ſo dicke Reiſer darauf ſetzet. Auf ſolche Art pfropfen die Genueſer den ſpaniſchen Jaſmin, und dü Hamel hat ſolches mit Birn- und Aepfelſtämmlein glücklich nachgemachet. Um dieſes deſtomehr zu befördern, muß das eingeſetzte Ende des Reiſes weder zu ſtark gepreſſet werden, noch auch zu locker ſtehen. Das erſte zu verhindern, laſſen einige in dem Spalte einen dünnen Keil ſtecken. Das zweyte iſt nur bey jungen Stämmen zu befürchten; hat der Stamm nur einige Stärke, wird ſolcher die Reiſer feſte genug halten, oder man kann ſolche durch eine geſpaltene Bindweide befeſtigen. Noch iſt die Frage vorzubringen, ob man bey Zurichtung des Keiles und über dieſem einen Abſatz am Pfropfreiſe machen ſoll,

oder ſolches unterlaſſen könne. Es ſcheint dieſes nicht nöthig, und ohne Abſätze geſchnittene Reiſer werden eben ſo gut fortkommen, als wenn dergleichen angebracht worden; doch kann das Pfropfreis, wenn es einen Abſatz hat, in dem Spalte feſter ſitzen, und aus dieſem Grunde kann man ſolchen veranſtalten, obgleich alsdenn dieſes Verfahren etwas mehr Zeit erfodert. Um den Abſatz zu machen, ſchneidet man dreyviertel bis einen Zoll vom Ende des Keiles, oder wo dieſer ſeinen Anfang nehmen ſoll, etwas über einem Auge zu beyden Seiten quer in das Reis, bis faſt, aber nicht völlig in das Mark, ſo, daß das Auge zwiſchen die zwo ſchmalen Seiten des Keiles zu ſtehen komme; hernach ſchneidet man von der Mitte des Keiles an, bis an den Kerb oder Querſchnitt, erſt an der einen, hernach an der andern Seite, ſo wird die Rinde mit etwas Holz wegfallen, und den winkelrechten Abſatz zurücklaſſen. Zuletzt wird die Oberfläche des Stammes und der Spalt bedecket und verbunden. Hierzu bedienet man ſich verſchiedener Baumſalben. S. unter Baum I. Band. 615. S. Harz, Wachs, und Terpentin, unter einander vermiſchet, iſt wohl die ſchicklichſte. Miller vermiſchet fetten Leimen mit friſchem Pferdemiſte, klein zerſchnittenes Stroh oder Heu und etwas Salz.

Das Pfropfen in den Spalt kann auch umgekehret veranſtaltet, und das Pfropfreis geſpalten, das Stämmlein aber keilförmig zugeſchnitten, und dieſes in jenes eingeſchoben werden. Die Franzoſen nennen dieſe Art par enfourchement. Es findet aber ſolche nur alsdenn ſtatt, wenn das Reis und Stämmlein von einerley Dicke ſind, indem ſonſt und wenn eines ſtärker iſt, der Baſt nicht auf einander treffen kann.

Das Pfropfen in die Rinde iſt bey manchen Gärtnern gewöhnlicher, als die erſte Art, oder in den Spalt, und bey ſtarken Bäumen findet dieſes faſt ganz alleine ſtatt. Man nennet dieſes auch das Schneiden und Packen. Wenn der Baum in vollem Safte iſt, wird ſolches am beſten vorgenommen. Man veranſtaltet ſolches ſowohl am Stamme, als an den Aeſten. Der Ort, wo das Reis aufgeſetzet werden ſoll, wird nicht, wie bey der vorigen Art, geſpalten, ſondern nur glatt abgeſchnitten, die Rinde aber an dem Orte und der Seite, wo das Reis hinkommen ſoll, durch einen dünnen Keil vom Holze abgelöſet, und entweder ganz gelaſſen, oder der Länge nach, oder in Geſtalt eines T aufgeſchnitten, und das untere Ende des Reiſes, welches

zuvor in Geſtalt eines Zahnſtochers zugeſchnitten worden, zwiſchen die Rinde und Holz geſtecket, ſo daß die Fläche des Reiſes genau auf das Holz des Stammes anzuliegen komme. Man muß auch hierbey wohl Acht haben, daß bey dem Einſtecken die Rinde des Reiſes nicht vom Holze losgehe, und ſo man dieſes bemerket, das Reis wegwerfen. Pfropfet man in die Rinde des Stammes, kann man einige Reiſer rings um denſelben einſtecken, dieſes auch bey ſtärkern Aeſten thun, bey jüngern Aeſten aber es bey einem Reiſe bewenden laſſen. Den Ort, wo das Pfropfen geſchehen, umbindet man mit Wolle, oder auf andere Weiſe.

Man kann nicht allein auf Stämme pfropfen, ſondern zuweilen hierzu die Wurzel wählen. Wir haben z. E. eine dicke Wurzel vom Azedarach abgeſchnitten, ſolche in der Erde unberühret ſtehen laſſen, und darauf einen Zweig vom Azedarach in den Spalt gepfropfet, und dadurch ein neues Bäumchen erhalten.

Das Copuliren, welches auch Anblatten oder Anplacken und Zuſammenfügen genannt wird, hat mit dieſen Arten zu pfropfen viele Aehnlichkeit, und beſteht darinne, daß auf einen Stamm oder deſſen Zweig, welcher wie ein Rehfuß abgeſchnitten, ein auf gleiche Weiſe zugeſchnittenes Reis ſolchergeſtalt auf einander geſetzet, und mit einander vereiniget werde, das Rinde auf Rinde genau paſſet. Es hat zwar Agricola unter andern künſtlichen Baumvermehrungen auch dieſe angegeben, nachher auch Holyck und andere in ihren Gartenbüchern ſolche erwähnet, niemand aber das ganze Verfahren beſchrieben, und mit gehörigen Lobe empfohlen. Dr. Böhmer machte damit einige Verſuche, fand hierbey und des Taliacotius Erfindung, die verlohrne Naſe und andere Theile des menſchlichen Körpers zu erſetzen, viele Aehnlichkeit, und beſchrieb den guten Fortgang dieſer Vermehrung in einem Anſchlage de variis Chirurgiae curtorum in vegetabilibus modis. Endlich hat der Paſtor B. F. Thiele zu Glaſow in der Neumark ſeine Gedanken und Erfahrungen Herrn Paſtor Hennen mitgetheilet, und dieſer ſelbige in der dritten Auflage ſeiner Anweiſung zu Baumſchulen bekannt gemachet. Nach Herr Paſtor Thielens Angeben muß der Stamm, darauf man copuliren will, wenigſtens ein Jahr geſtanden und einen Zweig eines Pfeifenſtieles ſtark getrieben haben; hat ſolcher mehrere Zweige, ſo ſuchet man ſich den beſten, geradeſten und ſtärkſten aus, welcher mehrentheils der mittelſte ſeyn wird; die andern ſchneidet man ab; oder wenn ſie hoch an

dem wilden Stamme ſtehen, daß ſie eine Krone machen können, läßt man zween, drey bis vier Zweige ſtehen, und copuliret ſie alle. Die Reiſer, welche im vorigen Jahre aus dem wilden Stamme ausgetrieben, werden im folgenden Frühlinge copuliret; Reiſer, welche ſchon zwey Jahre geſtanden, nehmen die Copulation nicht an. Wir haben die Copulation nicht mit dem Zweige, ſondern mit dem Stamme ſelbſt vorgenommen, ſolchen in gewiſſer Höhe geſtutzet, und das Reis darauf geſetzet. Dieſe Stämme hatten verſchiedenes Alter, alle waren gewiß über zwey Jahre alt, auch wohl drüber, und der Erfolg war gut. Das Reis, ſo man damit verbinden will, muß in Anſehung der Dicke und Stärke mit dem Zweige oder Stamme des Wildlings genau übereinkommen, oder beyde gleich ſtark ſeyn, damit die Rinde auf Rinde genau paſſe; die Länge deſſelben ſoll nicht über drey Zoll ſeyn, und nicht über zwo, höchſtens drey Knoſpen haben, indem längere nicht genug ernähret werden können, und leicht vertrocknen. Da die unterſten Augen an den Reiſern gemeiniglich ſtärker als die obern ſind, wählet man den untern Theil des Reiſes, und ſchneidet den obern weg; doch haben frech wachſende Reiſer zuweilen unten, wo ſie am dickſten ſind, die ſchlechteſten Augen, und alsdenn iſt dieſes Ende wegzuwerfen, und nur der mittelſte Theil zu gebrauchen, indem ſelten die letzten Augen an der Spitze des Zweiges ihre völlige Reife erlangen. Allzu ſchwache und dünne Reiſer ſchicken ſich nicht zum Copuliren, je ſtärker ſelbige ſind, je leichter wachſen ſie zuſammen. Beyde Reiſer, oder der Stamm und das aufzuſetzende Reis, werden wie ein Rehfuß, etwan einen Zoll lang, glatt zugeſchnitten. Kann der Schnitt auf einmal geſchehen, und man hat nicht nöthig, nachzuhelfen, iſt ſolches ſehr vortheilhaft; hierauf ſetzet man beyde auf einander und giebt Acht, ob auf allen Seiten Rinde auf Rinde paſſe; trifft es nicht allenthalben zu, muß man nachhelfen, oder einen ganz neuen Schnitt machen; paſſet alles gut, bedecket man das obere Ende mit etwas Baumwachs und leget um die Stelle der Vereinigung ein ſchickliches Band; wobey Acht zu haben, daß die auf einander gelegten, rehfüßig geſchnittenen Reiſer nicht aus ihrem Lager gebracht werden. Herr Thiele empfiehlt zum Verbande ein, aus flächſenem Garne gewebtes Band, und verwirft wollene Schnuren, Baſt und Weiden. Es wird aber ſolcher auch auf andere Weiſe ſchicklich angeleget werden, wenn man nur dahin Bedacht nimmt, daß das aufgeſetzte

Reis unbeweglich bleibe, und durch keine äußerliche Gewalt verrücket werden könne; wie auch daß der Verband nach und nach könne weggenommen werden. Die Zeit der Copulation iſt die nämliche mit dem Pfropfen in den Spalt, nämlich der März und April. Apricoſen werden zuerſt, denn Kirſchen, Birnen und Pflaumen, zuletzt die Aepfel vorgenommen. Wenn die Augen an dem aufgeſetzten Reiſe etwan einen halben Zoll ausgetrieben, wird der Verband gelüftet, nach vierzehn Tagen weiter, und wieder nach vierzehn Tagen wird man ſolchen ganz wegnehmen können. In acht Wochen iſt gemeiniglich das Reis völlig mit dem Wildling verwachſen. Zu welcher Zeit man auch die Augen, die man nicht behalten will, wegſchneidet. Bey hochſtämmigen läßt man nur eines, bey Zwergbäumen zwey auch dreye ſtehen. Das Wachsthum des Auges an den copulirten Reiſern ſoll nach Herr Thielens Bemerkung oft über alle Erwartung geſchehen, und zuweilen in einem Sommer gegen zwo Ellen betragen. Die wenigen Kirſchbäume, ſo wir copuliret, haben ſich träger bezeiget, ſie haben zwar, wie auch Thiele von ſeinen rühmet, eher, als andere gepfropfte und oculirte Früchte getragen, auch dieſe Fruchtbarkeit immerfort gezeiget, dabey aber ein ſchwaches Wachsthum geäußert, und daneben ſtehende andere Kirſchbäume viel mehr Holz und viel längere Reiſer, als dieſe getrieben. Wegen der Fruchtbarkeit, längern Dauer der Bäume, und wenigern Mühe verdienet die Copulation alle Achtung; ſie gehöret zu den nützlichſten Erfindungen bey der Baumzucht. Herr Krauſe, welcher in ſeinem funfzigjährigen Unterrichte von der Gärtnerey S. 62. auch das Copuliren kürzlich beſchrieben, erwähnet noch eine andere Art, ſolches zu veranſtalten. Der Stamm und das Reis werden, wie bey der erſten Art, von gleicher Stärke gewählet, beyde aber mit einem Knie oder Abſatze verſehen, welche man auf einander paſſen muß, ſo daß, wenn ſie auf einander geſetzet ſind, ſie wie ein egaler Stamm ausſehen. Man ſieht aber leicht ein, daß dieſer Abſatz mehr Mühe und Kunſt erfodert, als der ſchräge oder Rehfußſchnitt.

Das Ablactiren oder Abſaugen iſt auch eine Art zu pfropfen, welche aber ſeltner, auch mit mehr unſichern Erfolge zu geſchehen pfleget. Es kann ſolches auf verſchiedene Weiſe veranſtaltet werden. Allemal aber müſſen zween Bäume nahe bey einander ſtehen, als einer, welchen man vermehren will, und der andere, auf welchem die Vermehrung geſchehen

hen ſoll. Man muß daher den letzten und jüngern neben den erſten und ältern ſchon zuvor geſetzet haben, damit deſſen Wurzeln gehörig angewachſen, ehe das Ablactiren vorgenommen wird. Dieſes machet ſchon dergleichen Pfropfen beſchwerlich, hingegen läßt ſich ſolches füglicher bey ausländiſchen Bäumchen anbringen, welche in Töpfen unterhalten, und nahe aneinander gebracht werden können. Bey der gemeinſten Art, das Ablactiren vorzunehmen, wird der Stamm, worauf man ein neues Reis bringen will, unter der Krone glatt abgeſchnitten, und oben ein dreyeckichter Einſchnitt daran gemachet; von dem andern Baume aber entweder der Stamm ſelbſt, oder gemeiniglich nur ein Zweig deſſelben, nicht am Ende, ſondern in der Mitte, oder ſonſt an einem ſchicklichen Orte keilförmig zugeſchnitten, dieſer in den dreyeckichten Einſchnitt des erſtern geleget, ſo daß ſolcher über den Stamm in die Höhe rage, beyde mit einander zuſammengebunden, und wenn beyde mit einander verwachſen, der aufgepfropfte Zweig von ſeinem Stamme abgeſchnitten. Wobey aber noch zu merken, daß der keilförmige Zuſchnitt an dem Stamme oder Zweige nicht über die Hälfte vom Umfange des Stammes oder Zweiges einnehmen dürfe, damit Rinde genug zur Vereinigung von beyden übrigbleibe, und der Zweig ſeine Nahrung ziehen könne, bis er ſich mit dem abgeſtutzten Stamme vollkommen vereiniget. Auch muß der keilförmige Zuſchnitt genau in die am Stamme gemachte Kerbe paſſen, damit der Baſt von beyden recht zuſammentreffe. Noch leichter geſchieht das Ablactiren, wenn man den Stamm, worauf man pfropfen will, keilförmig zuſchneidet, den Stamm des andern Baumes aber, den man vermehren will, in beliebiger Höhe, oder vielmehr nach der Höhe des erſtern auf eine gewiſſe Länge nach oben zu von einander ſpaltet, und mit dieſem Spalte das keilförmige Ende des erſtern bedecket, und alles ſo auf einander paſſet, daß die Rindenbaſte recht zuſammentreffen. Will man von Bäumen ablactiren, die leicht Wurzeln ſchlagen, kann man von denſelben einen Zweig abſchneiden, ſolchen mit dem untern Theile nahe an den andern Baum in die Erde ſtecken, und oben auf die zuerſt beſchriebene Art ablactiren. Wenn gleich hierbey der abgeſchnittene Zweig ſelten genugſame Wurzeln ſchlägt, ſo zieht doch derſelbe einige Nahrung aus der Erde, und der angepfropfte Theil wird deſto gewiſſer anwachſen. Iſt dieſes geſchehen, ſo ſchneidet man den untern Theil des Zweiges ab. Es iſt dieſes mehr eine

Art des Pfropfens in den Spalt, und wird von den Gärtnern das Dupliren genannt. Es giebt noch mehr Arten, das Ablactiren zu veranſtalten, welche aber theils nicht gebräuchlich, theils mehr ſonderbar, als nützlich ſind. Wenn z. E. zween Bäume von gleicher Größe nahe bey einander ſtehen, kann man beyde in einen vereinigen, wenn man von beyden Holz und Rinde anſchneidet, und die entblößten Theile ſo übereinander leget, daß der Baſt von dem einen, auf den Baſt des andern paſſe; ſie werden beyde an dem Orte zuſammen verwachſen, und es wird in unſerm Belieben ſtehen, ob ein Stamm doppelte Kronen tragen, oder eine Krone auf gedoppelten Stamme ſtehen ſolle; im erſten Falle ſchneidet man den einen Stamm unter dem Verbindungsorte ab, und die Wurzel und der Stamm des andern wird beyde Kronen unterhalten müſſen, im letzten aber wird eine Krone abgenommen, und die beyden bewurzelten Stämme bleiben ſtehen. Und ſolchergeſtalt könnte man mehr Bäume und eine ganze Reihe mit einander vereinigen, wenn daran gelegen wäre, und man nur damit ſpielen wollte, ohne wirklichen Nutzen daraus zu ziehen. Das Ablactiren hat, wie ſchon zuvor angemerket, einige Beſchwerlichkeit, und wird daher auch nicht ſo oft als das eigentliche Pfropfen und Copuliren vorgenommen, in gewiſſermaaßen aber iſt ſolches den andern Arten vorzuziehen. Das Verwachſen der beyden Stämme, oder welches öfterer geſchieht, eines Aſtes mit dem Stamme, geſchieht um deſto gewiſſer, weil der Zweig noch an ſeinem eigenen Stamme ſitzen bleibt, und aus demſelben Nahrung zieht, bis die vollkommene Vereinigung geſchehen. Man kann auch zu jeder Zeit ablactiren, ſo lange der Saft in den Bäumen iſt, doch iſt es beſſer, ſolches im Frühjahre vorzunehmen. Nachher verderben leicht die Zweige, zumal wenn ſie etwas eingeſchnitten worden, und bey dem ſpäten Ablactiren kann der Schnitt nicht gehörig verwachſen und der Kälte widerſtehen.

Wir übergehen andere, mehr künſtliche, als nützliche Arten des Pfropfens. Nur eine wollen wir noch erwähnen, welche auf gewiſſe Art nützlich ſeyn könnte, wenn ſie dasjenige leiſtete, was man davon vorgiebt. Man hat nämlich vorgegeben, wie man durch das Pfropfen Früchte, Kirſchen und Pflaumen, ohne Stein erzeugen könne. Man ſoll auf einen Kirſchbaum zwey Propfreiſer einander gegen über pfropfen, und beyde Reiſer, wenn ſie bekliebenſind, bis zum Frühling des künftigen Jahres mit einander wachſen laſſen, hierauf aber zur gewöhnlichen

Pfropfzeit die oberſten Enden von beyden in gleicher Höhe abſchneiden, den einen Pfropfreis oben ſpalten, den andern keilförmig zuſchneiden und ſolchen in den erſten Spalt dergeſtalt einſtecken, daß Schale an Schale komme, und die Zuſammenfügung auf gewöhnliche Art verbinden. Wenn nun beyde Reiſer verwachſen, wird der eine abgeſchnitten, und der übriggebliebene ſoll Kirſchen tragen, welche zwar einen kleinen Kern, aber keine harte Schale haben. Lemery hat in den Schriften der Pariſer Akad. 1704. faſt dergleichen, jedoch in etwas veränderte, Pfropfart zu dieſem Endzwecke angegeben. Der Erfolg möchte wohl öfters fehl ſchlagen, und ob wir gleich unter den Pflaumen eine Spielart ohne Nuß angeführet, ſcheint ſolche doch nicht auf dieſe Weiſe entſtanden zu ſeyn. Zu dergleichen Pfropfungen könnte man auch diejenige Behandlung der Bäume rechnen, da man junge Stämmchen der Länge nach bis auf die Wurzel ſpaltet, die Markröhre behutſam herausnimmt, beyde Hälften des Stammes wieder vereiniget, und dadurch Früchte ohne Stein zu erhalten vorgiebt.

Durch alle Arten von Pfropfen, wie auch Oculiren, kann man ſeine Bäume, ſonderlich das Obſt, vermehren, auch die Früchte dadurch einigermaßen vollkommener machen, die Sorten aber ſelbſt dadurch nicht verändern, oder neue erzeugen, wie einige Gärtner fälſchlich vorgegeben. Das eingepfropfte Reis wird ſich immer gleich bleiben und die nämliche Frucht bringen. Wenn man einen Zweig von einem guten Birnbaume, z. E. Poire gris, auf einen Wildling, der nur ſtrenge Birnen trägt, pfropfet, werden ſchöne große Birnen, und zwar Poire gris wachſen; wenn auf dieſen Zweig wieder ein Wildling gepfropfet wird, bekömmt man wieder kleine und ſtrenge Birnen. Man wiederhole dieſe Pfropfung wechſelsweiſe, und ſo oft man will, ſo wird man allezeit die zwo nämlichen Sorten von Birnen, oder vielmehr nur diejenige bekommen, von welcher Art das zuletzt aufgeſetzte Reis geweſen. Der Saft verändert ſich, ſo oft er aus einem Reiſe in das andere geht. Es wird auch in einigen Gartenbüchern vorgegeben, wie man die Früchte merklich verbeſſere, wenn auf einen ſchon gepfropften Stamm die nämliche Frucht oder das nämliche Reis zum zweytenmale aufgeſetzet würde. Die Erfahrung will dieſes Vorgeben nicht beſtätigen; vielleicht geſchieht aber ſolches doch auf eine unmerkliche Weiſe; denn kann durch die einfache Pfropfung einige Verbeſſerung erfolgen, ſo muß ſolche auch bey einer wiederholten

und vielleicht noch mehr geſchehen. Daß aber das erſte nicht unmöglich ſey, vielmehr öfter geſchehe, kann man höchſt wahrſcheinlich daher abnehmen, daß gemeiniglich an dem Orte, wo die Theile an einander gepelzet worden, einige Geſchwulſt ſich anſetzet, welche auf die Zubereitung des Saftes einigen Einfluß haben kann. Und du Hamel in der Naturgeſchichte der Bäume in deſſen viertem Buche im achten Artikel behauptet mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß nicht alle Gefäße und Fibern des Reiſes oder des Auges vollkommen genau auf das Ende aller Gefäße oder Fibern des Stammes paſſen, um dem Safte einen freyen Durchgang zu laſſen, vielmehr die beyderſeitigen Gefäße ſich hin und her biegen müßten, um ſich in einander zu richten, und dadurch gleichſam ein künſtliches Werkzeug oder eine Drüſe bildeten, die vermuthlich zur Verdünnung und neuen Miſchung der Säfte etwas beytragen könne. Auch die Vermiſchung der Säfte des Stammes und des Reiſes kann zu einer neuen Verbeſſerung Gelegenheit geben. Reiſer von einer bon-chretien-Birne, welche theils auf einen Quittenſtamm, theils auf einen wilden Birnſtamm gepfropfet worden, liefern ziemlich verſchiedene Früchte. Die Birnen von dem Reiſe auf dem Quittenſtamme werden eine glättere und ſchöner gefärbte Haut, auch zärteres, feineres und ſaftigeres Fleiſch haben, als die vom Reiſe auf dem Wildlinge. Man wird aber doch beyde leichtlich für bon-chretien erkennen und die verbeſſerte nicht für eine neue Sorte annehmen. Dergleichen kleine Veränderungen werden auch von dem verſchiedenen Erdreiche, dem Standorte und aus andern Urſachen täglich hervorgebracht. Du Hamel hat hierüber viele Verſuche angeſtellet. Die Pflaume, ſo man Reine claude nennt, hat er auf den Mandelbaum, Pfirſichbaum und Damaſcener Pflaumenbaum gepfropfet, und ungeachtet dieſe dreyerley Bäume verſchiedene Säfte haben, demnach auf allen die nämliche Sorte von Pflaumen erhalten. Er hat die nämliche Art von Bäumen auf Wildlinge, Quitten, Weißdorn und Miſpelbäume gepfropfet, ohne daß die Früchte wären verändert worden.

Noch iſt bey dem Pfropfen, wie auch Oculiren nöthig zu wiſſen, ob unter den Bäumen, worauf man pelzen will, eine Auswahl zu machen, oder ob man jede Art dazu gebrauchen könne. Man findet zwar in den Gartenbüchern, wie man Birnen auf Rüſtern, Ahorn, Weißbuchen und Eichen, den Weinſtock auf den Nußbaum, die Pfirſche auf Weiden pfropfen könne. Dieſes Vorgeben aber

iſt in der Erfahrung nicht gegründet und Dü Hamel verſichert, daß bey dergleichen wiederholten Verſuchen alle Pfropfung, wo nicht im erſten, doch gewiß im zweyten Jahre verdorben. Es muß nothwendig ein gewiſſes Verhältniß des innern Baues, oder einige Aehnlichkeit der Theile zwiſchen dem aufgepfropten Reiſe und dem Stamme ſeyn, worauf es geſetzet werden ſoll, ohne welche die Reiſer entweder gar nicht anſchlagen, oder wenn ſie auch bekommen, doch nicht lange dauern. Die meiſten gepfropften Bäume dauern zwar nicht ſo lange, als die ungepfropften; doch wird man auch welche finden, welche länger, als die ungepfropften aushalten, nachdem die Uebereinſtimmung des Reiſes und des Stammes größer oder geringer iſt. Wenn eine Pfropfung recht anſchlagen ſoll, ſo muß dieſelbe mit dem Stamme ſich ſo genau vereinigen, daß ſie gleichſam einer von ſeinen natürlichen Zweigen werde, und dieſes geſchieht bisweilen. Dü Hamel ließ hochſtämmige Birnbäume verarbeiten, die ſechs bis ſieben Schuh hoch von der Erde gepfropfet waren. Als mit dem Hobel dünne Spähne, die aus dem Stamme in das gepfropfte giengen, abgehobelt wurden, war keine veränderte Richtung der Fibern wahrzunehmen, und der Theil des Spahnes, ſo zu dem gepfropften gehörte, war von dem Theile, der dem Stamme zuſtändig, durch nichts anders zu unterſcheiden, als daß die Farbe von dem Wildlinge nicht ſo roth war, wie das Holz von dem gepfropften; wenn man aber die Spähne bog, ſo zerbrachen ſie viel leichter bey dem Puncte der Vereinigung als anderwärts. Man wird aber nicht bey allen Pfropfungen eine ſo vollkommene Vereinigung antreffen. Die Verſchiedenheiten der Bäume ſind vielerley, und faſt jede wird bey der Pfropfung einigen Antheil haben. Je mehrere ſind, oder je wichtiger ſelbige, je weniger wird die Vereinigung ſtatt finden. Die Weide z. E. wächſt in einem Jahre mehr, als der Buchsbaum in ſieben Jahren, folglich werden ſich dieſe beyde nicht mit einander vereinigen laſſen. Der Mandelbaum blühet völlig, ehe die meiſten andern Bäume ihre Knoſpen geöffnet haben. Wenn die ſpätern Bäume blühen, hat der Mandelbaum ſchon ſeine Blätter; und demohngeachtet kann man Pflaumen auf Mandelſtämme und Zweige von dieſen auf Pflaumenſtämme pelzen. Die letztere Pfropfung wird anfangs ſehr gut fortkommen, nach und nach aber verderben. Pflaumen auf Mandelſtämme, auch Pfirſichen auf Mandelbäume ſchicken ſich beſſer, und dauern länger. Daher es

immer wunderbar bleibt, daß es Bäume giebt, welche von andern Zweige annehmen und der Stamm dem fremden Reiſe die Nahrung ſo zuführet, wie es bey ſeinen eigenen Zweigen geſchehen ſeyn würde. Da nun eine vollkommene Aehnlichkeit zwiſchen verſchiedenen Bäumen ſo leicht nicht ausfündig zu machen, ſo kann man leicht begreifen, warum gemeiniglich die gepfropften Bäume nicht ſo lange dauern, als die ungepfropften. Ein Quittenbaum hält ſehr lange aus, wenn aber darauf Birnen gepfropfet worden, geht ſolcher ein. Ein wilder Birnbaum lebet gewiß länger, als wenn auf ſolchen eine andere Art Birnen gepfropfet worden. Eine ungepfropfte Rüſter lebet länger, als eine gepfropfte. Doch mag auch hierinne das Gegentheil zuweilen ſtatt haben. Wie denn auch bisweilen ähnliche, auf einander gepfropfte ſchlechtes, hingegen mehr unähnliche beſſeres Gedeihen zeigen. Alſo treibt ein auf ſeinen Wildling gepfropfter Birnbaum in guter Erde ſehr ſtark und giebt viel Holz aber wenige Früchte. Wenn man aber einen Stamm wählet, der weniger Aehnlichkeit mit dem Birnbaume hat, als z. E. den Quittenbaum, oder den Weißdorn, oder Miſpelbaum, wird man viel mehr Früchte erlangen. Bey allen dieſen Pfropfungen und der Wahl der Bäume zu dergleichen wird die Erfahrung der beſte Lehrmeiſter ſeyn, indem ſich nicht füglich im voraus beſtimmen läßt, ob ſolche auf dieſem oder jenem Baume gut anſchlagen werden, wenn man noch nicht damit Verſuche angeſtellet. Eben derſelbe Baum kann zuweilen unterſchiedene Pfropfreiſe gleich gut tragen, und eben daſſelbe Reis zuweilen auf unterſchiedene Bäume geſetzet werden. Das erſte beſtätiget die Erfahrung, da man ganz verſchiedene Sorten Kirſchen auf einem Baume unterhalten, und es iſt möglich, daß auf einem Baume Aprikoſen, Pfirſchen und Pflaumen wachſen; doch werden dergleichen Spielwerke nicht lange aushalten, und es iſt ſicherer auf einen Baum nur einerley Reiſer zu bringen, und zwiſchen beyden eine Aehnlichkeit zu beobachten.

Es geſchehen zuweilen Pfropfungen ohne Kunſt und durch beſondere Zufälle werden zuweilen nahe bey einander ſtehende Pflanzen vereiniget; dahin kann man z. E. die bandförmigen Stängel rechnen, welche zwar auch aus andern Urſachen erzeuget werden können, aber auch gewiß öfters dadurch entſtehen, daß zween Stängel, wenn ſie aus der Wurzel hervorbrechen, oder durch die Erde aufſteigen, einander genau berühren und dadurch unter einander verwachſen. So werden auch manchmal Aeſte von Bäumen in

einander gepelzet, ohne daß eine menſchliche Hand dazu Gelegenheit gegeben. Es kann auch geſchehen, daß Saamen dicht an und über einander zu liegen kommen, und dadurch nicht allein die Wurzeln unter einander verwirret, ſondern auch die Stängel ſelbſt vereiniget werden. Ein dergleichen merkwürdiges Beyſpiel giebt diejenige Waizenpflanze, welche wir ſchon bey der Abhandlung von der Ausartung der Gewächſe angeführet, und welche einen einzigen Halm hatte, aus deſſen einem Knoten ein zweeter hervorkam, auf welchem oben eine Aehre Treſpe ſaß; der gemeinſchaftliche Halm verlängerte ſich und hatte oben eine Waizenähre. Herr Calandrini, welcher die zween Hälme an der Stelle, wo ſie in einander gefüget waren, zerſchnitten, hat befunden, daß ihre Häutchen völlig in einem Stücke fortgiengen. Herr Bonnet ſieht dieſe Vereinigung als eine Art von Pfropfen an, und nennt ſolche das Pfropfen durch Näherung. Von dergleichen Pfropfung, welche durch Näherung geſchehen, findet man im Thierreiche mehrere Beyſpiele. Viele Mißgeburten ſind von dieſer Art, und Kinder mit verwachſenen Fingern werden eben nicht ſelten gebohren. Andere und wahre Pfropfungen, welche durch die Kunſt geſchehen, finden bey den Thieren viel weniger, als den Pflanzen, ſtatt.

Die Einimpfung oder ſo genannte Inoculation der Blattern und der Viehſeuche ſind von ganz anderer Art und verdienen dieſen Namen nicht. Wenn man aber die Spornen der Hähne abnimmt und ſolche dem Kamme einverleibet und der Haushahn mit dieſem gehörnten Kopfputze einherſtolziret, ſo muß man ſolches für eine wirkliche Pfropfung annehmen. Dergleichen geſchieht aus Kurzweil öfters, und du Hamel hat hierüber viele Verſuche angeſtellet, von welchen man die Schriften der Pariſer Akademie vom Jahre 1746. auch das neue Hamb. Magaz. 32. St. 157 S. nachleſen kann,

Pfrich.

S. Bruſtwurzel.

Pfüfferling.

S. Blätterſchwamm.

Pfülfiſch.

Pfülfiſch auch Peißker, Poecilias, piſcis, des Gesners, S. 160. b. Enchelyopus, 2. des Kleins, ein Aalbaſtart. ſ. dieſen Artikel, B. I. S. 40.

Pfünde.

S. Bachbunge.

Phagrus.

Phagrus, auch Pagrus, ſonſt

auch

auch Karmud genannt, ein Fiſch in Egypten. Sparus Pagrus, Linn. gen. 165. ſp. 11. die Müllerische Sackfloße. Synagris, 14. Klein. ein Meerbraßem. ſ. dieſen unſern Artikel, B. V. S. 479. und 483. desgleichen 488. u. f. Nach dem Chomel iſt er ein Seefiſch, etwa eines Fußes lang, dicke und breit, roth von Farbe, dem Rouget nicht ungleich, doch viel größer und dicker, mit runden, breiten, harten Schuppen, einer krummen, hackichten Naſe, dicken und runden Schnauze und ſcharfen Zähnen. Er ſoll vom Mooſe, Schlamme und kleinen Fiſchen leben.

Pharaonsfeige.

S. Piſang.

Pharaoratze.

Viuerra Ichneumon Linn. Ein vierfüßiges Thier, welches der Ritter von Linné unter das Geſchlecht der Frette ſetzet. Vom Klein und von einigen andern Naturforſchern wird es unter die Wieſel gerechnet und das ägyptiſche Wieſel genannt, weil man es ſehr häufig in Aegypten antrifft. Doch iſt es auch in Indien und andern Gegenden von Aſien keine Seltenheit. Von dem Grafen von Büffon wird es unter dem Namen Manguſte beſchrieben. Es iſt ohngefähr ſo groß, wie der Buchmarder, dem es auch in der Bildung ſehr nahe kömmt; denn es hat einen kleinen Kopf, eine ſpitzige Schnauze, kurze und runde Ohren, einen kurzen Hals, der mit dem Kopfe beynahe von einerley Dicke iſt, einen länglichen Leib, kurze Füße und einen langen Schwanz, der aber nicht ſo haarich iſt, wie bey dem Buchmarder. Zwiſchen den längern ſteifen Haaren, welche theils ſchwärzlich oder aſchgrau, theils weißlich oder gelblich ſind, findet man noch auf dem ganzen Körper ein kürzeres wollichtes Haar, welches eine röthliche Farbe hat. Sowohl bey dem Männchen als auch bey dem Weibchen bemerket man nahe bey dem After eine beſondere Oeffnung und eine Art von Beutel, worinnen eine ſtarkriechende Feuchtigkeit enthalten iſt. Man ſaget, daß die Pharaoratzen, wenn es ſehr heiß iſt, dieſen Beutel öffnen, um ſich abzukühlen.

Dieſe Thiere halten ſich in großer Menge an dem Ufer des Nils und anderer Flüße auf, wo ſie den Schlangen, Eidechſen, Fröſchen, Ratzen, Mäuſen, Vögeln und andern dergleichen Thieren nachſtellen; denn ſie freſſen ohne Unterſchied alles Fleiſch von lebendigen Thieren. Vorzüglich ſuchen ſie die in Sand verſcharrten Eyer der Krokodile eifrig auf; wodurch die zu große Vermehrung dieſer ſchädlichen Thiere ſehr verhindert wird. Sie tödten und verzehren

auch kleine Krokodile, ohngeachtet dieſe Thiere bald nach dem Auskriechen aus dem Eye ſchon eine ungemeine Stärke beſitzen. Sonſt erzählte man auch, daß ſie den großen Krokodilen, wenn ſie ſchliefen, in den Leib kröchen, ihnen das Eingeweide zerfräßen und alsdenn wieder herauskämen; allein dieſer Umſtand iſt von den neuern Naturforſchern, die in Aegypten geweſen ſind, für ganz falſch befunden worden.

Die Landleute in Aegypten bringen die jungen Pharaoratzen ſehr häufig auf den Markt in die Städte, wo man ſie ſehr gern kaufet und in den Häuſern ſtatt der Katzen aufzieht, weil ſie ſehr leicht zahm werden und alle Mäuſe, Ratzen, Schlangen und dergleichen ſchädliche Thiere wegfangen. Von den alten Aegyptern wurden ſie wegen dieſer nützlichen Eigenſchaft, und vorzüglich wegen ihrer Vertilgung der Krokodileyer, göttlich verehret.

Pharaoſchnecke.

Pharaoſchnecke iſt eine Art Nabelkräuſel, und heißt auch beym Herrn von Linne' Trochus Pharaonis, weil ſelbige ſonderlich im rothen Meere gefunden wird. Es iſt ſolche nicht größer, als ein gewöhnlicher Kamiſolknopf und heißt auf holländiſch Prins Roberts Knoop, vielleicht weil ſolche einen prächtigen Knopf vorſtellet, indem ihre Farbe blutroth iſt. Es ſind auch die Gewinde mit ſchwarzen Schnüren umgeben, in welchen gleichweitige glänzende Perlen ſtehen. Man findet einige Verſchiedenheiten bey Senegal und an der Braſilianiſchen Küſte.

Pharnaceum.

Dieſes von dem Herrn v. Linne' angenommene Pflanzengeſchlecht führet ſeinen Namen vielleicht von einem alten Kräutler, Pharnaces, welchen Galenus anführet, oder von dem Pontiſchen Könige gleiches Namens. Es enthält verſchiedene Arten, welche theils zu andern Geſchlechtern gerechnet, theils auch als beſondere angeführet werden. Die allgemeinen Kennzeichen ſind: die einfache Blumendecke, welche man für den Kelch annimmt, und aus fünf eyförmigen, ausgehöhlten, ſtehenbleibenden, innerlich gefärbten und am Rande zärtern Blättchen beſteht; fünf Staubfäden, und drey Griffel mit ſtumpfen Staubwegen; der eyförmige, einigermaßen dreyeckichte, mit drey Klappen ſich öffnende und in drey Fächer abgetheilte Fruchtbalg und viele platte, mit einem dünnen ſcharfen Rande verſehene Saamen. In der Murrayiſchen Ausgabe vom Linneiſchen Pflanzenreiche ſind ſechs Arten angeführet. Keine davon iſt nützlich oder

ſchön, deswegen wir nur eine anführen.

Das doldenartige Pharnaceum, Ruſſiſche Pharnacie, Pharnaceum Ceruiana Linn. Den letzten Namen hat Hr. Minuart zuerſt aufgebracht, und dieſe Pflanze als ein eigenes Geſchlecht ſeinem Landsmanne, einem Spanier, Cervi, zur Ehre, damit belegt. Hr. v. Haller im Verzeichniſſe der göttingiſchen Pflanzen vereiniget dieſe Pflanze mit dem Geſchlechte Molugo, und wählet Trichis zum Geſchlechtsnamen. Molugo hat nur drey Staubfäden, iſt aber übrigens dem Pharnaceo ähnlich. Dieſes jährige Pflänzchen wächſt in Rußland, Spanien, auch, wie vorgegeben wird, um Roſtock. Die fäſerichte, gelbe, holzichte Wurzel treibt viele, ganz ſchmale und kurze, blaulicht angelaufene Blätter, und zwiſchen dieſen entſtehen viele ſchwache, dünne, theils aufgerichtete, theils etwas geſtreckte, gelbe oder röthliche, glatte, in Gelenke abgetheilte Stängel. Um die Gelenke ſitzen wirtelförmig geſtellte, drey, vier, auch mehrere Blätter, und um den Stängel viele Zweige. Aus dem Blätterwinkel und dem Ende der Zweige entſpringen zarte, nackende Stiele, welche ſich in vier und mehrere Zweige theilen, deren jeder ein kleines, unterwärts hangendes Blümchen trägt. Die Kelchblättchen ſind grünlicht, am Rande aber und an den Spitzen weißlicht, ſie ſtehen nicht ausgebreitet, ſondern bedecken die innerlichen Theile gänzlich. Man erzieht das Pflänzchen auf dem Miſtbeete jährlich aus Saamen, da aber die Stöcke buſchicht wachſen und Raum erfordern, ſoll man ſolche hernach auf eine ſonnenreiche Rabatte verpflanzen.

Phaſanenkraut.

Phaſanen- oder Faſanenkraut, auch wilde Erven, nennet man Orobus Tourn. und Linn. Das Geſchlecht iſt aus der Familie der Schmetterlingsblümchen. Der röhrenförmige Kelch iſt ſchief in fünf kurze Einſchnitte getheilet; davon die drey untern ſpitzig, die beyden obern kürzer, tiefer abgetheilet und ſtumpf ſind. Das herzförmige Fähnchen iſt ſowohl mit dem Rande als der Spitze rückwärts gebogen; die beyden Flügelblätter ſind dieſem an Länge faſt gleich, aufwärts, und vorne gegeneinander gerichtet; das Kielblättchen iſt unterwärts geſpalten, bäuchicht, lauft ſpitzig zu, die Seiten und Ränder liegen dichte an einander. Neun Staubfäden machen eine Scheide, der zehnte ſteht beſonders. Der Griffel bieget ſich aufwärts, und an der innerlichen Seite deſſelben, von der Mitte bis zur Spitze, ſitzet der haarichte Staubweg.

Die lange, walzenförmige Hülſe endiget ſich mit einer aufgerichteten Spitze, öffnet ſich mit zwo Klappen und enthält viele rundliche Saamen. Herr von Linné führet zehn Arten an, die meiſten haben gefiederte Blätter, deren gemeinſchaftliche Ribbe ſich mit einem kurzen Fortſatze endiget und mit wenig Paaren Blättchen beſetzet iſt.

1) Das frühblühende Phaſanenkraut mit ungetheiltem Stängel, Walderven, Frühlingserven, rothe Waldwicke, Waldküchern, Orobus vernus Linn. wächſt im feuchten und ſchattichten Grunde und dicken Gebüſche. Die Wurzel iſt fäſericht, ſchwarz, holzicht und ausdauernd. Der aufgerichtete Stängel erreichet ohngefähr einen Fuß Höhe, bleibt einfach, ohne Zweige, und endiget ſich mit einer lockern Blumenähre. Bey dem Blätterſtiele ſtehen zween große, den Stängel bedeckende, und unterwärts mit einem hackichten Fortſatze verſehene Blattanſätze, welche Herr von Linné bey dieſer und einigen andern Arten halbpfeilförmig nennt. Die Blätter ſelbſt ſind gefiedert und beſtehen aus zwey oder drey paar eyförmig zugeſpitzten Blättchen. Die Blume, welche zeitig im Frühjahre erſcheint, iſt der Farbe nach veränderlich. Anfangs iſt das Fähnchen purpurfärbig, die Flügel blau und das Kielblättchen grünlicht blau, wenn ſie aber zu verwelken anfangen, werden ſie alle blau.

2) Das knollichte Phaſanenkraut mit ungetheiltem Stängel, Waldwicke mit knollichter Wurzel, falſches Süßholz, Orobus tuberoſus Riu. und Linn. wächſt in trockenen und erhabenen Wäldern, Kienheiden und kleinen Gebüſchen um die Hügel und blühet im Brach- und Heumonathe. Die dauernde Wurzel beſteht aus vielen Fäden und Knollen und die erſtern ſchwellen öfters auf und werden zu Knollen; aus jedem Knollen treibt ein einfacher, aufgerichteter, einen Fuß hoher und geflügelter Stängel. Die Blattanſätze ſind, wie bey der erſten Art, beſchaffen, zuweilen ſchwach ausgezahnt. Die gefiederten Blätter beſtehen aus zwey oder drey Paar ey- oder lanzetförmigen Blättchen. Aus dem Blätterwinkel treiben Blüthähren; jede beſteht aus drey oder vier Blumen, welche der erſten Art gänzlich gleichen, auch anfangs roſen- oder purpurfärbig, zuletzt aber blaulicht gefärbt erſcheinen. Die Knollen haben einen ſüßlichten Geſchmack, und die Schottläuder bedienen ſich derſelben theils zur Sättigung, theils in Bruſtkrankheiten.

3) Das hohe äſtige Phaſanenkraut mit ſechsfach gepaarten Blättchen, ſchwarzes Phaſanenkraut, ſtaudige Waldküchern,

chern, Orobus viciae folio Riu. Orobus niger Linn. wächſt an erhabenen graſichten Oertern zwiſchen dem Gebüſche und um die blumichten Hügel und blühet im Heumonathe. Die dauernde Wurzel iſt lang, dicke und ſüßlicht vom Geſchmacke. Der Stängel erreichet zween, auch drey Fuß Höhe und theilet ſich in viele Zweige. Die Blattanſätze ſind klein, oberwärts lanzetförmig, unterwärts mit einem Hacken verſehen. Die gefiederten Blätter beſtehen aus ſechs paar kleinen, aber feſten, bläulicht angelaufenen, eyförmigen Blättchen. Die Blüthähren ſind gemeiniglich einſeitig und beſtehen aus ſechs, auch mehrern, dicht bey einander ſtehenden purpurfärbigen, aber auch veränderlichen Blumen. Das Kielblättchen ſcheint nicht geſpalten zu ſeyn. Die ſchwarzen Hülſen hängen unterwärts. Die Saamen ſind auch ſchwarz. Die Blätter ſind ſüße, ſchleimicht, und nahrhaft für die Schaafe und ander Vieh.

4) Das hohe gelbe Phaſanenkraut, Orobus alpinus latifolius C. B. Orobus luteus Linn. wächſt auf niedrigen Gebirgen der Schweiz, Italien und Sibirien. Die Wurzel iſt ausdauernd. Der Stängel erreichet zwo Ellen Höhe, auch drüber, iſt eckicht und in viele Zweige verbreitet. Die Blattanſätze ſind groß, eyförmig, zugeſpitzet und unterwärts mit einem ausgehenden Hacken verſehen. Hr. von Linné nennt ſolche rundlich mondförmig. Die Blätter beſtehen gemeiniglich aus fünf paar eyförmig zugeſpitzten Blättchen. Ganz falſch zählet man in der Onomat. botan. neun bis eilf Blättchen, indem bey keiner Art dieſes Geſchlechts am Ende ein einzelnes ſteht und eine ungleiche Zahl niemals ſtatt findet. Aus dem Blätterwinkel ſteigen die lockern Blüthähren hervor, welche ohngefähr aus zehn niederhangenden blaßgelben Blumen beſtehen. Der Kelch iſt zuſammengedrückt, die obern Zähne ſind ſehr kurz und gegen einander gebogen, die untern mehr gerade gerichtet; das Fähnchen iſt ſchmal, gefaltet, mit erhabenem Rande, das Kielblättchen ſo lang als die Flügel, unterwärts geſpalten, vorwärts ſpitzig. Nach des Hrn. von Hallers Urtheile verſpricht dieſe Pflanze viel Futter, und da ſie nicht hart iſt, wird ſie auch dem Viehe angenehm ſeyn, daher empfiehlt derſelbe ſolche zum Anbaue.

5) Das geſtreckte Phaſanenkraut, Orobus ſyluaticus Linn. dieweil aber in der Murrayiſchen Ausgabe zwo Arten den Beynamen ſyluaticus führen, ſo bemerken wir, daß hierunter Orobus ſyluaticus noſtras Raj. Brit. zu verſtehen ſey. Wächſt nicht allein in Frankreich und England, ſondern auch hin und wieder in Deutſch-

land

land in trockenen erhabenen Wäldern und erhält den Namen glattes Phaſanenkraut oder Süßeheidekůchern. Die dicke, holzichte, äſtichte Wurzel iſt ausdauernd, geht tief in die Erde und treibt einige, ohngefähr einen Fuß lange, haarichte, und in Zweige abgetheilte Stängel; gemeiniglich bleiben ſolche auf der Erde liegen, zuweilen richten ſie ſich mehr in die Höhe. Die Blattanſätze ſind eyförmig zugeſpitzt. Die gefiederten Blätter beſtehen gemeiniglich aus ſieben, auch mehrern Paaren kleiner eyförmiger Blättchen. Der Blüthſtiel entſteht aus dem Blätterwinkel und trägt acht bis zwölf ährenweiſe geſtellte, weiße, fleiſch- und purpurfärbige Blumen. Es dienet dieſe, wie die dritte und vierte Art, zum Futter für das Vieh.

Phaſeolen.

S. Bohne.

Phatagin.

S. Schuppthier.

Philander.

Didelphis Linn. Eine Gattung vierfüßiger, indianiſcher Thiere, welche, nach dem Ritter v. Linne', im obern Kiefer zehen und im untern acht Schneidezähne haben, wobey noch dieſer Umſtand zu merken iſt, daß die zween mittlern der untern Schneidezähne ſehr kurz ſind. Die Hundszähne ſind lang, und die Backenzähne wie eine Säge gezähnelt. Die Zunge iſt einigermaßen mit einer Reihe Härchen oder Fäſerchen beſetzet. Der Daumen oder die große Zehe ſteht von den übrigen Zehen ab, und die Füße überhaupt haben eine große Aehnlichkeit mit den Füßen der Affen. Der Schwanz iſt bey den meiſten ſehr lang und einem Rattenſchwanze gleich. Man rechnet fünf Arten unter dieſes Geſchlecht, die man nur in beyden Indien antrifft. Die erſte und größte Art wird gemeiniglich Beutelratze, und von dem Herrn von Linne' Didelphis marſupialis genannt, weil das Weibchen unten am Leibe mit einem weiten Beutel verſehen iſt, worein ſie die Jungen, welche ganz nackend zur Welt kommen, aufnimmt, wenn ſie dieſelben ſäugen oder vor einer drohenden Gefahr ſchützen will. Sonſt iſt dieſes amerikaniſche Thier auch noch unter verſchiedenen andern Namen bekannt. Der Graf von Büffon beſchreibt es unter dem Namen Sarige, welchen es auf den braſilianiſchen Küſten führet. In einigen Reiſebeſchreibungen heißt es Carigueya, und in andern Opoſſum, auch Tlaquatzin und Coes-Coes; lauter Benennungen, die man von den Indianern entlehnet hat. Dieſe Beutelratze iſt ohngefähr ſo groß wie eine

Katze, und hat eine ſehr lange ſpitzige Schnauze, welche mit fünf Reihen Schnurbartshaaren beſetzet iſt. Die Ohren ſind groß, rund, und von Haaren entblößt. Der Schwanz, welcher eben ſo ſo lang iſt, als der Körper und Kopf zuſammengenommen, läuft am Ende ſpitzig zu, und iſt oben, wo er aus dem Leibe kömmt, bis auf dritthalb Zoll mit Haaren verſehen, übrigens aber mit kleinen Schuppen überzogen. Jeder Fuß hat fünf Zehen. An den Hinterfüßen ſteht der Daumen, welcher viel dicker iſt, als die übrigen Zehen, und keinen Nagel hat, ſehr weit von den andern Zehen ab. Das Haar auf dem Oberleibe iſt röthlich braun, oder braungrau, am Unterleibe aber ſchmutzig weiß oder gelblich. Der Aufenthalt dieſer Thiere iſt in den Wäldern, wo ſie auf den Bäumen herumklettern, Früchte und Blätter freſſen, auch den Vögeln nachſtellen; welches ſie bisweilen auf dieſe Art thun, daß ſie ſich mit dem Schwanze an den Aſt eines Baumes aufhängen.

Die zwote Art von dieſem Geſchlechte, die auch im Linnäiſchen Syſtem Philander heißt, iſt etwas kleiner, als die vorhergehende Art, und hat weißliche Haare mit ſchwarzen Spitzen, runde, herunterhängende, kahle Ohren, und eine nicht ſo ſpitzige, mit langen Barthaaren beſetzte Schnauze. Der Schwanz iſt ſehr lang und bis auf ein Drittel mit kleinen Haaren, übrigens aber mit feinen Schuppen beſetzet. Das Weibchen hat zwey Eiter, und an jedem zwo Zitzen. Sie ſind aber nicht, wie bey der vorhergehenden Art, in einen Sack oder Beutel eingeſchloſſen, ſondern ragen zwiſchen den Hinterbeinen hervor. Die Länge des Körpers, vom Hinterkopfe bis zum Schwanze, beträgt ohngefähr vierzehn Zoll. Das Fleiſch dieſer Thiere, welche man ebenfalls in Amerika findet, hat einen unangenehmen Geruch, wird aber doch von den Indianern gegeſſen.

Die dritte Art, Didelphis Opoſſum Linn. von Hr. Müllern die Waldratze genannt, hat eine große Aehnlichkeit mit der Beutelratze, unter welcher Benennung ſie auch häufig bey den Schriftſtellern vorkömmt; nur iſt ſie um ein anſehnliches kleiner, als die erſte Art, von welcher ſie ſich überdieſes durch die Anzahl der Brüſte, deren zwo ſind, unterſcheidet. Ihre Länge beträgt ohngefähr acht bis eilf Zoll, ohne den Schwanz zu rechnen, welcher einen Schuh lang iſt. Das Weibchen hat, wie die weibliche Beutelratze, einen häutichen Sack am Unterleibe, um darinnen ihre Jungen zu verbergen.

Die vierte Art, Didelphis Murina Linn. die Buſchratze, nach

Herr Müllern, iſt ſchon unter dem Artikel Marmoſe, und die fünfte Art, Didelphis dorſigera Linn. welche Herr Müller die Schwanzratze nennt, unter dem Artikel Aeneas beſchrieben worden.

Philine.

Unter dem Namen Philine quadripartita hat Herr Aſcanius die Beſchreibung und Abzeichnung eines neuen Seethieres an die königliche Schwediſche Akademie überſendet, welche auch in dem 34ſten Bande der Abhandlungen eingerücket iſt. Es gehöret ſolches unter die Molluſca Linn. oder die mit Gliedmaßen verſehenen Würmer, und hält ſich um Arendal in Norwegen, in ſtillen Meerbuchten, dreyßig bis vierzig Klaftern tief im moderichten Boden auf. Aeußerlich iſt daran faſt nichts zu unterſcheiden, und Herr Aſcanius konnte kaum Bauch und Rücken unterſcheiden, und Mund und After erkennen. Der Mund findet ſich in einer länglichten Oeffnung, die, wenn das Thier auf dem Rücken liegt, unten nach der linken Seite zu befindlich, und mit einigen kleinen Franzen umgeben iſt. Wenn das todte Thier einige Tage im Waſſer gelegen, kann man die äußerliche dicke Haut von der darunter liegenden abſondern, welche vier kleine Knochen einſchließt; eines davon, welches mitten in des Thieres vordern Abtheilung über dem Munde liegt, nennt Herr Aſcanius os conchiforme, und die drey kleinern in der hintern Abtheilung oſſa ſcaphoidea. Von dieſen drey bootsförmigen, welche durch eine Haut mit einander zuſammenhängen, iſt der Kiel des mittlern niederwärts, und bey den beyden andern aufwärts gerichtet. Von der Lebensart und andern Eigenſchaften dieſes Seewurms hat Herr Aſcanius nichts bemerken können.

Phiole.

Phiala. Mit dieſem Namen wird in der Chymie ein gewiſſes gläſernes Gefäß bezeichnet, welches die Geſtalt einer hohlen Kugel hat, aus der ein langer cylindriſcher Hals geht, in deſſen Oeffnung ein eingeſchliffener gläſerner Stöpſel paſſet. Man bedienet ſich dieſes Gefäßes eigentlich zu Digeſtionen; man kann ſich aber auch deſſelben zur ſo genannten circulirenden Deſtillation bedienen, wenn man nämlich zwo Phiolen nimmt und den Hals der einen in den Hals der andern ſteckt, und dieſelben ſenkrecht in die Kapellen einſetzet. Vor dieſem bediente man ſich bey der circulirenden Deſtillation des ſo genannten Pelikans. S. Pelikan.

Phoenikopter.

In dem Geſchlechte der Angler, ſolcher Vögel nämlich, die ihre

Nahrung aus dem Waſſer ſuchen, und den Fiſchen beſonders auflauert, ſie tödtet und frißt, hat Herr Klein, außer dem Reyger und Storche, auch eine beſondere Zunft angenommen, die er Sonderlinge nennt, Anomaloſter; Sonderlinge, wegen ihres beſondern Schnabels, der an ſich ganz eigends geſtaltet iſt. Dieſe Zunft, oder Unterabtheilung der Sonderlinge zerleget er in drey Arten, darunter eine vornehmlich einen ſchartigen und ſonderlich gewundenen Schnabel hat, und dieſe Art führet den vom Ariſtophanes zuerſt aufgebrachten Namen, Phoenikopter, welches man auf deutſch Flammenreyger gegeben hat. Die Neuern belegen dieſen Vogel durchgehends mit dem Namen Flamand, oder Flamingo; aber Herr Fermin unterſcheidet den Phoenikopter, von dem eigentlichen Flamand. Und da er in der Colonie Surinam von beyderley Vögeln Kenntniß, als Augenzeuge, bekommen hat: ſo iſt ſeine Nachricht, zu beyder Unterſcheidung, für uns die zuverläßigſte. Der Körper des Phoenikopters iſt nicht ſehr ſtark, hat aber ſehr lange und dünne Füße. Hals lang und dünne, wie die Storche, wodurch er denn vier Fuß hoch reicht. Schenkel und Füße fleiſchfarben, Federn an Flügeln, Rücken und Bauch nicht groß. Kopf klein, Schnabel ſechszollig, ziemlich ſtark gebogen und ſehr hart. Er langet damit Würmer, Krabben, Fiſche und Inſecten aus dem Moraſte hervor. Der Vogel iſt ſehr ſchwer aufzubringen, ſonſt wäre er leicht zahm zu machen. Herr Fermin hat einen drey Monath lang erhalten, und zwar mit bloßem Brunnenwaſſer; aber zuletzt ſtarb er doch. Der Flamand, welchen die Naturforſcher für den wahren ausgeben, iſt von dieſem vorgehenden Vogel zwar ziemlich unterſchieden; ob aber der Unterſchied ſo viel zu bedeuten habe, bleibt dahin geſtellet. Nämlich der Flamand hat nur halb ſo lange Beine, als der Phoenikopter. Der Hals lang, der kleine Kopf mit einem ſehr langen, geigenbogenähnlichen Schnabel, von zehen bis zwölf Zoll verſehen. Körper etwa ſo groß, als ein Huhn. Höhe drittehalb Fuß. Der Vogel iſt roth, aber wenn er aus dem Eye kömmt, ganz ſchwarz, wornach er auf einige Zeit erſt weiß, und zuletzt roth wird. Füße auch roth, Schnabel bleyfarben, mit Zähnen darinn, faſt wie bey den Kaninchen. Die Flamands ziehen ſtäts in Geſellſchaft, und ſind, wie die Störche und wilden Gänſe, ſehr auf ihrer Huth, halten auch Schildwachten, wenn ſie an den Ufern der Flüße herumſitzen. Man muß ſich durchaus verſteckt halten, wenn man ſie etwa beym Niederſetzen ſchießen will. Sie

niſten auch in moraſtigen Orten und machen ein abgeſtutztes Kegelneſt, anderthalb Fuß hoch. Die jungen Flamands werden leicht zahm gemachet, und man bringt ſie nach Europa. Die Indianer bereiten aus den Federn allerley Putz, als Halsbänder, Mützen, u. ſ. w. Klein führet drey Varietäten des Flamands an. Aber es ſcheint ſeine erſte Art der eigentliche Phoenikopter zu ſeyn. Er giebt ihm fünf Fuß Höhe, rothen Körper, ſechs ſchwarze Schwungfedern. An der Wurzel des Schnabels ein tiefer Einſchnitt, oder Biegung, bis an die Augen. Der Kiefern Figur hyperboliſch. Der obere Kiefer nach dem Kopfe zu erhöhet, nach vorn zuſammengedrücket und zugeſpitzet, am Ende in etwas gekrümmet und der untere Kiefer an dem obern gut und genau anliegend und angefüget. Lange Naslöcher. Der äußerſte und innerſte Zehe, bis ans dritte Glied des mittlern Fingers, mit einer Haut verbunden, die ein ordentliches Dreyeck machet. Dieſe Art hat alſo halb geſpaltene Zehen, womit der Vogel gleichwohl nicht ſchwimmen kann, ſondern er tritt ſo weit ins Waſſer und in Sumpf, als er Grund findet, und ſuchet da ſeine Nahrung. Moraſtigen Boden überſteigt er leicht, aber bey vorkommenden Tiefen kehret er wieder um. Die zwote Art der Flamands, beym Hrn. Klein, iſt der rothflügelichte Flamand, roſenfarben an den Flügeln, Füße bis an die Hüften hochroth, und der übrige Körper weiß. Die dritte Art der weiße Flamand, unter den Flügeln roſenfarbig, Körper weiß, Schnabel gelb und am Ende ſchwarz, Füße roth. Aller Vermuthung nach ſind aber die beyden letzten vom Herrn Klein angeführten Arten mit der erſten, nämlich der rothen, ganz einerley; nur daß ſie noch jung geweſen, und ihre weiße Farbe noch nicht ins rothe, davon ſich doch bereits die Spuren an den Flügeln gezeiget, verwandeln gehabt haben.

Pholade.

Dieſes griechiſche, aber faſt in allen Sprachen gewöhnliche Wort bedeutet zwar überhaupt eine Sache, die ſich verberget oder verkriechet, insbeſondere aber hat man darunter diejenigen Muſcheln verſtehen wollen, welche ſich innerhalb der Steine, Klippen und Sandufer verborgen halten, oder darinnen ihren Sitz, oder Wohnſtädte haben. Dergleichen Gewohnheit und Eigenſchaft trifft man bey verſchiedenen Muſcheln an, welche aber wegen anderer Umſtände einigen Unterſchied zeigen, und deswegen entweder verſchiedene Geſchlechter ausmachen, oder unter verſchiedene vertheilet werden müſſen. Ein beſonderes

Geſchlecht von dergleichen Steineinwohnern iſt der Steinbohrer, Terebella Linn. welcher ſich in den Oeffnungen der Felſen aufhält, und von den übrigen leicht unterſchieden wird, weil dieſer zu den nackenden gegliederten Würmern gehöret. Man findet aber auch Schalthiere oder Conchylien, welchen dieſe Eigenſchaft eigen iſt. Einige derſelben beſtehen nur aus zwo Schalen, und gehören zu den Mießmuſcheln, als die Stein- und Runzelmuſchel, andere aber haben ein vielſchalichtes Behältniß, und dieſe machen ein eigenes Geſchlechte aus, welches beſonders und im genauen Verſtande, den Namen Pholas, oder Pholaden erhalten. Die Engländer heißen dergleichen Muſcheln Pidaks, die Holländer und Franzoſen aber Pholades, doch werden ſelbige auch von den Franzoſen Pitaur, Dails und Dattes, und von den Deutſchen bisweilen Steinmuſcheln genennet. Der Einwohner hat eine Aehnlichkeit mit den Seeſcheiden, und beſteht aus einem langen, wurmartigen, walzenförmigen Körper, der ſich ohngefähr einen Finger lang aus der Schale hervorſtrecket, und vorne am Ende übereinander zwo Oeffnungen hat, davon eine das Maul und die andere den After ausmachet.

Das Gehäuſe beſteht eigentlich aus zwo großen klaffenden Schalen, an welchen beym Schloſſe noch einige kleinere Nebenſchalen liegen, welche aber leicht abfallen, und dieſe haben Bomare, Fortis und andere ganz überſehen, oder ganz andere Muſcheln vor ſich gehabt, wenn ſie den Pholaden nur zwo Schalen zugeeignet. Der Angel des Schloſſes iſt zurückgebogen, und ſitzet vermittelſt einer knorpelichten Senne feſt.

Das Gehäuſe mit dem Einwohner findet man nirgends als in Felſen, Steinen oder Corallen, und man hat oft in zerſchlagenen Felſen viele tauſend, fingerlange und daumensdicke Pholaden beyeinander liegend angetroffen, ohne daß man äußerlich an den Felſen eine Spuhr davon wahrgenommen, außer daß ſich hin und wieder kleine Löcher, wie ein Stecknadelknopf, zeigen, und auch dieſe ſind oft nicht einmal zu ſehen. Dieſer Aufenthalt iſt gewiß wundernswürdig, und man hat billig die Frage aufgeworfen, wie denn dieſe Schnecken in das innerſte der härteſten Körper kommen, daſelbſt ihre Nahrung erhalten und leben können. Man hat ſolche auf zweyerley Art beantwortet. Einige, und unter dieſen auch die Herrn Klein und Bonnet, halten dafür, daß die Muſchel nicht den feſten Stein durchbohre, ſondern zuvor, ehe der Stein ſich verhärtet, und gleichſam noch ein Schlicker, oder eine thon-

thonartige Erde iſt, darinnen ihren Wohnplatz nehme, und bey Verwandelung dieſer Erde in Stein darinnen eingeſchloſſen werde. Herr Bonnet ſchreibt von den Pholaden, nach der deutſchen Ueberſetzung, alſo: die Muſchel iſt faſt drey Zoll lang, und die Schale beſteht aus drey Theilen, vermuthlich bemerket derſelbe diejenigen nicht, ſo leicht abfallen, die mit ſtarken Häuten vereiniget ſind. Sie liegt in einer großen Höhle, die das Anſehen eines Trichters, oder abgekürzten Kegels hat, deſſen Spitze in die außen befindliche Oeffnung fällt, und weiter ſchreibt derſelbe: in dem ſchlickichten Meerufer ſieht man unzählich viele kleine Löcher, wie in dem Steine, worinnen Pholaden liegen. In allen dieſen Löchern ſtecken junge Pholaden, die nur erſt einige Linien lang ſind. Dieſe haben keinen Stein, ſondern nur einen Schlicker zu durchbohren gehabt. Nach und nach verwandelt die See dieſen Schlicker in Stein, und die Pholade, die anfangs in weicher Thonerde wohnete, findet ſich mit der Zeit in eine ſteinichte Zelle verſetzet. Dieſe Muſcheln bewegen ſich ohne Zweifel in der ganzen Natur am allerlangſamſten, denn die Bewegung richtet ſich nach ihrem Wachsthume, und iſt eigentlich mit ihrem Wachsthume einerley. Je mehr das Thier wächſt, deſto mehr dränget es ſich in dem Schlicker. Die Geſtalt der Zelle erlaubet ihm keinen Ausgang. Alles, was es thun kann, iſt dieſes, daß es an die geſchlitzte Oeffnung zwo Pfeifen anſetzet, und dadurch das Waſſer einzieht und ausläßt. Allem Anſehen nach leben die Pholaden ſehr lange; denn es brauchet keine kurze Zeit, wenn ſich der Schlicker recht verhärten oder zu Stein werden ſoll. Herr Bonnet giebt demnach zwar zu, daß man Pholaden in harten Steinen finden könne, nicht aber, daß ſolche die harten Steine durchbohret, und in ſolche hineingekrochen wären. Sind aber die harten Iſtriſchen Marmor, worinnen Valliſneri die Pholaden angetroffen, und die alten Säulen eines Tempels, die in Pozzuóli bey Neapel aus der Erde herausgegraben worden, und die nach dem Zeugniß des Herrn Bohadſch auf der Höhe von drey Schuh ganz und gar durch Pholaden durchbohret und bewohnet waren, ingleichen der Felſen zwiſchen Piemont und Provence, welcher durch dieſe Muſcheln, wie Donati berichtet, ausgehöhlet iſt, und noch mehrere dergleichen Wohnungen der Pholaden ehedem alle weich, Schlicker und Thon geweſen? Sollten die Pholaden nicht das Vermögen beſitzen, auch harte Körper und wirkliche Steine zu durchbohren, und ſich darinne eine

ne Wohnſtädte zu zubreiten? Hr. Müllern kommt dieſes nicht allein wahrſcheinlich vor, ſondern lehret uns auch die Art und Weiſe, wie dieſes geſchehen könne. Er ſchreibt hiervon in des Linnäiſchen Naturſyſtems VI. Theil I. Band 211. S. alſo: das Durchbohren geſchicht, wenn die Pholade nicht größer, als ein Senfkorn iſt, vermuthlich durch ihre eigene ätzende und ſteinbrechende Feuchtigkeit, indem ſich der Stein durch ſelbige zu einem Mehl und Pulver auflöſet, welches vielleicht mit der Steinfeuchtigkeit zugleich ihnen zur Nahrung gereichet; wenigſtens bohren ſie ganz tief in die Felſen hinein, und wenn ſie ihr ſchickliches Lager gefunden haben, werden ſie groß, und bleiben immer in ihrem Gefängniſſe ſtecken, ja ſie vermehren ſich darinnen. Das eingeſperrte Thier löſet um ſich herum den Saft des Steines auf, je nachdem es mit der Schale größer wird, und die Feuchtigkeit deſſelben iſt wie ein wahrer Phoſphorus beſchaffen, geſtalt das Thier im Finſtern leuchtet, ſo daß, wenn man deſſen Fleiſch im Finſtern kauet, man einem Feuerfreſſer ähnlich ſieht, indem von der Feuchtigkeit auch ſogar glüende Tropfen am Barte herunter auf die Kleider triefen. Dieſer Umſtand möchte Herr Müllers Erklärung einiges Gewichte geben, wenigſtens kann man ſchließen, daß dieſe Feuchtigkeit von beſonderer Beſchaffenheit und Wirkſamkeit ſey. Doch äußert Herr Müller ſelbſt noch ein Bedenken, oder vergißt vielmehr ſeinen angenommenen Satz, indem er bey Beſchreibung der geſtreiften Pholade geſteht, daß es unbegreiflich ſey, wie ſich dieſe Thierchen im Holze oder Steine Platz machen; denn wo kömmt, fraget er jetzo, die abgeätzte Stein- oder Holzmaterie hin? da ſie doch keinen Platz haben, ſolche auf die Seite zu werfen? Sie müßte denn, ſetzet er hinzu, als ein flüßiger dünner Brey durch die allererſt gemachte kleine Oeffnung herausgeſpritzet werden. Dieſes aber dürfte eben ſo ſchwer zu begreifen, als anzunehmen ſeyn, daß dieſe Materie dem Thiere zur Nahrung diene. Herr Bohadſch pflichtet in ſo ferne der Mülleriſchen Meynung bey, daß in die vorhin erwähnten Marmorſäulen die Pholaden ſich eingeſchlichen, als ſelbige ſchon aufgerichtet geweſen, ob derſelbe gleich nicht angeben will und kann, wie ſie in ſelbige hineingekommen. Ueber die Pholaden kann man auch Herr Keyßlers 63ſten Brief nachleſen. Die Italiener nennen die Pholaden Ballari, und Herr Lehmann in der Abhandlung vom Phoſphorus hält ſolche falſch für eine Art kleiner Fiſche. Die Italiener pflegen daraus eine wohlſchmeckende Suppe zu zubereiten,

und nennen dergleichen Boccone di Cardinale.

Von den Pholaden führet Herr von Linné ſechs Arten an; welche Herr Müller unter nachfolgenden deutſchen Namen beſchrieben.

1) Der Steinbohrer, Pholas dactylus L. Dieſes iſt die gemeinſte oder bekannteſte Art, welche häufig an der franzöſiſchen Küſte, aber auch im mittelländiſchen und adriatiſchen Meere in feſten Klippen gefunden wird. Man zählet an dieſer Art ſechs Schalen. Die beyden großen Schalen ſtehen mit einer Spitze hervor und klaffen immer, daher die kleinern nöthig waren, den übrigen Theil des Thieres beym Schloſſe zu decken, und doch auch wie eine gebrochene Thüre aufzugehen, damit das Thier hervorkommen könne. Am Ende iſt das Haus oder die Schale netzartig geſtreifet. Herr Müller vermuthet, daß die kleinen Schalen zur Bewegung, und das netzartige Gewebe an den Spitzen, gleich einer Feile, zur Abreibung des mürbe gemachten Steines etwas beytragen. Der walzenförmige Theil, der von dem Thiere einen kleinen Finger lang ausgeſtrecket wird, hat zween Canäle und zwo Oeffnungen an der Spitze, die das Maul und den After ausmachen, hinter dieſem Theile liegt der Eyerſtock.

2) Geribbte Pholade, Pholas coſtatus L. Sie hat die Länge herab hohe Ribben, und in die Quere viele Runzeln, wodurch die Schale gegittert iſt. Herr von Linné beſchreibt die Schale als eyförmig, jedoch weicht ſie in der Geſtalt nicht viel von der erſten Art ab, nur daß ſie geribbet und viel größer iſt. Sie erreichet die Größe von vier Zoll, und vom Schloſſe bis zum Rande ſenkrecht herunter zween Zoll. Gemeiniglich iſt die Schale weiß, dünne und faſt durchſichtig, zuweilen aber auch gelblicht und undurchſichtig. Weil die Spitze der Schale vorne weit vorſticht, wird ſie auch Langhalsdoublet, und weil ſie ſich nicht ſchließen kann, auch der ewige Klaffe genennet. Man findet dergleichen in Weſtindien, auch in den Klippen der ſüdlichen Gegenden Europens.

3) Geſtreifte Pholade, Pholas ſtriatus Linn. Nach dem Hrn. von Linné iſt die Schale gleichfalls eyförmig und vielfach geſtreifet, und der Aufenthalt in den Klippen des ſüdlichen Europens. Nach Herr Müllers Anmerkung, wäre hieher auch die Holzpholade des Herrn Rumphs zu rechnen, welche nur fünf Schalen hat, in der Länge anderthalb Zoll, in der Breite aber dreyviertel Zoll beträgt, und in alten Pfählen an der See gefunden wird. Müller meldet auch, wie

in einem ſpaniſchen Schiffe aus Weſtindien, als ſolches kalfatert wurde, eine unzählliche Menge dieſer Conchylien inwendig in dem Kiele eingeſchloſſen gefunden worden, und nimmt daher einen Beweis, daß ſolche faſt undenklich klein ſich in das Holz hineingebohret haben, und darinnen erſt größer gewachſen ſeyn müßten.

4) Weiße Pholade, Pholas candidus Linn. Die Schale iſt ſchneeweiß, länglicht, allenthalben mit Strichen, die ſich kreuzen, rauh, und nicht über einen Zoll lang. Man findet dergleichen in den Klippen der europäiſchen und amerikaniſchen Meere. Sie durchbohren auch die Seeeicheln nnd Auſtern, und ſitzen häufig in den runden Corallenmaſſen.

5) Zwergpholade, Pholas puſillus L. Dieſe amerikaniſche kleine Schale iſt länglicht, abgerundet, bogenweiſe geſtreifet, hat auf dem Rücken nur einfache Klappen, und ſcheint daher faſt ein eigenes Geſchlechte auszumachen.

6) Lockenpholade, Pholas criſpatus L. Die Schale iſt eyförmig, am runden Ende mit bogenförmigen, am ſpitzigen aber mit wellenförmigen Lockenſtrichen bezeichnet, in der Mitte mit einem Grübchen verſehen, das Schloß mit einem krummen Zahne beſetzet, etwa zween Finger breit lang, und vom Schloſſe bis zum untern Rande einen Finger breit; doch giebt es auch einige, die drey Zoll lang und zween Zoll breit ſind. Der Aufenthalt iſt in den Kreidebergen bey Dieppe, auch in England in dergleichen Gebirgen, und im Alaungeſteine. Dieſe Schale hält gleichſam das Mittel zwiſchen den viel- und zweyſchalichten Conchylien, da ſich aber am Schloſſe noch eine dritte Schale befindet, gehöret ſie mehr zu den erſtern als letztern. Das Thier ſtrecket ſich auch walzenförmig hervor, und hat die Gewohnheit Waſſer auszuſpritzen, ob es gleich in den Klippen lebet, und wie Herr Müller meldet, auch daſelbſt erzeuget wird. Die Walze zeiget zwo Oeffnungen, und auswendig purpurartige Querſtriche. Andere Pholaden ſollen mit dem dicken Ende zuerſt in den Stein bohren, dieſe aber das dicke Ende nach oben zu gekehret haben.

Phoſphorus.

Phoſphorus; iſt ein chymiſches Produkt, welches eigentlich aus dem Urin, oder vielmehr aus deſſen Salz bereitet wird. Man nimmt nämlich eine beträchtliche Menge friſchen, oder welches faſt noch beſſer iſt, gefaulten Urin, und dampfet ſelbigen über dem Feuer ſo lange ab, bis er die Dicke eines Syrups bekömmt; alsdenn ſetzet man ihn in Keller oder an einen andern kühlen Ort, und läßt ihn daſelbſt ruhig ſtehen.

Nach

Nach Verlauf ohngefähr eines Monats ſchießen in ſelbigem priſmatiſche Cryſtallen an, welche eine röthlicht braune Farbe haben. Wenn man dieſe Cryſtallen in heißem Waſſer auflöſet, die Auflöſung durchſeicht und ruhig hinſetzet, ſo cryſtalliſiret ſich das Salz von neuen, und die Cryſtallen ſind reiner, welche endlich, wenn man die Auflöſung und Cryſtalliſation ein paarmal wiederholet, völlig klar und rein werden.

Wenn man von dieſem Salz eine gewiſſe Menge z. E. acht Loth nimmt, und vermiſchet mit ſelbigem zwey Loth Kohlengeſtiebe oder noch beſſer Ruß, und unterwirft dieſe Vermiſchung unter den gehörigen Bedingungen der Deſtillation, ſo geht eine Materie in fetten Tropfen über, welche ſich in der Vorlage, unter dem vorgeſchlagenen Waſſer, wie ein geronnenes Fett oder Butter in vielen einzelnen kleinen Kügelchen ſammeln. Dieſe Kügelchen thut man in heißes Waſſer, und läßt ſolches ins Kochen kommen, da denn dieſelben ſich in eine Maſſe zuſammenbegeben. Wenn dieſes geſchehen, läßt man alles kalt werden, und hebt den Phoſphorus in einem gläſernen Gefäße, worinnen ſich Waſſer befindet, wohl verwahret auf.

Außer dieſer Art, den Phoſphorus zu bereiten, hat man noch verſchiedene andere Arten, wovon Marcgraf in dem erſten Theil ſeiner chymiſchen Schriften, Berlin 1761. S. 57. u. f. deutlichen Unterricht giebt.

Der Phoſphorus beſteht aus einem beſondern Sauren, einer glasartigen Erde und einem brennbaren Weſen. Wenn derſelbe bloß durch die freye Luft berühret wird, ſo ſetzet er ſich aus ſeiner Miſchung und ſein brennbares Weſen verbrennt zwar ſchwach und langſam, aber mit einem ſehr merklichen Lichte; wenn er aber durch das Feuer oder durch das Reiben erhitzet wird, ſo entzündet er ſich mit einer Heftigkeit und verbrennt geſchwinde, und zwar mit einem Dampf, welcher dem Geruch des Knoblauchs oder Arſeniks ähnlich iſt. Der Dampf hat am Tage die Geſtalt eines weißen Rauches, des Nachts aber die Geſtalt eines Lichtes.

In einigen Schriften wird der Phoſphorus als ein wirkſames Mittel wider verſchiedene Krankheiten angeprieſen. Wir halten aber dafür, daß der Gebrauch dieſes chymiſchen Produkts nicht wohl anzurathen ſey, indem die Natur des Phoſphorus ſo beſchaffen iſt, daß die feſten Theile ſchnell angegriffen und zerſtöret, und die flüßigen zu einer ſehr ſchädlichen Auflöſung gebracht werden können.

Phoſphorus, bononiſcher, S. Bononiſcher Stein.

Phyllis.

Phyllis iſt der Geſchlechtsname einer Pflanze, welche wenig ſchönes oder reizendes beſitzt. Dillenius nannte ſelbige in Hort. Eltham. Valerianella canarienſis fruteſcens ſimpla nobla dicta, Boerhaave Bupleuroides, und Herr von Linne' Phyllis nobla; da dieſe Art allein das Geſchlechte ausmachet, indem die andere Phyllis indica in der Murrayiſchen Ausgabe vom Linnäiſchen Pflanzenreiche außengelaſſen worden, bedarf ſolche keines Beynamen oder Unterſcheidungszeichen. Der Phyllis Vaterland ſind die canariſchen Inſeln, und ſie ſtellet eine immergrünende baumartige Staude vor. Die Wurzel iſt fäſericht. Der eigentliche Stängel erlanget ohngefähr einer Ellen Höhe, und einen Daumen Stärke, nach dem verſchiedenen Alter, indem die Blätter nach und nach abfallen, und ſolchen nackend, etwas höckericht, und ſchmutzigweiß zurücklaſſen; oberwärts theilet ſich ſelbiger in viele ſchlanke, belaubte Zweige, welche gemeiniglich dreyfach, oder drey zugleich entſtehen, wie denn auch an denſelben und jedem Knoten meiſtentheils drey, zuweilen aber auch nur zwey, faſt ungeſtielte, länglichte, an beyden Enden ſpitzige, völlig ganze, glatte, glänzende, oberwäres dunkel-, unterwärts hellgrüne Blätter ſitzen. Die Zwiſchenräume der Gelenke ſind rundlich, weißlicht, mit zwo oder drey grünen Linien bezeichnet und an dem Gelenke ſelbſt ſtehen zween oder drey eingekerbte, und mit ſchwarzen Pünktchen bezeichnete Blattanſätze. Die obern Blätter, womit die Zweige beſetzet ſind, werden nach und nach kleiner, und aus ihrem Winkel treiben die Blumenſtiele ebenfalls in gedritter Zahl hervor, vertheilen ſich einigemal wieder in drey Zweige, und endigen ſich mit kleinen Blumen, welche untereinander einen lockern Strauß abbilden. Bey den Abtheilungen der Blüthſtiele ſitzen niemals drey, ſondern allemal nur zwey Blätter einander gegenüber, und dieſe werden zuletzt ſo klein, daß ſie nur Schuppen vorſtellen. Nach der Art zu blühen, gehöret die Pflanze zwar nicht zu der Familie der Doldengewächſe, nach der Blüthe und Frucht aber kommt ſie damit gänzlich überein. Denn obgleich Dillenius ein fünffach getheiltes Blumenblatt angenommen, und deswegen die Pflanze mit dem Baldrian vereiniget, ſo kann man doch füglicher fünf einzelne Blumenblätter annehmen. Die Blüthe beſteht demnach aus zwey ganz kleinen, auf dem Fruchtkeime ruhenden Kelchblättchen, aus fünf lanzetförmigen, rückwärtsgebogenen, grünlichten Blumenblättern, fünf Staubfäden

und zween haarichten, auswärts gebogenen Griffeln oder Staubwegen; die Frucht iſt länglicht, eckicht, und theilet ſich in zween, auf der innern Seite platte, auf der äußerlichen aber gewölbte, eckichte, und oberwärts breitere Saamen. Die Pflanze hat keinen Geruch; an den Blättern läßt ſich ein ſchwacher, zuſammenziehender, bitterlicher Geſchmack bemerken; daher auch nicht zu vermuthen, daß ſelbige beſondere Kräfte beſitze, obgleich der, bey den Canarienſern gebräuchliche, Name Simpla nobla, dergleichen anzudeuten ſcheint. Die Pflanze iſt in hieſigen Gärten nicht ſelten. Man zieht ſolche aus dem Saamen auf dem Miſtbeete, und verſetzet die jungen Stöcke in Töpfe, welche mit lockerer guter Erde angefüllet ſind; ſie werden das zweyte Jahr blühen, auch reifen Saamen tragen, und mehrere Jahre ausdauern, wenn man ſie öfters verſetzet, im Sommer fleißig begießt, und den Winter über vor dem Froſte bewahret.

Phyſalus.

Phyſalus im rothen Meer, Aelian; Richter führet ihn zwar auch mit unter ſeinen Fiſchen auf; es iſt aber dieſes Thier nicht nur kein Fiſch, und von dem Phyſalus des Gesners, S. 100. ganz und gar unterſchieden; ob ihn wohl der nur angeführte Aelian, in ſeinem lib. III. cap. 18. ebenfalls einen Fiſch genennet hat; auch Rondelet, lib. XV. cap. 10. ihn unter andern Fiſchen, mit dem Namen Phyſallus aufführet: ſondern er iſt vielmehr, nach ebendenſelben, und dem Geſner, in Nomencl. p. 268. unter die Erucas marinas, Meerraupen, als ein ſonderbarer Haarwurm, zu rechnen. Bey dem Ritter von Linne' wird er daher unter die gegliederten Würmer gezählet, und im 290ſten Thiergeſchlechte, und vierten Gattung, unter dem Namen Holothuria Phyſalis, aufgeführet, den Müller den Beſansſegel ſeiner Seeblaſen nennt.

Phytolacca.

Wir führen dieſes Pflanzengeſchlecht unter dem gewöhnlichen Tournefortiſchen Namen an; americaniſcher Nachtſchatten kann man ſolches nicht heißen, da zwiſchen dieſen beyden Geſchlechtern gar keine Aehnlichkeit ſtatt findet, und obgleich die Frucht eine, der Lacca ähnliche, Farbe giebt, und deswegen obiger Name beliebet worden, ſo möchte doch, wenn wir mit Herr Planern Kermesbeere wählen wollten, leicht unſere Pflanze und der wahre Kermes verwechſelt werden. Von dieſem Geſchlechte führet Herrn von Linne' in den neuern Schriften vier Arten an.

1) Phytolacca mit zehn Staubfäden, virginiſche Phytolacca, Phytolacca decandra Linn. wächſt in Virginien. Die Wurzel dauert viele Jahre, iſt wie eine Rübe geſtaltet, geht tief in die Erde, und treibt jährlich einen, auch mehrere Stängel, welche ſich in ſparrichte Aeſte verbreiten, und acht bis zehn Fuß Höhe erreichen. Die Aeſte haben anfangs eine glatte, aus dem grünen in ein ſchmutziges Roth fallende, zähe Schale und eine weite Markröhre. Von dem Anfange eines jeden Blattſtieles laufen zween Striche längſt dem Aſte hin. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe an den Zweigen, ſie ſind groß, unten rund und breit und laufen vorwärts in eine ſchmale Spitze aus, am Rande ſind ſie ungezahnt, zuweilen wellenförmig ausgebogen, dünne und weich anzufühlen und auf beyden Seiten glatt. Nicht aus dem Blätterwinkel, ſondern vielmehr demſelben gegen über, treiben nach und nach vom Julius bis in den Herbſt lange, aufgerichtete Aehren; jede beſteht aus zwanzig bis dreyßig Blüthen; welche auf beſondern grünlichen Stielen ſtehen. Jedes umgeben drey Blättchen; aus dem Winkel des mittelſten ſteigt der Stiel in die Höhe, und die beyden zugeſpitzten umgeben ſolchen als Deckblätter. Die Blume zeiget nur eine Decke, welche man für den Kelch annimmt; es beſteht ſolcher aus fünf röthlich weißen, rundlichen, vertieften, ausgebreiteten und am Ende einwärts gebogenen, ſtehenbleibenden Blättern. Bey dieſer Art zählet man, wo nicht immer, doch meiſtentheils, zehn lange, pfriemenförmige, weiße Staubfäden, und der runde, plattgedrückte, geſtreifte Fruchtkeim endiget ſich auch mit zehn, und nicht, wie du Roi ſchreibt, fünf, kurzen, auswärts gebogenen Griffeln mit einfachen Staubwegen. Die Frucht iſt eine tellerförmige, mit zehn, auch wenigern, vertieften Streifen bezeichnete, anfangs grüne, hernach röthliche und zuletzt mehr ſchwarze Beere, welche aus zehn, auch nur neun, acht oder ſieben Fächern beſteht, und in jedem einen ſchwarzen, glänzenden nierenförmigen Saamen enthält.

2) Phytolacca mit acht Staubfäden, Phytolacca octandra L. Iamma gobo Kaemph. Amoen. 829. Dieſe Art ſtammet aus Mexiko her, und iſt, dem äußerlichen Anſehen nach, der erſtern ganz ähnlich, auch die Wurzel ausdauernd. Die Blätter ſind bläſſer, die Blüthähre kürzer, und die Blüthen ſitzen auf viel kürzern Stielen, ſo daß ſolche faſt nicht merklich ſind, und die dichter an einander geſtellten Blüthen und Früchte den gemeinſchaftli-

chen

chen Stiel ganz bedecken. Die Kelchblättchen ſind mehr weiß, und etwas grünlicht, auch mehr platt als vertiefet. In der Zahl der Staubfäden und Griffel kommen die Schriftſteller nicht überein. Dillenius zählet von beyden zehne, wie in der erſten Art, Herr Zinn ſechzehn bis achtzehn Staubfäden, S. Hamb. Mag. 22 Band. Herr von Linné aber von beyden achte. Dillen hat vielleicht nicht genau nachgeſehen, und aus der Aehnlichkeit mit der erſten Art gleiche Zahl angenommen, und Herr Zinn, ob er gleich von der Dilleniſchen Pflanze, welche in Hort. Elth. fig. 308. abgebildet iſt, redet, hat vielleicht die folgende Art vor ſich gehabt, daher wir die, von Herr Linné angegebene, Zahl für die wahre halten. Die Frucht iſt weniger geſtrichelt und faſt glatt. Herr Zinn giebt noch an, daß der Stängel und die Aeſte zwar glatt, aber nicht rund, ſondern eckicht und mit tiefen Furchen der Länge nach durchzogen, ingleichen wie die Kelchblätter an der Spitze grünlicht, ebenfalls ausgehöhlet, ſpitziger, und die Fruchtkeime ausgefurchet wären. Da nun auch Kämpfer die Furchen am Stamme angemerket, ſo ſcheint es doch, als wenn Zinn die nämliche Art vor ſich gehabt, und iſt dieſes, ſo muß die Anzahl der Staubfäden wechſeln, und konnte nicht zum Unterſcheidungszeichen angenommen werden.

3) Phytolacca mit zwanzig Staubfäden, Phytolacca icosandra. wächſt in Malabarien. Miller giebt ſolche zwar für ein Sommergewächſe aus, die Wurzel aber hält aus, wenn man ſie im Scherbel gehörig wartet, da denn auch der Stängel nicht abſtirbt. Dieſer aber iſt nur drey Fuß hoch, und in wenig Zweige getheilet. Dieſes Maaß aber erreichet auch nur die erſte Art, wenn man ſolche im Scherbel unterhält. Die Blätter ſind ſteifer und ſpitziger. Der gemeinſchaftliche Blüthſtiel iſt unterwärts drey- und oberwärts viereckicht. Von den einzeln Stielchen tragen die unterſten öfters mehr als eine Blume. Die Kelchblätter ſind weiß. Die Zahl der Staubfäden iſt, wenigſtens an den unterſten Blumen, zwanzig, von den Griffeln aber findet man nur zehne.

4) Phytolacca mit getrenntem Geſchlechte, Phytolacca dioica L. hat Alſtrömer aus dem Garten zu Madrit dem Herrn v. Linné überſendet, und iſt noch nicht genugſam bekannt. Hierbey bemerken wir noch, wie wir auch bey der erſten Art öfters die untern Blüthen der Aehre nur als weibliche, ohne Staubfäden, wahrgenommen.

Die erſte Art dauert auch bey uns viele Jahre, und hält im freyen

freyen Lande, ohne alle Bedeckung die ſtrengſten Winter aus. Die Vermehrung kann zwar durch Theilung der Wurzel geſchehen, da aber ſolche ſehr ſtark iſt, tief unter ſich geht, ſich mit Beſchwerlichkeit ausgraben läßt, und nachher nicht ſo leicht wieder anwurzelt, wählet man lieber den Saamen, ſäet dieſen auf das Miſtbeet, und verſetzet die jungen Pflanzen dahin, wo ſie ſtehen bleiben können. Der Saame wird bey uns reif. Die andern Arten ſind zärter, müſſen im Scherbel unterhalten, und den Winter über im Glashauſe aufbehalten werden. Bey dieſen findet die Theilung der Wurzel füglicher ſtatt.

Der Gebrauch der Phytolacca ſchränket ſich nur auf die erſte Art ein. Sie iſt ein Nahrungs- und ein kräftiges Arzneymittel, wird aber auch nicht unbillig unter die Gifte geſetzet. Das Vieh läßt die Pflanze unberühret, und dieſes erreget ſchon einigen Verdacht; indeſſen berichtet Kalm S. Reiſe 339. S. wie in Nordamerika, und Brown wie auch in Jamaika die jungen Triebe, wenn ſolche im Frühlinge aus der Erde hervorkeimen, wie Spargel, und die jungen noch zarten Blätter wie Spinat zugerichtet, und als ein wohlſchmeckendes und geſundes Gerüchte geſpeiſet würden, auch deswegen die Pflanze in den Küchengärten gebauet werde. Kalm ſelbſt hat dergleichen amerikaniſchen Grünkohl mehrmals gegeſſen, und iſt ihm gut bekommen. Wollte man aber die Blätter, wenn ſelbige ausgewachſen, zur Speiſe gebrauchen, könnte man leicht die letzte Mahlzeit halten; indem ſie alsdenn viele Schärfe beſitzen, und dabey den Leib ungemein heftig reizen. Wir wollen auch nicht rathen, bey uns mit den jungen Blättern einen Verſuch zu machen, indem durch den veränderten Stand, oder Geburtsort gar oft die Wirkung der Pflanzen verändert wird. Noch weniger ſoll jemanden einkommen, nach Parkinſons Berichte, die Wurzel, wenn der ſcharfe Saft ausgezogen, zur Speiſe zu gebrauchen. Der Saft der Wurzel iſt in Amerika ein gewöhnliches Purgiermittel. Aber auch deswegen würde die Pflanze denen Aertzten nicht ſchätzbar ſeyn. Es iſt ein viel wichtiger Nutzen, welchen ſelbige leiſten ſoll. Colden und andere Aertzte, welche uns mehr neue amerikaniſche Mittel bekannt gemachet, haben dieſe wider alte hartnäckige, ja ſogar krebsartige Geſchwüre empfohlen. Ein unbekanndter Artzt in Neuyork hat, nach dem Gentlem. Magaz. 1751. zuerſt mit der geröſteten, und in Form eines Breyes aufgelegten Wurzel dergleichen Geſchwüre, welche einen verhär-

verhärteten Rand hatten, und wobey andere Mittel unkräftig geweſen, völlig geheilet. Es hat auch dieſer Artzt, und nach ihm andere, wirklich krebsartige, und bösartige Geſchwüre am Geſichte und der Bruſt durch eine andere Zubereitung der Pflanze gehoben. Aus der ganzen Pflanze, jungen Aeſten, Blättern und Beeren wird der Saft ausgepreſſet, ſolcher in einem irdenen Gefäße an die Sonne geſetzet, und bis zur Dicke einer Salbe eingetrocknet; dieſer bey dem Gebrauche entweder auf ein Blatt der Phytolacca, oder auf Leinwand geſtrichen, auf den leidenden Theil geleget, und alle zwölf oder vier und zwanzig Stunden erneuert. In den erſten Tagen erreget dieſes Mittel heftige Schmerzen, und machet neue oder größere Löcher; nach einiger Zeit aber bringt es doch dieſe Geſchwüre zur Heilung, ohne innerliche Arzneyen nöthig zu haben. Auch in Europa haben die Aerzte dieſe Verſuche wiederholet, und man findet hin und wieder nützliche Wirkungen davon aufgezeichnet. Da aber in den neueſten Zeiten mehrere Mittel wider den Krebs, als der Schierling und die Dollkirſche, angerühmet worden, iſt dieſes wieder in Vergeſſenheit gerathen. Herr Bartram erzählet, daß er einſt den Fuß gegen einen Stein geſtoßen, und davon gar heftige Schmerzen erlitten; da er aber ein Blatt von dieſer Pflanze aufgeleget, wäre der Schmerz in kurzer Zeit verſchwunden. Indeſſen kann man dieſer Pflanze keine ſchmerzſtillende oder narcotiſche Eigenſchaft beylegen, und nicht füglich mit dem Nachtſchatten vergleichen. Herr Kalm berichtet zwar, wie in Nordamerika aus der Wurzel eine rothe Farbe bereitet würde, giebt aber nicht an, auf welche Weiſe ſolches geſchehe. Vielleicht iſt dieſes von den Beeren zu verſtehen. Wenn der Saft aus den Beeren auf Papier geſtrichen wird, zeiget ſich eine hochrothe ſehr ſchöne Purpurfarbe; nur Schade, daß man noch kein Mittel entdecket hat, ſelbige auf Wollen oder Leinen dauerhaft zu machen. Nach Millers Vorſchlage ſchicket ſich dieſer Saft vorzüglich dergleichen Farbe den Blumen mitzutheilen; in das Waſſer, worinnen man die Beeren zerdrücket, ſoll man einen blühenden Tuberoſenſtängel ſtecken, und die Blumen dadurch in einer Nacht roſenroth färben. Dú Roi meldet, wie die Portugießen ehedem ſich häufig dieſes Saftes zu Färbung ihres Portweines bedienet, und dadurch demſelben eine beſonders dunkle Farbe gegeben, ob er gleich in zu häufiger Menge genommen, den Wein unangenehm machet. Neuerlich aber iſt zu Erhaltung des guten Credits vom

Könige der Befehl gegeben worden, alle Pflanzen umzuhauen, ſobald die Beeren ſich anſetzen. Wobey wir anmerken, daß die Pflanze in Portugall und Spanien faſt einheimiſch geworden. Könnten die deutſchen Weinhändler nicht auch hiervon einen nützlichen und unſchädlichen Gebrauch machen? Die Beeren werden von den Vögeln, auch in Nordamerika von Kindern ohne Schaden gegeſſen. Zwey Quentchen ausgepreßten Saft von den Beeren haben bey einem Hunde zwar Zuckungen erreget, die aber bald wieder, und ohne alle andere Folgen nachgelaſſen haben.

Piaba.

Ein Fiſchchen in Braſilien, in der Größe gleicht er der Eldritze bey uns. ſ. Gesnerum de Phoxino nach. Dieſes Fiſchchen iſt zween bis drey Zoll lang, und aufs höchſte vier bis fünf Zoll. Es hat ſchwarze und mit einem Goldringe eingefaßte Augen. Es iſt ſchuppicht. Auf der Mitte des Rückens ſteht eine dreyeckichte Floße; hinter jedem Kiemen befindet ſich eine länglichte; in der Mitte des Unterbauches ſieht man zwo, und hinter dieſen eine, welche bis an den Schwanz reichet. Der Schwanz ſelbſt iſt gabelförmig. Die Seiten des Kopfes ſpielen Gold und Silber. Der ganze Rücken grün ſilberfärbig aus dunkelblau. Die Seiten in der Mitten die Länge herunter Silber und mit dunkelblau untermiſchet: der Bauch Gold, Silber und dunkelblau. Hinter jeder Kieme hat es einen runden ziemlich großen und dunkelblauen Fleck, und gleich hinter dieſem einen andern ähnlichen gefärbten in der Figur eines Mondenſtückchen, und noch einen dergleichen ovalen Fleck auf jeder Seite gegen das Ende des Schwanzes. Alle Floßen, außer die am Unterbauche, ſich befindet und roth iſt, ſind goldfarbig. Es wird in allen ſüßen Flußwaſſern von Braſilien gefangen, und widerſetzet ſich mit allen Kräften dem Strohme des Waſſers. Die Braſilianer wickeln ſie in Baumblätter und beſtreuen ſie mit Aſche und machen Feuer oben drauf, und ſo zubereitet eſſen ſie ſie dann. Sie ſchmecken ganz leidlich und ich habe ſie öfters gegeſſen. Marcgrav, p. 170.

Piabucu.

Ein Fiſchchen bey den Braſiliern, nach dem Marcgrav, der ſechs Zoll lang und anderthalb Zoll breit iſt. Sein Bauch ſteht etwas hervor, die Augen ſind ſehr niedlich; der Augapfel gleicht einem Cryſtall und hat einen ſilberfarbigen Ring, der oberwärts etwas röthlich iſt. Er hat ſieben Floßen; die achte im Schwanze iſt gabelförmig: zwo hinter den Kiemen; zwo am

untern Bauche; eine auf der Mitte des Rückens; eine am After; die ſich bis zum Schwanze erſtrecket, und dieſer gegen über eine kleine auf dem Rücken. Seine Schuppen ſind ſilberfarbig; durch die Mitten der Seiten der Länge herunter geht eine weiße unglänzende Linie; der Rücken aber iſt olivenfärbig und blaßgräulich. Die Floßen ſind weiß. Sie werden auf verſchiedene Art und ſehr leicht gefangen. Sie ſchmecken gekochet und gebraten. Wenn man ein verwundetes und blutiges Glied in die Gewäſſer, wo ſich dieſe Fiſchchen befinden, hält, gleich fahren ſie nach demſelben, ſo gelüſtend ſind ſie nach Menſchenblut.

Pickelbeere.

S. Heidelbeerſtrauch.

Picken.

Picken in England, desgleichen an den afrikaniſchen Küſten, werden am Capo de B. S. ſehr hoch geſchätzet, daher auch Cape-Picken genannt; iſt eine Art kleiner Hechtlein. ſ. unſere Artikel, Capepicke, B. II. S. 40. und Hecht, Lucius, die erſte Gattung des Kleins, B. III. S. 720.

Pickenier.

Centriſcus, iſt ein eigenes, und zwar das dritte Geſchlecht des Kleins, Miſſ IV. Faſc. IV. §. 25. der, bey einem aalförmigen Körper durch unverſchloſſene Kiemen athmenden, Fiſche, welche an der Bruſt gepanzert und beſonders bewaffnet ſind, Thoracatorum et notabiliter armatorum, und mit den Küraßirern und Helmfiſchen, Cataphractis et Coryſtionibus, in der näheſten Verwandtſchaft ſtehen. ſ. unſern Artikel, Fiſch, B. III. S. 64 Ihre Benennung iſt griechiſchen Urſprungs, von Κεντείζω, pungo, wie Theophraſtus diejenigen Fiſche nennt, welche von lateiniſchen Schriftſtellern pungitii, punctores, ſ. piſces aculeati, gemeiniglich genannt werden. Er theilet ſie in zwo Familien ein: A. in die leicht bewaffneten, Leuis armaturae, und B. in die gehelmten, Galeatos. Von der erſten Familie führet er vier Gattungen und von der zwoten ſechſe auf.

A. Leuis armaturae, die gemeinen Aculeati, ſ. pungitii, vel punctores. Sie haben vier Floßen, nämlich zwo Kiemenfloßen, eine nach dem After, und die vierte dieſer gegen über. Sollte er wohl Cernua fluuiatilis, aculeis aſperrimis ſeyn?

A. 1ſter Pickenier, Centriſcus, mit funfzehn, rückwärts gebogenen, einzelnen, durch kein Häutchen verbundenen Stacheln auf dem Rücken, mit zween, von einander nach den Seiten zu abtretenden, Stacheln an der Mitten

des Bauches, und einem Stachel am After. Aculeatus, vel pungitius marinus, longus, Steinpicker, Erßkruper, welcher zuerſt von dem Schoneveld, p. 10. tab. 4. beſchrieben und gezeichnet worden; Willughb. p. 340. tab. X. 13. fig. 2. bey andern Autoren Spinochia. Gaſteroſteus, aculeis in dorſo quindecim, des Artedi, ſyn. p. 81. ſp. 3. Gaſteroſteus Spinochia, Linn. g. 169. ſp. 10. der Müllerische Dornfiſch ſeiner Stachelbärſche; ſ. dieſen Artikel, B. II. S. 366. und Erßkruper, ebendaſelbſt, S. 696. conf. Ionſtons Aculeatus marinus maior, tab. XLVII. fig. 1. und zu ſeiner Zeit unſern Artikel Stachelbärſche.

A. 2ter Pickenier, Centriſcus; die erſte Unterart mit zween Stacheln auf bogichtem Rücken, und zween dergleichen am Bauche, nach der Kleiniſchen Zeichnung, tab. XIII. fig. 4. Die zwote Unterart mit drey Stacheln auf dem faſt geraden Rücken, zween am Bauche und einem nach dem After; tab. ead. fig. 5. Stichling, Stich- Stech- Büttel, bey uns. Es werden jährlich ganz unzähliche gefangen, aus welchen die Einwohner der Nehrungen, ein dickes ſchönes Oel, Thran, zu kochen, wiſſen; nach dem Schoneveld, p. 10. Piſciculus aculeatus, des Rondelets und Gesners, S. 160. bey dem er auch pungitiuus et Spinochia, ein Schorbling und Stachelfiſch heißt; Pungitius piſcis des Aldrovands und Alberti, Sticklebackt, Banſtickle, or Scharpling, Willughb. p. 341. und von der andern Art, p. 342. Gaſteroſteus, aculeis in dorſo tribus, des Artedi, ſyn. p. 80. ſp. 1. vel duobus. Spigg, Linn. Faun. Suec. Gaſteroſteus Aculeatus, Linn. gen. 169. ſp. 1. der Müllerische Stichling ſeiner Stachelbärſche; ſ. dieſen Artikel.

A. 3ter Pickenier, Centriſcus, mit ſechs Stacheln auf dem Rücken und zween am Bauche; Schoneveld, loc. cit.

A. 4ter Pickenier, Centriſcus, mit zehn bis eilf, nicht gerade in die Höhe gerichteten, ſondern ſich wechſelsweiſe auf die eine und die andere Seite neigenden Stacheln auf dem Rücken; the laſſer Stickleback. Willughb. p. 342. Gaſtreoſteus, aculeis in dorſo decem, des Artedi, ſyn. p. 80. ſp. 2. Benunge, Linn. Faun. Suec. Gaſteroſteus Pungitius, Linn. gen. 169. ſp. 8. der Müllerische Seeſtichling ſeiner Stachelbärſche; ſ. dieſen Artikel.

B. Galeati, die gehelmten, oder gleichſam mit Sturmhauben bedeckten.

B. 1ſter gehelmter Pickenier, Centriſcus, mit dem buntgemalten Helme; ein ſchuppichter Fiſch, zu drey bis vier Fuß lang, mit einem weitgeſpaltenen Rachen, mit vier

vier großen hauichten Schweinszähnen am Ende des obern Kiefers, und mit zween dergleichen Zähnen am Ende des untern Kiefers, hierüber auch in den Seiten beyder Kiefer mit mehr als dreyßig kurzen und ſpitzigen Zähnen, bewaffnet, und auf dem Rücken mit vier großen, nach dem Schwanze zu etwas gekrümmten, nahe am Kopfe einzeln ſtehenden, Stacheln verſehen. Suillus, le grand Pourceau, the great Hog-fiſh, der große Saufiſch, des Catesby, II. pag. et tab. 15. ſ. unſern Artikel, Bagre, B. I. S. 497. wo, nebſt der Catesbyiſchen Beſchreibung, auch zugleich die folgenden gehelmten Pickenirer des Kleins beſchrieben zu finden.

B. 2ter gebelmter Pickenier, Centriſcus barbatus, mit ſieben Floßen; vier ſtarken Stacheln, ungeſchuppter, ſilberfarbiger Haut. Wer von dieſem Fiſche verletzet wird, leidet große Schmerzen und wird ſchwerlich geheilet. Erſte Gattung des Bagre, bey dem Marcgrav, p. 173. auch die erſte Art bey dem Willughb. p. 139. ſ. unſere zwote Gattung, Bagre, B. I. S. 498. auch Ionſton. p. 204. et tab. XXXVIII. fig. 1.

B. 3ter gebelmter Pickenier, Centriſcus, mit breiten, plattgedrückten, und einem harten gedippelten Schilde bedecktem, Kopfe, und rundlich breiten, ſtumpfen Untermaule; ſo iſt er auch gebärtet und ungeſchuppt. Er iſt bey dem Marcgrav die zwote Gattung des Bagre; desgleichen auch bey Willughb. und Jonſton, an angeführten Orten, fig. 2. ſ. unſern Artikel, Bagre, B. I. S. 499. no. 3.

B. 4ter gebelmter Pickenier, Centriſcus, mit langen, und als ein ſchmales Bändchen breiten Floßen; ſonſt der zwoten Gattung gleich. Willughb. p. 140. Bagre tertia barbata, des Marcgravs und Jonſton, fig. 3. ſ. unſern Artikel, Bagre, B. I. S. 501. no. 4.

B. 5ter gebelmter Pickenier, Centriſcus, auf der Höhe des Rückens mit einer harten, knochichten und an den Seiten mit einer ſchmalen, pyramidaliſchen, Schale bedecket. Willugh. ebendaſ. Bagre quarta des Marcgravs; vulgo Clip-Bagre, und Jonſton, fig. 5. ſ. unſern Artikel, Bagre, B. I. S. 501. no. 5.

B. 6ter gebelmter Pickenier, Centriſcus, mit einem meißniſchen Pfennig großen Flecken beſprenkelt. Willughb. ebendaſ. Bagre ſpecies quinta des Marcgravs, und Jonſtons, fig. 4. ſ. unſern Artikel, Bagre, B. I. S. 502. no. 6.

Pickling.

Pickling wird ſonſt auch Poeckling, Pöckelhering, auch Bickling 2c. geräucherter, getrockne-

ter Hering, genannt; ſ. unſern Artikel, Bickling, B. I. S. 706.

Picoten.
S. Nelken.

Picris.

Dieſes Pflanzengeſchlechte nannte Vaillant Helminthotheca, und daher auch Herr Planer Wurmblume. Wir haben aber ſchon ähnliche Benennungen, und nicht die Blume, ſondern die Saamen ſollen einige Aehnlichkeit mit einem Wurme zeigen. In der Onomat. botan. heißt ſolches Bitterkraut. Das Geſchlechte iſt aus der Familie der Habichtkräuter, oder gehöret zu denjenigen, welche einförmig zuſammengeſetzte Blumen tragen. Der gemeinſchaftliche Kelch iſt doppelt; der äußerliche beſteht aus fünf, auch mehrern, gegen einander gerichteten Blättchen, der innerliche aber iſt eyförmig, und aus Schuppen, welche wie Dachziegel übereinander liegen, zuſammengeſetzt. Alle Blümchen ſind zungenförmige, am Ende fünffach eingekerbte Zwitter, und enthalten einen verwachſenen walzenförmigen Staubbeutel und einen Griffel mit zween auswärts gebogenen Staubwegen. Die Saamen ſind bäuchicht, der Quere nach geſtreifet, mit einer federartigen Haarkrone beſetzet, an dem nackenden Blumenbette befeſtiget, und von dem unveränderten Kelche umgeben. Adanſon nennt, wegen der geſtreiften Saamen, das Geſchlechte Crenanium. Herr von Haller hat den Linneiſchen Namen zwar auch angenommen, darunter aber nur ſolche Arten begriffen, welche in Anſehung des Kelches und der Blüthe mit dem Habichtkraute übereinkommen, die Saamen aber federartige Haarkronen tragen; daher derſelbe einige vom Leontodon zu Picris gerechnet, und hingegen von den Linneiſchen Arten Picris nur eine beybehalten, und eine andere, als ein eigenes Geſchlechte unter der Helminthotheca angeführet. Wir erwähnen von den Linnäiſchen nur zwo Arten; als

1) Picris mit gleichförmigen Kelchblättern, Picris hieracioides Linn. Picris aſpera foliis oblongis dentatis, ſuperioribus integerrimis, Hall. Hiſt. ſtirp. Helu. wächſt auch in Deutſchland um die Aecker wild. Die fäſerichte Wurzel iſt ausdauernd, und die ganze Pflanze mit Borſten beſetzet und rauh anzufühlen. Der aufgerichtete Stängel erreichet gegen zween Fuß Höhe, theilet ſich in viele Zweige, iſt mit vielen Blättern beſetzet, die letztern Blüthzweige aber ſind faſt nackend. Die untern Blätter ſind geſtielt, lanzetförmig, völlig ganz, oder auch ſchwach ausgezahnt; die obern ungeſtielten umfaſſen den

Stängel, und ſind zuweilen aus-geſchweift, auch der Länge nach zerſchnitten. Der Kelch beſteht aus vielen, in verſchiedene Reihen locker geſtellten Blättchen, ſo daß man nicht füglich zween verſchiedene Kelche annehmen und beſtimmen kann, welche Blättchen den äußerlichen, und welche hingegen den innerlichen ausmachen ſollten; doch ſind die Blättchen der innerlichen oder letzten Reihe faſt unter einander verwachſen. Die gelben Blumen ſind zahlreich, öffnen ſich im Erndtemonath und hinterlaſſen der Quere nach geſtreifte und mit der Federkrone beſetzte Saamen.

2) Picris mit ungleichförmigen Kelchblättern, Hieracium echioides capitulis Cardui benedicti C. B. Picris echioides Linn. Dieſe Art ſondert Hr. von Haller von Picris ab, betrachtet ſolche als ein eigenes Geſchlechte, und giebt dieſem den Namen Helminthotheca. S. Enumerat. Plant. Horti Goetting. p. 413. Die Pflanze wächſt in England, Frankreich und Italien in den Wäldern und iſt durchaus rauh anzufühlen. Die Wurzel iſt jährig. Der in Zweige getheilte Stängel erreichet ohngefähr zween Fuß Höhe. Die untern Blätter ſind länglicht ausgeſchweift und gezahnt, die obern völlig ganz und umfaſſen den Stängel. Der Kelch iſt doppelt und aus verſchiedentlich geſtalteten Blättchen zuſammengeſetzet; der äußerliche ſteht von dem innerlichen entfernet, und beſteht aus fünf großen, faſt herzförmigen, mit Borſten beſetzten Blättern, der innerliche aber aus vielen kleinern, welche der Lage nach dreyfach abgetheilet ſind; zwey Reihen Blättchen, welche mit einer gefiederten Granne beſetzet ſind, machen gleichſam den Hauptkelch aus, und fünf oder ſechs andere, viel kleinere liegen auf den Furchen deſſelben, und eine gleiche Zahl von ähnlichen Schuppen umgeben ſolchen unterwärts. Die Blümchen ſind gelb und öffnen ſich im Brachmonathe. Man erzieht dieſe Art jährlich aus dem Saamen, im freyen Lande, ohne ſondere Wartung.

Pietermann.

Pietermann der Holländer iſt der Braſilianer Niqui bey dem Marcgrav, p. 178. Coryſtion, 8. des Kleins, ein Helmfiſch; ſ. dieſen unſern Artikel, B. III. S. 766. und Niqui, B. VI. S. 155.

Pihlbeerbaum.

S. Ebereſchenbaum.

Piir.

Piir ſind, nach dem Pontoppidan, kleine Makreelen, in Norwegen. ſ. unſern Artikel, Makrele, B. V. S. 325. B. 6.

Pike.

Ein Fiſch am Vorgebirge der guten Hoffnung, Picke, Picerell, der Engländer, daher er auch Capepicke genannt wird. ſ. dieſen Artikel, B. II. S. 40.

Pikenier.

S. Nadelſchnecke.

Pilchards.

Pelamiden, Agumen, Agonus, in Welſchland; wie auch an den afrikaniſchen Küſten; nämlich zu Rufiſco, und in einem großen See zwiſchen ſelbigem Hafen, und dem Fort Lauis an der Sanoga fängt man häufige Fiſche, die den Pilchards ähnlich ſehen, und von den Negern getrocknet werden. ſ. unſere Artikel, Alſe, B. I. S. 217. und Hering, Harengus, 5. Klein. B. III. S. 795.

Pilgrimme.

Pilgrimme, Portugieſiſch, Romeiros, die kleinen Fiſche, die das Meerkalb begleiten. ſ. unſern kurzvorheſtehenden Artikel, Pegadores.

Pilgrimsmuſchel.

S. Doſen

Pillen, gebrannte.

S. Fleiſchſchnecke.

Pillenblume.

S. Cleome.

Pillenfarn.

Es iſt zwar dieſe Pflanze von den andern Farnkräutern merklich unterſchieden, und wenn man nicht auf die untere Seite der Blätter genau Acht giebt, wird man keine Aehnlichkeit bemerken, daher haben auch einige Schriftſteller ſolche zu den Farnkräutern, mehrere aber zu den Mooſen oder Aftermooſen gerechnet. Der Geſchlechtsname Pilularia zeiget ſchon, daß ein Theil der Pflanze pillen- oder kugelförmig ſeyn müſſe, doch nennet ſolche Herr von Linné gleichſam zum Ueberfluſſe Pilularia globulifera. Sie wächſt in ganz Europa an überſchwemmten Oertern. Sie beſteht aus vielen, untereinander verwickelten, auf der Erde hinkriechenden, ſchwachen Stängeln, welche der Länge nach, und in verſchiedenen Abſätzen in Gelenke abgetheilet ſind. Aus jedem Gelenke treiben ſowohl unterwärts einige, ſelten mehr als drey, weiße Wurzelfäſerchen, und eben ſoviel grüne, dünne, walzenförmige, zween bis drey Finger lange Blätter, welche anfangs, nach Art der Farnkräuter, einwärts umgewickelt ſind, und ſich nach und nach entwickeln und aufgerichtet ſtehen. In dem Winkel dieſer Blätter, oder zwiſchen dieſen und den Wurzeln, erſcheinen im Maymonathe einzelne kugelförmige

Körper

Körper oder Früchte, welche äuſſerlich haaricht, und im Auguſt oder September ſchwärzlich ſind, und innerlich vier Fächer zeigen, welche aus einem gallertartigen Weſen beſtehen, und viele kleine, weiße, glänzende Saamen enthalten. Außer dieſen Früchten findet man nirgends eine Spur von Blüthen, wenigſtens haben Vaillant, Dillenius und andere Schriftſteller nichts davon erwähnet. Herr von Linné aber will unter den Blättern, welches vielleicht ſoviel als auf der untern oder hintern Fläche bedeuten ſoll, eine ſtaubichte Linie, wie bey den Farnkräutern, bemerket haben, und hält dieſe für die männlichen Blüthen. Die Pflanze iſt wegen ihres beſondern Baues merkwürdig, ob ſie gleich ſonſt keinen Nutzen hat.

Pillenkäfer.

Dieſen Namen giebt man denjenigen Käfern, welche die Gewohnheit haben, aus dem Miſte kleine pillenförmige Kügelchen zu machen, um ihre Eyer darinnen zu verſchließen. Vorzüglich werden zwo Arten ſo genannt, welche auch unter dem allgemeinen Namen der Miſtkäfer bekannt ſind. Die eine Art, welche der große Pillenkäfer heißt, Scarabaeus ſtercorarius L. iſt oben ſchwarz und glatt, unten aber violet, und hat gefurchte Flügeldecken. Dieſer Käfer, welcher nur ein Jahr lebet und im Alter von einer gewiſſen Art Läuſe ſehr geplaget wird, wühlet gern unter dem Pferdemiſte; weswegen er auch von einigen den Namen Roßkäfer erhalten hat. Die Miſtpillen, worein er ſeine Eyer leget, werden von den jungen Käferwürmern hohl gefreſſen, und ſind ihre einzige Nahrung.

Die andere Art von Pillenkäfern, Scarabaeus pillularius L. hat ebenfalls ſchwarze, aber nicht gefurchte Flügeldecken, und einen kupferglänzenden Unterleib. Dieſer Käfer machet bisweilen aus dem Miſte Pillen oder Kugeln, die ſiebenmal größer ſind, als er ſelbſt; bey welcher Arbeit ihm gemeiniglich andere Käfer dieſer Art beyſtehen.

Piloten.

Piloten werden die kleinen Fiſche genannt, die den Hay begleiten, und den Raub aufſuchen, in Größe eines Herings; Richt. der Pilotfiſch hat dieſen Namen, weil er des Hayen Führer ſeyn ſoll. Er iſt ſchwer zu fangen. Seine Länge beträgt etwan fünf oder ſechs Zoll, und er iſt dunkelbraun und blau geſprenkelt. Den Rücken hinunter läuft ein ſchwarzer Streif, aus dem andere die Seiten hinunter gehen; um die Augen iſt er goldfarben. Der untere Kiefer iſt wie eine Säge, und

und er hängt ſich mit demſelben ordentlich dergeſtalt am Hay, daß dieſer ihn nicht abſchütteln kann; wenn aber der Hay gefangen wird, verläßt ihn der Pilotfiſch. S. A. Reiſen, B. V. S. 206. ſ. unſern Artikel, Hayen, B. III. S. 699. und Lootsmann, den Müllerischen Stachelbarſch, 1. Gaſteroſteus Ductor, Linn. gen. 169. ſp. 2. B. V. S. 220. desgleichen auch Flünderaff, Tetragonoptrus, 12. Klein. B. III. S. 156. und Meerhahn, Zeus Gallus, Linn. gen. 162. ſp. 2. den die Engländer the Pilotfiſh nennen. B. V. S. 518.

Pilſenſchnitt.

Da wir wünſchen, daß in dieſem Schauplatze der Natur nicht leicht jemand etwas vergebens ſuchen möchte, was theils als ein natürlicher Körper, theils als eine Begebenheit der Natur angeſehen werden könnte, geſetzt auch, daß unter den letztern zuweilen etwas fabelhaftes vorkommen dürfte, ſo haben wir den Pilſenſchnitt um ſo weniger unangemerket laſſen können, weil ſolcher wirklich vorkömmt und einige Aufmerkſamkeit verdienet. Die Sache verhält ſich alſo: Man findet auf Aeckern die noch unreifen und kaum geſchoſſenen Hälmer der Saat bald einer Hand, bald eines Schuhes breit, gemeiniglich in langen Strecken nach Art eines Weges, abgeſchnitten. Ein Ungenannter hat in den Fränkiſchen Samml. 7 Band 336. u. f. Seiten eine umſtändliche Beſchreibung davon, als Augenzeuge, gegeben. Breiter, als anderthalb Schuh waren da, wo die Frucht am dichteſten ſtand, die Hälmer in der Höhe von drey Zollen oberhalb abgeſchnitten, und die Aehren, welche noch nicht geblühet, lagen häufig herum; der Schnitt gieng nach einer diagonali durch das Viereck des Ackers, quer über die Furchen. Er ſetzet hinzu; mit aller Mühe läßt ſich, ſo abgeſchnürt, daß nirgends mehr oder weniger hervorraget, durch dichte ſtehendes Getraide, kein ſo gleich und accurat laufender Weg, auch wenn man alle Zeit hat, irgend ſchneiden. Keine der Stoppeln war höher, als die andere weggenommen. Noch überdieß waren die Hälmer nach der Schräge des dachicht angehenden und wieder abhängigen Beetes weggenommen geweſen, und der Schnitt an den Stöcken war ſo ſcharf, als kaum ein Federmeſſer denſelben machet, nach einerley ſchrägen Maas, ſo daß, wenn man einige dieſer Stoppeln neben einander hielt, ſelbige ſämmtlich unter einerley ſchiefen Winkel zerſchnitten waren. Auf einem andern Felde, welches mit Waitzen beſtellet war, zeigte dieſer Vorfall, was die Breite und Höhe der niederge-

dergeſchnittenen Früchte betrifft, ſich auf die nämliche Weiſe, nur waren unter den herumliegenden Hälmern einige in Spannen lange Trümmer zerſchnitten. An der Wahrheit dieſes Zufalles läßt ſich gar nicht zweifeln, nur ſind vielleicht die Umſtände nicht immer einerley; dennoch aber wird die Urſache hiervon immer einerley ſeyn. Die erdichtete iſt: daß Menſchen, welche zaubern können, zu gewiſſer Zeit mit einer an die Füße gebundenen Sichel dergleichen Weg durch das Getraide macheten, die abgeſchnittenen Hälmer mit ihrem eigenen Getraide vermiſchten, beydes zugleich ausdreſcheten, und dadurch doppeltes Maas von Körnern erhielten. Dieſe wurden Pilſen- oder Pilmenſchnitter genannt. Wahrſcheinlicher könnte man dafür halten, daß die Haaſen dieſe Schnitterey verurſachet, und im Forſtmag. 5 Band S. 295. will man gewiß behaupten, daß die Haaſen, wenn ſie ihr Lager in den Getraideäckern machen, die Hälme abbeißen, um ſich dadurch einen Weg zu machen, ohne Beſchwerlichkeit dahin kommen zu können. Es finden ſich aber hierbey eben ſowohl Schwierigkeiten, als wenn man Inſecten für den Verwüſter annehmen wollte. Die künftige Zeit wird dieſe gewiß merkwürdige Begebenheit aufklären. Und damit ſolches vielleicht um deſto eher geſchehen möchte, verdienen die Anmerkungen hierüber in den Fränkiſchen Sammlungen nachgeleſen zu werden.

Pilze.

S. Schwämme.

Pimpelmaiſe.

Von dieſer, welche auch ſonſt den bekannten Namen Blaumaiſe, parus coeruleus, führet, iſt unter dieſem Artikel ſowohl, als auch unter Maiſe nachzuſehen. Der Name kömmt vermuthlich vom klagenden lockenden Tone des Thierchens her, welches im deutſchen Pimpeln heißt.

Pimpeltgen.

S. Maulbeerſchnecke und Morgenſtern.

Pimpernell.

S Biebernel.

Pimpernüßlein.

S. Piſtacien.

Pimpernußſtrauch.

Dieſer und andere deutſche Namen haben ihren Grund in der Beſchaffenheit der Frucht, da hingegen die griechiſche Benennung Staphylodendron, und nach Hrn. von Linne' verkürzt Staphylea, von der Art zu blühen hergenommen worden. Zehen Blättchen

von

von einerley Größe und Farbe machen die Blumendecke aus, weil aber ſolche in zwo Reihen geſtellet, und die fünf äußerlichen mehr rundlich und vertieft, die fünf innerlichen aber mehr länglicht und platt ſind, pfleget man die erſten Kelch- die andern Blumenblätter zu nennen; fünf Staubfäden umgeben den Fruchtkeim, welcher ſich oben in zween oder drey Griffel mit ſtumpfen Staubwegen theilet. Auf dem Boden der Blume erſcheint ein krugförmiges Honigbehältniß. Die Frucht beſteht aus zween oder drey aufgeblaſenen, der Länge nach mit einander verwachſenen und an der Spitze einwärts ſich öffnenden Bälgen, und in jedem ſitzen zween harte, faſt kugelförmige, unten ſtumpf abgeſchnittene Saamen. Die Geſtalt des Saamens ſoll einem abgeſchnittenen Naſenzipfel gleichen, daher nennen ſolche die Franzoſen Nez coupe, abgeſchnittene Naſe, andere vergleichen ſolchen mit einem Todtenkopfe und nennen den Strauch Todtenkopfbaum. Es ſind nur zwo Arten bekannt.

1) Der gefiederte Pimpernußſtrauch, gemeiner Pimpernußſtrauch, auch wilder Zirbelnußbaum, wilde Piſtacien, Klappernuß genannt. Staphylea pinnata Linn. wächſt in der Schweiz, Tyrol und Böhmen; in Deutſchland wird ſolcher ſelten einheimiſch gefunden. Er iſt mehr ein Strauch, als ein Baum, und erreichet etwa zehn bis zwölf Fuß Höhe. Die dicken, dunkelgrünen Aeſte haben die beſondere Eigenſchaft, daß ihre Triebe knotenförmig geſchehen, und daß die Blätterzweige aus den Seiten dieſer Wülſte hervorbrechen. An den jungen Zweigen am Blätterſtiele und bey den Blumen ſtehen lanzetförmige, gefärbte, ſchuppichte Blättchen, welche aber zeitig abfallen. Die Blätter ſtehen einander gegen über, ſind gefiedert und beſtehen aus fünf oder ſieben länglichten, ausgezahnten, hellgrünen Blättchen. Sie brechen zeitig hervor und fallen im Herbſte ab. Aus den Blätterzweigen treiben lange dünne Stiele, an deren äußern Theile wirtelförmig geſtellte Blumen im May oder anfangs Junius erſcheinen, welche einen herabhangenden Büſchel vorſtellen. Die Kelch- und Blumenblätter ſind weiß und an den Spitzen fleiſchfärbig. Man ſieht nur zween Griffel und die Frucht beſteht nur aus zwo vereinigten Blaſen, und enthält ſteinichte, glänzend braune Saamen. Man kann aus dieſen leicht junge Stöcke erziehen, machet aber lieber Ableger, weil ſolche in kurzer Zeit Wurzeln treiben. Im guten Boden treiben auch bewurzelte Schößlinge hervor. Es wächſt dieſer Strauch

in jedem mittelmäßigen Grunde, leidet durch unſere Winter nichts und verlanget keine Wartung. Von den Saamen werden Roſenkränze für den gemeinen Mann verfertiget; man kann auch daraus ein Oel preſſen und die Kinder pflegen den innerlichen grünlichen Kern zu eſſen, obgleich deſſen Geſchmack nicht ſonderlich angenehm ausfällt. Sie ſollen auch Erbrechen verurſachen.

2) Dreyblätterichter Pimpernußſtrauch, virginiſcher Pimpernußſtrauch, Staphylea trifolia Linn. wächſt in Virginien, und iſt niedriger als die erſte Art. Die Zweige ſind am alten Holze mit einer aſchgrauen, die jungen aber mit einer hellgrünen glatten Rinde bedeckt, wodurch dieſer Strauch, auch ohne Blätter, leicht von jenem zu unterſcheiden iſt. Jedes Blatt beſteht aus drey, eyförmig zugeſpitzten, fein ausgezahnten, hellgrünen, glatten Blättchen. Die weißen Blumen erſcheinen im May und Junius in dünnern herabhangenden Büſcheln. Die Zahl der Griffel iſt dreyfach, und die Frucht in drey Fächer abgetheilet. Die Saamen ſind kleiner, als bey der erſten Art. Die Erziehung, Vermehrung und Wartung kommen mit der erſten Art überein, nur ſind die, aus Saamen erzogenen, Stöcke in den erſten Jahren etwas zärtlich.

Pimpinelle.

S. Biebernell.

Pinang.

S. Areca.

Pinaſter.

S. Fichte.

Pinat und Pinet.

S. Spinat.

Pinichenbaum.

S. Fichte.

Pinien, indianiſche.

S. Granadiglia.

Pinke.

Pinke, ſonſt auch Tart, iſt eine Art eines kleinen Lachſes, von dem großen nicht unterſchieden, außer durch ſeinen kleinen Wuchs, weil er aber nicht größer wird, ſo hält man ihn für eine eigene Art, ob ihn ſchon einige für eine Bruth vom Lachſe halten. Pontopp. Norw. Naturhiſt. II. 291.

Pinnholz.

S. Faulbaum.

Pinniolenbaum.

S. Fichte.

Pinniten.

Steckmuſcheln, Pinnites, ſind verſteinerte zweyſchalichte Muſcheln, welche beynahe dreyeckicht ſind, in eine ſchmale Spitze zuſam-

menlaufen, und ſich nicht wohl ſchließen. Wallerius Mineral. S. 479.

Pinnt.

S. Schwimmaron.

Pinſchpeck.

Metallum aureum ſophiſticum, iſt ein durch die Kunſt zuſammengeſetztes Metall, welches, der Farbe nach, dem Golde am ähnlichſten iſt. Im Grunde iſt es nichts anders, als eine aus Zink und Kupfer gemachte Vermiſchung, dergleichen auch der Tomback iſt, nur mit dem Unterſchiede, daß zur Bereitung des Pinſchpecks überaus reines Kupfer, ingleichen ſehr reiner Zink genommen wird. Eine der beſten Bereitung ſoll dieſe ſeyn, wenn man nämlich einen Theil zinkiſchen Ofenbruch, oder ſo genannte Tutie mit acht bis zwölf Theilen Grünſpan wohl zuſam̃enreibt, alsdenn mit Fett oder Oel zu einem Teige machet, in einen Schmelztiegel drückt, denſelben hierauf in einen Schmelzofen ſetzet, anfänglich ein gelindes Feuer giebt, bis die Flamme in dem Tiegel aufhört, alsdenn den Tiegel bedecket und das Feuer noch eine Zeitlang gelinde erhält, endlich nach und nach ſo verſtärkt, bis das Metall in Fluß kömmt, da man denn noch etwas ſchwarzen Fluß zuſetzet, und das Metall, wenn alles wohl fließt, ausgießt. Wallerius Mineral. S. 583. giebt eine andere und weitläuftigere Bereitung an, die aber im Grunde eben dahin ausläuft, daß man ſich bemühen muß, ein ſehr reines Kupfer zu erhalten und ſolches mit Zink zuſammen zu ſchmelzen. Der Pinſchpeck wird vorzüglich zu Doſen, Degengefäßen, Meſſerheften, Schuhſchnallen und dergleichen Dingen mehr verarbeitet.

Pipal.

Rana Pipa Linn. Eine ſurinamiſche Kröte, welche in Anſehung der Geſtalt größtentheils mit unſern Kröten überein kömmt, aber einen etwas plattern Körper, auch anders gebildeten Kopf hat. Die Vörderfüße ſind gleichſam gezähnelt und ſtumpf, ohne Nägel; die Hinterfüße aber haben ordentliche Zehen, die mit einer Schwim̃haut verwachſen und mit Nägeln beſetzet ſind. Die Farbe iſt gemeiniglich oben ſchwarzbraun, unten aber aſchfarbig gelb. Von dem untern Kiefer bis zum After wird eine deutliche Nath bemerket. Das merkwürdigſte bey dieſen Kröten iſt der beſondere Umſtand, daß die Jungen auf dem Rücken ausgebrütet werden und aus demſelben hervorkommen; welches man folgendergeſtalt zu erklären pfleget. Dieſe Kröten laichen eigentlich wie andere Kröten, wälzen ſich aber hernach in ihrem

Laich herum, ſo daß der ganze Rücken damit überzogen wird. Weil ſie alſo ihre Eyer auf dem Rücken führen, ſo iſt es kein Wunder, daß hernach die Jungen aus dem Rücken hervorkommen.

Pippau.

S. Grundfeſte.

Piquar.

Piquar, Tönne, däniſch, nach dem Pontoppid. Naturhiſt. S. 188. Pleuronectes maximus, Linn. gen. 163. ſp. 14. die Mülleriſche Steinputte ſeiner Seitenſchwimmer. Rhombus, 3. maximus, des Kleins; ein Botte. ſ. dieſen unſern Artikel, Band I. S. 920.

Piquitinga.

Piquitinga des Marcgravs, p. 159. Ein Braſilianiſcher Fiſch, der zween Zoll oder etwas drüber lang iſt; in der Figur ähnelt er ſehr dem Piabucu, von dem er daher nicht viel abweicht. Er hat einen kleinen Mund, den er aber weit und zirkelförmig öffnen kann. Die Augen ſind ziemlich groß, ſchwarz und mit ſilbernen Ringen; er hat weite und große Kiemen; ſechs Floßen und die ſiebente beſetzet den Schwanz; als zwo dreyeckichte, unterwärts geſtellte, Kiemenfloßen, zwo mit einander verbundene am untern Bauche; eine dreyeckichte mitten auf dem Rücken; eine hinter dem After, und endlich die Schwanzfloße ſo gabelförmig. Die Farbe des Kopfes iſt ſilberglänzend, oberwärts olivenfärbig. Die Floßen ſind ſämmtlich weiß. Es unterſcheidet ſich dieſer Fiſch von dem Piabucu, daß jener etwas größer iſt, und daß ſeine weiße Linie nicht glänzt, da doch der übrige Körper glänzt, welches in unſerm Fiſche meiſt umgekehrt vorkömmt. Der Piabucu hat auch eine Floße auf dem Rücken nahe beym Schwanze, die dieſem fehlt. Uebrigens iſt er eßbar und gleicht jenem auch am Fleiſche.

Pira.

Pira iſt, wie uns Lery lehret, der allgemeine Name, den die Braſilianer allen Fiſchen geben.

Pira aca.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, p. 154. Es heißt aber Pira überhaupt ein Fiſch. Baliſtes Tomentoſus Linn. der Mülleriſche Zotenfiſch ſeiner Hornfiſche. ſ. dieſen unſern Artikel, B. IV. S. 114.

Pira Acangata.

Pira Acangata des Marcgravs, p. 144. Dieſer Braſilianiſche Name will einen Fiſch mit einem harten Kopfe ausdrücken. Seine Größe gleicht einem mittlern Parſche, iſt ohngefähr ſieben oder

acht Zoll lang, hat einen weiten Mund, ſchwarze Augen, einen ſchwarz goldenen und röthlichen Ring, ſechs Floßen und die ſiebente macht die Schwanzfloße aus: als zwo Kiemenfloßen, zwo mit einander verbundene am Unterbauche; eine gegen die untern Theile am Bauche, und eine über den ganzen Rücken gegen den Schwanz zu laufende, erhabene und mit Stacheln verſehene Floße, welche er unter eine Hülle verbergen kann. Die Floße im Schwanze iſt gabelförmig. Er iſt mit Silberſchuppen überdecket, welche mit unter, beſonders auf dem Rücken, eine goldige und feurige Farbe ſpielen, am Bauche iſt die Farbe ſilbern und waſſerfärbig. Die Rückenfloße iſt ſilberfärbig und gelbfleckicht. Die Seitenfloßen ſind weiß, die Bauchfloßen mehr bläulicht; auch die Schwanzfloße ſpielt in ihren Spitzen blaulicht. Er iſt eßbar.

Pirabebe.

Pirabebe iſt ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, pag. 162. Peixe Volador der Portugieſen. Cataphractus, 11. des Kleins, ein Küraßirer; ſ. dieſen unſern Artikel, B. IV. S. 835.

Pira coaba.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, pag. 176. Trichidion des Kleins, ein Haarfiſch; ſ. dieſen unſern Artikel, B. III. S. 592.

Piraembû.

Der Piraembû iſt wenig von denjenigen unterſchieden, die man in einer andern Beſchreibung den Schnauber oder Schnarcher genannt hat, und machet er auch eine Art von ſchnarchen; er iſt aber von beſſerm Geſchmacke und acht bis neun Händebreiten lang. Er hat in dem Rachen zween Steine einer Hand breit, welche ihm dienen die Muſcheln zu zermalmen, davon er ſich nähret. S. a. Reiſen, B. XVI. 280.

Pira Jurumenbeca.

Pira Jurumenbeca, ſonſt Boca molle, ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, p. 144. weil dieſer Fiſch einen ſehr weichlichen Mund hat und außer dem Waſſer gleich ſtirbt; er lebt im Moraſte des Meeres, iſt länglicht und nicht breit, neun bis höchſtens zehn Fuß (Zoll) lang, zween und einen halben breit, da wo er noch am breiteſten iſt. Sein Mund iſt erhaben, den er weit aufmachen und ausründen kann: die Augen ſind groß, der Augapfel gleicht einem Cryſtalle und hat einen ſilbernen bräunlichen Ring. Er hat ſieben Floßen, zwo ſchmale, zween Zoll lange Kiemenfloßen, zwo mit einander verbundene, zween Zoll lange und einen Zoll breite, Floße

am

am Unterbauche. Eine hinterm After, die mit einem Stachel verſehen iſt. Die ſechſte, welche ſich über den ganzen Rücken hinzieht und getheilet iſt; ihr vorderer Theil iſt über anderthalb Zoll lang, einen breit und dreyeckicht; der Fiſch kann dieſelbe erheben und in einer kleinen Vertiefung wieder verbergen, ſie iſt übrigens weichlich und durchſichtig. Die andere Hälfte, die bis zum Schwanze geht, iſt drey Zoll lang und einen halben breit, ingleichen weichlich anzufühlen. Die ſiebente iſt die Schwanzfloße, iſt faſt zween Zoll lang, anderthalb Zoll breit und fünfeckicht. Der ganze Körper iſt mit ſilbernen, ſpiegelnden Schuppen von mittlerer Größe bedecket, auf dem Rücken ſpielen ſie Gold und Grün. Die Floßen ſind ſilbern und in der äußern Mitte goldig. Auf jeder Seite zieht ſich eine erhabene, und wie der übrige Körper ſilberglänzende, Linie der Länge herunter. Er iſt eßbar und ſchmackhaft.

Pira meatra.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, p. 156. Salmoneta, der Portug. Mollus, 3. des Kleins, ein Mulle; ſ. dieſen unſern Artikel, B. V. S. 783.

Piranema.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, p. 145. in der Größe eines mittelmäßigen Karpfens oder Parſches; hat neun, zehn oder eilf Zoll in der Länge, und wo er am breiteſten iſt, drey Zoll und etwas weniges drüber. Er hat ein weites, halbrundes Maul, ohne Zähne, aber mit ſehr ſcharfen (ſpitzigen) Hervorragungen verſehen; große Augen, gleich den holländiſchen Ducaten, einen cryſtallenen Augenſtern mit einem weißem glänzenden Ringe, deſſen obere Hälfte blaßroth iſt. Die Kiemen deſſelben ſind ſehr breit, und neben dieſen befindet ſich auf beyden Seiten eine, einen Zoll lange, aber ſehr ſchmale, Floße, und gleich unter dieſer an dem Bauche entdecket man zwo andere ſehr nahe an einandere gelegene, zween Zoll lange, und einen halben breite, dreyeckichte, mit Stacheln verſehene, Floßfedern. Von der Mitte des Bauches bis zu dem Anfange des Schwanzes erſtrecket ſich eine drey und einen halben Zoll lange und einen Zoll breite Floße, die gleichfalls mit Stacheln verſehen, und welche er in einer gleichſam darzu gemachten Höhlung verbergen kann; die Rückenfloße geht von dem Ende des Kopfes den ganzen Rücken hindurch bis an den Schwanz, und iſt fünf Zoll lang, und etwas mehr als einen Zoll breit, beſteht aus einer dünnen Haut und zwey und zwanzig Finnen, auch kann er ſie nach Gefallen ausſtrecken und einziehen.

Sein Schwanz iſt einen halben Zoll lang und einen breit, ſo wie die Schwanzfloße drey und einen halben Zoll in der Breite und etwas mehr als einen halben in der Länge hat. Der ganze Fiſch iſt ſilberfarbig mit hochrother Lackfarbe. Er hat ganz kleine dreyeckichte Schuppen, auf dem Bauche iſt er mehr weißlich oder ſilberartig und weniger lackirt. Er iſt ein See- und Speiſefiſch von gutem Geſchmacke.

Pirapixanga.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, p. 152. Percis, 5. des Kleins, ein Kaulbarſch; ſ. unſern Artikel, Parſch, B. VI. S. 366.

Pirati apia-apua.

Ein Braſilianiſcher Fiſch bey dem Marcgrav, p. 157. Percis, 6. des Kleins, ein Kaulparſch; ſ. unſern Artikel, Parſch, B. VI. S. 367.

Piraumba.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, p. 167. Perca, 5. des Kleins, ein Parſch; ſ. dieſen unſern Artikel, B. VI. S. 357.

Pira-Utoah.

Der Pira-Utoah iſt ein Braſilianiſcher Meerfiſch von einer ganz ungeheuern Geſtalt und ſcheint von der Gattung der Rundfiſche zu ſeyn. Außer zwey knochichten, und nach hinten zu gekrümmten, Hörnern iſt ſein Schwanz, wie eine Spadel, gemacht; ſeine Lippen ſind ſehr dicke und ſein Rachen öffnet ſich mit einer ſehr häßlichen Verdrehung. De Laet hat ihn unter drey Abbildungen von Fiſchen, von einem jungen holländiſchen Maler, der einige Zeit in Braſilien zugebracht, bekommen. S. A. Reiſen, B. XVI. S. 281.

Piraya.

Piraya und Piranha, iſt ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, p. 164. einen Fuß lang und ſechs Zoll breit, hat einen gewölbten Rücken, einen abgeſtumpften Kopf, wie die Dorada; die Oeffnung des Mundes iſt paraboliſch, ſchließt ſich ganz zu, und hat gleichſam kleine Lippen, womit er die Zähne bedecket. Denn beyde Kiefern ſind mit einer Reihe dreyeckichter, weißer und ſehr ſpitziger Zähne beſetzet, deren man vierzehn bey den größern, und zwölfe bey den kleinern Fiſchen auf jeder Kiefer zählet, mit welchen ſie auf einen Biß ein Stück Fleiſch von einem jeden Theile des menſchlichen Körpers abreißen können, ſo daß es ausſieht, als wenn es mit einem Scheermeſſer abgeſchnitten worden wäre. Wenn jemand in das Waſſer kömmt, oder nur einen Fuß oder Hand hineinhält, ſo wird er ſogleich von ihnen verletzet, ſo

blutdürſtig und begierig ſind ſie nach Menſchenfleiſch, daher man ſich ſehr vor ihnen in Acht nehmen muß. Er hat runde, kleine, cryſtallene Augen mit einem ſchwarzen Sterne, und zwiſchen denſelben zwo kleine Oeffnungen oder Spritzlöcher; breite Kiemendeckel, die auswärts hart und knochenartig ſind; ſechs Floßfedern und die ſiebente machet den Schwanz aus, davon zwo hinter den Kiemendeckeln befindlich und wenig von dem Bauche aufwärts ſtehen, zween Zoll lang und einen breit ſind; zwo in der Mitte des Unterleibes, welche ſehr klein, ſchmal und kaum einen Zoll lang ſind und dicht neben einander ſtehen; dieſen gegen über in der Mitte des Rückens fängt ſich eine zween und einen halben Zoll lange und etwas mehr als einen Zoll breite Rückenfloße an, und erſtrecket ſich bis an den Schwanz; ferner geht von dem untern Theile des Bauches an, zween Querfinger breit von den kleinen oben angeführten Bauchfloßen entfernet, bis zu dem Schwanze eine Floße, welche vornen mit einer ſtarken Stachel verſehen, im übrigen weich und größtentheils mit kleinen Schuppen bedecket, etwas über drittehalb Zoll lang und einen breit iſt. Der Anfang des Schwanzes hat einen halben Zoll in der Länge, der Schwanz ſelbſt iſt gabelförmig, und jeder Abſchnitt hat einen gebogenen Ausgang. Er iſt mit Schuppen beſetzet; der Kopf, Rücken und Seiten ſind von hell aſchgrauer, bläulicher Farbe, bis auf das Stück von der Hinterkiemenfloße bis an die Mitte der ſchuppenartigen Floßfeder und jede Schuppe hat einen glänzenden Streif von blau und roth gemiſchter Farbe; der übrige Seitentheil und der Bauch ſind dunkelgelb, ſo wie auch der untere Theil des Kopfes, die Kiemenfloßen und alle Bauchfloßen. Die Rückenfloße und der Schwanz iſt aſchgraubläulich. Es iſt ein eßbarer Fiſch, hat ſehr weißes Fleiſch, iſt ein wenig trocken, aber von ſehr gutem Geſchmacke und wird ſehr häufig gegeſſen. Dieſe Art hält ſich in dem Schlamme des Fluſſes vorzüglich auf.

Man findet hier noch eine andere Art des Piraya, welche dem erſtern in der Größe und Geſtalt völlig gleich, ausgenommen, daß er noch eine kleine mit Schuppen beſetzte Floße hat zwiſchen der Rückenfloße und dem Schwanze, und anderer Farbe iſt: nämlich der obere Theil des Kopfes, der ganze Rücken und der obere Seitentheil ſind goldfarbig, roth, aſchgrau und blauglänzend, bis auf das Stück von der Kiemenfloße bis an die Mitte der ſchuppenartigen Floße. Der untere Theil des Kopfes, der Seiten und des Bauches, haben eine gelbroth glän-

glänzende Farbe, der die goldgelbe durchſchimmert. Von eben dieſer goldgelben Farbe ſind die Kiemen- und Bauchfloßen. Die zwo Rückenfloßen nebſt dem Schwanze ſind hell aſchgrau mit ein wenig blau vermiſchet, und eben ſo der ganze Rücken. Dieſe Art liebet mehr den ſandigen Boden des Fluſſes, und iſt eßbar, wie die erſte.

Auch findet man hier noch eine andere weiße Art des Piraya, von eben der Figur, wie die vorhergehenden, nur daß ſie nicht einen ſo rundlichen Kopf hat, ſondern die Schnauze mehr in Geſtalt eines Kegels hervorraget. Auf dem Bauche und Seiten iſt ſie ſilberfarbig, der Rücken und Kopf aber ſilberartig mit ein wenig blau vermiſchet und glänzend, alle Floßen ſilberfarbig mit grau vermiſchet. Sie hat kleine dreyeckichte in Reihen geſtellte Zähne, und beißt nicht ſo ſehr, wie die übrigen. Auch iſt ſie etwas kleiner, als die andern Arten, aber nicht weniger eßbar, wie jene.

Pirot.

Pirot ſoll wohl der Pilotfiſch ſeyn; ſ. dieſen kurz vorherſtehenden Artikel.

Piſang.

Unter dieſem gewöhnlichen Namen verſtehen wir nicht allein den heutigen Tages genugſam bekannten Piſang, ſondern auch noch einige andere Pflanzen, welche das Geſchlechte Muſa ausmachen. Ob dieſe Benennung auf die von den Alten verehrte Göttinn Muſa ſich beziehe, oder vielmehr dem ältern Kräuterkenner, Ant. Muſa, zu Ehren angebracht worden, läßt ſich nicht füglich beſtimmen. In Anſehung des Wachsthums, äußerlichen Anſehens und der Art zu blühen haben die Pflanzen viel ähnliches mit den Palmen, und in der natürlichen Ordnung des Gewächsreiches müſſen ſie auch neben einander ſtehen; doch ſind Blüthe und Frucht von den Palmen gänzlich unterſchieden. Aus dem Gipfel des nackenden Stammes, zwiſchen den Blättern, treibt der gemeinſchaftliche Blüthſtiel hervor, welcher auf verſchiedenen Zweigen ſehr viele Blumen trägt. Dieſe ſind von zweyerley Beſchaffenheit; denn ob gleich alle Zwitter ſcheinen, ſo zeiget ſich doch in den Geſchlechtswerkzeugen ein merklicher Unterſchied, daher man eine Art männliche Zwitter, die andere weibliche Zwitter zu nennen pfleget. Die letzten nehmen den hintern oder untern, und die erſtern den vordern oder obern Theil des Blüthſtieles ein. Von beyden ſtehen mehrere wechſelsweiſe an den Zweigen des Hauptſtiels bey einander, und dieſe Büſchel ſind von Kelchſcheiden umſchloſſen. Jede Blume zeiget drey Blättchen, welche Herr von Linne' mit drey ver-

verſchiedenen Namen beleget. Das äußerliche, größere, eyförmige nimmt man für die eigene und besondere Kelchſcheide an und die beyden innerlich geſtellten ſtellen gleichſam eine zweylippige Blume vor, davon das obere aufgerichtete, zungenförmige, abgeſtutzte und fünffach eingekerbte für das eigentliche Blumenblatt, das untere herz- und ſchiffförmige, zuſammengepreßte, vertiefte, zugeſpitzte und kürzere für das Honigbehältniß angenommen wird. Bey den ſo genannten weiblichen Zwittern ſieht man ſechs pfriemenartige Staubfäden, von welchen fünfe unter dem Blumenblatte aufgerichtet ſtehen, kürzer als dieſes ſind und keine Staubbeutel tragen, der ſechſte aber in dem Honigbehältniſſe liegt, viel länger und von der Mitte an bis zu der Spitze der Länge nach mit einer ſtaubichten Linie bezeichnet iſt. Der Fruchtkeim ſitzt unter der Blume, iſt ſehr groß, lang und trägt einen aufgerichteten, walzenförmigen Griffel, welcher mit dem Blumenblatte gleiche Länge hat und einen köpfigen, ſechsfach, doch nicht ſehr merklich geſpaltenen Staubweg führet. Nach dieſen Blüthen folgen fleiſchichte, ſaftige, lange, etwas gekrümmte und an beyden Enden zugeſpitzte, etwas dreyeckichte Früchte, welche unter einer lederartigen Schale viel markichtes Weſen enthalten, das ſich, ohne merkliche Scheidewände, der Länge nach in drey Theile theilet. Bey den ſo genannten männlichen Zwitterblumen zählet man auch ſechs aufgerichtete, aber einander ähnliche Staubfäden, und gemeiniglich bemerket man an fünfen einen linienartigen Staubweg, bey dem ſechſten aber mangelt ſolcher meiſtentheils. Der Fruchtkeim, Griffel und Staubweg ſind bey dieſen kleiner, fallen ab, und laſſen keine Frucht zurücke.

In dieſen Geſchlechtskennzeichen ſollen drey Arten mit einander übereinkommen. Hr. v. Linné hat zwar ehedem vier Arten angeführet, die eine aber davon in den neuern Schriften als ein eigenes Geſchlecht abgeſondert und dieſes Heliconia genannt. S. unſern Artikel Bihai. Vielleicht bleiben künftig nur zwo übrig, indem eine von den dreyen noch nicht gehörig unterſucht worden. Die bekannteſte iſt:

1) Piſang mit hangendem Blüthſtiele und ſtehenbleibenden männlichen Zwittern. Indianiſche Feigen. Pharaonsfeige, Paradießapfel, Adamsfeigenbaum, Muſa paradiſiaca Linn. Dieſe Art wächſt in allen warmen Gegenden von Aſien und Afrika, auch in Amerika, wohin ſie aber aus jenen Welttheilen gebracht worden, beſonders in China, Aethiopien, Mexiko, Zeylon, Tripoli, im gelobten Lande, Arabien; nir-

gends aber größer und vollkommener als in Braſilien. Nach dem verſchiedenen Geburtsorte erhält ſie auch verſchiedene Namen. Piſang nennen ſolche die Einwohner der Inſel Java, Pacquo die Chineſer, Quelly die Bengaler, Bala die Malabarier, Bananas die Einwohner in Guinea, Pacona die Braſilianer, anderer zu geſchweigen. Von einigen Schriftſtellern wird ſolcher unter dem Namen Plantain angeführet. In allen dieſen Ländern iſt der Stamm nur jährig, doch dauert die Wurzel, und dieſe treibt alle Jahre neue Stängel, welche in kurzer Zeit die anſehnlichſte Höhe erreichen, Blüthen und Früchte tragen und wieder abſterben. Blüth- und Fruchtzeit iſt unbeſtimmt; zu allen Zeiten des Jahres werden beyde angetroffen. In unſern Gärten verhält ſich das Wachsthum und die Dauer des Stammes anders. Die lange, dicke, mit verſchiedenen Zirkeln bezeichnete und vielen holzigen Faſern beſetzte, äußerlich ſchwarze Wurzel, welche bey dem Zerſchneiden einen ſchmierigen, weißen, kurz hernach ſich roth färbenden Saft von ſich giebt, iſt ebenfalls ausdauernd. Der Stamm aber wächſt langſam in die Höhe, und brauchet, auch bey der beſten Wartung, wenigſtens zwey oder drey, auch zuweilen mehrere Jahre Zeit, ehe er zu derjenigen Vollkommenheit gelanget, daß die Blüthen zum Vorſcheine kommen. Geſchieht aber endlich dieſes und die Früchte haben ihre Reife erhalten, ſo ſtirbt ſolcher ganz ab, und zu gleicher Zeit, nicht eher, treiben aus der Wurzel neue Schößlinge hervor. Die Höhe und Stärke des Stammes iſt nach dem Alter und Wartung verſchieden. In dem vollkommenen Zuſtande mag ſolcher wohl die Höhe von achtzehn bis zwanzig Fuß betragen, und alsdenn ohngefähr eines Mannes Schenkel Dicke haben. Es iſt ſolcher nicht, nach Art der Bäume, holzicht, ſondern mehr rohrartig, ſchwammicht und beſteht aus vielen über einander liegenden Blätterſcheiden, welche von den nach und nach abfallenden Blättern übrig bleiben, daher der Anwachs nicht zirkelförmig, ſondern nur halbmondförmig erſcheint, wenn man den Stamm quer durch in dünne Scheiben ſchneidet. Von dieſer beſondern Einrichtung hat Hanow weitläuftig gehandelt. S. deſſen Seltenheiten II. Th. 37 u. f. S. Der obere Theil des Stammes iſt mit großen geſtielten Blättern beſetzet. Die Größe und Breite iſt verſchieden. Hanow hat ſolche über zween Schuh breit, mit dem Stiele acht und einen viertel Schuh, ohne Stiel aber ſechs und einen viertel Schuh lang geſehen; in den wärmern Ländern iſt beydes noch viel beträchtlicher und

Rumph hat Blätter gefunden, welche ohne den Stiel zwölf Fuß Länge gehabt und ſo breit geweſen, daß ein Menſch ſich darein wickeln können. Auch die Anzahl derſelben iſt verſchieden; in den Gärten wird man ſelten mehr als neune zählen. Sie ſind anfangs zuſammengerollt, hernach breiten ſie ſich aus, biegen ſich unterwärts, ſind eyförmig, ſtumpf, völlig ganz, glatt, glänzend, grün, mit einem bräunlichen Rande eingefaſſet, und der Länge nach mit einem vorragenden Nerven verſehen, von welchem unter einem rechten Winkel die nicht vorſtehenden Seitennerven abgehen. Der Blattſtiel fängt mit einer blätterichten Scheide an, verbreitet ſich nachher in eine Haut und wird endlich rundlich. Aus dem ſcheidenförmigen Anfange eines Blattſtiels, gemeiniglich des letztern oder höchſten, treibt der gemeinſchaftliche Blüthſtiel hervor. Solcher iſt ohngefähr einen Fuß lang, einen Daumen dicke, rundlich, gerade aus- und ſeitwärts, nach und nach mehr unterwärts gerichtet, und wie ſich ſolcher verlängert, fallen die Kelchſcheiden, welche ſolchen bedecket, nach und nach ab. Dieſe Kelchſcheiden ſtehen zuvor wechſelsweiſe, ſind länglicht, ſtumpf zugeſpitzet, vertieft, ohngefähr anderthalb Spannen lang und eine Hand breit, hochroth, mit vielen Strichen der Länge nach bezeichnet und lederartig. Von dieſen umgab bey der Cliffortiſchen Pflanze die erſte grünlicht purpurfärbige keine Blüthen; die zwote, dritte, vierte und fünfte purpurfärbig und bläulicht beſtäubte die weiblichen Zwitterblumen und die folgenden gleich gefärbten die männlichen unfruchtbaren Blumenbüſchel. Jeder Büſchel ſitzt an einem merklichen Knoten, welcher das Ueberbleibſel von der abgefallenen Scheide ausmachet und beſteht aus vielen Blumen, welche gleichſam als Zweige in abgetheilten Ordnungen den gemeinſchaftlichen Blüthſtiel umgeben. Das Blumenblatt und Honigbehältniß ſind weniger ſchön gefärbet als die Kelchſcheiden und nur etwas gelblich. Nach der Ehret- und Trewiſchen Abbildung iſt das Honigbehältniß weißlicht und vorwärts etwas gelblicht, das Blumenblatt aber unterwärts ſchönroth und vorwärts ſchön gelb. Daß man von den beyden lippenförmigen Blättern das untere für ein Honigbehältniß annehmen könne, beweiſet der häufige, wäſſerichte, ſüße Saft, welcher daſelbſt bey allen weiblichen Zwitterblumen angetroffen wird; doch iſt in den männlichen dergleichen Feuchtigkeit nicht zugegen. Ob die Beſchaffenheit der Blüthe in verſchiedenen Ländern eine Veränderung leide, iſt zwar nicht füglich zu behaupten, und dennoch kommen die

Beſchreibungen nicht mit einander überein. Plümier erwähnet außer den beyden Lippen, oder dem eigentlichen Blumenblatte und Honigbehältniſſe, noch drey Blumenblätter; nach dem Horto malabarico ſind dieſe nur in den fruchtbaren zugegen; die Leipziger Muſa ſoll drey Kelch- und eben ſo viel Blumenblätter gehabt haben. Woher dieſe Verſchiedenheit entſtehe, läßt ſich ſchwerlich einſehen; da jedoch Ehret in dem Londner Piſang viele männliche monſtröſe Blumen mit vier Blumenblättern, oder zwey Honigbehältniſſen und zwey Blumenblättern angetroffen, auch dergleichen abgemalet hat, ſo ſcheint es wahrſcheinlich, daß dieſe Blumen, wie viele andere, zuweilen eine Abänderung leiden. Vielleicht verwachſen bisweilen zwo mit einander, ſo, daß das Blumenblatt allein doppelt erſcheint, mithin drey Blätter zugegen ſind. Vielleicht arten auch manchmal einige Staubfäden aus und verwandeln ſich in Blätter. Hierüber und überhaupt von den mancherley Verſchiedenheiten, welche bey dieſen Blumen vorkommen, iſt das Commerc. Noribergenſe nachzuleſen.

Obgleich alle männliche Zwitterblumen abfallen, hangen doch an dem gemeinſchaftlichen Stiele viele Früchte. In warmen Ländern ſoll man derſelben auf zweyhundert zählen. Es iſt eine ſolche Frucht ohngefähr ſo dicke, wie eine ausgewachſene Gurke, länglicht, einigermaßen dreyeckicht, gelblicht, mit dem ſtehenbleibenden Griffel beſetzet und inwendig voll gelben Saftes. Nicht allein in hieſigen Gärten, ſondern auch in dem Geburtsorte findet man niemals reife Kerner darinnen. Und dieſes darf uns nicht wundern, indem die weiblichen Zwitterblumen ſich eher öffnen, auch bereits verblühet und Früchte angeſetzet haben, ehe die männlichen aufbrechen, mithin jene von dieſen nicht gehörig befruchtet werden können. Man kann alſo dieſen Piſang nicht durch Saamen fortpflanzen, die neuen Wurzeltriebe aber geben immer neuen Zuwachs. Herr von Linné hat angemerket, daß die Wurzel in den Gärten nicht eher neue Triebe mache, bis die Blüthkolbe hervorgebrochen.

Dieſe merkwürdige Pflanze iſt vielleicht ſchon dem Theophraſto bekannt geweſen, auch Plinius erwähnet ſelbige; zu den Zeiten der arabiſchen Aerzte des Serapionis und Avicennä aber iſt ſie mehr allgemein bekannt, jedoch in Europa erſt in dieſem Jahrhunderte in den Gärten zur Blüthe gebracht worden. Die erſte blühende Pflanze hat man nach den aufgezeichneten Nachrichten in dem Garten des Prinzen Eugen zu

Wien

Wien 1727. geſehen. Sie war $11\frac{1}{2}$ Schuh hoch, 1 Schuh $3\frac{1}{2}$ Zoll dicke und hatte acht Blätter, deren jedes 6 Schuh drey Zoll lang und ſechs Zoll breit waren. Die purpurfärbigen Blüthen hatten einen beſondern Geruch. Im Jahre 1732. brachte man in Carlsruhe und im folgenden in dem Boſenſchen Garten zu Leipzig dergleichen zur Blüthe, und 1736. blühete die, vom Herrn von Linné beſchriebene, in dem Cliffortiſchen Garten zu Hartecamp zwiſchen Harlem und Leiden. Dieſe war aus Amerika dahin gebracht und fünf Jahre unterhalten worden, ehe der Blüthſtiel hervor brach. In dieſem Jahre hat auch zu London ein Piſang geblühet und ein und ſechzig Früchte getragen, von dieſem hat Ehret ſeine vortrefflichen Abbildungen gemachet, welche Trew nachher herausgegeben. Im Jahre 1745. blühete wieder ein Piſang in D. Breyns Garten bey Danzig, welchen Herr Hanow beſchrieben. Nachher hat man in Berlin, Petersburg und mehrern Orten den Piſang zur Blüthe gebracht, und nachdem man gelernet, ſolchen gehörig zu warten, iſt es nichts ſeltenes mehr, dieſe koſtbaren Früchte in allen Ländern zu ſehen und zu genießen. Wenn der Piſang in unſern Gärten fortkommen und guten Wachsthum zeigen ſoll, muß ſolcher beſtändig ſehr warm gehalten werden. Man muß daher ſelbigen beſtändig in einem heißen Treibhauſe unterhalten, und die Wurzel oder die Erde, worinnen ſolcher ſteht, mit friſchen warmen Miſte umgeben, und ſolchen öfters erneuern, auch mit dem Begießen zu rechter Zeit nicht ſparſam ſeyn. Den Sommer über muß dieſes reichlich, im Winter öfters, aber wenig auf einmal, geſchehen. Damit die Wurzel beſſer wuchern könne, ſetzet man die Pflanze nicht in Töpfe oder Kübel, ſondern in die Erde im Treibhauſe. Es iſt am beſten, man macht hierzu ein Lohbeet, leget alten Loh um die Wurzeln, und wenn man ſolches mit friſcher Loh erneuern will, ſoll man vielen alten Loh nahe um die Wurzeln liegen laſſen, weil ſie ſonſt, wenn der neue Loh zu nahe daran kömmt, leichtlich verbrennen.

Der Nutzen dieſes Gewächſes iſt in den Welttheilen, wo ſolches wächſt, vielerley und wichtig. Die ganze Pflanze in allen Theilen iſt die vornehmſte Speiſe der Elephanten. Mit den Blättern werden die Häuſer gedecket. Die Menſchen ſuchen in den heißen Gegenden unter den Blättern einen ſchattichten kühlen Ruheplatz. Einige Völker in Amerika gebrauchen die Blätter zu ihrer Lagerſtätte, ſtatt der Tiſchtücher und Servietten, und zuweilen anderer Dinge, wozu man ſonſt Leinwand zu gebrauchen pfleget; ſie wickeln ihre

ihre Leichen darein, wenn ſie dieſelben zum Scheiterhaufen tragen. Die Türken bedieneten ſich derſelben ehedem anſtatt des Papiers. Rumph meldet auch, wie die Kinder, wenn ſie die Pocken haben, und dieſe genugſam geſchworen und auszulaufen anfangen, auf die friſchen Blätter geleget würden, weil ſolche nicht anklebten. Könnten nicht Vornehme auch bey uns dieſes nachahmen? Die zarten, erſt hervorkeimenden Blätter und Blüthen pfleget man mit Pfeffer und Salz zu bereiten und als Salat zu genießen. Die Früchte ſind ein nährendes, kühlendes und durſtſtillendes Mittel. Es giebt Völker in Indien, welche faſt keine andere Speiſe, als dieſe Früchte genießen, und daraus Brod, Getränke und allerley Zugemüſe bereiten. Auf der Inſel Barbados werden die Sclaven damit unterhalten. Es wird einem jeden wöchentlich des Sonnabends eine Frucht, oder, wenn ſie klein ſind, zwo gegeben, und damit muß der Sclave ſich die ganze Woche über beköſtigen. Die noch nicht völlig reifen Früchte werden über dem Feuer getrocknet und Brod daraus gemachet. Andere ſchälen die Frucht ab, kochen ſie, und machen Brey davon. Andere kochen ſie mit Reiß. Auf den Maldiviſchen Inſeln werden Fiſche damit gekochet. Die reifen Früchte ſind roh eine ſehr angenehme Speiſe, doch pflegen ſich ſolche nicht über etliche Wochen zu halten. Wenn man die dicke Haut davon abzieht, bemerket man, auch an den bey uns erzogenen Früchten, einen angenehmen Geruch, der den Borsdorfer Aepfeln gleicht. Das innerliche mürbe Fleiſch hat einen angenehmen Geſchmack, es iſt weinſäuerlich und hat etwas ähnliches von Feigen und Borsdorferäpfeln. Es wird auch die reiſe Frucht zerſchnitten, geröſtet, oder an der Sonne getrocknet uud im letzten Falle ſtatt der Feigen gebrauchet. In Madagaſcar machet man einen Wein daraus, den die Einwohner Couscou nennen.

Auch als Arzney ſoll dieſe Frucht vorzüglich beym ſchmerzhaften Urinlaſſen nützlich ſeyn. Der Saft, welcher aus dem zerſchnittenen S amme quillt, iſt zuſammenziehend, und wird zur Stillung des Blutes gebrauchet. Mit der zerquetſchten, und in Milch geſottenen Wurzel pflegen die Indianer den Schwindel zu vertreiben, und die zerſtoßenen Blätter mit Honig vermiſchet in Augenkrankheiten zu gebrauchen.

Bey Auslegung der heil. Schrift wird dieſer Piſang gar oft erwähnet. Beſonders kommen dabey die Fragen vor: Ob der Baum des Erkenntniſſes Gutes und Böſen im Paradieße, oder ob vielmehr derjenige, wovon die erſten Eltern nach dem Falle ſich Schürzen

zen gemachet, ein Piſang geweſen. Nach einiger Ausleger Meynung ſoll die Weintraube, welche die, von Moſes ins Land Canaan geſchickten Kundſchafter auf der Stange in das Iſraelitiſche Lager zurückbrachten, der Fruchtſtiel mit den daran hangenden Früchten des Piſangs geweſen ſeyn. Scheuchzer will die Frucht für die Dudaim halten. Wenn man die Frucht quer durſchneidet, ſoll ſich das Bild eines gekreuzigten Menſchen darſtellen, daher auch einige Amerikaner ſolche nicht mit dem Meſſer zerſchneiden, ſondern mit den Zähnen oder Fingern zerreiſſen, damit ſie dieſes Creutz nicht anſichtig werden möchten. Mit mehrerer Gewißheit könnte man behaupten, daß es dieſer Piſang geweſen, deſſen Früchte zu genießen, Alexander ſeinen Soldaten verboten, indem ſolche, ſonderlich bey denjenigen, welche dergleichen Speiſen ungewohnt ſind, leichtlich Bauchſchmerzen, Durchfall und andere Krankheiten verurſachen können.

Von den verſchiedenen Abänderungen dieſes Piſangs, dergleichen man in Batavia achtzig zählen will, und welche ſich vornehmlich in der Frucht zeigen, und zu mancherley Benennungen Anlaß gegeben, kann man Rumphs Herb. Amb. T. V. p. 130. ſq. nachleſen. In hieſigen Gärten wird man dergleichen nicht leicht antreffen. Eine derſelben wird als eine beſondere Art angenommen, nämlich:

2) der Piſang mit abwärtshangendem Blüthſtiele und abfallenden männlichen Blüthen, Ceronins Luſitanorum, Muſa regia Rumph. Muſa ſapientum L. insgemein der Bananabaum genannt. Es iſt ſolcher dem ganzen Anſehen nach der erſten Art ähnlich, doch in drey Stücken davon unterſchieden. An dem Stamme zeigen ſich Flecken, die männlichen Blüthen fallen ab, und die Früchte ſind viel kürzer, nicht eckicht, ſondern mehr rundlich. Dieſe hat in England 1739. geblühet, und iſt von Herr Ehret abgezeichnet worden. Die prächtigen Abbildungen von beyden Arten findet man in des Trew Plant. ſelect. Tab. 18. bis 23. Die Früchte dieſer zwoten Art werden in Batavia vorzüglich hochgeſchätzet. Die Unterhaltung in unſern Gärten iſt mit der erſten Art einerley. Es ſoll dieſe viel geſchwinder wachſen, und Sloane ſaget, man könnte ſie wachſen ſehen. Endlich erwähnen wir

3) den Piſang mit aufgerichtetem Blüthſtiele, Affenmuſa, Muſa Troglodytarum Linn. Piſang-batu, und Piſſang Toncat Rumph. Dieſe Art wächſt vornehmlich auf den Molukkiſchen Inſeln, iſt dem Wachsthume und Anſehen nach der erſten Art gleichfalls

falls ähnlich, die Blätter aber ſind ſchmäler, der Blüthſtiel ſteht aufgerichtet, und die Früchte ſind viel kleiner, rundlich, vorwärts dicker als hinten, braun oder röthlicht, ſchwarz geſtrieft; in dem gelblichten, fleiſchichten Weſen liegen viele platte, ſchwärzlichte Saamen, welche in fünf oder ſechs Reihen geſtellet ſind. Das Fleiſch enthält in der reifen Frucht einen ſüßlichen Saft, welcher aber im rohen Zuſtande einiges Brennen im Munde verurſachet; daher die Früchte in der warmen Aſche geröſtet werden. Ueberhaupt werden dieſe Früchte nicht ſonderlich geachtet, und vornehmlich deswegen von vielen verabſcheuet, weil nach dem Genuß der Urin häufig und blutroth abgeht. Doch verſichert Rumph, daß ſolches ohne Nachtheil der Geſundheit geſchehe.

Piſcis Anonymus.

Piſcis Anonymus des Marcgravs. ſ. unſern Artikel, Mulle, B. V. S. 784.

Piſhamin.

S. Perſimon.

Piſie-Pamphers.

Piſie-Pamphers. Iſt an der Goldküſte eine Art kleiner Fiſche, die alle übrigen übertrifft; S. A. Reiſen, B. IV. S. 280.

Piſolithen.

S. Rogenſtein.

Piſonie.

Wilhelm Piſo, ein holländiſcher Artzt, hat im vorigen Jahrhunderte eine natürliche Geſchichte Braſiliens, und der beyden Indien in lateiniſcher Sprache herausgegeben, und ſich dadurch alle Hochachtung erworben. Plumier hat zuerſt demſelben ein Pflanzengeſchlecht gewidmet, welches auch durchgehends beybehalten worden. Es ſind davon zwo Arten bekannt, welche in Amerika wachſen, und von Herr Jacquin am beſten beſchrieben worden. Es zeigen ſich auf dieſen Bäumen dreyerley Blumen, als männliche, weibliche und Zwitter, doch nicht alle drey Arten auf einer, ſondern gemeiniglich nehmen die Zwitterblumen eine Pflanze allein ein, die männlichen und weiblichen aber ſtehen gemeiniglich beyeinander.

1) Die ſtachlichte Piſonie, Piſonia aculeata Linn. Sie trägt auf einem Stamme unfruchtbare Zwitter, auf dem andern fruchtbare weibliche Blumen. Beyde haben keinen Kelch. Bey den Zwitterblumen iſt das Blumenblatt trichterförmig, und bis zur Hälfte in fünf rundlich zugeſpitzte, eingekerbte Lappen getheilet; die Zahl der Staubfäden iſt nicht beſtän-

beſtändig, gemeiniglich ſind derſelben ſechſe oder ſieben, ſelten fünfe oder achte zugegen; ſie ragen über das Blumenblatt hervor; der eyförmige Fruchtkeim trägt einen kurzen Griffel mit pinſelförmigem Staubwege. Dieſe Blumen fallen, ohne Frucht nachzulaſſen, ab. Bey der weiblichen Pflanze iſt das Blumenblatt mehr röhrenförmig, und nur in fünf ſpitzige Zähnchen ausgezacket; der Griffel zweymal länger als dieſes, und der Staubweg doppelt rückwärts gebogen. Es folget eine eyförmige, fünfeckichte, und auf den Ecken der Länge nach mit Warzen beſetzte, trockne Frucht, welche einen einzigen Saamen enthält. Der Baum hat ein ſchlechtes Anſehen, und treibt ſchwache, unterwärts hangende Aeſte. An dem Blätterwinkel ſtehen einander gegenüber, aufwärts gerichtete, ſtarke, vorwärts umgebogene Stacheln. Die geſtielten, glatten, einander gegenüber geſtellten Blätter ſind eyförmig, zugeſpitzet, völlig ganz. Die äſtigen Blüthbüſchel ſtehen ſowohl an der Spitze der Aeſte, als dem Blätterwinkel, ſind zur Blüthzeit nicht länger als die Blätter, nachher aber verlängern ſich ſolche merklich. Die Blumen ſind klein, gelbgrünlicht, bey jeder ſtehen zwey pfriemenartige Deckblätter, bey der letzten aber, womit ſich der Büſchel endiget, findet man drey. Dieſe Art wird ſonderlich in Jamaika und Domingo angetroffen. Die Aeſte dieſes Baumes, wenn ſie nicht unterſtützet werden, ſchlingen ſich um die nahſtehenden Pflanzen; die Stacheln gehen leicht loß, und hängen ſich an die Kleider der vorübergehenden Menſchen, und der klebrichte Saame bleibt an allem hängen, was ſolchen berühret; daher man in Jamaika die Flügel der Vögel öfters ganz damit beſetzet findet. Man erzieht dieſen Baum aus dem Saamen auf dem Miſtbeete, und unterhält ſolchen beſtändig in dem warmen Glashauſe.

2) Die unbewehrte Piſonie, Piſonia inermis L. Dieſe trägt auf verſchiedenen Bäumen unfruchtbare und fruchtbare Zwitterblumen. Beyde haben keinen Kelch; die unfruchtbaren ein trichterförmiges und in fünf kleine Zähnchen eingekerbtes Blumenblatt, ſechs längere und mit Beuteln beſetzte Staubfäden, und einen Fruchtkeim mit einem kurzen Griffel, und pinſelartigen Staubwege. Nach dieſen folget keine Frucht. Die andern haben ein röhrenförmiges, mit fünf Spitzen geendigtes Blumenblatt, ſechs viel kürzere Staubfäden, worauf leere Beutel, ohne befruchtenden Staub ſtehen, und einen Fruchtkeim mit einem längern Griffel, und g l e i c h f a l l s pinſelartigen Staubwege. Die Frucht iſt nach

Herr

Herr Jacquins Beſchreibung, eine länglichtrunde, einſaamige Beere. Das Bäumchen iſt unbewehrt, oder ohne Stacheln, zwölf auch zwanzig Fuß hoch, und mit einer artigen Krone beſetzet; die Blätter ſind etwas ſpitziger, und die Blüthbüſchel verlängern ſich nicht, wenn die Früchte anſetzen; wenn dieſe aber abgefallen, erſcheinen ſolche röthlicht. Die Blumen ſind auch gelbgrünlicht, haben einigen Geruch, und die Deckblätter ſind wie bey der erſten Art beſchaffen. Die Frucht iſt ſchwarz, weich, und enthält ein weißlichtes Fleiſch. Dieſes fehlet öfters, indem es die Vögel abfreſſen, und der Saame bleibt nackend ſtehen.

Piſtacienbaum.

Dieſer iſt bereits vom Tournefort und andern Schriftſtellern mit dem Terebintho vereiniget worden, und da nach Herr von Linne' auch der Lentiſcus oder Maſtixbaum dahin gehöret, hat derſelbe Piſtacia als den Geſchlechtsnamen dieſer vereinigten Pflanzen angenommen. Vom Maſtixbaume haben wir bereits gehandelt, und den eigentlichen Terpenthinbaum werden wir an ſeinem Orte beſchreiben; hier aber theils die allgemeinen Geſchlechtskennzeichen angeben, theils diejenigen Arten erwähnen, welche von den fünf, beym Herrn v. Linne' vorkommenden, noch übrigbleiben, wenn die beyden Arten abgehen, worunter ſonderlich die eigentlich ſogenannte Piſtacie vorzüglich merkwürdig iſt.

Männliche und weibliche Blumen wachſen auf verſchiedenen Bäumen. Die erſtern ſtellen ein lockeres Kätzchen vor, welches aus kleinen, fünffach geſpaltenen Schuppen beſteht, und unter jeder Schuppe fünf kurze Staubfäden mit großen viereckichten Staubbeuteln darſtellet. Die weiblichen ſtehen einzeln, zeigen einen kleinen vierſpaltigen Kelch, kein Blumenblatt, und drey rückwärtsgeſchlagene Griffel mit haarichten Staubwege; nach welchen eine eyförmige trockne Frucht mit einer ähnlichen Nuß folget.

1) Die wahre Piſtacie mit eyförmigen umgebogenen Blättchen, grüne Pimpernüßlein, Piſtacia vera Linn. Der Baum wächſt häufig in Syrien, Perſien, Arabien, Egypten, auch um Neapel, in Sicilien und Spanien, doch ſind die Früchte von den Europäiſchen Bäumen nicht ſo gut, als die Perſiſchen oder Syriſchen. Nach Plinius Berichte hat der Kayſer L. Vitellus, als er Geſandter in Syrien war, dieſen Baum nach Italien gebracht. Es erlanget ſolcher einen dicken Stamm, und treibt viele ausgebreitete Aeſte, welche mit einer aſchgrauen Rinde bedecket

ckt ſind. Die Blätter ſtehen gemeiniglich einander gegenüber, ſind gefiedert, und beſtehen aus eyförmigen, umgebogenen, paarweiſe geſtellten Blättchen, mit einem einzelnen am Ende. Nach Herr Geoffroi unterſcheiden ſich die männlichen und weiblichen Bäume auch durch die Blätter. Bey den männlichen ſollen ſelbige kleiner ſeyn, und nur aus drey Blättchen beſtehen, bey den weiblichen aber größer, feſter, und aus fünf Blättchen zuſammengeſetzet ſeyn. Da dieſe beyden Bäume nicht immer bey einander ſtehen, wird die Befruchtung des weiblichen von den Einwohnern auf die Art veranſtaltet, welche bey dem Dattelbaume gebräuchlich, und in dieſem Schauplatze im zweeten Bande, 296. S. angemerket worden. Die Frucht iſt eine kleine, länglicht ſpitzige, eckichte, auf der einen Seite etwas erhabene, auf der andern mehr platte, und mit einem erhabenen Striefen bezeichnete Nuß. Es hat ſelbige zwo Schalen; die äußerliche iſt dünne, zerbrechlich, anfangs grün, hernach röthlicht, die innere holzicht, biegſam und weiß. Der eigentliche Kern iſt noch mit einer röthlichtgrünen Haut bedecket, ſelbſt aber blaßgrün, ölicht, fettig, ſüßlich bitter, und angenehm vom Geſchmacke. Es giebt große auch kleine Piſtacien; bey uns findet man gemeiniglich nur die großen, welche ohngefähr einer Haſelnuß gleichen. Die kleinen ſollen beſſer ſchmecken. Es werden ſowohl die ganzen Nüſſe, als auch der ausgemachte Kern zu uns gebracht. Man wähle die friſchen, welche keinen ſcharfen ranzichten Geſchmack haben. Der Nutzen und Gebrauch davon kommt mit den Mandeln und Pinien überein. In der Apotheke bereitet man daraus eine Milch, und gebrauchet ſolche zu Linderung der Schärfe, bey dem Huſten, ſchmerzhaften Urinlaſſen, und dergleichen Zufällen. Weil die daraus bereitete Milch grünlicht ſieht, ſetzet man Mandeln dazu, oder verordnet lieber die letzten allein. Gleditſch zieht ſolche den Mandeln vor, aber die Piſtacien werden noch eher als die Mandeln verderben. Es können ſelbige auch als ein Nahrungsmittel betrachtet, und den ſchwachen Körpern empfohlen werden, indem die beygemiſchte Bitterkeit die Verdauung des ölichten befördern, und die ſchwachen Eingeweide ſtärken kann. In der Küche werden ſie zu Ragouts, Paſteten, Torten und dergleichen gebrauchet. In aſiatiſchen Ländern pfleget man die ausgemachten Piſtacien, auf die Art, wie die kleinen Gurken einzumachen.

2) Sicilianiſcher Piſtacienbaum mit vielerley Blättern, Piſtacia trifolia L. Iſt in Sicilien

len zu Hauſe, und die Nüſſe werden daſelbſt geſpeiſet. Die Blätter ſind an einem Zweige verſchieden. Man findet gefiederte, dreyblättrige, auch einfache. Die einfachen ſind groß, eyförmig-rund, bey den dreyblättrigen aber die beyden Seitenblättchen klein.

3) Narbonenſiſcher Piſtacienbaum mit rundlichen Blättchen, Piſtacia narbonenſis Linn. Dieſe Art wächſt um Montpellier, auch in Perſien und Armenien. Die Blätter ſind theils gefiedert, theils dreyblättricht, und die Blättchen faſt rund. Die Größe der Frucht gleichet den Haſelnüſſen, und wird geſpeiſet.

Sollten dieſe drey Arten wirklich von einander unterſchieden ſeyn? Alle verlangen einerley Wartung. Kann man friſche Nüſſe erhalten, ſoll man ſolche in Töpfe, ſo mit friſcher, leichter Erde angefüllet ſind, legen, und dieſe in ein mäßig warmes Miſtbeet eingraben. Die jungen, auch ältern Bäume müſſen bey uns in Töpfen unterhalten werden. In der Onomat. botanica leſen wir, daß die alten Stöcke der freyen Luft ausgeſtellet werden könnten. Dieſes gilt wohl von England, aber nicht von unſerm Himmelsſtriche. Wir haben ſchon mehrmals erinnert, daß man, ſoviel die Wartung der Pflanzen betrifft, dieſem Buche, und denen darinnen gegebenen Anweiſungen gar nicht folgen könne, indem immer der Engliſche Miller, ohne Rückſicht auf Deutſchland, getreulich ausgeſchrieben worden. Wir müſſen dieſe Bäume, ſie mögen jung oder alt ſeyn, den Winter über vor der Kälte verwahren, und wenigſtens alsdenn in ein gemeines Glashaus ſetzen. Im Sommer verlangen ſolche öfters Begießen, wollen auch öfters verſetzet ſeyn.

Die falſche Piſtacie, deren Ludovici erwähnet, in den antilliſchen Inſeln wachſen ſoll, und daher auch Piſtacie aus den Inſeln genennet wird, iſt gewiß eine von denjenigen Pflanzen, welche wir unter Erdnuß angeführet haben, ob ſolche aber zur Arachis oder Glycine gehöre, können wir nicht beſtimmen.

Piſtacienbaum, S. auch Terpenthinbaum.

P i t.

Pit oder Pite. Unter dieſem Namen wird in verſchiedenen Wörterbüchern eine Art Hanf oder Flachs angeführet, welcher aus denen, unter der Linie gelegenen Oertern, in Amerika abſtammen, und länger, auch weißer als der Europäiſche ſeyn, und von den Amerikanern zu vielerley Arbeit, ſonderlich zu den Hangematten, Segeltüchern und Thauwerke gebrau-

brauchet werden ſoll. Wir können dergleichen unbeſtimmte Namen nicht füglich übergehen, und dieſen führen wir um deſto lieber an, da wir angeben können, wie dieſes flachsartige Weſen aus der ſtinkenden glatten amerikaniſchen Aloe, oder Agaue foetida Linn. bereitet werde. Wir dürfen daher dergleichen zu erlangen, oder zu erbauen, keinesweges bedacht ſeyn, da die Pflanze mühſam zu unterhalten iſt.

Planet.

Dieſen urſprünglich griechiſchen Namen, den einige Schriftſteller durch das Wort Irrſtern im Deutſchen ausdrücken, giebt man denjenigen Sternen, welche ihre Lage in Anſehung anderer Sterne beſtändig verändern. Man theilet ſie gemeiniglich in Hauptplaneten und Nebenplaneten ein. Hauptplaneten ſind ſolche, die ſich nur um die Sonne, aber nicht zugleich um einen andern Planeten bewegen. Die Nebenplaneten hingegen, die auch Trabanten genannt werden, bewegen ſich um einen Hauptplaneten, und mit dieſem zugleich um die Sonne. Zu den Hauptplaneten werden folgende gerechnet: der Mercurius, welcher der Sonne am nächſten iſt, die Venus, der Mars, der Jupiter und der Saturn, von welchen allen in beſondern Artikeln gehandelt wird. Eigentlich aber giebt es noch mehr Hauptplaneten, deren Anzahl ſich nur nicht genau beſtimmen läßt. Denn die Kometen ſind nichts anders als eine Art von Planeten, die ſich in ſehr länglichen Ellipſen um die Sonne bewegen. Der Mercurius und die Venus heißen untere, hingegen Mars, Jupiter und Saturn obere Planeten, weil die erſten beyden der Sonne näher ſind, als die Erde, und von der Erdbahn eingeſchloſſen werden, da hingegen die übrigen weiter als wir von der Sonne entfernet ſind, und ſich um dieſelbe in größern Kreiſen, als die Erde bewegen. Von Nebenplaneten, deren es zehen giebt, war ſonſt nur ein einziger bekannt, nämlich der Mond, welcher ſich um unſere Erde drehet. Erſt in den neuern Zeiten machte man die Entdeckung, daß Jupiter von vier, und Saturn von fünf Trabanten oder Nebenplaneten begleitet und erleuchtet würde. Die Trabanten des Jupiters bemerkte Simon Marius zuerſt im Jahre 1609. und von den Trabanten des Saturns wurde einer zuerſt im Jahr 1655. durch den Hrn. Hugenium, und die vier übrigen durch den Herrn Caſſini 1671. 1672. und 1684. entdecket. Einige Aſtronomen wollen auch bey der Venus einen Trabanten bemerket haben; allein die neueſten Beobachtungen machen die Exi-

ſtenz dieſes Nebenplaneten ſehr ungewiß.

Planiten.

Verſteinerte Seeohren, Cochlites, Auris marina lapidea; ſind verſteinerte offne Schnecken, ſo nur aus einem Gewinde beſtehen, und den Menſchenohren gleichen. In der Anmerkung zu Waller. Mineral. S. 471. wird geſaget, daß dieſe unter den Conchylien die rarſten ſind.

Plantain.

S. Piſang.

Platanus.

Im Deutſchen nennet man dieſes Geſchlechte Maßholder; da aber auch darunter öfters der Ahornbaum verſtanden wird, wollen wir lieber den Tournefortianiſchen Namen beybehalten. Wollte man mit Herr Dietrich und Planern dieſes Geſchlechte Ahorn, und den Acer Maßholder nennen, würde ſolches zu neuer Verwirrung Anlaß geben. Der Gärtner Krauſe nennet Platanus Kleiderbaum. Männliche und weibliche Blüthen ſitzen auf einem Baume, und von jeden ſtehen viele dichte bey einander, und ſtellen ein kugelförmiges Köpfchen vor. Zu jeder männlichen Blume gehören einige Schuppen, und viele gefärbte Staubfäden, welche oberwärts dicker, und unterwärts mit dem viereckichten Staubbeutel umgeben ſind. Bey den weiblichen bemerket man gleichfalls einige Kelchſchuppen, etliche länglichte, vertiefte Blumenblätter, und viele pfriemenartige Fruchtkeime, welche ſich in ähnliche Griffel mit gekrümmtem Staubwege verlängern. Die Früchte ſind kugelförmig, mit einander vereiniget, und der rundliche Saame ſitzet auf einem zarten Stielchen, iſt mit einem haarichten Kranze umgeben, und mit dem Griffel beſetzet. Eine genauere Beſchreibung der Blüthe hat ſelbſt von Linné von andern zu erhalten gewünſchet. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe an den Aeſten, und den Blattſtiel umgiebt ein rundlichtes ausgezacktes Deckblatt. Es ſind nur zwo Arten bekannt.

1) Der morgenländiſche Platanus mit fünflappigen glatten Blättern, Platanus orientalis Linn. Dieſer wächſt auf dem Gebirge Taurus in Macedonien, und verſchiedenen Inſeln im griechiſchen Archipelagus an feuchten Oertern, und erlanget daſelbſt eine ziemliche Höhe. Die Rinde des Stammes und der Aeſte iſt brauner als bey der zwoten Art; das Holz feſte und weißlich. Die Blätter nennet Herr von Linné handförmig, und es zeigen ſolche auch, wenn die Pflanze aus Saamen erzogen und noch jung iſt, fünf

fünf tief abgetheilte, ungezahnte Lappen; an den ältern Stämmen aber ſind die fünf Lappen in andere und kleinere zerſchnitten, doch halten ſolche das Verhältniß, daß der mittelſte der größte, und die beyden untern die kleinſten ſind. Beyde Flächen ſind glatt, doch zeigen ſich auf der untern fünf etwas erhabene Adern. Die Blattſtiele ſind röthlicht.

Dü Hamel und andere führen den Platanus orient. Aceris folio, oder ahornblättrigen Platanus; als eine beſondere Art an und da die Blätter nicht ſo tief eingeſchnitten, und die obere Fläche etwas rauher ausfällt, könnte man ſich leicht verführen laſſen, daraus eine neue Art zu machen; Herr dü Roi aber verſichert, daß aus einerley Saamen beyde Sorten erzogen werden, mithin iſt ſolcher nur eine Abänderung. Die Vermehrung geſchieht durch Saamen und Zweige. Wenn man reifen und guten Saamen erhalten kann, vermiſchet man ſolchen mit Sande, ſtreuet ſolchen auf lockere feuchte Erde, und bedecket ihn nur ganz flach; wobey Miller und andere anrathen, den Saamen vor der Ausſaat in der Hand mit trockner Erde abzureiben, damit die daran hängenden Haare abgehen, bleiben dieſe daran, werden die Saamen eher ſchimmeln und verderben, als keimen. Von den Zweigen erinnert Miller, daß die daraus erzogenen Stämme niemals ſo hoch, als die aus Saamen erzeugten, wachſen, auch gegen die Kälte empfindlicher wären. Ueberhaupt leidet dieſe Art im Winter im freyen Lande leicht Schaden, und wird buſchicht und ungeſtaltet wachſen. Will man einen ordentlichen Baum erziehen, muß man ſolchen im Kübel, und den Winter hindurch in einem Glashauſe unterhalten. In ſeinem Geburtsorte, auch in England, erreichet dieſer Baum ein hohes Alter, und ſchicket ſich vorzüglich zu belaubten Gängen. Zu dieſem Endzwecke wurden ſolche von den Griechen und Römern erzogen, und der bekannte und gelehrte Engliſche Canzler Baco von Verulam hat dergleichen auf ſeinem Landguthe veranſtaltet, woſelbſt ſie Miller noch geſehen, und nach deſſen Zeugniſſe ein außerordentliches ſchönes Anſehen haben. Haſſelquiſt hat auf ſeiner Reiſe nach Paläſtina an der Inſel Stanchio einen Baum angetroffen, deſſen Stamm vierzehen Ellen im Umkreiſe betragen, und ſieben und vierzig Aeſte getrieben, davon jeder einen Faden dicke, und von ſteinernen Pfeilern unterſtützet geweſen. Unter dem Schatten dieſes Baumes waren über zwanzig größere und kleinere Häuſer aufgebauet. Er hält dieſen Baum für einen der größten und älteſten

ſten im Gewächsreiche. Plinius hat bereits von dergleichen großen Platanusbäumen Nachricht gegeben. In einem ſolchen ausgehöhlten Stamme ſoll Mutianus mit ein und zwanzig Perſonen geſpeiſet und geſchlafen haben, und in einem andern der Prinz Cajus, Auguſtus Enkel, und funfzehn Perſonen, welche mit ihm geſpeiſet, von ſeinem ganzen Gefolge bedienet worden ſeyn.

2) Der nordamerikaniſche Platanus mit fünfzackichten unterwärts wollichten Blättern, virginiſcher Ahorn, Platanus occidentalis. Der Rand der Flüſſe und Bäche von Penſylvanien iſt der eigentliche Geburtsort, daher ſolcher auch von den Einwohnern the Water-beech oder Waſſerbuche genannt wird. Kalm hat in Amerika dergleichen Bäume geſehen, deren Dicke drey Ellen im Durchmeſſer gehabt, und nach Paul Dudley Nachricht ſind aus einem, in Neuengland gefällten, zwey und zwanzig Klaftern Holz geſchlagen worden. Der Stamm hat die Eigenſchaft, daß bey zunehmender Stärke, die Rinde ſich alle Jahre von ſelbſt loßblättere und abfalle. Es iſt dieſe aſchgrau, die Farbe der jungen Zweige grün, und der Blätterſtiele röthlicht. Das Holz iſt weiß und ziemlich feſte. Die Blätter unterſcheiden ſich von der erſten Art gar merklich. Anſtatt daß jene tief ausgeſchnitten waren, ſind es dieſe wenig, ſo daß man nur fünf Spitzen wahrnimmt; ihre Breite und Länge beträgt in einem feuchten Boden gemeiniglich eine halbe Elle; die untere Fläche iſt ganz wollicht, auch die jungen Zweige überzieht ein wollichtes Weſen, welches ſich mit den Fingern abſtreichen läßt. Der fortgehende Schuß durchbohret ebenfalls einen Blattanſatz. In Amerika erſchien der Blüthkopf ſchon im May, bey uns aber im Junius. Herr du Roi hat allein weibliche Blüthköpfe auf dieſen Bäumen geſehen, und dabey gelblichte Blumenblätter und röthlichte Staubwege wahrgenommen. Der Saame wird wohl im Herbſte reif, doch bleibt der Saamenknopf auf den langen dünnen Stielen bis zum folgenden Frühjahre hängen, und fällt gegen den April ab.

Die neuern Schriftſteller erwähnen hiervon auch eine Spielart, mit kleinern, hellgrünen, weniger wollichten Blättern, deren fünf oder drey Einſchnitte in längere Spitzen ausgehen. Dieſe hält faſt das Mittel zwiſchen dem Morgenländiſchen und Amerikaniſchen, und Herr von Münchhauſen vermuthet, daß dieſe Spielart zufälliger Weiſe durch beyder Vermiſchung entſtanden.

Die Fortpflanzung kommt mit der erſten Art überein, und ſtarke,

fünf bis ſechs Fuß hohe, in einen naſſen Boden eingeſteckte Zweige treiben Wurzeln, und zeigen einen ſchnellen Wachsthum. Dü Roi hat aus Zweigen Bäume gezogen, welche in vier Jahren zwanzig Fuß Höhe und fünf Zoll Breite im Durchſchnitte erlanget. Wegen dieſes ſchnellen Wachsthumes, wegen der Benutzung des Holzes, welches dem Ahorn gleichet, und weil dieſe Art unſere Winter füglich verträgt, könnte man wohl den Anbau im Großen ſicher anrathen. In naſſen Alleen und um die Gräben, wo man nur Weiden pflanzet, würde dieſer Platanus recht wohl fortkommen, und das häufige große Laub, welches von Inſecten nicht angegriffeu wird, und ſpät im Herbſte abfällt, würde dergleichen Alleen ungemein ſchatticht machen. Im Pariſer Oeconomiſchen Journale wird der Anbau dieſes Baumes wegen einer viel wichtigern Urſache empfohlen. Es ſoll ſelbiger durch ſeine Ausdünſtungen die Luft reinigen, und vor Peſt und allen anſteckenden Krankheiten verwahren. In Iſpahan ſoll die Peſt nicht mehr verſpüret worden ſeyn, nachdem man auf den Gaſſen, um die Stadt und in den Gärten dergleichen in Menge gepflanzet. Daher auch im Forſtmagazin 7 Band 59. S. vorgeſchlagen wird, ſolchen um die Viehſtälle zu pflanzen, um dadurch vielleicht die Seuche abzuhalten. Nach Herr Buchotz Briefen 2 Band 82. S. ſoll dieſes allein von dem Orientaliſchen gelten.

Herr Medicus in den Bemerkungen der Churpfälziſchen Phyſik. Oecon. Geſellſchaft vom Jahre 1774. S. 238. und folgenden handelt von den verſchiedenen Sorten des Platanus, vergleichet ſelbige mit einander, und ſchreibt: „Mich dünket, dieß Geſchlecht ſey, „wie noch mehrere andere, ein „Beweis von der Schwachheit „großer Männer. Der Herr v. „Linné, der ſo oft wider die Ge„ſetze der Natur ſich bemühet, auf „die eigenſte Art, wahre und be„ſtimmte Arten für Abarten zu „erklären, iſt auf die beſonderſte „Art eben ſo bemühet, wirkliche „Abarten für beſtimmte Arten zu „erklären, und giebt ſich denn, „ebenfalls wider die Geſetze der „Natur, alle Mühe, recht zu ha„ben. Ich betrachte ſchon ver„ſchiedene Jahre vier Arten des „Platanus, und allemal finde ich „die nämliche Schwierigkeit mich „zu überzeugen, ob dieſe Arten „eigene und wirklich verſchiedene „Arten ſeyn; ſondern der Zweifel „iſt mir jedesmal unwiderlegbar, „es gebe nur eine Art, aber ver„ſchiedene Abarten.“ Wir wollen hierüber andere urtheilen laſſen, und bemerken nur, wie Herr von Linné nicht vier, ſondern nur

zwo Arten angenommen, und Herr Medicus endlich ſelbſt ſehr ungewiß geblieben, ob nicht der amerikaniſche eine wirklich verſchiedene Art ausmache. Es ſcheint dieſer demſelben zwar anfangs ein Gärtnersbetrug zu ſeyn, und bildet ſich ein, daß von einem abendländiſchen Platanus, der ſehr feuchte geſtanden, ein Reiß genommen, durch das Pfropfen erhalten, nnd auf dieſe Weiſe vervielfältiget worden, und von dieſer Künſteley will ſich derſelbe durch das monſtröſe Anſehen der Blätter noch mehr überzeugen. Indeſſen ſetzet er doch hinzu: „ich verſpare mein Urtheil, „bis dieſer nämliche Baum blü„hen und Saamen tragen wird; „ſollten alsdenn die jungen aufge„gangenen Stämme die nämli„chen Kennzeichen in ſich haben, „ſo verdienen ſie wahrhaft eine „eigene Art zu ſeyn.“ Mithin iſt die Sache noch gar nicht entſchieden, und Herr von Linné wird vielleicht noch gerechtfertiget werden. Die von Herr Medicus bemerkten und ſo genannten monſtröſen Blätter waren alſo beſchaffen. Sie waren gar nicht, oder wenig eingeſchnitten, beynahe rundlich, außerordentlich groß, und am ganzen Rande mit ſpitzigen Hervorragungen verſehen, die aber auch zu Zeiten fehlen. Unten lief das Blatt an beyden Seiten des Stieles herunter, und machte daſelbſt eine ſehr beträchtliche dreyeckichte Spitze, welche bey den andern Sorten mangelt. Was hierbey monſtröſes ſey, und wie hieraus auf eine Künſteley zu ſchließen, verſtehen wir gar nicht. Wer nach vieljährigen Beobachtungen Herr Medicus Abhandlung ohne Vorurtheil lieſt, wird alsdenn mit Gewißheit beſtimmen können, ob Herr von Linné oben erwähnte Beſchuldigung auch in Anſehung der Platanusarten verdiene, oder nicht. Wir erinnern nur noch, wie bey den Platanusbäumen, die wir unterhalten, der Blüthſtiel nicht beym Eintritte in das Blatt ſich in ſeine Zweige abtheile, ſondern etwa einen halben Zoll lang ganz bleibe, und an dieſem Theile mit einem dreyeckichten Fortſatze des Blattes geflügelt ſey.

Platina.

Platina, Platina di Pinto, iſt das neu entdeckte Metall, welches zu unſern Zeiten in den Goldgruben des Spaniſchen Amerika gefunden worden. Es beſteht daſſelbe aus zerſtoßenen weißen kleinen Körnern, welche beynahe ſo ſchwer, wie das Gold, und in ihrer Reinigung noch ſchwerer ſeyn ſollen. Man hat ihm deshalben den Namen weißes Gold beygeleget. Es läßt ſich nicht recht hämmern, doch einige Körner eher, als andere, wovon einige unter

dem Hammer ſpringen. Für ſich kann es nicht in Fluß gebracht werden, mit andern Metallen und Halbmetallen hingegen läßt es ſich leicht ſchmelzen, beſonders mit dem Arſenik. Auf der Kapelle iſt es beſtändig und weicht weder dem Bleye, noch dem Spießglaſe. Mit dem Queckſilber läßt es ſich nicht anders vereinigen, als wenn es zuvor mit dem Salzſauern gerieben worden. Es wird von keinem andern Sauern, als von dem Königswaſſer, aufgelöſet, und zwar ſoll die Auflöſung am beſten von ſtatten gehen, wenn das Königswaſſer aus gleichen Theilen Salpeter und Salzſauren bereitet worden, doch ſollen auch einige Körner ſich nicht einmal im Königswaſſer auflöſen laſſen. Mit dem Salmiak ſublimiret will man eiſenhaltige Salmiakblumen erhalten haben. Uebrigens ſoll die Platina weder mit dem Salpeter verpuffen, noch von der Schwefelleber zerſtöret werden.

Hieraus iſt nun zu ſchließen, daß die Platina eine ganz beſondere metalliſche Subſtanz ſey, welche, ob ſie gleich von dem Golde ſehr verſchiedene Eigenſchaft hat, mit demſelben demohngeachtet viel Verwandtſchaft und Gleichheit zeiget. Sie läßt ſich auch mit dem Golde ſehr leicht zuſammenſchmelzen, zumal wenn man mehr Gold als Platina nimmt, als woraus ein gemiſchtes Metall entſteht, von ſolcher Geſchmeidigkeit, daß es ſich zu ſehr dünnen Blättchen ſchlagen läßt, ohne Riſſe zu bekommen. Man hat ferner bemerket, daß dergleichen vermiſchtes Gold, wozu ein Fünftel Platina gekommen, an Farbe nicht bläſſer als diejenige Goldvermiſchung iſt, welche ein Zwölftel Silber enthält. Da nun eine mit Platina gemachte Goldvermiſchung die gewöhnlichen Proben vom Golde aushält, ſo hat dieſes Gelegenheit zu Verfälſchungen und Betrügereyen gegeben, die aber demohngeachtet auf folgende Weiſe entdecket werden können: man löſet nämlich dergleichen verdächtiges Gold im Königswaſſer auf, als in welchem Gold und Platina ſich zugleich auflöſen; wenn die Auflöſung geſchehen, ſo gießt man eine mit Salmiak gemachte Auflöſung hinzu, als welche machet, daß, wenn Platina mit Gold vermiſchet geweſen, dieſelbe ſich aus der Auflöſung ſcheidet, und als ein ziegelfarbiger Bodenſatz niederfällt. Iſt aber keine Platina dabey geweſen, ſo bleibt die Goldauflöſung durch den Zuſatz des Salmiaks unverändert.

Ob die Platina als ein wirkliches Erz gefunden wird, oder ob ſie als ein metalliſcher Abgang, aus welchem das vollkommene Metall herausgezogen worden, zu betrachten ſey, läßt ſich zur Zeit

noch mit keiner Zuverläßigkeit beſtimmen.

Plattböden.

Von den Kräuſelſchnecken ſind einige ungenabelt, oder deren Nabel verſchloſſen iſt, und welche aufgerichtet ſtehen können, andere aber zeigen einen hervortretenden Nabel, und dieſe können nicht in die Höhe ſtehen; die letztern nennt Herr Müller Teleſcope, und die erſten Plattböden. Zu dieſen gehören der Wulſtnabel, türkiſche Bund, Knotenbund, Streifbund und Jujubenkräuſel, Trochus veſtiarius, labio, tuber, ſtriatus, conulus und zizyphinus Linn. welche alle unter ihren Namen beſchrieben werden.

Platte, an dem Blumenblatte.

S. Blumenblatt.

Platteiß.

Platteiß, Paſſer, ſind über zwölf Arten, als Schollen, Flünder, Vierecke oder Scharden, Hollbutt, Steinbutte, Theerbutte, Rigiſche Butt, Rhombus, Meeramſeln, Winkelbutt, Rhombotides, Europus, Pſetta, Schwarzbutte, Strandfiſch, Piſcis Stercorarius, Richter. Von dieſen verſchiedenen Fiſchgattungen ſ. beſonders unſere Kleiniſche Artikel, Rhombus, Rhombotides, Botte, Bottbaſtart, B. I. S. 918. u. f. Paſſer, Tetragonoptrus, Flünder, Flünderaſt, B. III. S. 149. u. f. und Solea, Sohle, Zunge.

Der Platteis, Barbue, der ſeinen Namen vermuthlich von den kleinen Stacheln bekommen hat, mit denen ſeine Haut überſäet iſt, hat, wie Herr Steller ſaget, viererley Gattungen: die eine hat ihre Augen zur linken, und die andere zur rechten, und der Theil des Leibes, der von ihnen nicht kann überſehen werden, wird durch die kleinen Stacheln, mit denen er ganz bedecket iſt, vertheidiget. S. A. Reiſen, B. XX. S. 279. ſ. auch unſern Artikel, Fiſch, B. III. S. 64. desgleichen Platteiß, Pleuronectes Plateſſa, Linn. gen. 163. ſp. 6. unter den Seitenſchwimmern.

Platterbis oder Platterbſe.

S. Lathyrus.

Plattfiſch.

Bandirter Plattfiſch, wird von Müllern die eilfte Gattung ſeiner Seitenſchwimmer, Pleuronectes Lineatus, Linn. gen. 163. ſp. 11. genannt. ſ. unſern Artikel, Botte, B. I. S. 921. no. 6.

Plattfuß.

S. Meereichel.

Plattlack. S. Lack.

Plattnaſen.

Plattnaſen heißen erſtlich eine Art Brachſen am Capo. Der Fiſch, welcher am Vorgebirge der Steinbraßem heißt, kömmt einem Karpfen ſehr nahe, iſt aber annehmlicher und nicht ſo gräticht. Es iſt ein feiſter Fiſch, von anderthalb bis drey Fuß lang, und von zweyen zu acht Pfund ſchwer. Sie ſind von unterſchiedlichen Farben, ausgenommen daß der Rücken bey allen braun iſt. Der Fiſch ſchälet ſich, wie Stockfiſch, läßt ſich friſch und geſalzen wohl eſſen, und iſt ſehr wohlfeil. Eine Art von ihnen heißt Plattnaſen, von der Geſtalt ihrer Köpfe. Die Schuppen ſind lang und purpurfarben. Dieſe ſind wohl zu eſſen und werden hoch geſchätzet, da ſie auch ſeltener, als die andern ſind. S. A. Reiſ. B. V. S. 206.

Plattnaſen wird 2) auch eine Gattung Fiſche auf Guinea, unter den Fiſchen mittlerer Größe, von ihren ſehr platten Schnauzen genannt, die wie die Art von Stockfiſchen, ſo engl. Haddock heißen, ſchmecken. S. A. Reiſ. B. VI. S. 280. ſ. unſern Artikel, Haddock, B. III. S. 614.

Platzgold. S. Gold.

Platzgras.

S. Riedgras.

Plectronia.

Herr Planer wählet davor den Namen Flattrig. Es iſt von dieſem Geſchlechte nur eine Art bekannt, welche beym Hrn. v. Linné Plectronia ventoſa heißt. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wächſt dieſer Baum, welcher viereckichte Aeſte treibt, mit geſtielten, einander gegen über geſtellten, lanzetförmigen, am Rande völlig ganzen und glatten Blättern, und mit flachen ausgebreiteten Blumenſträußern beſetzet iſt. Die Blätter ſind länger als die Gelenke der Aeſte, und die Blüthſträußer kürzer als die Blätter. Der einblätterichte Kelch iſt mit fünf Zäckchen geendiget und mit fünf haarichten Schuppen verſchloſſen, daran ſitzen fünf Blumenblätter und fünf Staubfäden, letztere ſind von den Kelchſchuppen bedecket. Der Fruchtkeim ſitzt unter der Blume und deſſen Griffel trägt einen eyförmigen Staubweg. Die Frucht iſt eine zweyſaamige Beere. Der Baum ſoll in ſeinem Vaterlande ſich ſehr gut zu Gehägen ſchicken, um die Gewalt der Winde dadurch abzuhalten, und daher hat ſolcher auch beym Herrn von Linné den Zunamen Windichter erhalten.

Plejaden.

S. Siebengeſtirn.

Plinia.

Daß dieſer Name auf den Caium Plinium Secundum deute, dürfen

dürfen wir kaum erinnern, und deſſen Hiſtoria mundi, welche zwar manches fabelhaftes, aber auch viel merkwürdiges enthält, iſt allgemein bekannt. In der Murrayiſchen Ausgabe des Linnäiſchen Pflanzenreiches finden wir zwo Arten angeführet, welche aber nicht völlig einerley Geſchlechtszeichen haben. Bey einer ſieht man am kleinern Kelche fünf Einſchnitte und fünf eyförmige, vertiefte Blumenblätter bey der andern iſt in beyden die gevierte Zahl zugegen, in beyden aber zählet man viele Staubfäden und einen längern Griffel mit stumpfem Staubwege. Die Frucht iſt eine große, kugelförmige, geſtreifte Beere, welche einen einzigen, gleichförmigen, großen Saamen enthält. Beyde wachſen in Amerika, ſtellen Bäume vor, und tragen abgebrochene, gefiederte Blätter, oder ſolche, welche am Ende kein einzelnes haben.

1) Die ſaffranfärbige Plinie, Plinia pinnata oder crocata, zeiget in der Blume die gefünfte Zahl. Die Blätter beſtehen gemeiniglich aus ſechs paar ey- oder lanzetförmigen, völlig ganzen Blättchen; die Blumen ſitzen einzeln an den nackenden ältern Aeſten platt auf. Die Steinfrucht iſt ſaffrangelb, hat einen guten Geruch und wird gegeſſen.

2) Die rothe Plinie, Plinia rubra Linn. Sowohl durch die Farbe der Frucht, als auch die gevierte Zahl der Kelcheinſchnitte und Blumenblätter unterſcheidet ſich dieſe von der erſten Art. Marcgrav hat dieſen Baum unter dem Namen Ibipitanga angeführet.

Plinius Augenfiſch.

Oculata. ſ. dieſen unſern Artikel, Augenfiſch des Plinius, B. I. S. 438.

Plötze.

Plötze, ſonſt auch der Naſenfiſch, eine Karpfenart, Cyprinus Naſus, Linn. gen. 189. ſp. 21. Leuciſcus, 6. des Kleins, ein Schwaal, ſ. unſern Artik. Karpfe, B. IV. S. 410. und Schwaal.

Plompen.

S. Froſchbis.

Plümenſchwanz.

Plümenſchwanz bedeutet eine Art Droßel, aus Braſilien, welche Seba anführet. Oberleib und langer Schwanz kaſtanienbraun, Flügeldecken goldfarben, Bruſt und Unterleib weißlicht, Augen Feuerfarbe, Schnabel röthlich, Kopf und Federbuſch rabenſchwarz. Der Vogel wird ſelten gefangen, weil er ſich in den Wüſteneyen aufhält.

Plümente.

Unter den Enten befindet ſich eine

ne ausländiſche Art mit zwo langen Federn und haarichter Fahne auf dem Kopfe, von Farbe blau, grün und purpur, mit feinen weißen Linien unterſchieden. Und dieſerwegen hat das Thier den Namen Plümente bekommen. Der Schnabel roth, mit einem ſchwarzen Flecke in der Mitten und am Ende. Das Naſenfleiſch gelb, um die gelben Augen ein purpurfärbiger Zirkel. Kehle weiß, Bruſt roth mit weißen Flecken, über den Deckfedern der Flügel ein breiter ſchwarzer Streifen, Rücken und Flügel bunt; am Bürzel zween ſchmale gelb geſäumte Federn, Schwanz Blau und Purpur, Füße braun. Der Vogel hat ſeiner Farben wegen ein ſchönes Anſehen.

Plucknetie.

Leonhard Plucknet, ein engliſcher Arzt, hat zu Ende des vorigen Jahrhunderts viele hundert Abbildungen meiſtentheils rarer Pflanzen herausgegeben, und obgleich ſolche nicht nach der neuern Art eingerichtet, auch gemeiniglich nur Zweige darſtellen, muß man ſolche doch hochſchätzen, indem darunter manche Pflanze ſich findet, welche in keinem andern Buche vorkömmt. Deſſen Andenken hat Plümier eine Pflanze gewidmet, welche in beyden Indien wächſt, und deren Stängel ſich um andere Körper windet, daher nennt ſolche Herr von Linne' Pluknetia volubilis, und herzförmige, ſpitzige, ſägartig ausgezahnte Blätter und Blüthtrauben trägt. Die letztern beſtehen aus männlichen und weiblichen Blumen; jene ſind in größerer Anzahl zugegen, und nur wenig weibliche ſitzen am untern Theile des Straußes. Beyde haben keinen Kelch, und vier eyförmige, ausgebreitete Blumenblätter. In den männlichen zählet man acht kurze, unter ſich verwachſene Staubfäden, um welche vier Honigdrüſen ſtehen, welche mit einem langen Barte beſetzet ſind. Die weibliche enthält einen viereckichten Fruchtkeim mit einem dünnen und ſehr langen niedergebogenen Griffel, deſſen ſchildförmiger Staubweg in vier platte, ſtumpfe, und in der Mitte mit einem gelben Puncte bezeichnete Einſchnitte getheilet iſt. Die Frucht zeiget vier ausgefurchte Ecken und vier Fächer, jedes Fach öffnet ſich mit zwo Klappen und enthält einen rundlichen Saamen. Die Blätter, welche einen ſüßlichen Geſchmack und ſtarken, dem Holunder ähnlichen, Geruch haben, werden von den Indianern als ein Zugemüſe geſpeiſet. In Rumphii Herb. Amboin. Tom. I. p. 194 wird die Pflanze unter dem Namen Sajor Baguala angeführet.

Plumerie.

Carl Plumier, ein franzöſiſcher Minorite, gehöret unter die größten Kräuterkenner. Es hat derſelbe auf ſeinen Reiſen nach Amerika ſehr viele neue Gewächſe entdecket, ſolche genau beſchrieben und abgezeichnet und darunter viele als neue Geſchlechter erkannt und ſolche hinlänglich beſtimmet. Zu dieſen gehören deſſen Noua Plant. americ. genera welche 1703. erſchienen. Eine große Menge amerikaniſcher Farnkräuter hat er in einem andern koſtbaren Werke beſchrieben, und noch viele, welche er geſammelt, hat Burmann in neuern Zeiten bekannt gemachet. Da Plümier ſo vielen andern Kräuterkennern, und auch Tourneforten, ein Andenken geſtiftet, war es billig, daß dieſer, welcher zu gleicher Zeit lebete, gleiches mit gleichem vergolt und eine Plumeriam nach folgenden Kennzeichen beſtimmete. Der kleine Kelch iſt fünffach ausgezahnt; das trichterförmige Blumenblatt zeiget eine lange, nach und nach erweiterte Röhre und einen aufgerichteten, etwas ausgebreiteten, in fünf länglichte, ſchiefe Einſchnitte getheilten Rand; mitten in der Röhre ſitzen fünf Staubfäden, deren Beutel gegen einander gerichtet ſind. Der Fruchtkeim theilet ſich in zween ſpitzige Staubwege. Die Frucht beſteht aus zwo langen, bauchichten, ſpitzigen, rückwärts gebogenen, einfächerichten und einklappigen Schoten, worinnen viele länglichte, unterwärts mit einem Häutchen vereinigte Saamen, wie Dachziegel über einander liegen. In den neueſten Schriften des Herrn von Linné findet man vier Arten.

1) Die rothe Plumerie mit drüſichten Blätterſtielen, rother Jaſminbaum, Plumeria rubra Linn. und Iacquin. Dieſer Baum wächſt in Jamaika und Surinam, iſt auch in andern amerikaniſchen Provinzen gepflanzet worden, erreichet ſelten über funfzehn Fuß Höhe, machet eine breite Krone, und enthält in allen Theilen eine weiße, ſcharfe Milch. Die Blätter ſind ſehr groß, eyförmig, länglicht, völlig ganz, und auf dem Stiele ſtehen zwo Drüſen. Die Blumen ſtehen in großer Anzahl ährenweiſe an den Enden der Aeſte. Sie ſind groß, hochroth und von einem angenehmen Geruche. In Europa erſcheinen ſelbige im Heu- und Erndtemonathe, in Amerika aber treiben immerfort das ganze Jahr über neue hervor. Es gehöret ſolcher unter di. giftigen Bäume; die ſchönen Blumen ſollen uns nicht verführen, ein Sträußchen davon in den Mund zu nehmen. In Deutſchland muß man dieſen Baum beſtändig im Glashauſe unterhalten, jedoch bey warmen Wetter friſche Luft genießen laſſen, auch mit dem

Begieſſen ſich in Acht nehmen. Die Saamen ſäet man in Töpfe, welche mit leichter friſcher Erde angefüllet ſind, und bringet dieſe auf ein Loh- oder Miſtbeet. Leichter geſchieht die Vermehrung durch abgeſchnittene Zweige, welche aber, ehe man ſie einſetzet, ohngefähr vierzehn Tage über in einem trockenen Orte zu verwahren, damit ſie nicht leicht faulen. Man ſteckt ſolche in Töpfe, und gräbt auch dieſe auf das Miſtbeet. Dieſer Baum blühet in unſern Gewächshäuſern häufig, reife Früchte aber dürfte man ſchwerlich erlangen. Die andern Arten verlangen die nämliche Wartung.

2) Weiße Plumerie mit lanzetförmigen, umgeſchlagenen Blättern, Plumeria alba Linn. et Iacquin. wächſt in Jamaika und Martinique, und iſt der erſten Art im Wachsthume völlig ähnlich; enthält auch die ſcharfe weiße Milch; die Blätter aber ſind lang, ſchmal, zugeſpitzet, und am Rande umgerollet, die Blüthſtiele oberwärts dicker, und die ſtarkriechenden Blumen weiß und im Schlunde gelblicht. Dieſe blühet ſelten in unſern Gärten. Man hat Herrn Jacquin berichtet, wie der Trank von der friſchen Wurzel ein geheimes Mittel ſey, wider die Krankheit, welche die Einwohner Epian nennen, und welches eine Art der Liebesſeuche iſt.

3) Die weiße Plumerie mit lanzetförmigen platten Blättern, Plumeria obtuſa Linn. wächſt auch in dem wärmern Amerika. Herr von Linné unterſcheidet dieſe Art durch die geſtielten, lanzetförmigen und ſtumpfen Blätter. Sollte die Abbildung, welche Rumph im Herb. Amb. To. IV. Tab. 38. unter dem Namen Flos conuolutus gegeben, dieſe Art vorſtellen, muß man die Blätter ſich ganz ſpitzig vorſtellen; wie überhaupt die lanzetförmigen ſeyn ſollen? Kann man füglich lanzetförmige und ſtumpfe vereinigen? dergleichen ſind wohl eyförmig zu nennen. Die Blumen ſind klein, weiß, und ſtehen auf äſtigen Stielen.

4) Gelblichte Plumerie mit geſchloſſenen Blüthen, Plumeria pudica Linn. Hr. Jacquin hat dieſes Bäumchen von fünf Fuß Höhe in den Gärten zu Curacao geſehen. Es enthält auch den milchichten Saft, trägt länglichte platte Blätter und zween Monathe hinter einander ganz gelbe Blumen, welche ſich aber niemals ausbreiten, ſondern faſt geſchloſſen bleiben, auch ſolchergeſtalt abfallen. Ihr Geruch ſoll faſt alles übertreffen, was nur angenehm zu nennen. Die Einwohner nennen ſolche Donzellas, das iſt Jungfern, deswegen, weil ſich die Blumen niemals öffnen.

Andere Arten, die Miller und Jacquin anführen, übergehen wir.

Pochwerk.

Molendinum tuſorium, iſt eine bey dem Bergweſen gebräuchliche Maſchine oder Stampfmühle, welche vom Waſſer getrieben und zum Pochen oder Kleinmachen der Erze gebrauchet wird.

Pockenholz.

S. Franzoſenholz.

Pockenraute.

S. Geißraute.

Pockenrücken.

Die vierte Gattung der Müllerſchen Hornfiſche, Baliſtes Papilloſus, Linn. gen. 135 ſp. 4. ſ. unſern Artikel, Hornfiſch, B. IV. S. 115.

Pockenſteine.

Variolithus, iſt eine Art von denjenigen Steinen, die man Naturſpiele nennt, das iſt, welche durch mancherley zufällige Umſtände erzeuget worden. Die Pockenſteine ſind von unterſchiedener Farbe; die Oberfläche derſelben iſt mit kleinen Steinchen beſetzet, welche anders geſtaltet und gefärbt ſind, und bald Erhöhungen, bald nur Flecken und Vertiefungen machen; daher ſie den Pocken gleichen.

Pockenwurzel.

S. Chinawurzel.

Pocgereba.

Ohngefähr vor dreyßig Jahren wurde unter dieſem Namen eine Rinde aus Amerika nach Frankreich gebracht und von dem Apotheker Sage als ſein großes und ſicheres Mittel wider den Durchfall, und ſonderlich die rothe Ruhr, ziemlich theuer verkaufet. Es ſind auch in Paris, auf Veranlaſſung der mediciniſchen Facultät, Verſuche damit angeſtellet, und dadurch dieſe Wirkung beſtätiget worden. Es hat ſolche keinen Geſchmack, erreget auch weder Erbrechen noch Stuhlgang, ſondern wirket auf eine beſondere gelinde Art. Ob ſelbige weiter bekannt, und in andern Ländern gebrauchet worden, haben wir keine Nachricht finden können.

Podagraſchnecke.

Eine Flügelſchnecke aus der Familie der Zackenſchnecken. Sie iſt überall voller Knoten, wie die Finger derjenigen, welche lange Zeit mit dem Podagra geplaget worden. Sie heißt auch der Podagrakrebs, oder weil der Schwanz krumm gebogen iſt, der Scorpion, und iſt Strombus ſcorpius Linn. Die Lippe der kleinen Schale iſt mit ſieben warzichten oder bucklichten Zacken beſetzet, und führet einen langen krummen Schwanz. Die Mündung iſt inwendig violetfärbicht braun,

und am Rande pomeranzenfärbig, zuweilen zeiget die ganze Mündung dieſe Farbe. Die Warzen oder Knoten auf den Zacken ſind bey einigen viel deutlicher, als bey den andern zu ſehen, daher man die erſtern Podagra- die andern Scorpionſchnecken nennen könnte. Man findet dieſe Arten in Oſtindien, jedoch ſelten.

Man vergleiche damit den nahverwandten

Boorsbacken, welcher unter Flügelſchnecke beſchrieben worden. Beyde werden auch Teufelsklauen genannt.

Pöckelhering.

Die erſte Gattung der Heringe, nach Müllern Clupea Harengus, Linn. gen. 188. ſp. 1. Harengus, 1. des Kleins. ſ. unſere Artikel, Hering, B. III. S. 792. und 801.

Poeonion.

S. Päonie.

Poeſe. S. Lein.

Poetencaſia. S. Caſia.

Poffer.

S. Kuchendoublet.

Poincine.

S. Pfauenſchwanz.

Polarſtern.

Ein Stern dritter Größe, welcher der äußerſte im Schwanze des kleinen Bären iſt, und wegen ſeiner Nähe beym Nordpole dieſen Namen erhalten hat, wie bereits im erſten Bande unter dem Artikel Bär S. 481. bemerket worden iſt.

Polatuche.

Unter dieſem Ruſſiſchen Namen beſchreibt der Graf von Büffon ein in Rußland und Polen, ingleichen auch in einigen Gegenden von Aſien und Amerika befindliches vierfüßiges Thier, welches im Linnäiſchen Syſtem Sciurus volans, und im Deutſchen ebenfalls das fliegende Eichhorn, auch die fliegende Ratze, der fliegende Siebenſchläfer, der König der Grauwerke, u. ſ. f. genannt wird. Es hat auch in der That, ſowohl mit dem Eichhörnchen, als auch mit den Ratzen, vorzüglich mit den Siebenſchläfern einige Aehnlichkeit. Dem Eichhörnchen gleicht es, in Anſehung der großen Augen und der Geſtalt des Schwanzes, der aber weder ſo lang, noch auch mit ſo langen Haaren beſetzet iſt. Dem Siebenſchläfer kömmt es in der Bildung des Leibes und der kurzen kahlen Ohren ſehr nahe. Das vornehmſte Merkmal aber, wodurch es ſich von dieſen Thieren unterſcheidet, iſt eine, zwiſchen den Vörder- und Hinterfüßen verwachſene Haut, welche ſich ausſpannen läßt, und dem

dem Polatuche ſtatt der Flügel dienet. Die Vörderfüße haben vier, die Hinterfüße aber fünf Zehen, die alle mit ſcharfen krummen Nägeln beſetzet ſind. Seine Größe beträgt etwas weniger, als die Größe eines gemeinen Eichhörnchen. Die dichten ſanften Haare auf dem Rücken ſind dunkelgrau, am Unterleibe aber weißlich. Der Flug dieſer Thiere, von denen Herr Klein eine beſondere Abhandlung bekannt gemacht hat, beſteht eigentlich nur in ſehr weiten Sprüngen von einem Baume zum andern, welche durch die ausgeſpannte Haut, vermittelſt welcher ſie länger in der Luft bleiben können, als andere Eichhörnchen, ſehr befördert werden. Denn ſelten können ſie über hundert Schritte weit fliegen. Sie wohnen gemeiniglich in den hohlen Eichen, wo ſie ſich ein Lager von Moos machen. Den Tag bringen ſie mit Schlafen zu; des Nachts aber gehen ſie auf ihre Nahrung aus, welche vorzüglich in Eicheln beſteht. Ihr Fell wird noch höher geſchätzet, als das Fell anderer Eichhörnchen.

Die fliegenden Eichhörnchen, die man in den nördlichen Gegenden von Amerika antrifft, wo ſie die Namen Aſſapanik, Quimichpatlan und Sahuesquanta führen, kommen ſowohl in Anſehung der Geſtalt, als auch in Anſehung der Farbe größtentheils mit der itzt beſchriebenen ruſſiſchen Art überein.

Poley.

Unter dieſem Namen verſteht man gemeiniglich Pulegium Riuin. welches Tournefort und Hr. von Linne zwar mit der Münze vereiniget, von Herr Ludwigen aber noch ferner beybehalten worden; und da ſich wirklich in dem Blumenblatte einiger Unterſchied zeiget, und deſſen oberer Einſchnitt bey den Münzarten geſpalten, bey den Poleyarten aber völlig ganz iſt, könnte man füglich dem letztern folgen. Da der Name Poley nicht allein dem Pulegio, ſondern auch einigen andern Pflanzen, die man in den Apotheken Polium nennt, und zum Gamander gerechnet werden, beygeleget worden, wollen wir dieſe alle hier zugleich beſchreiben, und die erſten Münzpoley, die andern Gamanderpoley nennen.

Von dem Münzpoley ſind zwo Arten bekannt:

1) Stumpfblätterichte Münzpoley, Herzpoley, Flöhkraut, Pulegium vulgare. Mentha Pulegium Linn. wächſt und blühet in vielen Gegenden Deutſchlands, in guten feuchten Grunde, auf Triften, Wieſen, und in ausgetrockneten Gräben in den Sommermonathen. Die zarte, fäſerichte Wurzel treibt viele, lange, auf der Erde geſtreckte, und an den

den Gelenken Wurzelfäſerchen aus-treibende, Stängel. Die Blätter ſtehen einander gegen über, ſind faſt ungeſtielt, etwas haaricht, ey-förmig, ſtumpf, und ſchwach aus-gezahnt; die jungen aber, auch diejenigen, welche unter den Blu-menwirteln ſtehen, völlig ganz. Aus dem Blätterwinkel treiben ſchwache, aber mehr aufgerichtete Zweige, und an dieſen ſitzen viele, von einander entfernte, Blumen-wirtel. Jeder beſteht aus vielen, dicht an einander liegenden Blumen. Der kleine röhrenför-mige Kelch iſt in fünf gleich gro-ße Einſchnitte und das bläulicht purpurfärbige Blumenblatt in vier Lappen getheilet. Dieſe ſind, wie bey der Münze, nicht lippen-artig, ſondern mehr zirkelförmig geſtellet und einander faſt ähnlich, nur der unterſte iſt etwas breiter, als die übrigen. Weil der obere Lappen bey den Münzarten brei-ter und eingekerbet iſt, bey den Poleyarten aber das Gegentheil ſich zeiget, hat Rivin zwo Ge-ſchlechter angenommen. Hr. v. Haller iſt in der erſten Ausgabe der Schweizeriſchen Pflanzenge-ſchichte beſonders deswegen bey-getreten, weil man in den Apothe-ken die Pflanze Pulegium nennt, und hat in Ruppii Flor. Ienenſ. angemerket, daß der obere Ein-ſchnitt des Blumenblattes beym Poley zwar ſchmäler, als bey der Münze, jedoch eingekerbet ſey, und deswegen in der zwoten Ausgabe, oder Hiſtoria ſtirp. Heluet. den Poley mit der Münze vereiniget, auch von dieſer Art eine Abände-rung angemerket, welche acht Staubfäden und acht Kelchein-ſchnitte zeiget. In der Röhre des Blumenblattes ſitzen zween kürze-re und zween längere Staubfä-den; der Griffel iſt länger, als das Blumenblatt und mit zween Staubwegen geendiget. Es fol-gen vier kleine nackende Saamen, welche der Kelch umgiebt. Die ganze Pflanze hat einen ſtarken Geruch, und die Blümchen ſind zuweilen fleiſchfärbig, auch ganz weiß.

2) Die ſpitzblätterichte Münz-poley, ſchmalblätterichter Poley, Hirſchmünze, Pulegium anguſti-folium oder ceruinum. Mentha ceruina Linn. wächſt in Ita-lien und Frankreich. Die dauern-de, fäſerichte Wurzel treibt viele, ſteife, aufgerichtete, ohngefähr ei-nen halben Fuß hohe und in Zweige getheilte Stängel. Die einander gegen über geſtellten, platt anſitzenden Blätter ſind ſchmal, lang, ſpitzig, völlig ganz und punctirt; diejenigen aber, welche unter den Blumenwirteln ſtehen, viel breiter, eingeſchnitten und eingekerbet. Die Wirtel be-ſtehen aus vielen, dicht an einan-der geſtellten, purpurfärbigen Blumen. Dieſe ſind wie bey der erſten Art beſchaffen; nur die Lap-

pen des Blumenblattes ſchmäler, einander noch mehr ähnlich und der obere Lappe völlig ganz. Die Staubfäden ragen, wie bey der erſten Art, über das Blumenblatt hervor.

Man unterhält beyde im freyen Lande im Garten. Die erſte läßt ſich leicht durch die bewurzelten Stängel fortpflanzen. Bey der andern werden dieſe auch Wurzeln treiben, wenn man Abſenker davon machet. Die Vermehrung durch den Saamen iſt um deſto leichter, da ſolcher auch bey uns reif wird. Beyde werden vom Unkraute leicht erſticket, und die zwote leidet bey ſtarker Kälte.

Beyde kommen den Beſtandtheilen und Kräften nach mit einander überein; doch findet man in der Apotheke nur die erſte Art. Wegen des ſtarken Geruchs und ſcharfen bitterlichen Geſchmacks kann man ſolche unter die gewürzhaften Mittel ſetzen, und mit der Doſten, Majoran, Saturey und andern dergleichen vergleichen. Es wird aber ſelbige beſonders bey der Mutterbeſchwerung und Bruſtkrankheiten empfohlen, wenn ſolche eine zähe ſchleimichte Feuchtigkeit zum Grunde haben. Man kann ſolchen als Thee trinken. Tragus empfiehlt den weißen Wein mit Poley abgekocht, wider den weißen Fluß. In den Apotheken unterhält man das Aquam und Oleum Pulegii. Herr von Linne' will dieſer Pflanze alle Tugenden zueignen, welche der Münze eigen ſind. Sie verdienet gewiß alle Achtung, und wird doch von den neuern Aerzten ſelten oder gar nicht gebrauchet. Palmer, ein engliſcher Arzt, hat den Rajus verſichert, wie man durch die friſche Pflanze die Flöhe vertreiben könne, wenn ſolche in das Bette geleget würde. Der Name Pulegium ſcheint auch von dieſer Kraft entlehnet zu ſeyn. Beyde Arten beſuchen die Bienen fleißig, und wenn man ſolche in Menge erziehen könnte, würde es vor die Schaafzucht ſehr zuträglich ſeyn.

Gamanderpoley nennen wir das Geſchlecht Polium, welches Tournefort angenommen, von den neuern aber billig mit dem Gamander vereiniget worden, indem beyde in Anſehung der einlippichten Blume übereinkommen, und die Arten des Polii nur wegen der mehr wollichten Blätter, und der, in einem Köpfchen am Ende der Zweige vereinigten, Blumen unterſchieden ſind. Da aber das vereinigte Gamandergeſchlechte ſehr weitläuftig, und Herr Schreber in der gelehrten Abhandlung von den Plantis verticillatis vnilabiatis, 57 Arten beſtimmet und beſchrieben, haben wir die bekannteſten Untergeſchlechter unter ihrem gewöhnlichen Namen angeben, mithin auch das Polium hier beſon-

ders

ders anführen wollen, welches auch um deſto füglicher geſchehen kann, da Herr Schreber diejenigen Arten, welche theils ehedem Polia genannt worden, theils wegen der beſondern und eignen Kennzeichen mit einander übereinkommen, in einer beſondern Abtheilung vorgetragen, und davon achtzehn Arten angeführet. Bey allen iſt der Kelch walzen= oder glockenförmig, unterwärts nicht höckericht, fünfeckicht, und mit fünf dreyeckichten Zähnen geendiget, von welchen der obere etwas breiter und die beyden untern am ſchmälſten ſind. Des Blumenblattes walzenförmige Röhre iſt vorwärts etwas bäuchicht, mit drey Grübchen verſehen, faſt ſo lang als der Kelch, und verbreitet ſich in eine und zwar die untere Lippe. Dieſe zeiget fünf Lappen. Die beyden aufwärtsſtehenden ſind gegen einander gerichtet und rundlich, die zur Seite geſtellten am kleinſten und eyförmig zugeſpitzet, und der mittelſte iſt der größte, rundlich und vertieft. Die zween längern und zween kürzern Staubfäden ſind unterwärts haaricht; die beyden Staubwege des Griffels ungleich und die vier Saamen runzlicht. Die Stängel und die Blätter haben eine wollichte Bedeckung und die Blätter ſind bey den meiſten ſchmal, mit rückwärts gebogenen Zäckchen eingefaſſet, und die bey den Blumen geſtellten kleiner und gemeiniglich anders geſtaltet. Die einander gegen über und nahe bey einander geſtellten Blumen ſtellen ein Köpfchen vor. Weil die Poleyarten, Hrn. Schrebers Bemühungen ungeachtet, doch noch nicht mit völliger Zuverläßigkeit beſtimmt ſeyn, und beym Barrelier und andern viele unbeſtimmte vorkommen, wollen wir nur einige hier anführen.

1) Geſtreckter Gamanderpoley mit glatten Blüthköpfen und lanzetförmigen Blättern, wilder Roßmarinbergpoley, Polium lauendulae folio C. B. Ajuga Riu. wächſt an ſonnenreichen Hügeln, blühet im Julius und Auguſt, iſt ſtrauchartig, erreichet nicht über eine Spanne Höhe, und der holzichte Stängel treibt viele Zweige. Dieſe ſtehen öfters büſchicht bey einander, meiſtentheils aber kriechen die Zweige auf der Erde hin, oder ſind doch niederwärts gebogen. Die alten Stängel und Zweige ſind nackend, die jüngern aber mit vielen, paarweiſe geſtellten, kaum merklich geſtielten, ſehr veränderlichen Blättern beſetzet, gemeiniglich ſehr ſchmal, durchaus von gleicher Breite und völlig ganz; zuweilen auch lanzetförmig, bald ſchmäler, bald breiter, und dieſe wieder theils völlig ganz, theils ſchwach ausgezahnt, beſtändig aber auf der obern Fläche dunkelgrün, auf der untern mit weißlicher Wolle bedecket, und

am Rande umgeſchlagen. Einige Zweige treiben gemeiniglich keine Blüthen, und dieſe ſind wollicht überzogen, die andern tragen ein dichtes Blumenköpfchen. Die zwiſchen den Blumen ſitzenden Blättchen ſind den übrigen ähnlich. Der eckichte Kelch iſt glatt und das Blumenblatt weiß. Die Schriftſteller haben wegen der veränderlichen Beſchaffenheit der Blätter aus einer Pflanze mehrere Arten gemachet, und ſelbſt Herr von Linne' unterſcheidet zwo, nämlich das Teucrium montanum und ſupinum, erinnert jedoch, wie beyde mit einander nahe verwandt wären. Hr. v. Haller ſcheint alle no. 285. Hiſt. ſtirp. Heluet. vereiniget zu haben, und Herr Schreber führet alle unter dem Namen an: Teucrium, montanum, corymbis terminalibus glabris, foliis petiolatis, ellipticis margine reuolutis, ſubtus tomentoſis, caule procumbente. Zuweilen wird dieſe Art in den Apotheken ſtatt des wahren Poleys verkaufet, ſie beſitzt auch einige, aber ſchwächere Kräfte.

2) Geſtreckter Gamanderpoley mit wollichten Blüthköpfchen und dergleichen eingekerbten Blättern. Herr Hofrath Schreber ſondert verſchiedene vom Herrn von Linne' unter dem Namen Teucrium Polium vereinigte Pflanzen von einander und machet daraus beſondere Arten. Wir wollen drey davon erwähnen. Unter obigem Namen verſtehen wir Polium montanum album C. B. Pin. Teucrium. Teuthrion, capitulis ſubrotundis breuiter pedunculatis, foliis lanceolatis crenatis tomentoſis incanis, caule decumbente Schreb. iſt ein niedriges immergrünendes Pflänzchen, welches in Creta, Italien und Spanien wächſt. Der geſtreckte Stängel iſt faſt weißer als die Blätter. Die Blätter ſind faſt von gleicher Breite und ſtumpf, oder lanzetförmig und von der Mitte bis zur Spitze eingekerbet; die Blüthköpfchen ſtehen einzeln, auch in gedritter Zahl an den Enden der Zweige, zuweilen treiben auch einige aus dem Winkel der untern Blätter hervor, ſie ruhen auf kurzen Stielen, ſind dichte und weißer als die Blätter. Der eckichte Kelch iſt weiß wollicht, und das Blumenblatt weiß.

3) Wollichter Gamanderpoley mit vorragenden Deckblättern. Dieſes iſt Polium maritimum ſupinum venetum C. B. und Herr Schreber nennt ſolches Teucrium, Achaemenis, corymbis denſis, foliis inuerſe lanceolatis, antice crenatis tomentoſis incanis, floralibus flore longioribus. Wächſt an dem Ufer des adriatiſchen Meeres und iſt gleichfalls immergrünend.

Der Stängel iſt ganz weiß von der anhängenden Wolle. Die Blätter ſind verkehrt lanzetförmig, mithin am Anfange ſpitzig und am Ende ſtumpf, größtentheils völlig ganz und nur vorwärts eingekerbet, oben mit dünner, unten mit dichter weißer Wolle bedecket; die Blätter zwiſchen den Blumen ragen über dieſe hervor, und die oberſten davon ſind völlig ganz. Das Blumenblatt iſt purpurfärbig.

Die dritte Art, welche Herr von Linné zu ſeinem Teucrio Polium rechnet, iſt der

4) Wollichte gelblümichte Gamanderpoley, oder Polium montanum luteum C. B. Polium maius Riu. Teucrium aureum Schreberi, wächſt in Spanien und Syrien, iſt ſtrauchartig und blühet im Junio. Die ſchwachen und wollichten Stängel ſtehen anfangs aufgerichtet, biegen ſich hernach unterwärts und treiben aufgerichtete Zweige. Die ungeſtielten Blätter ſind anfangs lanzetförmig, hernach eyförmig, vorwärts eingekerbet und wollicht. Die Blüthköpfchen ſtehen einzeln, auch in gedritter Zahl an den Enden der Zweige; die dazwiſchen geſtellten Blätter ſind von gleicher Breite, völlig ganz, haaricht, und ſo lang als die Blumen. Der Kelch iſt haaricht und das Blumenblatt gelb. Wenn die Pflanze im Schatten ſteht, verliert dieſes viel von der gelben Farbe und wird faſt weiß.

Wir wollen nicht mehrere Arten anführen, indem es ungeübten ſchwer fallen wird, ſolche von einander gehörig zu unterſcheiden, auch, außer den angemerkten, ſelten einige in hieſigen Gärten vorkommen dürften, und überdieß noch unbeſtimmt iſt, welche eigentlich zum Arzneygebrauche gewählet werde, auch keine von allen jetzo mehr im Gebrauche iſt. Einige wollen die vierte Art den übrigen vorziehen, und nach des Herrn von Linné Mat. Med. iſt das Polium creticum der Apotheker nicht eigentlich eine Poleyart, ſondern der yſopblätterichte cretiſche Gamander, welchen wir im III. Bande S. 264. angeführet haben. Das Polium gebrauchete man zum Theriak und Mithridat und verordnete ſolches auch als Thee zu trinken. Man lobte es wider die gelbe und Waſſerſucht und zu Beförderung der monathlichen Reinigung. Die meiſten Arten dieſes Poley haben einen ſtarken gewürzhaften Geruch und gewiß wirkſame Beſtandtheile, daher ſelbige wohl eine mehrere Achtung verdieneten. Dieſe Pflanzen muß man bey uns im Scherbel und in lockerer Erde unterhalten, öfters verſetzen, im Sommer fleißig begießen, den Winter über trocken halten und in ein gemeines Glashaus ſetzen.

Die Saamen werden zwar ſelten reif, die Vermehrung aber geſchieht leichtlich durch Zweige. Nicht wegen der Blüthe, ſondern wegen des wollichten weißen Anſehens, verdienen ſie einen Platz in allen Gärten.

Poley, falſcher, Wald- S. Wirbeldoſten.

Poley, wilder, S. Münze.

Polierſtrauch.

Hierunter verſtehen wir das Geſchlecht Delima Linn. welches zur Zeit aus einer Art beſteht, und ſarmentoſa genannt wird. Es iſt ſolche ein Zeylaniſcher Baum, mit wechſelsweiſe geſtellten, geſtielten, eyförmigen, ſägartig ausgezahnten, gefaltenen und rauhen Blättern, und lockern, nackenden Blüthbüſcheln, welche aus dem Blätterwinkel hervortreiben. Die Blume hat nur eine Decke, welche aus fünf eyförmigen, ſtehenbleibenden Blättchen beſteht, und für den Kelch angenommen wird. Dieſer umgiebt viele Staubfäden, und einen Griffel mit einfachem Staubwege. Die eyförmige, ſaftige Frucht enthält zween Saamen. Der im Horto Malab. To. VII. Tab. 34. unter dem Namen Peripu abgezeichnete Baum ſcheint der nämliche zu ſeyn, doch findet man daſelbſt nur fünf Staubfäden angemerket. Die Zeylaner bedienen ſich der rauhen Blätter zum Polieren und Glattmachen verſchiedener Sachen, wozu bey uns das Kannenkraut gebrauchet wird.

Polierzahn.
S. Meerzähnchen.

Pollac.

Pollac, die zehnte Gattung der Mülleriſchen Cabeljaue; Gadus Pollachius, Linn. gen. 154. ſp. 10. Callarias Imberbis, 1. des Kleins, ein Pamuchel. ſ. unſere Artikel, Kabbeljaue, B. IV. S. 331. und Pamuchel, B. VI. S. 309.

Pollkuttel.

Pollkuttel, ſonſt auch Kuttelfiſch, Blackfiſch, mit langen Füßen, im venetianiſchen Meerbuſen, mittelländiſchen Meere; an den Italieniſchen, Franzöſiſchen und Amerikaniſchen Küſten. ſ. unſern Artikel, Blackfiſch, B. I. S. 780.

Polniſcher Hammer.

Hievon iſt bereits unter Creutzdoublet, II. B. 247. S. gehandelt worden. Da aber unſer ehemaliger Mitarbeiter auch dabey auf den Namen Polniſcher Hammer verwieſen, ſo bemerken wir noch, daß beyde Namen, auch Creuzmuſchel, und Crucifix einerley Kammmuſchel oder Auſter,

nämlich Oſtrea malleus Linn. bedeuten. Die zwo Schalen ſind einander gleich, und in drey Arme getheilet, welche ein Creuz oder einen Hammer vorſtellen. Bald iſt der Stiel länger, als die beyden Seitentheile, bald dieſe länger, als jener; beyde haben öfters fünf und mehr Zoll Länge, und von einen bis zween Zoll Breite, und gewöhnlich ſitzt der Hammer ſchief auf dem Stiele. Nahe bey dem Hammer, oder der Verbindung iſt die tiefſte Höhlung, wo das Thier liegt, welches eßbar und ſchmackhaft iſt.

Wir erwähnen hier zugleich eine andere Kammmuſchel, welche der Winkelhacken oder Venusſchachtdoublet, und von Herr v. Linne' Oſtrea iſogonum genannt wird. Die beyden Schalen ſind einander gleich, ſchwarz und wie der Hammer beſchaffen, aber nur mit einem Querſtücke verſehen, indem ſie eine zollbreite, gerade, oder etwas krumme Rinne machen, die am Schloſſe, welches viele Grübchen hat, an der einen Seite, gleich einem Winkelhacken, ſich in einen Arm verlängert. Es iſt dieſe indianiſche Auſter noch ſeltner und theurer als die vorige.

Eine ganz verſchiedene Art iſt das polniſche Meſſer, Solen cultellus L. nämlich eine Art Scheide, und der Nachbar von der Erbſenſchote, Solen enſis L. Rumph nennet ſelbige Tellina cultriformis, oder die meſſerförmige Tellmuſchel. Die Schalen ſind dünne, weiß, blaßbraun, röthlicht oder violetfärbicht geſprenkelt, länglicht, klaffen an den Enden, haben vorne einen bäuchichten Rand, und ſind an beyden Ecken etwas ſcharf, wie ein Säbel übergebogen. Das Schloß der einen Schale hat zwey Zähnchen, und iſt mit einer ſchwieligen Haut überzogen. Sie ſtecken in den Molukkiſchen Inſeln gerade im Sande, und wenn man ihnen nachgräbt, kriechen ſie immer tiefer in den Sand hinunter, wenn man ſie nicht hurtig herauswirft, wobey man ſich aber in Acht nehmen muß, daß ſie nicht mit ihrem ſcharfen Rande ſchneiden. Man wird dergleichen ſelten in Cabinettern antreffen.

Polniſche Mütze.

S. Neptunusmütze und Sturmhaube.

Polniſcher Säbel.

S. Erbſenſchote.

Polniſcher Sattel.

Polniſcher Sattel, iſt auch eine Kammmuſchel, und eine eigentliche Auſter; Oſtrea ephippium Linn. heißt auch ſonſt der Engliſche Sattel oder die Zwiebelſchale. Die Schalen ſind einander gleich, dünne, häutig, rund, zuſammengedrücket, mit vielen

Quergrübchen, auswendig ſchiefe⸗rig, grau roſtfärbicht, inwendig glatt, perlenmutterartig. Ueber den Perlenglanz zieht ſich zuweilen eine Röthe, daß die Oberfläche wie rothglänzend Kupfer ausſieht. Sie enthalten bisweilen ſchöne Perlen. Der Aufenthalt iſt im aſiatiſchen Meere.

Herr Müller erinnert wegen des Beynamen Polniſch, wie ſol⸗cher von den Holländern abſtam⸗me, und dadurch etwas außeror⸗dentliches und zugleich krummes und ſchiefes angedeutet werde.

Polymnia.

Dieſes vom Herrn von Linné geſtiftete Pflanzengeſchlecht be⸗ſtand anfangs nur aus einer Art, iſt aber nach und nach bis auf viere angewachſen, nachdem der Ritter theils von einem andern Geſchlechte, Oſteoſpermo, eine Art dahin verwieſen, theils zwey andere Geſchlechter, als Tetragonotheca des Dillenii, und die Wedelia des Jacquins damit ver⸗einiget. Weil der berühmten Jenaiſchen Familie, der Wedel, ſonderlich des ältern Georg Wolf⸗gang, welcher viele Pflanzen in beſondern Streitſchriften abgehan⸗delt, als auch des jüngern Jo⸗hann Wolfgang, wegen der von ihm in Tabellen vorgetragenen Ludwigiſchen Pflanzenordnung, Andenken im Pflanzenreiche nicht ganz vernachläßiget werden ſollte, hat Herr Jacquin unter den vie⸗len neu entdeckten Pflanzen billig eine derſelben gewidmet, und da⸗her auch Herr Planer dieſen Ge⸗ſchlechtsnamen angenommen, dar⸗unter aber nicht allein die Jacqui⸗niſche Pflanze, ſondern das ganze Linneiſche Geſchlecht Polymnia verſtanden. Dieweil aber noch zweifelhaft, ob die Wedelia Jac-quin füglich mit den andern Ar⸗ten der Polymnie zu vereinigen, oder lieber als ein eigenes Ge⸗ſchlechte beyzubehalten ſeyn dürf⸗te, haben wir den Geſchlechtsna⸗men Polymnie erwählen, und un⸗ter den Arten zuletzt die Wede-liam beſchreiben wollen. Die Wedelie, welche Löfling beſtim⸗met, iſt mit der Allionia vereini⸗get worden. Nach dem Herrn v. Linné ſind die Kennzeichen der zu⸗ſammengeſetzten Blüthe von der Polymnia folgende. Der ge⸗meinſchaftliche Kelch iſt doppelt; der äußerliche beſteht aus fünf eyförmigen, größern, der inner⸗liche aus zehn nachenförmigen, aufgerichteten Blättchen. Die Blümchen ſind von zweyerley Art; am Rande ſtehen fünf oder zehn zungenförmige, mit drey Zäckchen geendigte, und mit dem großen Fruchtkeim, Griffel und zween ſpitzigen Staubwegen verſehene weibliche, und auf der Scheibe viele trichterförmige, fünffach ge⸗ſpaltene, gewöhnlichermaaßen mit dem verwachſenen, walzenförmi⸗

gen Staubbeutel, und mit einem kleinern Fruchtkeime, und einfachen ſtumpfen Staubwege beſetzte Zwitterblümchen. Das Blumenbette iſt mit eyförmigen, vertieften, der Länge nach den Zwitterblümchen gleichen Spelzen, beſetzet. Nach den weiblichen Blümchen folgen die eyförmigen, gebogenen, inwärts eckichten, nackenden Saamen, da hingegen die Fruchtkeime der Zwitterblümchen einſchrumpfen und vergehen. Die Arten ſind

1) Polymnie mit wechſelsweiſe geſtellten ausgeſchweiften Blättern, Polymnia canadenſis L. Dieſes war die zuerſt bekannte Art, welche das Geſchlechte allein ausmachte. Sie wächſt in Canada in den Wäldern in einem fetten Boden. Die Wurzel iſt ausdauernd. Der Stängel erreichet Mannshöhe, und treibt wechſelsweiſe geſtellte, lange, haarichte Zweige. Die Blätter ſtehen auch wechſelsweiſe, die untern ſind spondonförmig, der Länge nach ausgeſchweifet, und in ſpitzige Lappen getheilet, die an den Zweigen nur mit drey Spitzen verſehen, und die oberſten ganz, von gleicher Breite. An den Enden der Zweige ſtehen die Blumen einzeln, oder einige bey einander.

2) Polymnie mit gepaarten ausgeſchweiften Blättern, unächte baumartige Sonnenblume mit Platanusblättern, Chryſanthemum virginianum Platani fol. Moriſ. Ehedem rechnete Herr v. Linné dieſe zum Oſteoſpermo, jetzo iſt ſie Polymnia vuedalia. Sie ſtammet aus Virginien her. Aus der ſtarken und dauernden Wurzel treibt ſolche in einem guten, doch trocknen Boden fünf- bis ſechsfüßige Stängel, und große, breite, einander gegenüber geſtellte, ausgeſchweifte, eckichte Blätter, und ſpäte im Sommer große, einer kleinen Sonnenblume ähnliche Blumen. Herr Fabricius, welcher die Blume genau beſchrieben, gedenket nur eines fünfblättrigen Kelches, und eignet jedem Blümchen eine vertiefte, länglichte, ſpitzige Spelze zu. Die Zahl der goldfärbigen Randblümchen iſt eilfe. Die Blümchen auf der Scheibe ſind weiß, oberwärts gelblicht.

Dieſe beyden Arten kann man im freyen Lande unterhalten, doch verlanget die Wurzel den Winter über einigen Schutz und Bedeckung vom Laube. Um deſto ſicher dabey zu fahren, kann man eine Pflanze im Topfe halten, oder ſolche im Herbſte aus dem Lande einſetzen, und in einem gemeinen Glashauſe beyſetzen. Im Sommer verlangen ſie viel Nahrung und Sonne, ſonſt hoffet man vergebens auf die Blüthe.

3) Polymnie mit gepaarten ganzen Blättern und aufgerichtetem Stängel, in der Onomat.

botan.

botan. heißt ſolche vieleckichte Polymnie, es ſoll aber wohl viereckichte heißen, indem dieſes die Tetragonotheca Dillenii iſt, welche im Hort. Eltham. fig. 365. beſchrieben und abgebildet, und auch ehedem vom Herrn von Linne' als ein eigenes Geſchlechte angenommen worden. Jetzo findet man ſelbige beym Ritter unter den Namen Polymnia tetragonotheca. Das Vaterland iſt auch Virginien, und die Wurzel ausdauernd. Nach Verhältniß der Blätter und Blumen Größe, iſt die Pflanze niedrig, und der rundlichte, haarichte Stängel, erreichet ſelten über zween Fuß Höhe, treibt aber von unten bis oben auf viele paarweiſe geſtellte Zweige und rauchlichte Blätter. Die Wurzelblätter ſind geſtielt, eyförmig, unordentlich ausgezahnet, die übrigen ſitzen platt auf, ſind lang, lanzetförmig, oder länglicht zugeſpitzet, und am Rande wenig und ſchwach ausgeſchweifet oder nur ausgezahnet. Aus dem Winkel der Zweige und den Spitzen derſelben treiben einfache Blüthſtiele. Die Blume gleichet einer kleinen Sonnenblume, von welcher man aber unſere leichtlich unterſcheiden kann. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht nur aus vier dreyeckichten oder herzförmigen Blättchen, welche anfangs und ehe ſie ſich öffnen eine viereckichte Blaſe vorſtellen, indem die Ränder der Blättchen dicht an einander liegen, und dadurch gleichſam alle nur ein Blatt auszumachen ſcheinen. Von einem andern und innerlichen Kelche erwähnet Dillenius nichts. Von den gelben Randblümchen zählet man eilfe auch mehrere, welche am Ende ziemlich in drey Zäckchen abgetheilet ſind. Die Spelzen ragen anfangs über die Blüthchen der Scheibe hervor, wenn aber dieſe mehr ausgewachſen, verlieren ſich ſolche gleichſam, oder vielmehr die Blüthchen ragen über ſolche hervor. Die Saamen ſind nackend. Man kann dieſe, wie die vorherſtehenden, in den Garten unterhalten.

4) Polymnie mit gepaarten ganzen Blättern und kletterndem Stängel. Dieſes iſt Wedelia Iacq. oder Polymnia Wedelia L. wächſt in den Wäldern zu Carthagena, und blühet daſelbſt im Julius und Auguſt. Der ſtrauchartige kletternde Stängel treibt ſchlanke Zweige, welche ſich in andere verbreiten. Die Blätter ſind kurzgeſtielt, einander gegenüber geſtellet, länglicht zugeſpitzet oder lanzetförmig, ſchwach eingekerbet, und auf beyden Flächen rauh. Die einzeln Blüthſtiele ſtehen am Ende der Zweige, an deſſen untern Theile ein neuer Zweig hervorkommt. Die Blumen ſind gelb und klein. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht

aus vier platten großen Blättchen. Ein zweeter oder innerlicher iſt nicht zugegen; Herr Jacquin aber merket an, wie man die äußerlichen größern Spelzen des Blumenbettes leicht davor anſehen und glauben könnte, als ob ſolche die innerlichen, übereinander liegenden Kelchblättchen wären, bey genauer Betrachtung aber leicht erhelle, daß es Spelzen ſind, und jedem Randblümchen eine dergleichen zugehöre. Vielleicht hat es bey den andern Arten eben dieſe Beſchaffenheit, und die Blume nur einen Kelch. Gemeiniglich ſind hier acht Randblümchen zugegen, welche einen großen, faſt herzförmigen, oder in zween eyförmige, von einander abſtehende Lappen getheilten Rand zeigen. Gewiß ein beſonderer Umſtand, welcher wohl bey keiner andern Pflanze aus der Familie der zuſammengeſetzten Blumen wahrzunehmen ſeyn dürfte. In beyderley Arten von Blümchen iſt der Staubweg doppelt, und nach beyden folgen eyförmige, mit einer zehnſtrahlichten Krone beſetzte Saamen. Und auch hierdurch unterſcheidet ſich dieſe Art von den andern, daher man ſolche wohl trennen, als ein beſonderes Geſchlechte beybehalten, und dieſes Wedeliam neñen köñte.

Polyxanderholz.

S. Veilgenholz.

Polype.

Mit dieſem urſprünglich griechiſchen Namen wurden überhaupt ſolche Thiere beleget, welche viele Füße haben, oder gleichſam ganz aus Füßen beſtehen. Es ſind aber dieſe unter ſich gar ſehr verſchieden. In den ältern Zeiten kannte man nur die Seepolypen; zu Anfange dieſes Jahrhunderts hat man in dem ſüßen Waſſer ganz andere vielfüßige Thierchen entdecket; nach und nach ſind noch andere aufgefunden worden, welche zwar in Anſehung der vielen Aerme oder Füße einige Aehnlichkeit unter einander zeigen, in dem übrigen Baue aber gar merklich von einander abgehen, und deswegen haben die Naturlehrer dieſe alle ſorgfältig unterſchieden, und entweder daraus verſchiedene Geſchlechter gemachet, oder ſolche unter andere Geſchlechter vertheilet. Es ſind ſonderlich fünf Geſchlechter in der Linnäiſchen Abtheilung von Würmern, worinnen Polypen vorkommen. Zwo davon beſtehen gleichſam aus lauter Polypen, und in den drey übrigen finden ſich dergleichen in Geſellſchaft anderer vereiniget. Damit man nun die beyden eigentlichen Polypengeſchlechter gehörig von einander unterſcheiden möge, hat Hr. von Linne', und mit demſelben die meiſten neuern Schriftſteller, den Namen Polypus ganz abgeſchaffet,

ſet und zween andere Namen davor gewählet; die in ältern Zeiten ſchon bekannten Meerpolypen haben den Namen Sepia, und die neuentdeckten Polypen des ſüßen Waſſers Hydra erhalten. Das erſte Geſchlechte heißt bey den Deutſchen, auch bey Hr. Müllern Blackfiſch, das zwote aber behält faſt durchgehends den Namen Polype. Außer dieſen kommen auch unter dem Geſchlechte Sabella, oder Sandköcher, ingleichen Tubularia oder Seeköcher, und unter Vorticella, oder Seegallert, einigermaßen ähnliche, und daher von vielen Polypen genannte Körper vor. Damit man dieſe alle gleichſam auf einmal überſehen könne, wollen wir ſelbige hier zugleich anführen, und zuerſt die beyden eigentlichen Polypengeſchlechter, und denn auch die unter andere verſteckte Polypenarten beſchreiben. Man findet zwar auch bey einigen andern Geſchlechtern, als der Seeneſſel und Seeblaſe viel polypenähnliches, und einige Schriftſteller wollen dieſe gar mit der Hydra vereinigen, da wir aber des Herrn von Linne' Eintheilung beybehalten, wollen wir dieſe unter obigen Namen anführen.

Das längſt bekannte Polypengeſchlechte gehört, nach der Linneiſchen Eintheilung, unter die gegliederten Würmer, oder Mollusca, und führet den Namen Sepia, oder Blackfiſch, und holländiſch Zeekatten. Die Kennzeichen deſſelben ſind: das Thier hat acht Aerme, welche an der innern Seite mit vielen Näpfchen beſetzet ſind; außer dieſen beſitzen noch die mehreſten Arten zween geſtielte, lange Fühler; am Ende zeiget ſich ein hornartiges Maul; die Augen ſtehen unterhalb den Fühlern nach dem Körper zu, welcher fleiſchicht iſt und in einer Scheide ſtecket, ſo das Bruſtſtück umgiebt, an der Wurzel deſſelben zeiget ſich ein kleiner Köcher. Hiervon führet Herr von Linne' fünf Arten an, und obgleich alle acht Aerme oder Füße haben, wird doch die erſte Art

1) der Achtfuß, Sepia octopedia, genannt. Dieſer iſt ſchon in den ältern Zeiten, und ganz allein unter dem Namen Polypus, bekannt geweſen. Von der Größe deſſelben findet man widerſprechende Nachrichten. Nach Plinius Angeben ſollen dergleichen von dreyßig Schuh Länge gefunden werden. Dergleichen rieſenmäßige aber hat man in neuern Zeiten nicht bemerket, und gemeiniglich hält das ganze Thier mit den Aermen einen Schuh in der Länge und Breite, davon der Körper etwa nur einer Fauſt groß iſt. Es unterſcheidet ſich dieſe Art von den übrigen, daß der Körper keinen Schwanz und keine geſtielte Fühler hat. Der ganze Körper

gleicht einer Taſche, welche oben breiter und unten abgerundet iſt; der Hals oder das Kopfende raget vorne in der Mitte hervor, und an dieſem ſitzen die Aerme. Jeder Arm iſt mit zwo Reihen Näpfchen beſetzet; jede Reihe beſteht wenigſtens aus funfzig Näpfchen, und wenn man dieſe, nach der Einbildung der ältern Schriftſteller, für Füße anſieht, wäre die Benennung Polypus nicht unſchicklich; ſie ſind aber dieſes nicht, ſondern vielmehr Sauger, womit das Thier ſeinen Raub anhält; durch Hülfe der Aerme ſchwimmt ſolches, und mit dieſen kriecht es auf dem Boden des Meeres fort. Der Rücken des Thieres, am Kopfe und an der Wurzel der Aerme iſt mit röthlich ſchwarzen Flecken geſprenkelt; die Arme ſind oberwärts braun, unten weißlich, auch iſt der hintere Theil des Körpers weißlich, deſſen Oeffnung mit einem grünen Flecke bezeichnet und mit einem grünen Ringe umgeben. Dieſe Oeffnung führet zween große und zween kleinere Beutel, unter welchen ein trichterartiger Köcher liegt, der wie eine Warze hervorraget, nahe am Körper Daumens dicke, nach unten zu aber nicht dicker als ein Federkiel iſt. Der Hals iſt walzenförmig und viel ſchmäler als der Körper. Der Kopf ſieht etwas erhaben, iſt härter als der Körper und zeiget an der andern Seite zwey große Augen. Die Schnauze iſt länger als der Kopf und daraus entſtehen die acht Aerme, in deren Mitte ein hornichtes Zangenmaul befindlich iſt. Das Thier lebet noch lange, wenn man es gleich zerſchneidet. Es ſoll zwiſchen ſelbigen eine Begattung geſchehen und das Weibchen traubenförmige Eyerbüſchel auswerfen. Ihre Nahrung ſind mancherley weiche Meergeſchöpfe, auch Conchylien, vornehmlich die Auſtern und Schneckenmuſcheln. Man kann das Thier ſpeiſen; es kochet ſich roth, wenn Salpeter damit vermiſchet wird, und leuchtet zur Nachtzeit ſehr ſtark. Haſſelquiſt beſchreibt einen ſolchen, deſſen Aerme anderthalb Schuh lang waren, der Körper aber nur einen Viertelſchuh austrug und der Hals einen Zoll lang hervor gieng.

2) Der Dintenfiſch, Sepia officinalis Linn. Dieſes iſt der eigentliche Blackfiſch, Kuttelfiſch oder Dintenfiſch, oder Sepia der Alten. Einige Deutſche nennen ſolchen die Meerſpinne, und die Holländer Zee-Zat. Dintenfiſch heißt dieſes Thier wegen der ſchwarzen Feuchtigkeit, welche es in einem Beutel bey ſich führet und von ſich ſpritzet, ſo bald es Gefahr merket, um das Waſſer undurchſichtig zu machen. Es führet ſolches auch das bekannte

Schild auf dem Rücken, welches os Sepiae, oder beſſer Sepium heißt, und deswegen vom Herrn von Linné officinalis genannt worden. Man trifft dergleichen in den Seen aller Welttheile an. Swammerdam und viele andere Schriftſteller haben ſolchen, auch nach der innerlichen Beſchaffenheit, beſchrieben. Wir wollen vorzüglich Herrn Lamoriers Beobachtungen hier kürzlich wiederholen, welche derſelbe in den Schriften der Königlichen Geſellſchaft zu Montpellier 1766. mitgetheilet hat. Das Thier hat kein Blut und iſt theils weich, theils knorplicht, und theils inwendig hart. Die beyden Kinnbacken ſind ſchwärzlich und haben einige Aehnlichkeit mit einem Papageyenſchnabel, doch bedecket der untere Kiefer den obern etwas. Die Zunge im Maule umgiebt ein beſonderes Gewächſe, an deſſen Ende viele nervichte Wärzchen wahrzunehmen. Die Augen ſind ſehr groß, das Gehirne hingegen ſehr klein. Zwiſchen dem Halſe und Kopfe ſtehen zween, ohngefähr anderthalb Fuß lange Fühler oder Schnüre, welche aus der Augenhöhle entſpringen, durch eine ohngefähr einen Zoll lange Röhre gehen, und zwiſchen den zween unterſten Aermen ihren Ausgang nehmen. Das äußerſte Ende derſelben iſt mit ohngefähr funfzig geſtielten, und dem Kelche an den Eicheln ähnlichen Näpſchen oder Rüſſeln von verſchiedener Größe beſetzet, deren größter aber noch vier Linien im Durchſchnitte hat. Wenn man den Finger auf den hohlen Theil derſelben hält, ſo leget ſich ſelbiger ohne Schmerz und dermaßen feſt daran an, daß man Mühe hat ihn wieder davon loß zu machen. Eben dieſes geſchieht auch noch einige Stunden nach dem Tode des Thieres. Der Kopf iſt mit acht Aermen umgeben, welche beynahe knorplicht und an den innern Seiten mit vier- bis fünfhundert der zuvor beſchriebenen ähnlichen Näpſchen verſehen ſind, welche gleichen Nutzen, wie bey der erſten Art haben. Der Rumpf iſt nach den Rücken zu erhaben oder gewölbet, und daſelbſt befindet ſich das ſo genannte weiße Fiſchbein, Sepium. Es iſt ſolches länglicht oder eyförmig, am breiteſten Theile inwendig etwas ausgehölt, woſelbſt die Eyer liegen, und beſteht aus zweyerley Weſen. Das äußerliche iſt erhaben, weiß, durchſichtig, hart, doch dünne und leicht zerbrechlich, das innerliche gleichfalls weiß, aber mürbe, locker und läßt ſich mit den Fingern zerreiben. Der Umfang iſt mit einem ſehr dünnen, ſchmalen und durchſichtigen, knorplichten Rande beſetzet. Es liegt ſolches in einer beſondern Capſel, jedoch ohne daran befeſtiget zu ſeyn. Das oberſte dieſer Capſel

iſt die Haut des Thieres ſelbſt, das innere dünner, und mit einigen ſchwarzen Linien bezeichnet. Der Unterleib des Thieres beſteht aus einem großen, halbknorplichten, einen halben Querfinger dicken und wie ein Bruſtſtück von einem Küraſſe ausſehenden Stücke. Zwiſchen dem Kopfe und dem Bauche erblicket man eine knorplichte Röhre, welche ohngefähr einen Zoll im Durchmeſſer hat, zween Zoll hervorſteht, ſich in dem Bauche in Geſtalt eines Trichters endiget und nach der Mitte ihrer Höhle zu mit einem knorplichten Fallthürchen verſehen iſt, wodurch der Eintritt des Meerwaſſers durch dieſe Röhre in den Bauch verhindert, der Ausgang hingegen verſtattet wird, und durch eben dieſen Weg ſpritzet das Thier den ſchwarzen Saft von ſich. Zwiſchen dieſer Röhre und dem Bruſtſtücke befindet ſich eine große Oeffnung, welche auch gerade auf den Bauch zutrifft; durch dieſe tritt das Meerwaſſer hinein, und durch eben dieſe leget auch der Blackfiſch ſeine Eyer, welche wie eine Weintraube ausſehen. Um das Geſchlechte dieſes Thieres zu entdecken, darf man nur die Ränder der großen Oeffnung von einander biegen, da man denn bey dem Weibchen noch unten im Bauche den röthlichen Eyerſtock, und bey dem Männchen daſelbſt zween weiße Körper gewahr wird, welche ohne Zweifel die Hoden ſind. Neben dem hintern Rande und der innern Fläche der großen Oeffnung hat Herr Lamorier noch zwo knorplichte Erhebungen wahrgenommen, welche in zwo Höhlen paſſen, die an der äußern Seite des vordern Randes ausgeſchnitten ſind. Die Ränder des Seitentheiles dieſes Thieres ſind mit zween häutichten Flügeln oder Floßfedern beſetzet, welche ſich zum Theil gegen das äußerſte Ende des Rumpfes mit einander vereinigen. Um die inwendigen Theile dieſes Thieres zu unterſuchen, ſoll man auf der Mitte des Rückens einen Einſchnitt machen, das Fiſchbein herausnehmen, und von der großen Oeffnung an bis zu dem Ende des Bruſtſtückes einen zweeten Schnitt machen, da man denn eine große Höhle bemerket, in welcher das Herz, die Leber, der Eyerſtock, die Werkzeuge zum Luftſchöpfen, die Speiſeröhre, der Magen und der Darm liegen. Außer dieſen erblickt man daſelbſt die mit dem ſchwarzen Safte erfüllte Blaſe, welche ohngefähr zween Zoll lang iſt und ſich am Ende des Darmes vermittelſt eines Ausführungsganges endiget. Sobald der Blackfiſch eine Verfolgung bemerket, verſchließt er die große Oeffnung vermittelſt der beyden Schnüre, ſchnüret das Bruſtſtück zuſammen und drücket die ſchwarze Blaſe an das Fiſch-

bein an, wodurch ſich die Tinte in die Höhle des Bauchs ergießt, und da ſie ſehr zähe iſt, wird ſie durch das daſelbſt befindliche Meerwaſſer geſchwinde aufgelöſet, worauf ſie unter das Fallthürchen fließt und durch den Trichter ihren Ausgang nimmt. Da aber der weiteſte Theil dieſer Röhre auf den Bauch zutrifft, ſo wird dieſer Saft mit Gewalt in den engſten Theil, und daraus eine große Strecke weit in das Meer hinausgeſpritzet, ſo daß ein großer Umfang von Waſſer davon gefärbet wird. Unter dieſer ſchwarzen Wolke entgeht das Thier allen Verfolgungen ſeiner Feinde. Hr. le Cat hat auch in den Schriften der Akademie zu Rouen 1764. weitläuftig von dieſem Dintenfiſche gehandelt, und davon verſchiedenes bemerket, welches von andern überſehen worden. Die buntgeſprenkelte Haut verändert ihre Farben nach allen Leidenſchaften, welche das Thier empfindet. Auch wird zuweilen der Rücken deſſelben ſcharf und bekömmt Kränze von allerhand Farbe. Es will derſelbe zwey Gehirne, welche durch ein rundliches Hirnlein von einander abgeſondert ſind, und zwo Zwiebeldrüſen wahrgenommen, auch beobachtet haben, wie die Nerven und das Rückenmark nichts anders, als Verlängerungen der Häute ſind, welche das Gehirn umkleiden. Die Nerven ſind mit augenſcheinlichen Höhlen verſehen, davon einige die Weite von einer Linie haben, und worinnen ſich ein flüßiges Weſen beweget. Herr le Cat zählet auch fünf Herzen. Von dem weißen Fiſchbeine, welches das Thier öfters abwirft, entſteht der Meerſchaum. Der lockere Theil deſſelben wird von den Goldſchmieden zu Modellen, um ihre kleinen Arbeiten darein zu gießen, auch zum Polieren, zu Zahnpulver, und als ein erdhaftes Mittel in der Arzneykunſt gebrauchet. Krebsſteine und Auſterſchalen haben mit ſelbigem gleiche Wirkung, und man wird bey dem Saamenfluſſe und andern Krankheiten vergebens eine Verbeſſerung der ſchlappen Theile erwarten. Die ſchwarze Feuchtigkeit kann ſtatt der Dinte gebrauchet werden, und Bartholin hat einen damit geſchriebenen Brief einem Freunde zugeſendet. S. Act. Hafnienſ. Vol. V. obſ. 109.

3) **Meerſpinne.** Dieſer Name wird verſchiedenen Arten der Blackfiſche beygeleget, Hr. Müller aber verſteht hierunter die Saepia media Linn. Dieſe iſt gleichſam die Mittelart zwiſchen der vorherſtehenden und folgenden. Der Hauptunterſchied beſteht dariñen, daß der häutichte Fortſatz in den Seiten von dem Schwanzende an nur bis zur Hälfte des Körpers hinanſteigt, womit ſich jedoch das

Thier als mit einem Mantel bedecken kann. Der übrige Bau kömmt mit dem Dintenfiſche faſt ganz überein; wie denn auch außer den acht Aermen noch zween längere, mit Näpfchen beſetzte, und am Ende breitere Fühler zugegen ſind. Der Körper iſt mehr rund und einer Geldbörſe ähnlich. Die dintenartige Feuchtigkeit enthält auch dieſe Art, und ſolche ſoll auf der Haut ein Brennen erregen. Man trifft dergleichen von einem Schuhe bis einer Ellen lang gemeiniglich in der Nordſee an.

4) Seekatze nennen die Seefahrer gemeiniglich Saepia Loligo Linn. Die Benennung Loligo war ſchon in den ältern Zeiten gebräuchlich. Die Franzoſen nennen dieſe Art Calmar, und die Holländer ſpaanſe Zeekat. Sie erhält auch von einigen den Namen Dintenfiſch, indem die Dintenblaſe hier gleichfalls befindlich iſt. Der Körper iſt rollrund und zugeſpitzt, roth gefleckt, über dem Rücken gelb, am Schwanze ſchwarz gedüpfelt, und das Schwanzende mit einem gewürfelten Häutchen geflügelt. Das ſchwarze Maul ſieht einem Habichtsſchnabel ähnlich. Die Augen ſind groß und ſchwarz. Außer den acht Aermen ſind auch zween Fühler zugegen. Das Thier thut öfters ſolche Sprünge über das Waſſer, daß es den Seefahrern in die Schiffe kömmt. Außer der Dintenblaſe iſt ein Beinchen vorhanden, welches oben breit, wie ein Federmeſſer, und unten gleichſam wie eine Schreibfeder zugeſpitzet, mithin, nach einiger Einbildung, ein ganzes Schreibezeug in dem Thiere anzutreffen iſt. Dieſer Körper wird in den Kabinettern unter dem Namen Seefeder aufbehalten. Herr Needham hat über dieſes Thier verſchiedene Beobachtungen angeſtellet, welche in deſſen mikroſkopiſchen Entdeckungen enthalten, und Hr. Bohadſch die Eyer deſſelben genau beſchrieben. S. deſſen Buch, de quibusdam animal. marinis, Dresd. 1761. Die Ueberſetzung von der Beſchreibung dieſer Eyer ſteht auch in dem Neuen Hamb. Magaz. V. Band 125 S. Wir wollen von beyden etwas, doch nur das merkwürdigſte, wiederholen. Die beyden krummen Theile des Schnabels oder Maules ſtecken gleichſam in einander, bewegen ſich von der rechten zur linken, und die Oeffnung, welche ſie zwiſchen ſich laſſen, iſt der, durch die beyden Augen durchgehenden, Fläche ſenkrecht, und nicht parallel, wie man denken ſollte. Die zween Fühler ſind ſo lang, als das ganze Thier. Die acht Aerme betragen nur etwas über ein Viertel ſeiner Länge. An jedem von dieſen hat Needham mehr denn hundert, und an den Enden eines jeden Fühlers mehr als hundert und zwanzig

Näpſchen oder Säuger gezählet. In dem hohlen Schnabel befindet ſich, wie durch Hülfe des Vergrößerungsglaſes wahrzunehmen, eine mit neun Reihen Zähnen beſetzte Haut, welche gleichſam die Zunge und den Schlund vorſtellet. Die beſondere Beſchaffenheit der Milchgefäße muß man beym Needham ſelbſt nachleſen; nur durch die beygeſetzten Abbildungen kann man ſich davon eine Vorſtellung machen. Der Eyerbuſch, welchen das Thier von ſich giebt und öfters am Meerufer angetroffen wird, beſteht aus einem gallertartigen Bande, welches mit vielen Angehängen, nach Art der männlichen Blüthkätzchen der Haſelnußſtaude, bedeckt iſt. Dieſe aber ſind groß, öfters über einen Schuh lang, gelbröthlich, oder blau, oder helle und glasartig, nachdem ſie kürzere oder längere Zeit außer dem Thiere im Waſſer gelegen haben, und beſtehen aus lauter kleinen gleichgefärbten Höhlchen oder Bläschen, in deren jedem ſich ein junges Thier befindet. Herr Bohadſch hat an einem ſolchen Eyerbuſche, deſſen Länge drey und die Breite zween Fuß betrug, fünf hundert und acht und ſechzig Kätzchen oder Würſtchen, und in jedem Würſtchen ohngefähr ſiebenzig Junge gezählet; wenn man nun dieſe beyden Zahlen mit einander multipliciret, ſo kommen 39760 junge Bruthen heraus, welche von einem einzigen Thiere hervorgebracht werden. Die junge Bruth iſt weißlich und mit ſcharlachrothen Puncten beſetzet.

5) Zwergblackfiſch, Sepia ſepiola Linn. Das ganze Thier iſt nicht viel größer als einen Zoll. An dem Körper ſitzen hinterwärts zween runde Flügel, und vorne zwo Schnauzen mit acht Aermen. Die Farbe iſt gelblicht mit kleinen Puncten auf dem Rücken. Man findet darinne keine Beinchen. Der Aufenthalt iſt im Mittelländiſchen Meere.

Das zweyte Geſchlechte, welches unter den Thierpflanzen vorkömmt, und die kleinen von Juſſieu, Trembley, Backern, Röſeln, Schäfern und andern beſchriebenen Polypen des ſüßen Waſſers enthält, wird von Hrn. v. Linné, Pallas und andern Hydra genannt. Hydras war, nach der Fabelgeſchichte, ein Thier mit vielen Köpfen, welche wieder nachwuchſen, wenn ſie abgeſchnitten worden. Und dieſe Eigenſchaft findet man wirklich an dieſen Polypen, indem ſolche abgeriſſen wieder nachwachſen, die abgenommenen einzelnen Theile in ganze Körper ſich verwandeln, und überhaupt nach Art der Pflanzen, ſowohl durch ausgetriebene Aeſte, als Saamen ſich vermehren und fortpflanzen, auch ſogar, wenn ſie getrocknet ſind, wieder im friſchen

Waſſer aufleben. Von dieſen und andern merkwürdigen Umſtänden, welche bey dergleichen Polypen vorkommen, und von den mancherley Verſuchen, welche die Naturforſcher mit ſelbigen angeſtellet, wollen wir zuletzt das nöthige beyfügen, jetzo aber nur überhaupt erinnern, wie dieſe Thierchen ungemein klein, und nur guten Augen ſichtbar ſeyn, aus einem gallertartigen durchſichtigen Weſen beſtehen, im ſüßen Waſſer an den Waſſerlinſen und andern Pflanzen anſitzen und durch Ausdehnen und Zuſammenziehen allerhand Geſtalten annehmen, und bald als ein Körnchen, bald als ein Stern oder Blume, bald als ein Büſchel Haare, bald aber mit kürzern Armen unter dem Vergrößerungsglaſe erſcheinen. Die Keñzeichen, welche Herr von Linne' allen Hydris, davon derſelbe ſieben Arten beſtimmet, beyleget, ſind folgende: ſie haben am Ende eine, mit bürſtenartigen feinen Härchen umgebene, Mündung und einen gallertartigen Stamm, welcher nur eine Blume führet, frey herumſtreift und ſich mit dem untern Ende an einen gewiſſen Gegenſtand befeſtiget.

1) Grüner Polype, Hydra viridis Linn. Herr Schäfer hat unter dieſem Namen eine beſondere Abhandlung nebſt Abbildung gegeben, auch Röſel ſolche genau und ſchön Tafel 88 und 89 abgezeichnet. Man findet dergleichen in reinen, jedoch ſtillſtehenden Waſſern unter den Waſſerpflanzen, häufiger im Herbſte als Sommer und beſteht aus einem dicken, oben ſich verdünnenden und an dieſem Ende mit verſchiedenen Aermen nmgebenen hohlen, oder röhrenförmigen Körper, welcher aus lauter Körnerchen zu beſtehen ſcheint; von dieſen ſind die innwärts geſtellten blaßgrün, die auswendigen aber mehr weiß und durchſichtig. Wenn ſich der Körper dehnet, iſt er allenthalben gleich dicke, beym Zuſammenziehen aber erſcheint er kurz und dicke. Die Anzahl und Länge der Aerme iſt unbeſtimmt. Hr. Röſel behauptet, wie dieſe Art mehrere Aerme, als die andern Arten habe, wenigſtens hat er acht, auch neune, zehne, und vielmals zwölfe gezählet. Auch die Geſtalt der Aerme iſt veränderlich, bald ſehen ſie aus wie ein geſtrahlter Stern, bald wie Blätter, bald erſcheinen ſie nur als anhangende Faſern, die den Kopf umgeben, bald ſind ſie alle mit einander, bald nur einige ausgeſtreckt und bald ſtehen die Strahlen gerade, bald machen ſie Bogen oder Schlangenlinien. Auch die Aerme ſind grün, und dieſe Farbe verändert ſich nicht ſehr, weñ ſie ſchon lange ausgeſtrecket bleiben; ſie ſind allemal mehr grün als weißlicht; wenn ſie ſich aber zuſammenziehen, haben ſie

mit dem Körper einerley Farbe. Kurzgeärmte dehnen den Körper lang und wohl zu einem Zolle aus, langgeärmte aber kurz und kaum bis zu einem Drittelszolle. Zwiſchen den Aermen ſtecket der Kopf, welcher eine Mündung hat, deren Lippen ſich auf allerhand wunderliche Art verziehen. Aus dem Körper treiben ſeitwärts neue Schößlinge oder Polypen, und wenn dieſe ihre Größe erlanget, reißen ſie ſich von der Mutter loß und leben vor ſich von den kleinſten Waſſergeſchöpfen, die man nicht mehr ſehen kann. Sie leben etliche Monathe in einem Glaſe mit Waſſer, doch in keinem andern, als worinne man ſie gefunden, ſind unruhig und flüchtig, können die Kälte und den Froſt vertragen, und bey dem Aufthauen leben ſie wieder fort.

2) Armpolype. Alle haben zwar Aerme, dieſer aber hat die längſten, und man zählet derſelben ohngefähr achte, niemals über neune. Die Farbe deſſelben iſt braun, und heißt deswegen beym Hrn. von Linne' Hydra fuſca, doch leidet dieſe zuweilen eine Veränderung. Es ſind dieſe Polypen zuweilen durchſichtig, welches von Beſchaffenheit der Nahrung, oder auch von einem ausgehungerten Zuſtande hergeleitet wird. Trembley hat dieſen nach allen Theilen und Veränderungen genau beſchrieben, und in Röſels Inſectenbeluſtigungen findet man dergleichen auf der 84 und 85ſten Tafel, auch in Herrn Müllers Ausgabe von des Ritters Linne' Naturſyſtem VI. Theil, 2ter Band, 34ſten Tafel verſchiedentlich abgebildet. Es beweget ſich dieſer gemeiniglich nach Art der Spannenmeſſerraupen, indem er den vordern Theil des Körpers mit den Aermen in die Höhe hebt, ſich ſodann umkrümmt, die Aerme, ſo weit als möglich iſt, niederläßt und anſetzet, hierauf den Schwanz nach ſich zieht, den Körper in einen Bogen biegt, und nach der erſten Weiſe weiter fortſetzet; zu anderer Zeit aber hebt ſich ſelbiger mit Kopf und Aermen in die Höhe, ſetzet ſich mit denſelben vorwärts nieder, hebt nachher den Schwanz gerade über ſich und krümmet ſich hierauf mit dem Schwanze vorwärts, und ſetzet dieſen auf der andern Seite an, und dieſe Art von Bewegung haben die meiſten Arten gemein. Im ruhigen Zuſtande pflegen ſie die Aerme erſtaunlich lang auszuſtrecken, ſo, daß kein Spinnewebe feiner ſeyn kann, als dieſe Aerme und beſonders die Spitzen derſelben. Bey dem Einziehen der Aerme nimmt der Körper allerley Geſtalten an; ſie ſelbſt aber ſcheinen ihre ordentliche Stärke zu behalten, und ſtehen alsdenn wie zarte Spitzlein um den Kopf herum. Herr Röſel hat von dieſer braunen Art eine Abänderung wahr-

genommen, an welcher der hintere Theil des Leibes oder der Schwanz ganz weiß und ſehr zart iſt, ſo, daß er auch da, wo er an dem Leibe anſitzt, geſchmeidiger ausfällt, als am hintern kolbigen Ende, womit er ſich insgemein feſt zu ſetzen pflegt, daher der Schwanz das Anſehen eines Stiels erhält.

3) Gelber Polype. Die gelbe Farbe iſt zwar meiſtentheils, jedoch nicht allezeit, an dieſer Art befindlich; ſie zieht ſich bald ins blaſſe, und daher heißt Herr von Linné dieſe ganz gemeine Art Hydra griſea, bald ins pomeranzenfärbige, und Schäffer nennt ſolchen den oraniengelben, und bald ins rothe. Man zählet ohngefähr ſieben Aerme, die nicht ſehr kurz ſind und ſich keilförmig ausbreiten. Der Schwanz iſt von dem Leibe nicht abgeſondert, am Ende kolbicht und daſelbſt mit einigen Faſern beſetzet, um ſich damit deſto beſſer anhalten zu können. Der Leib iſt an der Mitte am dickſten, und wird gegen den Kopf, wie gegen den Schwanz zu, immer dünner. Die Höhle des Körpers und der Aerme läßt ſich an dieſer Art ſehr deutlich wahrnehmen. Von den verſchiedenen angeſtellten Vermehrungen dieſer Art handelt Röſel S. 486 u. f. weitläuftig.

4) Blaſſer Polype, Hydra pallens Linn. Dieſer iſt ſtrohfärbig und hat ohngefähr ſechs Aerme, die etwas kürzer ſind, als an der vorigen Art; der Körper iſt nach unten zu am dickſten, und gegen den Kopf zu viel dünner. Dieſer Polype kann ſich dergeſtalt zuſammenziehen, daß der Körper rund wird und die Aerme ſich ganz zu verlieren ſcheinen.

5) Die Waſſerblaſe, Hydra hydatula Linn. iſt ein ganz beſonderes Thierchen, wenn es wirklich für dergleichen anzunehmen. Es iſt eine mit Waſſer angefüllte Blaſe, dergleichen in dem Unterleibe, im Netze, zwiſchen dem Darmfelle und den Gedärmen bey den vierfüßigen Thieren, beſonders den Schaafen und Schweinen, gefunden, und ſchon in ältern Zeiten von den Aerzten bemerket worden. Dieſe hat man nunmehro für eine Thierpflanze ausgegeben, und Herr von Linné mit der Hydra, Herr Pallas aber unter der Benennung Taenia hydatigena mit dem Bandwurme vereiniget. Nach den Beobachtungen des Herrn Tyſo, welche derſelbe an einer von Aleppo erhaltenen Gazelle angeſtellet, ſitzt die Blaſe in einem Behältniſſe und hat einen eigenen Hals mit einer Mündung, welcher ſich verlängert und verkürzet, um die Feuchtigkeiten in ſich zu ſaugen. Unter dem Vergrößerungsglaſe will man an dem Halſe ringförmige Einſchnitte, und inwendig zwey, oder nach Herr Pallas Beobachtung, nur eins in der Feuchtigkeit der Blaſe

 ſchwim-

ſchwimmendes Band, und bey der Mündung vier kaum ſichtbare bewegliche Fühlerchen wahrgenommen haben. Die Blaſe ſoll alſo ein häutichter Wurm ſeyn, der ſich mit dem Halſe feſt anſauget, und die eingeſaugten Feuchtigkeiten zu ſeinem Wachsthume anwendet. Dieſe Blaſen erhalten die Größe einer Nuß, eines Eyes, auch einer Fauſt. Daß das unreine Waſſer, welches die Thiere ſaufen, zu dergleichen Blaſen Gelegenheit gebe, iſt leicht zu glauben, ob aber ſolche eine Krankheit ausmache, oder wirkliche Thierchen ſind, ſcheint uns, wie Herr Müllern, ſehr zweifelhaft zu ſeyn.

6) Waſſertrichter iſt Hydra ſtentoria Linn. Herr v. Linné vergleicht dieſen Polypen mit einem Sprachrohre, Backer mit einem langen Trichter, Röſel mit einer Schallmeye und Ledermüller mit einer Trompete oder Flöte. Nach allen dieſen Vergleichungen hat dieſes Thierchen oben eine weite Mündung und einen engen Hals oder Körper, der ſich mit dem untern Ende feſt anſauget. Wenn ſich ſolches ausdehnet und ſeine trompetenförmige Mündung öffnet, erſcheint der Rand mit vielen Haaren oder Fäſerchen beſetzet; zieht es ſich aber zuſammen, ſo erhält es eine kugelförmige Geſtalt. In dem erſten Zuſtande iſt ſolches kaum einen Zwölftheilszoll lang, und wenn es ſich zuſammenzieht, faſt gar nicht ſichtbar. Herr Trembley will bemerket haben, daß deſſen Vermehrung in einer ſchiefen Theilung beſtehe, und daß aus einem zweye würden, davon einer zum alten Kopfe einen neuen Schwanz, und der andere zum alten Schwanze einen neuen Kopf erhalte. Man findet dergleichen häufig an der untern Fläche der Meerlinſen anſitzen. Die Abbildung davon iſt beym Röſel III Th. 94 Tafel 7 und 8 fig. und beym Ledermüller Tafel 88 zu finden.

7) Der Geſellſchaftspolype, Hydra ſocialis Linn. Röſel nennt dieſen den geſelligen keilenförmigen Afterpolypen. S. deſſen 94ſte 95ſte und 96ſte Tafel. Es iſt dieſe der vorherſtehenden Art ganz ähnlich; das Thierchen beſteht gleichfalls aus einem trichter- oder kegelförmigen Körper, deſſen breitere Mündung mit feinen Härchen beſetzet iſt. Obgleich aber jene, oder die Waſſertrichter ebenfalls in Geſellſchaft leben, ſetzen ſie ſich doch nur einzeln an, niemals aber vereinigen ſie ihre Schwänze und machen unter ſich einen Körper aus, wie dieſe letzte Art, indem bey dieſer allemal viele runzlichte keilförmige Körper mit ihren ſpitzigen Enden bey einander ſtehen und gleichſam verwachſen ſind oder einen Klumpen ausmachen, mit der weitern Mündung aber ſich von einander entfernen.

Sie pflegen ſich auch gänzlich von einander abzuſondern und einzeln herum zu ſchwimmen, oder ſich einzeln an einen Körper anzuſetzen, in welchem Falle ſie von der ſechſten Art kaum unterſchieden werden können. Herr Röſel hat, wenn er gerade in die geöffnete Mündung geſehen, in derſelben einen kleinen gelbröthlichten Körper, als einen Punct wahrgenommen, und wenn er den Polypen von der Seite betrachtet, dieſen Punct im Vordertheile des Leibes, doch nicht immer an einer Stelle bemerket, die Beſtimmung deſſelben aber nicht einſehen können.

Dieſe beyden letzten Arten halten ſich lieber im trüben als hellen Waſſer auf, und drehen ſich mit ihren Mündungen und machen Wirbel, in welche ihre Beute eingezogen und verſchlucket wird, daher man ſolche mit den Seegallerten, und vornehmlich mit den Buſchpolypen vereinigen könnte, weil ſelbige aber frey herumſchwimmen, werden ſie füglich zu dieſem Geſchlechte gerechnet. Vielleicht, ſchreibt Hr. Müller, können ſie ein eigenes Geſchlechte zwiſchen beyden ausmachen. Sie vermehren ſich auch nicht wie die vier erſten Arten durch Schößlinge, wenigſtens hat dieſes noch niemand wahrgenommen, ob es gleich noch ungewiß, ob ſolches, wie Hr. Röſel muthmaßet, durch Eyer geſchehe.

Außer dieſen zwey Geſchlechtern treffen wir auch bey einigen andern polypenartige Thierchen an, und auch dieſe wollen wir hier beſchreiben, indem ſolche unter dieſem allgemeinen Namen mehr, als unter ihrem eignen bekannt ſind. Es hat demnach

a) das Geſchlecht Vorticella Linn. welches Hr. Houttuin Baſtartpolype, Hr. Müller aber Seegallert genannt, und unter dieſem Namen auch beſchrieben werden ſoll, viel ähnliches mit dem Geſchlechte Hydra. Das ganze Weſen dieſer Körper iſt gleichfalls gallertartig, ihr Stamm aber an einem andern Körper befeſtiget und ihre Aerme ſtellen unter ſich vereiniget eine Blume oder Kelch vor, deſſen Mündung mit beweglichen Fäſerchen beſetzet iſt. Von dieſer Art iſt der ſo genannte

Buſch- oder Büſchelpolype, nach dem Trembley Polypes a bouquet; man nennt ſolchen deswegen alſo, weil ihrer viele beyſammen an einem einzigen Gegenſtande, es ſey an Wurzeln und Blättern der Waſſerlinſen, oder auf andern Pflanzen und Conchylien, gefunden werden. Er heißt auch Blumenpolype, und wegen des Vermögens ſich auszubreiten und zuſammen zu ziehen, vergleicht ſolchen Herr von Linne' mit der Roſe von Jericho, und nennt ihn Vorticella anaſtatica. Nach dem Trembley haben Röſel, Schäfer,

Baſter, Brady und andere mancherley Verſchiedenheiten davon beſchrieben und abgezeichnet. Es iſt dieſe Art ſehr gemein, wird aber niemals im friſchen, ſondern nur allein im faulen Waſſer, und öfters in ſolcher Anzahl bey einander angetroffen, daß ſie, wegen des hellen und weißlichten Körpers, ein kleines Wölklein vorzuſtellen ſcheinen. Die einzelnen Thierchen ſehen unter dem Vergrößerungsglaſe mehr einem Glocken- oder Mayblümlein, oder Theeköpfchen, als einem Thiere ähnlich, welches auf einem zarten langen Stiele ſteht, mit bloßen Augen aber kann man davon nichts erkennen. Das Thier pfleget ſeinen ausgehöhlten glockenförmigen Leib verſchiedentlich zu verändern; es erſcheint ſolcher zuweilen mehr rundlich, ein andermal mehr länglich, und hat bald eine weitere, bald engere Mündung. Zuweilen raget aus der Mitte etwas wie eine Zunge hervor, und ſeitwärts erſcheinen zwey Paar einander gegen über ſtehende Spitzen, womit es beſtändig zu vippern pfleget, ſolche aber auch einziehen und wieder ausſtrecken kann. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Stiele; dieſer wird verlängert und verkürzet und im letzten Falle kräuſelt ſich ſelbiger, gleich einem um einen Stock gewundenen Drathe. Der Buſchpolype machet nicht immer einen gleichförmigen Schwarm aus, und ſitzt auch nicht immer an andern Körpern an, ſondern öfters vereinigen ſich viele Thierchen unter einander, und hängen, indem ſie ihre Stielchen verſchlingen, dergeſtalt zuſammen, daß ſie ein Bäumchen mit Aeſten vorſtellen. Dergleichen beſonders ſchönen baumförmigen Schwarm hat Hr. Brady bey Brüſſel entdecket, wovon die Abbildung auch im Linnäiſchen Naturſyſteme des Hrn. Müllers Taf. 33. befindlich iſt. An dergleichen iſt die Bewegung recht wunderbar. Wenn eins von dieſen vereinigten Thierchen etwas empfindet, werden ſolches alle zugleich inne, und alle ziehen ſich gemeiniglich zugleich zuſammen, welches aber auch zuweilen nur eine Art allein thut. Die an einander hangenden Thierchen bleiben auch nicht immer vereiniget, es machen ſich öfters einige loß, ſchwimmen in dem Waſſer einzeln hin und wieder, kehren aber auch wieder zu den übrigen zurück. Herr Trembley hat zwar außer den Glocken hin und wieder rundliche Bläschen entdecket und ſolche für die Eyerneſter ausgegeben, ob ſelbige aber wirklich dergleichen ſind, iſt zwar nicht erwieſen, doch will man wirklich beobachtet haben, daß bey einigen Arten die Vermehrung durch dieſe Bläschen geſchehe. Sie ſind anfangs überaus klein, wachſen aber geſchwinde und in kurzer Zeit ſind ſie größer

als

als die Glocken; worauf ſich ſolche abſondern, fortſchwimmen, und vermittelſt eines kurzen Stielchens an eine Pflanze anſetzen; ſie verlängern ſich alsdenn in wenig Stunden anſehnlich und das Bläschen vertauſchet ſeine vorige kugelförmige Geſtalt mit der eyförmigen einer Knoſpe. Dieſe Knoſpe theilet ſich der Länge nach in zwo andere kleine, die aber doch größer als eine Glocke ſind; dieſe theilen ſich nochmals, wie die erſtern, ſo daß jetzo vier Knoſpen auf dem Stängel ſitzen. Dieſe alle theilen ſich wiederum und geben acht Knoſpen, und ſolchergeſtalt geſchieht die Theilung immer fort. Alle Knoſpen ſitzen mittelſt eines eigenen Stielchens an dem gemeinſchaftlichen Stängel, ſind aber von ungleicher Größe. Die größern fahren fort ſich zu theilen, die kleinen aber fangen an ſich aufzuſchließen, die Glockengeſtalt anzunehmen und ſtellen vollkommene Polypen vor. Faſt auf gleiche Weiſe löſen ſich bey andern Arten die Glocken ſelbſt von dem Strauße ab, ſchwimmen weg, ſetzen ſich mit einem kurzen Stielchen wieder an etwas an, ſchließen ſich, verwandeln ſich in eine Knoſpe, theilen ſich der Länge und aus einer werden zwo, die kleiner als die erſten ſind, ſie eröffnen ſich unmerklich und erhalten die Geſtalt der Glocke. Herr Mitchel hat um die zuvor bemerkten Bläschen gewiſſe, ſich drehende, Kränzchen wahrgenommen, dergleichen auch der Rand der Glocken führet und womit dieſe Geſchöpfe eine wirblichte Bewegung im Waſſer machen. Andere ähnliche Arten von dieſen Afterpolypen werden unter Seegallert vorkommen; wir haben hier nur eine erwähnen wollen, um dadurch den Unterſchied zwiſchen dieſen und den wahren deſto leichter einzuſehen. Und aus eben der Urſache führen wir auch von einem andern Thierpflanzengeſchlechte, nämlich der

Tubularia Linn. welches Müller Seeköcher nennet, ein angewurzeltes Gewächſe iſt, und aus einem dratförmigen Köcher beſteht, aus deſſen Ende ein blumenartiger Polype hervortritt, eine Art hier an und wählen dazu den

Federbuſchpolypen, oder die Tubulariam campanulatam L. welche Trembley zuerſt entdecket, und Polype a Pannache, Backer bell-flower-animal, oder Glockenblumenthier, und Herr Müller daher Glockenköcher genennet. Dieſe Art iſt, wie mehrere Polypen, geſellig, indem insgemein viele bey einander leben, doch ſo, daß jeder ſeine eigne Wohnung oder Köcher hat; dieſe Köcher ſind hohl, durchſichtig und außer dem Waſſer ganz weich und ſchleimicht mit einander verbunden, und ſtellen ein äſtiges Reis,

oder kleinen Corallenzinken vor, und wenn die Thierchen, welche darinnen verwahret ſind, alle ihre Aerme, deren jedes ſehr viele und gegen ſechzig hat, ausbreiten, gleichen ſolche einem, aus verſchiedenen Blumen beſtehenden Strauße. Dieſer Polype läßt ſich niemals bloß und außer ſeinem Gehäuſe ſehen, und kann ſich in dieſes ganz zurückziehen, daß ſolcher ganz und gar nicht wahrzunehmen. Dergleichen Blüthreiſer findet man öfters an den Meerlinſen ſitzen, ſonderlich vom Maymonathe bis in den September. Dieſe Polypen kommen, ſonderlich in Anſehung der Vermehrung, faſt mit den wahren Polypen überein. Wenn von den vereinigten Aeſten einige abſterben, treiben nach wenig Tagen wieder junge Sproſſen hervor; und die alten, in dem vieläſtigen Canal vereinigten, Polypen trennen ſich von einander, und treiben hernach junge. Herr Röſel hat auch die Polypen ſelbſt in zehn und mehrere Theile alſo der Quere nach zerſchnitten, daß ein jeder Theil einen oder mehrere anhangende Federbüſche behielten, alle Theile blieben am Leben, und alle trieben Nebenäſte und junge, und machten innerhalb vierzehn Tagen einen vollkommenen Strauß aus. Würden ſolche aber der Länge nach entzweygeſchnitten, und der Federbuſch zugleich verletzet, trieben ſie keine jungen aus. Will man von dieſer Polypenart nähere Erkänntniß haben, kann man Röſels Inſectenbeluſtigung III. Th. S. 447. und folgenden nachleſen. Verſchiedene Nebenarten hat Herr Pallas entdecket, und ſolche, nach dieſem Schriftſteller, Herr Müller unter den Namen Pinſel- und Papierköcher beſchrieben. Und dergleichen, oder faſt ähnliche polypenartige Geſchöpfe wohnen nicht allein in den meiſten Corallen, ſondern ſollen auch dieſe ihre Wohnungen ſelbſt bauen. S. Coralle und Meergewächſe.

Endlich erwähnen wir hier noch, aus dem Geſchlechte der Sandköcher, des ſo genannten Röhrenpolypens oder Sabella ringens Linn. Man verſteht hierunter polypenartige Geſchöpfe, welche mit einer köcherartigen, einigermaaßen äſtigen, und an einem andern Körper befeſtigten, gerade in die Höhe gerichteten Schale bedecket ſind. Man findet dergleichen in den Europäiſchen Sümpfen. Hieher gehören Baſters Kokerdiertjie oder Köcherthierchen, Herr Backers Pypdiertjie oder Pfeifenthierchen, und Herr Schäfers Blumenpolype, welchen Herr Pallas Brachionus tubifex oder Röhrenmachender Armpolype nennet. Es ſind dieſe Thierchen und ihre Schalen ungemein klein, und nur

durch das Vergrößerungsglas zu erkennen, der Geſtalt nach kegelförmig, am untern Ende dünne, braun, oder gelblichtgrün, auch wohl weiß und halbdurchſichtig. Die Schale beſteht aus vielen ſechseckichten, an einander gekitteten Körperchen, und treibt zuweilen Nebenäſtchen aus. Das Thier, das aus dieſer Röhre hervorkriecht, nimmt allerley Geſtalten an.

Nachdem wir die verſchiedenen Geſchöpfe, welche man Polypen zu nennen pfleget, beſchrieben haben, wollen wir noch die merkwürdigſten Umſtände anführen, welche zwar nicht bey allen, doch einigen, und ſonderlich denjenigen beobachtet werden, welche zu dem Geſchlechte Hydra gehören, und im genauen Verſtande Polypen genennet werden. Dergleichen Polype beſteht nur aus einer Röhre, die von einem Ende bis zum andern hohl iſt, und zwar ſowohl in dem Körper, als in den Aermen. Alle dieſe Höhlungen haben mit einander Gemeinſchaft, man findet darinnen keine Eingeweide, keine Gefäße, eine bloſe Haut machet die Röhrchen aus, und die Röhrchen machen das Thier aus. Wenn man dieſe Haut mit dem Vergrößerungsglaſe anſieht, ſcheint ſie auswendig und inwendig wie Chagrin, bemühet man ſich ſolche unter dem Vergrößerungsglaſe aus einander zu ſetzen, bemerket man die allerzärteſten Zäſerchen, und ein ſchleimichtes Weſen, welches die Zwiſchenräume derſelben ausfüllet, und kleine Körner, die in der ſchleimichten Materie liegen, und ganz ſchwach untereinander verbunden ſind. Dieſe Körner machen die Oberfläche dem Chagrin ähnlich, und geben dem Polypen ſeine Farbe. Herr le Cat, S. die Schriften der Akad. zu Rouen, oder das allgemeine Magazin III. Th. 5. S. vergleichet dieſe Körner mit den Drüſen und glaubet, daß ſelbige die Stelle des Gehirns, und der übrigen Eingeweide vertreten, das ſchleimichte Weſen aber vergleichet er mit dem Nervenſafte, und die Fäſerchen hält er für die Triebfedern der Verrichtungen dieſes Thieres. Die deutlichſte Verrichtung beſteht in Annehmung und Verdauung der Nahrungsmittel. Wenn der Polype hungrig iſt, ſo ſtrecket er ſeine Aerme in dem Waſſer, als Netze, aus; ſobald nun der Raub in ſelbe fällt, ergreifen ihn dieſe Aerme, und bringen ihn an den Mund, der ihn verſchlinget. Der Polype erwartet nicht allemal ſeinen Raub, ſondern merket ſolchen von weiten, und geht hin, ſolchen zu ſuchen. Ueber die Art und Weiſe, wie die Polypen, ſonderlich der Oraniengelbe, ihre Beute zu fangen pflegen, hat Herr Röſel mancherley Beobachtungen angeſtellet,

geſtellet, welche man im III. Th. der Inſectenbeluſtigungen S. 480. nachleſen kann. Die meiſten Thiere, wovon ſich der Polype nähret, ſind viel größer, als die Oeffnung des Mundes. Es kann dieſen aber, wie auch den Leib, ungemein erweitern, und die Thierchen verſchlingen, in welcher Stellung ſie auch ihm vorkommen, und man kann öfters das verſchluckte Thier ganz deutlich durch den Polypen, der durch die Erweiterung mehr durchſichtig geworden iſt, hindurchſehen. Das verſchluckte Thierchen ſtirbt in weniger, als einer Viertelſtunde. Es zerſchmelzet nachher in dem Leibe des Polypens, und es ſcheint, daß dieſer nur den Saft daraus ſauge, das übrige grobe aber durch eben die Oeffnung wieder von ſich gebe, durch welche es hineingekommen iſt. Der ausgeſaugte Saft verbreitet ſich durch die ganze Höhlung des Thieres, ſowohl durch die Aerme, als den Leib, und geht endlich in die drüſichten Körner, wodurch das Thier ernähret und zugleich gefärbet wird. Zuweilen verſchlucket ein Polype den andern; dieſer aber ſtirbt nicht in dem Leibe deſſen, der ihn verſchlucket hat, wenn ſolcher auch gleich vier bis fünf Tage darinnen bleibt; der Feind wirft ſolchen wieder geſund und wohl behalten von ſich. Dieſer Zufall iſt von mehrern beobachtet worden, wie ſolches aber zugehe, und warum der verſchluckte Polype nicht, wie die andern Würmer, in dem Leibe aufgelöſet werde, hat niemand erklären können. Röſel hat auch wahrgenommen, wie ein alter grüner Polype den noch anhangenden jungen, oder dieſer den alten verſchlucket, und wohl eine Stunde lang bey ſich behalten. Herr Trembley hat es gar ſo weit gebracht, daß er einen in den andern geſtecket, und verdoppelt, keiner iſt geſtorben, ſie haben ſich vielmehr auf einander eingepfropfet, und in dieſer genauen Geſellſchaft fortgelebet. Die Vermehrung der Polypen iſt vielerley. Einige Naturlehrer vermuthen, daß die Körner die Eyer ſind, woraus Junge kommen. Gewiſſer iſt diejenige Vermehrung, welche, nach Art der Pflanzen, durch ausgetriebene Keime oder Schößlinge geſchieht. Dieſe Keime erſcheinen anfangs auf der Oberfläche des Polypens als kleine Auswüchſe, vergrößern ſich aber allmählich, treiben Aerme aus, und werden endlich zu vollkommenen Polypen. Der Schwanz eines jungen Polypen iſt mit dem Leibe der Mutter vereiniget, und hat an ihrer Nahrung eben ſo Theil, wie die Aerme dieſer Mutter ſelbſt. Hat die junge Bruth Aerme bekommen, haſcht ſie ſelbſt ihren Raub, verſchlucket ihn, verdauet ihn, und

vertheilet den Saft bis in den Leib der Mutter. Ein Mutterpolype hat oft fünf, ſechs, acht Junge, bald mehr, bald weniger. Wenn der junge Polype ein gewiſſes Alter erreichet, ſo zieht ſich der Theil, wodurch er mit der Mutter verbunden iſt, zuſammen, wird enger, und ſondert ſich endlich von der Mutter ab. Ein ſolcher abgeſonderter Polype wird nach wenig Tagen gleichfalls junge austreiben. Es giebt ſogar kleine Polypen, die noch an ihrer Mutter befeſtiget ſind, und ſchon ſelbſt wieder junge austreiben, ja man hat bisweilen geſehen, daß die letztern noch ein drittes Geſchlecht ausgetrieben haben. Alle Polypen ſind Mütter, und vermehren ſich ohne Vermiſchung mit einem andern, und doch ſind ſie auch nicht Zwitter, wie eine andere Art der Vermehrung deutlich beweißt. Wenn man die Polypen in Stücken zerſchneidet, werden ſie von neuen aus ihrem zerſtörten Ueberreſte gebohren; ſo viel Stücke, ſo viele Polypen. Trembley und andere haben demſelben Kopf, Schwanz, Aerme abgeſchnitten, und alle dieſe abgeſchnittenen Stücke haben junge hervorgebracht, welche wiederum fruchtbar geweſen ſind. Röſel hat beſonders den braunen Polypen gar ſehr gemißhandelt, ſolchen in einem Tropfen Waſſer auf ein ſteifes Papier geleget, und mit der Lanzette der Länge und Quere nach zerſtochen, und endlich den, gleichſam mit tauſend Wunden verletzten Polypen mit der Spitze der Lanzette, gleich einem Breye, untereinander gerühret, und doch zeigten ſich nach fünf Tagen viele ſeltſam geſtaltete Polypen. Es hat derſelbe auch die Aerme zerſchnitten, und jedes Stück davon hat ſich in einen vollkommenen Polypen verwandelt. Noch eine andere Art ſich zu vermehren, iſt denen Polypen natürlich, doch geſchieht ſolche ſelten. Der Polype zieht ſich zuweilen in der Mitte enge zuſammen, und wird an dieſem Orte trocken, worauf ein Stück von dem andern ſich abſondert, und nach der Abſonderung wird an jedem dasjenige erſetzet, was daran fehlet, um einen vollkommenen Polypen auszumachen. Da der Polype ſeinen Raub von weiten wahrnimmt, und ſolchen aufſuchet, da auch ſelbiger gegen das Licht eine beſondere Neigung äuſſert, und ſolches zu genießen, ſich bemühet, hat man die Frage aufgeworfen, ob ſelbiger Augen habe. Herr le Cat vermuthet, daß die drüſichten Körner ihm ſtatt der Augen dienen, und der Polype gleichſam nichts anders als ein Gewebe von Augen ſey.

Die Verſuche, welche man mit den Polypen unternommen, um ihre Natur und Weſen deutlicher ein-

einſehen zu lernen, ſind ſo mancherley und verwunderungswürdig, daß wir wenigſtens noch einige davon anführen müſſen. Wenn man die Polypen, wie bereits erwähnet worden, der Quere nach in zwey und mehrere Stücke zerſchneidet, treibt ein jedes Stück, das, was ihm fehlet, und die abgeſchnittenen Stücke geben nicht das geringſte Zeichen einer Krankheit von ſich, ſie bewegen ſich, ſuchen das Licht und bringen neue Schößlinge hervor, nicht anders, als wenn ſie ganz und vollſtändig wären. Herr Trembley hat auch Polypen nach der Länge, von dem Kopfe an bis gegen die Mitte des Leibes zerſchnitten; dieſe abgeſonderten Theile haben, anſtatt ſich wieder zu vereinigen, jedes einen neuen Kopf hervorgebracht. Er hat auch dieſe neuen Köpfe geſpalten, woraus ein Polype mit vier Köpfen geworden. Er hat ſolche bis auf ſieben und achte gebracht, und eben das mit dem Schwanze vorgenommen, und vielköpfichte, und vielſchwänzichte gemacht. Die meiſten Köpfe und Schwänze haben ſich endlich von ſelbſt losgemachet, und jedes einen vollkommenen Polypen vorgeſtellet. Weil die, der Länge nach in zwey Stücke zerſchnittenen, Polypen ſich auch der Länge nach zuſammenrollen, und zwo Walzen ausmachen, hat Trembley die Polypen in ſo kleine Stücken oder Fäden zerſchnitten, daß ſie ſich nicht zuſammenrollen konnten, es ſind aber dieſe Stücke aufgeſchwollen, die Fäden haben ſich erweitert, es hat ſich eine Höhle in ihnen erzeuget, und alle ſind zu Polypen verwandelt worden. Herr Röſel hat noch eine andere, und unbegreifliche Erſcheinung wahrgenommen, und mehrmals geſehen, wie ein vom Kopfe bis zur Mitte des Leibes zerſchnittener grüner Polype einen andern, auf gleiche Weiſe geſpaltenen, ergriffen und verſchlucket, und nachdem dieſer zwo Stunden in jenem geblieben, wieder als ein grüner Schleim ausgeſpeyet worden. Und doch hat derſelbe bey dieſer Art Polypen, wenn ſie ganz ſind, wie bey den andern, nur eine Höhle wahrnehmen, daher auch nicht einſehen können, wie dieſes Verſchlucken in einem zerſchnittenen möglich ſeyn dürfte. Herr Röſel hat auch an den Armpolypen wahrgenommen, wie ſie das Vermögen haben, ſich ſelbſt, wie ein Strumpf, umzukehren, und zugleich beobachtet, daß ſie bey dieſer Gelegenheit einige Körner fallen laſſen. Herr Trembley hat dieſes nachgeahmet, und ſolche umgekehret, wie man einen Finger an einem Handſchuh umkehret. Viele haben ſich wieder in ihren natürlichen Zuſtand geſetzet, einige ſind umgekehrt geblieben, und haben in dieſem Zuſtande gelebet,

lebet, ſich genähret und Junge hervorgebracht. Es ſind unter dieſen umgekehrten einige geweſen, deren Aerme alle inwendig waren, mithin der Gefahr ausgeſetzet, Hungers zu ſterben; es erfolgte aber eine ganz wunderbare Erſcheinung; die Mitte ſolcher Polypen ſchien zu berſten, es wurden Oeffnungen in derſelben, und dieſe Oeffnungen waren ſo mancher Mund, um welche herum ſich Aerme bildeten, daß das Thier gehen und den Raub ſuchen konnte. Mit dieſen Wundern iſt Herr Trembley noch nicht zufrieden geweſen; er hat auch Polypen in einander geſtecket, und ſie durch eine Schweinsborſte, womit er ſie durchſtochen, in einander gehalten. Viele haben ſich losgemachet, andere ſind auf einander eingepfropfet geblieben, und haben in dem Zuſtande gelebet und ſich vermehret. Ein ſolcher verdoppelter Polype hatte zwo Reihen von Aermen, nämlich die Aerme des äußern und die Aerme des innern. Der innere konnte allein eſſen, nichts deſto weniger bemerkte Trembley, daß ſich der Nahrungsſaft auch in dem äußern verbreitete. Bisweilen ſteckete der innere Polype ſeinen Kopf durch den Leib des äußern heraus, und ein jeder von ihnen nahm Nahrung zu ſich. Merkwürdig ſind auch diejenigen Verſuche, welche Bonnet anführet, und nach welchen man den abgeſchnittenen Kopf des Polypen wieder an ſeinen Rumpf bringen kann, worauf ſich beyde wieder mit einander vereinigen. Man kann auch den Kopf von einem andern Polypen wählen, er wird ihn, wie ſeinen eigenen annehmen. Die Rumpfſtücke verſchiedener Polypen, mit den Enden an einander geſetzet, vereinigen ſich gleichfalls und machen einen einzigen aus. Alle dieſe Erſcheinungen ſind höchſt wunderbar und ob gleich das neue Wachsthum der zerhackten Stücke eines Polypen viele Aehnlichkeit mit den Pflanzen zeiget, ſo bleibt doch noch vieles übrig, welches nicht füglich erkläret werden kann, und Herr le Cat rufet hierbey klüglich aus: „Gute Nacht Mechanik und „beynahe gute Nacht Baumeiſter„geiſt, wo man nicht in dem na„türlichen Triebe dieſes Geiſtes ein „wenig von dem Verſtande, der „für unerwartete Zufälle Hülfs„mittel zu finden weis, annimmt.„ Einen ſolchen Baumeiſtergeiſt beſitzt vielleicht Hr. Derome Delisle, welcher die Polypen des ſüßen Waſſers gar nicht für ſolche merkwürdige Thiere anſieht, vielmehr das Wunderbare, welches ſo viele andere Naturforſcher dabey angemerket, für erdichtet annimmt, oder leichtlich zu erklären glaubet. Es iſt demſelben ſehr wahrſcheinlich, daß die Polypen, welche Trembley und andere für wahre Thiere gehalten,

halten, nur eine Hülle ſind, worinnen unendlich viele kleinere Thierchen ſitzen, und daß alſo das, was man für ein einzelnes Thier gehalten hat, eine zahlreiche Familie, die beyſammen wohnet, ausmache. Alle Erfahrungen und Verſuche beziehen ſich demnach, nach dem Herrn Delisle, nur auf das Haus, und man hat dieſes für belebt angenommen, die Verrichtungen aber der darinnen wohnenden Thierchen gänzlich überſehen. Wo ſind aber dieſe Thierchen in dieſer Behauſung anzutreffen? Alle haben ſolche geſehen, aber nicht für dasjenige erkannt, was ſie ſeyn; nämlich Herr Delisle hält alle die Körner, welche in der Polypenhaut ſtecken, weder für Drüſen, noch Eyer, ſondern für einzelne und vollſtändige Thierchen, obgleich ſelbige ſo klein ſind, daß man die eigene organiſche Bildung auf keine Weiſe erkennen kann. Dieſen Gedanken ſuchet Herr Delisle weiter auszuführen und die Beobachtungen, die man an den Polypen gemacht hat, daraus zu erklären, welches wir hier nicht wiederholen wollen. Man kann davon das neue Hamb. Magaz. 3 Band, 428 S. nachleſen. Mit dieſer Meynung ſcheint Herrn Müllers einigermaßen überein zu kommen, indem derſelbe annimmt, wie der Polype aus lauter organiſchen Theilen beſtehe, die ein ſich ſelbſt bildendes Vermögen haben; doch will er ſolche lieber für Gewächſe, als Thiere annehmen. Hr. Backer hat auch eine beſondere Meynung ausgedacht, welche das Freſſen der Polypen anbetrifft. Es ſcheint demſelben nicht nur glaublich, daß das Maul dieſer Thierchen mit Zähnen verſehen ſey, ob man gleich nicht im Stande iſt, ſolche wahrzunehmen, ſondern hält auch davor, daß etwas giftiges bey dem Biſſe ſeyn müſſe, mithin der Polype eben ſo, wie die Schlange, theils beiße, theils einen Gift in die gemachten Wunden fließen laſſe, um ſeinen Raub deſto geſchwinder ums Leben zu bringen.

Endlich wollen wir noch bemerken, wie die Polypen, ſonderlich die zwote und dritte Art, öfters von einer Art Läuſe heimgeſuchet und dadurch krank, oder auch gar getödtet werden. Es zeigen ſich nämlich an den mit Jungen behängten Polypen, und zwar am Leibe, nicht weit von dem Maule, helle und durchſichtige Bläschen von verſchiedener Geſtalt und Größe. Da nun von den Körnern, woraus des Polypen Leib und Aerme beſtehen, ſonderlich wenn dieſer ſeinem Ende nahe iſt, ſich manchmal viele, manchmal wenige abſondern, ſo hat man auch dieſe durchſichtigen Bläschen für dergleichen Körner annehmen wollen. Weil auch Röſel beobachtet, wie dieſe blaſenförmige Körper

der Hälfte einer hohlen Kugel ähnlich waren, und zugleich bemerket, daß ſie zwey hervorragende bewegliche Spitzlein führeten, die einander gegen über ſtünden, und damit im Waſſer einen Wirbel erregten, und mancherley kleinere Inſecten an ſich zogen, ſo könnte man einigen Naturlehrern leicht Beyfall geben und glauben, daß die Armpolypen, wenn ſie zuweilen einige Zeit keine Speiſe zu ſich nehmen, eben nicht faſteten, ſondern durch dieſe, zu dem Ende offene, Körner ihre Nahrung erhielten und zu ſich zögen. Nach Hrn. Röſels Beobachtungen aber findet dieſe Meynung nicht ſtatt. Es hat derſelbe mehrmals geſehen, wie ſich dieſe Bläschen von den Polypen abgeſondert, in dem Waſſer hin- und her geſchwommen, ihre Geſtalt auf mancherley Weiſe verändert, und ſich wieder an den Polypen angeſetzet, und daraus abgenommen, daß ſelbige nichts anders, als eine Art von Läuſen ſind, welche ſich auf die Polypen ſetzen, dieſelben ſchwächen und endlich tödten.

Unter den vielen Schriftſtellern, welche von der wunderbaren Eigenſchaft der Polypen gehandelt, empfehlen wir vorzüglich den Bonnet, welcher in den Betrachtungen über die Natur, im VIII. Th. vom XI Hauptſtücke bis zum Ende, ingleichen im 1ſten Hauptſtücke des IXten Theils, mit vieler Beredſamkeit und Gelahrheit von dieſen Thierchen gehandelt.

Polypus.

Polypus iſt, nach dem Richter, S. 575. und 681. ein großer Seefiſch im adriatiſchen Meere, dem Blackfiſche ſehr gleichend; wird daher auch Polkuttel genannt. Er hat acht lange dicke Pfoten, welche durch eine dicke Haut zuſammengefüget ſind. Dieſe dienen ihm zum Schwimmen, zum Kriechen und Speiſe zum Munde zu bringen. Seine Eyer ſind weiß, ſonſt denen des Blackfiſches ähnlich. Er läßt einen braunrothen Saft aus der Magenblaſe von ſich, wenn er ſich zurücke ziehen will. Er wird im adriatiſchen Meere gefunden, und frißt Muſcheln, Schnecken, Gras, auch Menſchenfleiſch. Sein Fleiſch wird gegeſſen und dienet wider die Colik und Blähungen. Aus den Chomel läßt ſich hinzuſetzen: Polypus, franz. Polype, iſt auch, wie der Blackfiſch, ein Fiſch oder Ungeziefer des Meeres, gleich einer Spinnen, mit acht langen Füßen, womit er ſeinen Raub ergreift und feſt hält. Er wächſt oft zu einer ſo ungeheuern Größe, daß er Menſchen bezwingen und unter das Waſſer reißen kann. Er läßt einen purpurfarbenen Saft von ſich, der aber doch kein Blut iſt. Er iſt ſo gefräßig, daß er in Mangel andern Futters ſeine eigenen

genen Füße anfrißt, die ihm aber wieder wachſen ſollen. Seinem Geruche, welchen er auch nach dem Tode behält, gehen die Fiſche begierig nach, und wenn er einen Felſen ergriffen hat, hält er ſich ſo feſt daß er ſich lieber zer= als loßreißen läßt.

Pomeranze.

S. Citronbaum.

Pomeſine.

S. Citronbaum.

Pompelblume.

S. Malve und Siegmarskraut.

Pompelmuß.

S. Citronbaum.

Pompen.

S. Spritzgurke.

Pompholyx.

Pompholyx, iſt eins von den Zinkproducten, welche bey dem Schmelzen der Zinkiſchen Erze in die Höhe ſteigen. Man unterſcheidet Tutie oder Ofenbruch, Pompholyx und weißen Nicht von einander, und nennt gemeiniglich dasjenige Pompholyx, welches an den Seiten des Ofens höher, als die Tutie und tiefer als der weiße Nicht ſitzt, eine lichtgraue Farbe hat, lichter als die Tutie und etwas ſchwerer, als der weiße Nicht iſt. Andere machen zwiſchen Pompholyx und weißen Nicht keinen Unterſchied. Das Pompholyx der Alten und weiße Nicht ſcheinen einerley und dasjenige Zinkiſche Product zu ſeyn, welches als eine zarte weiße Wolle ſich zu oberſt der Oefen anlegt. Es wird daſſelbe in der Heilkunſt als ein gutes Augenmittel gebrauchet, da man aber ſehr wenig erhält und bey dem Verkauf deſſelben viel Betrügerey vorfällt, ſo thut man beſſer, wenn man ſich in der Heilkunſt der Zinkaſche bedienet. S. Zink.

Ponamofiſch.

Ponamofiſch wird in Acadien ein Fiſch genannt, der im Chriſtmonathe, oder genauer zu ſprechen, zwiſchen den beyden letzten Mondvierteln, auf dem Eiſe laichen ſoll, da man ihn denn in ſelbſt beliebiger Menge wegfange. Nach des P. Charlevoix Meynung ſoll er eine Gattung von Seehunden ſeyn. S. A. Reiſen, B. XIV. S. 90.

Pone.

Dieſen Namen führen wir nur an, weil ſelbiger bey einigen andern Schriftſtellern vorkömmt, ob wir gleich nicht angeben können, was darunter für ein Baum zu verſtehen ſey. Es ſoll ſelbiger in dem Königreiche Tunquin in Aſien wachſen und ein ſehr weiches Holz enthalten, welches aber von Tiſchlern und andern Handwerkern zu ſolchen Sachen gebrauchet

wird, welche mit Firniß überzogen werden ſollen.

Pongo.
S. Orang-Utang.

Pontac.
S. Weinſtock.

Pontederie.

Der öffentliche Lehrer zu Padua, Julius Pontedera, hat durch ſeine 1718 herausgegebene Tabulas botanicas, noch mehr aber die 1720 gefolgte Anthologia und angehängten Diſputationen ſich um die Kräuterkunde wohl verdient gemachet, obgleich ſelbiger die Kraft des Staubbeutelmehles mit falſchen Gründen zu widerlegen, ſich bemühet. Das, vom Herrn von Linne' deſſelben Andenken gewidmete, Pflanzengeſchlechte zeiget eine allgemeine länglichte, ſeitwärts aufklappende Blüthſcheide, und ein röhrenförmiges, in zwo Lippen abgetheiltes Blumenblatt, deren jede wieder drey Einſchnitte hat; ſechs pfriemenartige Staubfäden, deren drey am Rande der Röhre, drey aber unterwärts in der Röhre des Blumenblattes ſitzen, und unter dem Blumenblatte einen länglichten Fruchtkeim mit einem niederwärts gebogenen Griffel und etwas dickerm Staubwege. Die fleiſchichte, kegelförmige Frucht iſt an der Spitze breit und umgebogen, öffnet ſich mit drey Klappen, und enthält in drey Fächern viele rundliche Saamen. Man findet beym Herrn von Linne' vier Arten, welche unter die ſeltenſten Pflanzen gehören, daher wir ſolche nur kurz anführen wollen:

1) Pontederie mit eyförmigen Blättern und köpfchenweiſe geſtellten Blumen, Pontederia ouata Linn. wächſt in Malabar an wäſſerichten Orten und heißt im Hort. Mal. To. XI. Narukila.

2) Pontederie mit herzförmigen Blättern und abhangenden Blüthſträußern, Pontederia vaginalis Linn. Im Herb. Amboinenſ. Tom. VI. p. 178. wird ſolche unter dem Namen Olus paluſtre beſchrieben; wächſt häufig in Macaſſarien auf den Reisfeldern und wird von den Innwohnern ſtatt eines Zugemüſes geſpeiſet.

3) Pontederie mit herzförmigen Blättern und aufgerichteten Blüthähren, Pontederia cordata Linn. wächſt in Virginien an wäſſerichten Oertern.

4) Pontederie mit ſpondonförmigen Blättern und doldenweiſe geſtellten Blüthen, Pont. haſtata wächſt in Indien.

Ponzinen. S. Citronbaum.

Porana.

Porana iſt ein neues Pflanzengeſchlecht,

geſchlecht, welches Burmann beſtimmt und auch Herr von Linné angenommen hat. Der Kelch beſteht aus fünf Blättchen, welche ſtehen bleiben und ſich mit der Frucht vergrößern. Das Blumenblatt iſt glockenförmig; die fünf Staubfäden ſind kurzer; der Griffel iſt bis zur Hälfte geſpalten, länger und mit köpfichten Staubwegen beſetzet; die Frucht öffnet ſich mit zwo Klappen.

Porcellanen.

Dieſen Namen pfleget man insgemein ſolchen Schnecken beyzulegen, welche ſchön glatt, glänzend und öfters vielfärbig ſind, und in Anſehung dieſer Schönheit dem chineſiſchen Porcellane nichts nachgeben; im genauen Verſtande aber verſteht man darunter nur diejenigen, welche mit der glänzenden Glätte aus dem Meere kommen und keines Putzens oder Polieren bedürfen und der Geſtalt nach faſt ein, der Länge nach halb durchſchnittenes, Ey vorſtellen, davon der obere runde Theil der Rücken, der untere breite aber durch die, auf beyden Seiten oder Rändern gezähnelte, und von einem Ende zum andern ausgedehnte Mündung in zween gleiche Theile abgetheilet iſt, und dieſe Art von Mündung hat eigentlich zu dem Geſchlechtsnamen Gelegenheit gegeben, welcher von Porcus, oder einem Schweine herzuleiten iſt, indem man die untere Mündung mit dem weiblichen Theile eines Mutterſchweines verglichen; daher ſie auch von einigen Holländern Verkjes genannt werden. Auf erwähnte Aehnlichkeit zielt auch die griechiſche Benennung Choiſina, ingleichen die Linnäiſche Cypraea, nach der Göttinn Venus; daher auch dieſe Schnecken Conchae venereae, franzöſiſch Pucelages, holländiſch Kliphouſen genannt werden. Man ſoll dieſe aber nicht mit den Venusmuſcheln verwechſeln, als welche zweyſchalicht ſind, und auf eine andere Art demjenigen Theile gleichen, wo Venus die fleiſchlichen Lüſte am weiblichen Geſchlechte ausübet. Nach dem Plinius wurden die Porcellanſchnecken in dem Tempel in der Stadt Gnidus hochgehalten, und daher venereae genannt. Ferner heißen dieſe Schneckenhäuſer Conchae laeuigatoriae, oder Likhoorntjes, weil die Italiäner ſowohl Papier, als Zeuge damit glätten. Der Einwohner iſt eine Art Limax, oder gleicht der Erdſchnecke ohne Haus, welcher aus der langen Mündung herausgeht und mit einem großen Mantel verſehen iſt, welchen er an beyden Seiten ſolchergeſtalt über die Schale hinſchlagen kann, daß dieſe ganz eingehüllet wird.

Die Schriftſteller erwähnen ſehr viele Arten Porcellanen, und beym Leſſer findet man dergleichen gegen

gegen hundert aufgezeichnet, wovon aber viele nur Nebenſorten, oder Abänderungen ausmachen, einige auch, nach der neuern Eintheilung, zu andern Geſchlechtern gehören. Herr von Linné beſtimmt nur etliche vierzig Arten, und bringt ſolche unter vier Abtheilungen, welchen Herr Müller folgende Beynamen gegeben.

1) Spitzige Porcellanen mit hervortretenden Windungen, oder an welchen ſich eine kleine hervorragende Spitze zeiget.

2) Stumpfe, deren Windungen nicht hervortreten. Unter dieſen kommen ſonderlich die ſo genannten Schlangen- oder Otterköpfchen vor. S. Mohrenbauch, B. V. S. 721.

3) Genabelte, welche einen eingedruckten Nabel haben, und

4) Geſäumte, welche am Rande einen dicken Saum führen.

Viele von den, unter dieſen vier Abtheilungen beym Herrn v. Linné verzeichneten Porcellanſchnecken, haben wir unter ihren beſondern und gebräuchlichen Namen angeführet, die andern wollen wir hier nach dem Müller kürzlich beſchreiben.

a) Zu den ſpitzigen gehören

1) Weiße Maſern oder Baſtardargus mit weißen Augen, Cypraea exanthema Linn. Die Länge beträgt ohngefähr vier Zoll. Die Gewinde treten mit einer kleinen Spitze hervor. Die Grundfarbe iſt bräunlich und weiß gefleckt. Mitten über die Schale läuft ein blaſſer, etwas geſchlängelter oder äſtiger Strich. Unterwärts iſt die Schale blaßfärbig, gelblicht braun und ungeflecket. Die Zähnchen an der Mündung ſind dunkelbraun. Wenn man die obere Haut abſchleift, bekömmt die Schale Banden und wird endlich violet. Man erhält dieſe aus den Antillen.

2) Doppelter Argus, Cypraea argus Linn. Dieſes iſt der ächte und zwar doppelte Argus, indem die Augen einen weißlichen Kern in einem dunkeln Ringe haben, welche ſich auf einem braungelben Grunde zeigen. Zuweilen befindet ſich in dem weißlichten Kerne noch ein brauner Punct. Die Schale wird einen Finger und drüber lang und iſt etwas länglicht rund, oder an den Seiten mehr gedrückt. Oſtindien. Einige unterſcheiden das Männchen und Weibchen, indem die Schalen dicker und dünner gefunden werden; dergleichen Unterſchied wird nicht geachtet.

3) Arabiſche Buchſtabenporcellane, Cypraea arabica. Die braunen, auf einem gelblichten Grunde befindlichen Zeichen ſollen einige Aehnlichkeit mit den arabiſchen Buchſtaben haben, es ſind aber nur dicht an einander ſtehende Strichelchen und Kreuzſtriche. Mitten über die Schale läuft zu-

weilen ein falſch gezeichneter Strich; der Rand aber iſt mit ſchwarzen Puncten geſprenkelt und geſchwollen. Die Größe iſt gegen drey Zoll. Wenn man die obere Haut abſchleift, erſcheint die Schale grau mit blaſſen Banden, und wenn auch dieſe abgeſchliffen worden, folget eine amethyſtfärbige geflammte Oberfläche. Oſt- und Weſtindien.

4) Schildkrötenporcellane, holländiſch Schildpad- oder Karet-hoorn, auch Bruſtharniſch genannt. Cypraea teſtudinaria Linn. Sie führet den Namen wegen der braunen und gelben melirten Flecke. Sie iſt faſt die größte unter den Porcellanen und wird ſechs Zoll, auch drüber lang, verhältnißmäßig aber iſt ſie die ſchmälſte. Sie kömmt aus dem perſiſchen Meerbuſen.

5) Weitauge, nach der holländiſchen Benennung Wyd-Oog, ſonſt auch Schlangenkopf und Waſſertropfen genannt, Cypraea ſtercoraria Linn. Die Schale wird einer Fauſt groß, iſt ſehr bäuchicht erhaben, mit ziegelrothen, ins weiße fallenden Flecken, die als weite Augen die Schale obenher beſetzen. Der flache Rand iſt bläulicht braun und zuweilen ganz ſchwarz. Oſtindien.

6) Achatporcellane, Cypraea amethyſtea Linn. Sie verdienet dieſen Namen mit Rechte, indem ſie ſehr ſchön amethyſtfärbig, violet, geflammt und gewölket iſt. Die Schale iſt mehrentheils eyförmig, aufgetrieben und leichte. Oſtindien.

7) Die Maus, Cypraea lurida. Die Schale iſt klein, mäuſefärbig, an den Enden gelb mit zween ſchwarzen Flecken und über dem Rücken der Quere nach mit zwey blaſſen Bändern bezeichnet. Das Mittelländiſche Meer.

8) Kiebitzporcellane, Cypraea Vanelli Linn. Die Schale iſt von der Größe eines Taubeneyes und auf einem gelben Grunde mit kleinen braunen Flecken bezeichnet. Auch die Enden ſind braun geflecket, die Mündung aber iſt röthlich.

9) Scharfmaul, Cypraea lota Linn. Der Name zeiget auf die ſpitzigen Zähne der Mündung. Die Schale iſt ſchneeweiß und von der Größe eines Sperlingseyes.

10) Dünnſchale, Cypraea fragilis Linn. Die Schale iſt ſo groß, als ein Hühnerey, auch eyförmig, grau- roth- wellenförmig gezeichnet und ſchwach bandiret, ſehr dünne und leichte. Das Mittelländiſche Meer.

11) Der Hirſch, Cypraea ceruus, nach den Supplementen des Herrn von Linne'. Die Schale iſt länglicht oval, ziegelfärbig und mit vielen weißen Puncten dichte, hin und wieder aber mit blaſſen runden Flecken beſetzet. Etwas ſeitwärts befindet ſich der

Länge nach eine ununterbrochene blaſſe Linie. Die Zähnchen an der Mündung ſind braun. Hinten geht die Schale in einen gedruckten ſcharfen Rand aus.

Die übrigen ſpitzigen Porcellanen, als die Caapſchnecke, der Fuchs, gelber und grauer Maulwurf, ſind unter dieſen Namen angeführet worden.

b) Zu den ſtumpfen gehören:

12) Salzkörnerporcellane oder Salzcoralle. Die Farbe iſt bläulichbraun mit weißen, etwas vorragenden Flecken, daher ſie, wie mit Salz beſtreuet ſcheint, und gemeiniglich Zoutkoreltjes, auch weiße Maſern und Pocken, beym Linne' Cypraea vitellus genannt wird. Wenn man die obere Haut abſchleift, erſcheint die Schale hochblau. Oſtindien.

13) Kartageniſche Porcellane nennen die Holländer Cypraea mus Linn. Müller wählet den erſten Namen, indem er Cypraeam luridam Linn. die Maus genannt. Die Schale kömmt aus Kartagena oder den Antillen, iſt etwas größer als ein Hühnerey, ſpitzig, grau gewölbt, mit einer doppelten gebogenen, aus ſchwarzen dicken Puncten gemachten Linie der Länge nach überzogen.

14) Maſernporcellane. Dieſe kleine Art iſt mit weißen Flecken bezeichnet, welche aber mehr blätterich, als rund erſcheinen und dichte an einander ſtehen, daher nennen ſie die Holländer Mazelen. Die Maſern haben bey den Deutſchen damit keine Aehnlichkeit. Man findet auch welche mit rothen Flecken. Herr von Linne' nennt ſolche Cypraea Lynx. Oſtindien.

15) Iſabelle, Cypraea Iſabella Linn. wegen der blaßgelben Farbe, die lange und ſchmale Schale aber hat pomeranzengelbe Spitzen, und iſt auf der Oberfläche zuweilen mit feinen ſchwarzen Strichelchen bezeichnet. Die Größe gleicht einem Taubeneye. Aus Madagaſcar in den Mauritiusinſeln.

Mohrenbauch, Schlangenkopf und Tiegerporcellane ſtehen unter dieſen Namen beſchrieben.

c) Genabelte Porcellanen ſind

16) Blauer Onyx, Cypraea Onyx Linn. auch der Kürbiß und blaue Schlangenkopf genannt. Die Schale iſt unten braun und oben amethyſtfärbig, weiß und mit zwey gelblichten Banden. Oſtindien.

17) Bleyporcellane, Cypraea clandeſtina Linn. Die Schale iſt noch keinen halben Zoll lang, oben bleyfärbig mit einem oder zwey blaſſen Banden und der Quere nach mit etlichen feinen gelben zuſammenlaufenden Strichen beſetzet, unten aber ganz weiß und ungefleckt. Oſtindien.

18) Zickzackporcellane, Cypraea Ziczac L. iſt nicht größer

als ein Sperlingsey, unten gelb mit braunen Puncten, oben mit bläſſern Zickzackſtrichen, auf einem gelblichtweißen Grunde, und am Ende mit zween braunen Flecken bezeichnet.

19) Die Schwalbe, Cypraea hirundo Linn. Die Schale iſt von der Größe eines Sperlingseyes, oben blau und an den Enden mit zween braunen Flecken beſetzet. Die Antillen.

20) Punctporcellane, Cypraea punctata Linn. in ſupplem. Die größte iſt wie no. 18. und 19. weiß und mit ziegelfärbigen, zerſtreueten, doch in einiger Ordnung geſtellten Puncten bezeichnet. Der Rand iſt kaum hervorſtehend und mit einer Reihe ähnlicher, aber kleiner Puncte beſetzet und die Mündung weiß.

Das rothe Ey, Eſelchen und Baſtartdrachenköpfchen, gehören auch zu dieſer Abtheilung.

d) Geſäumte Porcellanen ſind:

21) Weißauge. Der Rand ſcheint abgenaget zu ſeyn, iſt daher beym Linne' Cypraea eroſa. Sie heißt auch einäugiger Cauris, Schildkrötchen, kleine Leiſte, Brandflecken. Die Schale iſt oben gelb mit weißen Puncten und an der Seite mit einem braunen Flecke beſetzet. An der Inſel Mauritius.

22) Brandfleck nennen die Holländer Cypraea flaueola L. Die Schale iſt nicht größer als ein Sperlingsey, auf dem Rücken gelb mit weißen Puncten, an den Seiten aber mit zerſtreueten Brandflecken bezeichnet. Der Rand ſcheint abgenagt zu ſeyn.

23) Schwarzauge, Cypraea occellata Linn. Die Schale iſt faſt ſo groß wie eine Haſelnuß, einigermaßen gerandet, gelb, oben mit einigen ſchwarzen, weiß eingefaßten und übrigens weißen Augen beſetzet.

24) Weiße Frieſelporcellane, Cypraea poraria Linn. iſt etwa einen Nagel lang, violetblau und mit weißen Puncten bezeichnet.

25) Reißkörnerporcellane, Reißcoralle, Haſelnuß, daher vielleicht Cypraea nucleus vom Linne' genannt. Die Schale hat an beyden Seiten einen Rand, an beyden Enden einen ſchnauzenartigen Fortſatz, unten Runzeln und oben gelbe Körner auf einem weißen Grunde. Man findet kleine, auch welche, die einen Finger lang ſind. Auch die Farbe wechſelt. Auf der Inſel Nuſſatella wird eine blaue gefunden.

26) Aſſelporcellane, heißt auch der kleine Kellerwurm, holländiſch Piſſebed und iſt Cypraea ſtaphylaea Linn. Die Schale iſt nicht größer als eine Erbſe, an den Enden gelb und zeiget auf einem braunen Grunde ſandartig erhöhete Puncte, daher iſt ſie mit dem körnichten Knöpfchen nahe ver-

verwandt. Aus dem Mexikaniſchen Meerbuſen.

Die übrigen, zu dieſer Abtheilung gehörigen ſind beſonders angeführet worden. S. Harlequin, Drachenköpfchen, Guineiſches Geld, Blaurücken, Cauris, Gelbſchmutz, Kackerlack, Laus, Knöpfchen.

Von Porcellanſchnecken, welche unter andern Geſchlechtern vorkommen, bemerken wir hier:

a) die Porcellanblaſe, Bulla Cypraea Linn. Die Schale iſt eyförmig, mit ſchwach hervortretenden Gewinden, die in der Mitte mit einer feinen Spitze hervorkommen. Die Spindel iſt gewunden und die Mündung hinten breiter. Sie iſt ohngefähr ſo groß als eine Eichel und kömmt aus dem Mittelländiſchen Meere. Herr von Linne hält dieſe für eine unvollkommene Art des zuvor beſchriebenen Gelbſchmutzes.

b) Die Porcellanwalzen, welche unter den Walzen die dritte Abtheilung ausmachen. Es haben ſolche mit den Porcellanen viele Aehnlichkeit und wurden auch ehedem zu dieſem Geſchlechte gerechnet, weil aber ihre Mündung nicht gezähnelt iſt, die Spindel hingegen Falten hat, gehören ſie zu den Walzen. Die Porcellanwalzen ſind eyförmig oder ſchiefeyrund, und die Mündung läuft weit aus und iſt ausgerundet. Herr von Linne beſchreibt davon dreyzehn Arten, von dieſen bemerken wir hier

1) das Schweinchen. Die Holländer nennen dieſe Schnecke auch Varkentjes. Herr v. Linne aber Voluta Dactylus. Die Schale iſt weiß oder fleiſchfärbig braun, kreuzweiſe geſtreift, an der Spindel mit ſechs Falten verſehen und an der Mündung kaum ausgeſchnitten. Indien.

2) Hirſekorn, Voluta miliaria Linn. Dieſe kleine Schale iſt weiß und am Wirbel mit einem gelben Striche bezeichnet, wodurch ſich die Gewinde zeigen. Das mittelländiſche Meer.

3) Ringelwalze, Voluta monilis Linn. Die Schale iſt weiß, hat keinen Einſchnitt, zeiget kaum einige Gewinde, und iſt an der Spindel ſchief geſtreift. Sie kömmt aus China und wird daſelbſt zu Einfaſſung verſchiedenes Frauenzimmerſchmuckes gebrauchet.

4) Der Roſt, holländiſch Rooſtes. Voluta reticulata Linn. Die Schale iſt in die Quere deutlich, der Länge herab aber ſchwach, oder kreuzweiſe mit Furchen durchzogen, daher einem Roſte ähnlich; ſie hat eine weiße Mündung, inwendig geſtreifte Lippe, und die Spindel iſt am Ende etwas durchbohret. Die Größe gleicht einer Pflaume.

5) Olivenkern, nach dem Müller; in Holland heißt ſie Boertje, oder

oder der kleine Bauer, und daher beym Herrn von Linne' Voluta ruſtica. Die Schale iſt etwas größer als eine Erbſe und glatt, hat eine vorragende Spitze, gezähnelte grobe Spindel und bäuchichte gekerbte Lippe. Oſtindien.

6) Das arme Weibchen, Voluta paupercula Linn. Die Größe gleicht einer Haſelnuß; die Schale iſt gelblicht mit weißen Flammenſtrichelchen der Länge herab bezeichnet, eyförmig, glatt, nicht ausgerandet, an der Spitze geſtreifet, hochgewunden, an der Spindel mit vier Falten verſehen, und an der Lippe ſtumpf. Mittelländiſche Meer.

7) Der Bettler, Voluta mendicaria L. Die Größe gleichet einer kleinen Bohne; die Schale iſt eyförmig, etwas geſtrieft, ſchwarz, mit drey gelben Banden beſetzet, oder braun mit weißen Banden, weder an der Spindel, noch an der Lippe gezähnelt, und nur an der Spitze ein wenig gekerbet. Der Mexicaniſche Meerbuſen.

8) Gitterwalze, Voluta cancellaria L. Die Schale hat die Größe einer Nuß, und iſt in die Länge und in die Quere mit Furchen beſetzet, ſchmutzig weiß, mehr bäuchicht rund, als lang, hat vorragende Gewinde, an der Spindel drey Falten, und iſt einigermaaßen genabelt. Aus Afrika in den Antillen.

Die übrigen fünf Arten, welche Herr von Linne' in dieſer Abtheilung anführet, S. unter Perſianer und Täubchen, und die Jungfer, Bohne, und glatte Gurke unter Gurkenwalze.

Porcellanerde.

Dieſe iſt zwar nicht immer einerley, und ſonderlich in Anſehung der Gefäße, welche daraus bereitet werden, merklich verſchieden. Diejenige aber, welche man gemeiniglich darunter zu verſtehen pfleget, iſt eine Thonerde, und heißt daher beym Herrn von Linne' Argilla porcellana; es ſoll dieſe weiß, mehlartig, nicht fett, ſondern trocken und mager anzufühlen, und mit ganz kleinen glänzenden Pünktchen vermiſchet ſeyn; Herr Vogel aber erwähnet dieſe beſondern Eigenſchaften nicht, und ſchreibt nur: der Porcellanthon iſt der feinſte, weiße oder lichtgraue Thon, welcher entweder vor ſich, oder mit Zuſatz einer Kalkerde im Feuer zu Porcellan, das iſt, einem halbverglaßten und einigermaaßen durchſichtigen und weißlichten Körper wird; es iſt aber, wie Herr Vogel weiter erinnert, der Porcellanthon in Anſehung der Miſchung entweder ganz rein, oder mit ein wenig Kalkerde vermiſchet, und rechnet zu der letzten Art die Meißniſche und Böhmiſche Porcellanerde, welche beyde auch ein wenig mit

Säuren

Säuren brauſen. Noch empfindlicher brauſet die ſchöne weiße Geraiſche oder Beuzigeröder Kalkerde, von welcher Juſti in ſeiner Mineralogie §. 408. ſaget, daß ſie ſich in vielen Verſuchen, die er damit gemachet, als eine wahre Porcellanerde bezeuget habe. Die Braunſchweigiſche Porcellanerde hingegen giebt kein Zeichen eines beygemiſchten kalkichten Weſens. S. Vogels praktiſches Mineralſyſtem S. 33. und folgenden. Ganz gewiß kommt bey Verfertigung des Porcellains, wo nicht alles, doch ſehr vieles auf die ſchickliche und eigentliche Beſchaffenheit der Erde an. Es iſt ſolches die ſchönſte und feinſte unter allen Töpferarbeiten, und wem iſt unbekannt, daß nach Beſchaffenheit des Thones auch die geringern Arten von dergleichen Arbeiten gar ſehr verſchieden ſind; und da nicht allenthalben einerley Erde zu finden, und dazu anzuwenden, ſo ſind auch die Güte, Schönheit und andere Eigenſchaften des Porcellans nach den verſchiedenen Ländern ſo merklich verſchieden. Die Kunſt Porcellan zu machen iſt von den Morgenländern zuerſt erfunden worden, und das erſte, das man in Europa geſehen hat, iſt aus China und Japan gebracht worden. Die Chineſer verfertigen ihr Porcellan aus zwo verſchiedenen Materien, deren eine unter dem Namen Petuntſe, die andere unter Kaolin bekannt geworden. Der Pater d'Entrecolles, Miſſionair von China, hat von beyden Materien eine kleine Menge dem Herrn von Reaumür überſendet, welcher auch damit Verſuche angeſtellet. Petuntſe iſt eine Art eines harten Steines, oder Felsſteines, und vielleicht der ſogenannte Bologneſer Spath Muria phoſphorea Linn. welchen die Chineſer ſehr zart zerreiben, und Kaolin eine weiße Erde, welche nicht ſowohl, wie Reaumür vorgegeben, talk- ſondern thonartig iſt; ob dieſer Thon aber rein, oder gemiſchet, und daher mehr mergelartig ſey, iſt nicht genau bekannt. Im ſtärkern Feuer floß die erſte vor ſich und ohne Zuſatz, Kaolin aber widerſtund der ſtärkſten Wärme, und gab nicht das mindeſte Zeichen einer Schmelzbarkeit von ſich; nachdem aber Reaumür beyde zu gleichen Theilen mit einander vermiſchet, dünne Scheiben daraus gemachet, und dieſe dem Feuer ausgeſetzet, erhielt derſelbe ein Porcellan, welches dem chineſiſchen ganz und gar ähnlich war. Woraus denn leicht zu folgern, daß die Kunſt, Porcellan zu zubereiten, vornehmlich darinnen beſtehe, daß man zu einer Materie, die vor ſich leicht zu Glas ſchmelzet, wie die Petuntſe iſt, eine andere ſetzet, die vor ſich entweder gar nicht, wie Kaolin, oder ſehr ſchwer in dieſen

Zuſtand übergeht. Wenn man nun beydes vermiſchet, und ins Feuer bringt, welches im Stande iſt, die erſte Materie in ein Glas zu verwandeln, ſo wird daraus, weil eine unſchmelzliche darunter gemiſchet iſt, ein halbverglaßter Körper, oder Porcellan. Das Porcellan iſt nichts anders, als ein Mittelding zwiſchen Glas und Topf, ein halbverglaßter Körper, bey dem die Verglaſung nur auf einen gewiſſen Grad gebracht worden iſt, und der dabey einige Durchſichtigkeit, und eine weißlichte Farbe behält. Ein Kunſtverſtändiger aber wird hieraus leicht abnehmen, daß nicht allemal nöthig ſey, zweyerley Materien mit einander zu vermiſchen, um Porcellan zu erhalten; auch eine Erde vor ſich allein wird dergleichen geben, wenn ſie von der Beſchaffenheit iſt, daß ſolche im gelinden Feuer zu Topfe, im heftigſten aber zu Glas verwandelt werden könne. Denn wenn man dieſe in dem mittlern Grade des Feuers unterhält, welcher ſchwächer iſt, als daß daraus ein Glas entſtehe, hingegen ſtärker, als zur Topfarbeit erfodert werde, ſo wird daraus ein halbverglaßter Körper entſtehen. Will man bey dieſer Zubereitung das Feuer verſtärken, wird man ſtatt Porcellan, Glas erhalten, da hingegen auf die erſte Art, wenn zweyerley Materien mit einander vermiſchet werden, wie bey dem chineſiſchen geſchieht, dergleichen niemals erlanget werden kann, und dieſe Beſchaffenheit hat auch das Sächſiſche, welches dem heftigſten Feuer, ohne zu ſchmelzen, gleichfalls widerſteht, und in den allgemeinen Begriffen der Chymie nach alphabetiſcher Ordnung, welche Herr Bergrath Pörner überſetzet, ſchreibt der franzöſiſche Schriftſteller im 3 Theile, 289 S. Ich behaupte nach gut angeſtellten Erfahrungen, man werde das Sächſiſche Porcellan niemals ſchmelzen können, wofern es nicht bey einem Grade Feuer geſchieht, welcher geſchickt iſt, das vortrefflichſte Japaniſche Porcellan ebenfalls zu ſchmelzen. Er fährt fort: dieſem nach thun wir dem Sächſiſchen Porcellan nicht das Unrecht an, daß wir es mit denjenigen Arten vermengen, welche glasartig und ſchmelzbar ſind; es iſt in ſeiner Art ſo vortrefflich, als das Japaniſche, wo es nicht gar noch über daſſelbe iſt. Obgleich aber dieſer Franzoſe das Sächſiſche eben ſo hoch, ja noch höher ſchätzet, als das Japaniſche, und hierbey billig unſern Beyfall erhält, ſo will derſelbe doch das franzöſiſche für das ſchönſte und prächtigſte ausgeben, welches jemals in Europa gemacht worden. Wir wollen weder das franzöſiſche, noch das in andern Ländern verfertigte Porcellan zu beurtheilen unter-

unternehmen, ſondern nur erinnern, wie man hierbey ſowohl auf die Güte, als Schönheit Bedacht nehmen, und demjenigen den Vorzug einräumen müſſe, bey welchem beydes vereiniget ſey. Das Sächſiſche iſt nicht allein ſeiner Erfindung nach das erſte und lange Zeit das einzige in Europa geweſen, ſondern es hat auch ſeine Vorzüge vor dem Chineſiſchen und allen andern behauptet. Denn obgleich, ſchreibt Herr Profeſſor Schreber, in der Vorerinnerung zu der deutſchen Ausgabe von des Grafen von Milly Kunſt das ächte Porcellan zu verfertigen, die Meißniſche Mutter viel Töchter gezeuget hat, davon einige der Mutter ganz ähnlich geworden ſind, welches die Vorzüge des ſächſiſchen vor dem Indianiſchen beſtätiget, ſo behält doch die Mutter billig alle ihre gebührende Achtung vor den Töchtern, und hat nicht allein ſchon verſchiedene von ihren Töchtern überlebet, ſondern wird auch vermuthlich noch mehrere überleben. Der bekannte Erfinder hiervon war der Herr Baron von Böttcher, es verfertigte dieſer zuerſt aus einem braunen Thone eine Art von Porcellan im 1706ten Jahre. Das erſte weiße wurde 1709. gemacht, doch iſt dieſes erſt nach dem Tode des Herrn Böttchers zur Vollkommenheit gebracht worden. Man hat noch bis 1730. rothes und braunes gemachet, nachher aber, aus verſchiedenen Urſachen, damit aufgehöret, und das weiße allein beybehalten. Daß das Meißner ſeit dem letzten Kriege nicht mehr ſo weiß gemachet werde, als zuvor, wie Marſchall in ſeinen Reiſen vorgegeben, auch in den Götting. Anzeigen 1773. S. 973. wiederholet worden, iſt eben ſo falſch, als wenn Keyſer in der Fortſetzung der neueſten Reiſen S. 1085. berichtet, wie man zu Böttchers Zeiten nur weißes Guth gemacht, das braune und blaue aber 1722. erfunden worden. Das Meißner Porcellan hat ſo wenig an Schönheit und Güte einige Abnahme erlitten, daß ſolches vielmehr in einigen Stücken noch immerfort Verbeſſerungen erhalten; die blendende Weiße, die reine, gleiche und glänzende Oberfläche, die lebhaften, friſchen und wohlgefloßnen Farben, die zierlichen Malereyen, die edlen, wohl proportionirten und auf eine angenehme Art veränderten Figuren, ſchöne Vergoldungen und andere Zierrathen wird man jetzo eben noch ſo bewundernswürdig, als ehedem antreffen. Das jetzige widerſteht eben noch ſo gut dem allerheftigſten Feuer, ſo in unſern Oefen hervorgebracht werden kann, es läßt das fließende Bleyglas nicht durch, und wenn es im Schmelztiegel in einem Glasofen ſteht,

kann es ganze Wochen darinnen ſtehen bleiben, ohne zu verglaſen. Es kann aus der Kälte in die Hitze, und aus der Hitze in die Kälte gebracht, und kochendes Waſſer hineingegoſſen werden, ohne zu ſpringen, beym Zerſchlagen ganzer Stücke höret man einen reinen glockenartigen Klang, und die Scherben geben, wenn man ſie mit einem Ziegelſteine zerſchlägt, helle Funken von ſich. Auf deſſen Bruche zeiget ſich ein ſehr feines, ſehr dichtes und ſehr feſtes Korn, welches eben ſo ſehr von dem erdichten gypſichten Anſehen abweicht, als von dem Anſehen des Glaſes. Das ſchönſte von dieſer Art, ſo man kennt, ſchreibt der Graf Milly in der Vorrede, iſt das alte Japaniſche und Sächſiſche.

Das unächte Porcellan, oder Fayence, iſt auf vielfache Weiſe von dem ächten unterſchieden; am leichteſten erkennet man beydes aus der Glaſur, und auf dem Bruche. Die Glaſur darf bey dem ächten keine von der Maſſe des Porcellans verſchiedene Rinde vorſtellen, ſie muß mit dem Teige gleichartig, nicht glaſicht, nur glätter und glänzender, als die Porcellanmaſſe, welche ſie bedecket, durchaus weiß, ohne einige Beymiſchung eines matten und milchfärbigen Weſens ſeyn. Das Gegentheil zeiget ſich überall bey dem unächten. Weil bey dieſem die Glaſur mit der innern Subſtanz gar nicht gleichartig iſt, bekömmt ſolche leicht Ritze, und weil ſie mit dem Teige nicht genau zuſammenhängt, wird ſich ſolche bey der Hitze leicht abſchälen.

Wer von dem Porcellan, dazu nöthigen Materialien, und verſchiedenen Zubereitungen eine mehrere Erkenntniß zu erlangen wünſchet, empfehlen wir, außer dem bereits angeführten Werke des Grafen von Milly, welches auch im dreyzehenten Bande des Schauplatzes der Künſte und Handwerker von Herr D. Schrebern deutſch überſetzet worden, noch eine andere Schrift von zween Bogen, welche den Titel führet: Entdecktes Geheimniß des ächten Porcellains. Berlin 1750 4. obgleich darinnen in Anſehung des Sächſiſchen einige falſche Nachrichten enthalten ſind.

Nicht allein Pracht und Schönheit machen das Porcellain ſchätzbar, ſondern ein viel wichtigerer Nutzen erhöhet deſſen Werth faſt über alles, was die Kunſt jemals hervorgebracht. Unſere Speiſen und Getränke müſſen in Gefäßen zubereitet und unterhalten werden, und die dazu nöthigen Geſchirre ſollen von der Beſchaffenheit ſeyn, daß die darinnen aufbehaltenen Sachen keine Veränderung, am wenigſten eine der Geſundheit nachtheilige Eigenſchaft erhalten.

Die meiſten aber beſtehen bloß aus Metall, und die aus Zinn, Bley, Kupfer und Meſſing bereiteten ſind, oder können wenigſtens gar leicht ſchädliche Folgen verurſachen. Auch ſilberne und eiſerne, ingleichen töpferne, mit Silberglätte überzogene Geſchirre ſind nicht von allem Verdachte frey. Goldne und gläſerne erhalten vor allen den Vorzug. Da jedoch die letztern ſich nicht zu jedem Gebrauche ſchicken, und die erſtern nur in der Fürſten und Könige Häuſern anzutreffen, ſo bleiben die Porcellanen allein übrig, welche von allgemeinen Gebrauche, und auf keine Weiſe ſchädlich ſeyn, auch ohne allzugroßen Aufwand angeſchaffet werden können, zumal wenn man mit Ausſchuß oder Mittelguthe vorlieb nimmt.

Porcellaniten.

Porcellaniti, ſind verſteinerte, länglichtrunde Schnecken, welche in der Mitten eine länglichte gezähnelte Oeffnung haben. Sie ſind rar. Waller. Mineral. S. 476.

Porgel.

Unter dieſem Namen wird von einigen deutſchen Schriftſtellern der Portulack angeführet; weil die Pflanze, welche beym Herrn von Linné Trianthema heißt, ehedem auch zum Portulack gerechnet, auch vom Herrn Juſſieu Portulacaſtrum genennet worden, hat Herr Planer obigen Namen gewählet. Die Geſchlechtskennzeichen finden wir verſchiedentlich angegeben, und nachdem Herr von Linné dieſes Geſchlecht zuerſt mit denjenigen vereiniget, welche fünf Staubfäden und zween Griffel haben, nachher unter die zehnmännrigen und einweibigen geſetzet, finden wir ſolches in der Murrayiſchen Ausgabe unter den zehnmännrigen, zweyweibigen. Nach den drey, daſelbſt angeführten Arten iſt dieſes willkührlich, indem eine fünf Staubfäden und einen Griffel, die andere fünf Staubfäden und zween Griffel, und die dritte zehen Staubfäden und zween Griffel hat. Eben ſo verſchiedentlich finden wir die Blumendecke angegeben. In den Generibus beſchreibt Herr von Linné zwey Kelch-, und fünf damit verwachſene und mit einer Granne beſetzte Blumenblätter; nach der Murrayiſchen Ausgabe aber ſind keine Blumenblätter zugegen, und die Grannen ſitzen auf dem Kelche unter der Spitze. Der Fruchtbalg öffnet ſich, nach Art des Portulacks, der Quere nach in zween Theile.

Porphyr.

Lapis Porphyrius, Porphyr; iſt ein rothbrauner Stein mit weißen, auch bisweilen mit ſchwarzen, oder auch gelblichten Flecken, oder

oder mit Flecken von unterſchiedener Farbe. Gemeiniglich wird derſelbe unter die Jaſpisarten gezählet, welches z. E. Wallerius Mineral. S. 134. thut, woſelbſt vorzüglich vier Arten vom Porphyr angemerket werden; als 1) der eigentliche Porphyr, welcher rothbraun mit weißen Flecken; 2) der Porphyrit, ein purpurfarbiger Stein mit Flecken von unterſchiedener Farbe; 3) der Brocatell, ſo an Farbe röthlicht iſt, und gelbe Steinflecken hat; 4) der Granito Roßo der Italiener, welcher als eine röthlichte ſehr harte Jaſpisart mit ſchwarzen Flecken beſchrieben wird. Letzterer ſoll diejenige Art ſeyn, aus welcher die Egyptiſchen Säulen und Obelisken gemacht ſind.

Cronſtedt Mineral. S. 239. betrachtet den Porphyr als eine Felsſteinart, ſo aus Jaſpis und Feldſpat, und bisweilen aus Glimmer und Baſalt zuſammengeſetzet iſt. Er gedenket vier Porphyraten; als 1) Grün mit hellgrünem Feldſpat; 2) Dunkelroth mit weißem Feldſpath; 3) Schwarz mit weißem und rothen Feldſpat; 4) Dunkelgrau mit weißen Feldſpatkörnern.

Wir halten dafür, daß der Porphyr nicht ohne Grund zu den zuſammengeſetzten Felsſteinarten zu zählen, und zwar zu derjenigen Art, welche größtentheils aus Jaſpis beſteht. Eigentlich ſollte man auch nur diejenige Steinart mit dem Namen Porphyr belegen, welche rothbraun oder braunroth iſt, und eingeſtreute weiße, bisweilen mit unterlaufende ſchwarze Flecken hat. Der Brocatell, welcher ein röthlichter Stein mit gelben Flecken iſt, und von einigen unter die Marmorarten geſetzet wird, gehöret wohl mit mehrern Recht zu den Porphyrarten.

Den Porphyr findet man am häufigſten in Italien; er wird aber auch in Frankreich und an verſchiedenen Orten in Deutſchland gefunden. Man gebrauchet den Porphyr vorzüglich in der Baukunſt zu Zierrathen, und ſeiner Härte wegen zu Reibeſteinen und Mörſern.

Porphyrdattel.

S. Dattelſchnecke.

Porpiten.

S. Corallenpfennig.

Porpoiſe.

Das Meerſchwein, ſ. dieſen unſern Artikel, B. V. S. 544. auch Delphin, B. II. S. 306. und Oerſchwein, B. VI. S. 219.

Porre.

S. Lauch.

Porſch.

S. Kühnpoſt.

Porſt.

S. Bärenklau, Tamariſken und Wachsbaum.

Portlandia.

Dieſes Pflanzengeſchlecht iſt von Herr Brown in der Naturgeſchichte von Jamaika zuerſt beſtimmet, und vom Herrn Jacquin beſtätiget und vermehret worden. Hr. von Linne' hat die Blüththeile nach der fünften Zahl beſtimmet, bey der einen aber zeiget ſich die ſechſte. Die fünf länglicht zugeſpitzten Kelchblätter, und das lange, trichterförmige, oberwärts gar ſehr erweiterte, und in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilte Blumenblatt ſtehn auf dem Fruchtkeime und aus dem untern Theile der Röhre von dieſem entſtehen fünf pfriemenartige, einwärts gebogene Staubfäden mit langen Staubbeuteln, welche den Rand des Blumenblattes erreichen; der fünfeckichte Fruchtkeim trägt einen Griffel mit ſtumpfen Staubwege; der fünfeckichte, und mit dem Kelche beſetzte Fruchtbalg öffnet ſich an der Spitze in zwo Klappen, iſt in zwey Fächer abgetheilet, und enthält viele rundlichte Saamen. Herr von Linne' führet zwo Arten an, welche Herr Jacquin genau beſchrieben, als:

1) die großblümichte Portlandie mit fünf Staubfäden, Portlandia grandiflora Linn. Dieſer ſchöne, ohngefähr funfzehn Fuß hohe Baum wächſt auf den Felſen in Jamaika, und Jacquin hat ſelbigen im Januar blühend und zugleich mit reifen Früchten beſetzet gefunden. Die Rinde hat einige Aehnlichkeit mit dem Korke; die kurzen Aeſte ſtehen ausgebreitet, und ſind in kurzen Zwiſchenräumen mit Knoten beſetzet, welche von den abgefallenen Blättern entſtehen. Die kurzgeſtielten, einander gegenüber geſtellten Blätter ſind eyförmig, ſpitzig, völlig ganz und glänzend; gemeiniglich fehlet hinten am Stiele auf der einen Hälfte etwas, daß es ſcheint, als ob ein Theil davon abgefreſſen worden. Wechſelsweiſe, in Anſehung der Blätter, ſtehen einander gegenüber, grüne, rundliche, mit einer Spitze geendigte Blattanſätze. Die kurzen, dicken Blüthſtiele treiben aus dem Blätterwinkel hervor, und theilen ſich gemeiniglich in drey Zweige, deren jeder eine Blume trägt. Die fünf Kelchblättchen ſind grünröthlicht; das Blumenblatt iſt faſt einen halben Fuß lang, deſſen Röhre fünfeckicht, etwas weniges gekrümmet, weiß, an den Ecken und am Rande röthlicht, und der Länge nach mit funfzehen Streifen bezeichnet. Die Blumen haben den Tag über keinen, in der Nacht aber einen ſehr angenehmen erquickenden Geruch, und dieſes wechſelt einige Tage und Nächte hintereinander.

Die ſchwarze Frucht iſt gemeiniglich leer, indem die Inſecten den Saamen ausfreſſen, und davor ihren Koth zurücklaſſen. Dieſen hat, wie Herr Jacquin erinnert, Herr Browne für den Saamen gehalten, und davon eine falſche Abbildung gegeben.

2) Die kleinblümichte Portlandie mit ſechs Staubfäden, Portlandia hexandra Linn. Dieſer niedrige, ohngefähr ſechs Fuß hohe Strauch wächſt in Carthagena, blühet daſelbſt im Auguſt und September, und giebt im April reife Früchte. Die Aeſte ſind mit kleinen Warzen beſetzet, und die Blätter geſtielet, einander gegenüber geſtellet, eyförmig, in eine ſtumpfe Spitze verlängert, völlig ganz, glatt und adericht. Die, aus dem Blätterwinkel aufſteigenden, Blüthſtiele theilen ſich auch in drey Zweige; an dem Ende der Aeſte aber ſtehen drey einzelne, jeder mit einer Blume beſetzet. Der Kelch zeiget ſechs eyförmige, mit einer zarten Borſte geendigte Einſchnitte. Das Blumenblatt iſt äußerlich fleiſchfarbig, innerlich weiß, geſtreifet, und deſſen Röhre unterwärts bäuchicht, oberwärts krumm und höckericht, und in ſechs Einſchnitte getheilet. Die Zahl der Staubfäden iſt ſechſe. Die braune Frucht iſt aſchfärbig geflecket. Der Fruchtbalg iſt auch gemeiniglich leer, und die Saamen ſind von den Inſecten aufgefreſſen. Der Geruch der Blüthe iſt angenehm.

Portulack.

Nachdem Herr von Linne' mit der Portulaca Tourn. auch das Geſchlechte Telephiaſtrum Dillen. und ſein eigenes, Anacampſeros genanntes, vereiniget, obgleich die Frucht einen merklichen Unterſchied zeiget, hat derſelbe acht Arten, und folgende Kennzeichen angegeben. Der kleine Kelch beſteht aus zwey ſtehenbleibenden Blättern; die fünf ſtumpfen Blumenblätter ſind viel größer als der Kelch, die vielen Staubfäden aber kürzer als die Blumenblätter; der kurze Griffel theilet ſich in fünf Staubwege. Der einfächerichte Fruchtbalg theilet ſich bey einigen der Quere nach in zwo, bey andern der Länge nach in drey Klappen.

Der Quere nach getheilte Frucht zeiget,

1) Die keilblättrige Portulacke, Bürzelkraut, Genſel, Bleykraut, Portulaca ſylueſtris et ſatiua. Portulaca oleracea L. Dieſe vielleicht urſprünglich amerikaniſche, jetzo aber auch in Europa, und ſogar in Deutſchland einheimiſche Pflanze hat eine zäſerichte, jährige Wurzel, aus welcher viele röthlichte, geſtreckte, und in Zweige abgetheilte Stängel treiben. Die Blätter ſind dicke,

cke, ſaftig, dunkelgrün, glänzend, länglichtrund, oder mehr keilförmig, völlig ganz, und ſitzen wechſelsweiſe platt an. An dem Blätterwinkel ſitzen kleine gelblichte Blumen gleichfalls platt an, in welchen man nicht ſowohl fünf Staubwege, als vielmehr fünf Griffel unterſcheiden kann. Man unterſcheidet die wilde und Gartenportulacke; beyde aber ſind einander ganz ähnlich, und nur der Größe nach unterſchieden. Man kann den Saamen im April auf eine gedüngte Rabatte, oder, um zeitiger davon Gebrauch zu machen, auf das Miſtbeet ausſäen, und die jungen Pflänzchen einen halben Schuh weit von einander verpflanzen, und dieſe fleißig begießen. Es beſaamet ſich auch von ſelbſt, und öfters häufiger, als es einem lieb iſt. Die Blüthzeit fällt gemeiniglich in den Julius. Selten bemerket man die Blumenblätter ausgebreitet; Hr. Pollich giebt hierzu die neunte Stunde an. Wenn der Saame zu reifen anfängt, ſoll man die Stängel abſchneiden, auf ein Tuch legen, und vollends abtrocknen laſſen; wartet man mit der Einſammlung zu lange, wird der Saame meiſtens alle ausgefallen ſeyn. Die friſchen Blätter werden von vielen als Salat geſpeiſet. Sie haben eine kühlende und reinigende Eigenſchaft, und werden daher, als Salat, oder mit Brühen abgekochet, oder auch der ausgepreßte Saft beym Blutſpeyen, Scharbocke, Entzündungs- und andern hitzigen Fiebern, bey mancherley Fehlern der Uringänge, auch wider die Würmer gebrauchet. Der Saame gehöret zu den vier kleinen kalten Saamen, und wird eben ſo wenig als der von Salat, Eichorien und Endivien in neuern Zeiten geachtet.

2) Haarichte rothblühende Portulacke, Portulaca curaſſauica Herm. Parad. Tab. 214. et 15. Portulaca piloſa Linn. Dieſe Art wächſt in dem mittägigen Amerika, iſt gleichfalls jährig, und die zäſerichte Wurzel treibt viele, niedrige, mit Zweigen beſetzte, glänzende, grüne oder röthlichte, theils ausgeſtreckte, theils mehr aufgerichtete Stängel. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, aber dichte bey einander, ſind ungeſtielt, lang, ſchmal, ſpitzig, faſt pfriemenartig, völlig ganz, ſaftig, glänzend. Die Blumen ſtehen hin und wieder in dem Blattwinkel einzeln, gemeiniglich aber an dem Ende der Zweige in mehrerer Zahl bey einander, und rund um ſelbige herum meiſtentheils acht Blätter, welche den übrigen ähnlich, aber gleichſam ſternförmig ausgebreitet ſind. Bey dem Anfange, oder an dem Winkel aller Blätter ſitzet ein haarichtes Weſen. Die Blumenblätter

blätter ſind groß und karmeſin-roth. Man ſäet den Saamen in Töpfe und gräbt dieſe ganz tief in ein Lohbeet ein, oder auch auf das Miſtbeet, und kann auf dieſem die Stöckchen ungeſtöhret ſtehen laſſen, bis gegen den Herbſt die Saamen zur Reife gelanget. Es fallen dieſe leicht aus, und man muß fleißig zwiſchen den noch grünen Blättern nachſehen. Man kann auch die Stöckchen in Töpfe und gute fette Erde verpflanzen, und wenn man dieſe zeitig ins Glashaus bringt, wird man nicht allein um deſto gewiſſer Saamen erhalten, ſondern auch die Pflänzchen auswintern können.

3) haarichte gelbblühende Portulacke, Egyptiſcher Portulack, Portulaca quadrifida L. iſt in Egypten zu Hauſe, und gleichfalls jährig. Die zäſerichte Wurzel treibt glatte, rundlichte, etwan einen halben Fuß lange, geſtreckte, äſtige Stängel; die Blätter ſind einander gegenüber geſtellet, ungeſtielet, fleiſchicht, glatt, völlig ganz, auf der untern Fläche vertiefet, und mit glänzenden Düpfelchen beſetzet. Die Blumen ſtehen einzeln auf beſondern Stielen, an welchen vier kreutzweiſe geſtellte Deckblätter ſitzen. Die Blumen und Knoten der Stängel und Zweige umgiebt ein haarichtes Weſen. Die Blumenblätter ſind gelb, und an der Zahl nur viere; da man denn auch nur vier Staubwege und acht auswärts gekrümmte Staubfäden wahrnimmt. Die Wartung geſchieht wie bey der zwoten Art.

Einen dreyklappichen Fruchtbalg haben,

4) dreyeckichte gelbe Portulacke, Portulaca racemoſa oder triangularis Linn. wächſt in Amerika an dem Meerſtrande. Der Stängel iſt ſtaudenartig, unten holzicht, rundlich, glatt, ohngefähr zween Schuh hoch, theils geſtrecket, theils aufgerichtet, und in viele Zweige verbreitet; doch ſcheint die Wurzel nur jährig zu ſeyn. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, oder ohne Ordnung, ſind der erſten Art faſt ähnlich, ſaftig, glänzend, platt, eyförmig, mit einer Spitze geendiget, und öfters am Rande umgerollet. Die dreyeckichten Blüthſtiele ſtehen aufgerichtet an dem Ende der Zweige, und tragen zwey, auch mehrere Blumen. Der Kelch beſteht aus zwey Blättern. Die fünf Blumenblätter ſind gelblicht. Man erzieht dieſe, wie die zwote Art.

5) Immergrünende dickblättrige Portulacke, Afrikaniſcher Portulack, Portulaca anacampſeros Linn. Telephiaſtrum fol. globoſo Dill. H. Eltham. fig. 363. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wächſt dieſe ausdaurende und immergrünende

ſchöne

ſchöne Art wild. Die Wurzel iſt fäſericht; der Stängel öfters einfach, zuweilen mit einem und dem andern Zweige verſehen, ohngefähr einen Finger lang, nicht geſtrecket, ſondern aufgerichtet, oder ſchief geſtellet, mehr weich als holzicht, unterwärts grau, oberwärts grünlicht, und faſt ganz mit platt anſitzenden und wechſelsweiſe geſtellten Blättern umgeben; dieſe ſitzen ganz locker an, und fallen leicht ab, ſind ſehr dicke, fleiſchicht, auf beyden Flächen gewölbet erhaben, eyförmig, die untern mehr ſtumpf, die obern etwas ſpitziger, glatt, grün, doch etwas weniges bläulicht angelaufen, und mit grünlichten Düpfelchen beſtreuet. Aus dem Ende des Stängels treiben ein, auch zween nackende, lange, dünne, glatte und grüne Blüthſtiele, deren jeder einige, ährenweiſe geſtellte Blumen trägt. Dieſe öffnen ſich gemeiniglich im Juli und Auguſt. Der Kelch iſt zweyblättricht; die fünf Blumenblätter ſind groß, und ſchön purpurfärbicht. Dieſe Farbe iſt bey uns unveränderlich geblieben. Dyck beſchreibt die Blumenblätter weiß. Der Staubfäden ſind viel; der Griffel aber iſt nur in drey Staubwege getheilet. Man wartet dieſe, wie die Ficoiden, Aloen und andere fette Gewächſe, und erzieht ſolche aus dem Saamen, welcher aber bey uns ſelten reif wird, oder aus den abgeſchnittenen Zweigen. Fette Gartenerde, dergleichen Herr Dyck empfiehlt, möchte dieſe Pflanze eben ſo wenig, als das öftere Begießen vertragen. Auch den Sommer über leidet ſie leicht in freyer Luft Schaden, und man unterhält ſolche lieber das ganze Jahr über im Glashauſe.

Portulackbaum.

Wegen Aehnlichkeit der Blätter mit der keilblättrigen Portulacke hat dieſes immergrünende, fette Staudengewächſe dieſen Namen erhalten; mit welchem aber ſolches eigentlich zu belegen, und ob es ein eigenes Geſchlechte ausmache, oder mit einem andern zu vereinigen ſeyn dürfte, iſt unbeſtimmet, indem ſelbiges zwar faſt überall in den Gärten vorkömmt; niemals aber daſelbſt geblühet, auch diejenigen, welche am Vorgebirge der guten Hoffnung die Pflanzen aufgeſuchet, unſere, gleichfalls daſelbſt wachſende, entweder nicht blühend angetroffen, oder darauf nicht Acht gegeben haben, daher Blüthe und Frucht unbekannt geblieben. Von dem äußerlichen Anſehen bewogen, hat Dillen im Elthamer Garten S. 120. dieſes Gewächſe mit dem Becherkraute vereiniget, und Craſſula Portulacae folio arboreſcens genennet; welchem auch Herr von Linné gefolget, und

und ſelbiges unter dem Namen Craſſula portulacaria angeführet. Die zäſerichte Wurzel treibt einen Stängel, welcher nach dem Alter an Höhe und Stärke verſchieden iſt. Man findet dergleichen Armsdicke, und gegen zwo Ellen hoch, auch kleinere und dünnere. Sie ſind immerfort mehr ſaftig, als holzicht, mit vielen Zweigen beſetzet, und dieſe biegſam, doch auch, wenn man ſie nach einem ſpitzigen Winkel bieget, leicht zerbrechlich, unterwärts, indem die Blätter nach und nach abfallen, nackend, uud durch cirkelförmige Linien abgetheilet; oberwärts aber mit dicken, ſaftigen, glänzenden, völlig ganzen, platten und keilförmigen, einander gegenüber geſtellten Blättern beſetzet. Man muß dieſes Gewächſe das ganze Jahr über im Glashauſe, und im Winter ſehr warm halten, wenig begießen, und in lockerer ſandiger Erde unterhalten. Es faulet ſolches leichtlich. Die Vermehrung geſchieht durch abgeſchnittene Zweige, wenn ſolche zuvor einige Tage außer der Erde unterhalten, und am Schnitte trocken worden. Ueberhaupt kommt die Wartung mit der Fackeldiſtel überein.

P o s.

Pos, auch Poſch, Poſchie, Poſt, holländ. ein Kaulbarſch; der Mülleriſche Kaulbarſch, Perca Cernua, Linn. gen. 168. ſp. 30. Percis 1. des Kleins; ſ. unſern Artikel, Parſch, B. VI. S. 363.

Poſaune, die halbe.

S. Nautilus.

Poſaunenhorn.

S. Tritonsſchnecke.

Poſſelbeeren.

S. Berberbeerſtrauch.

Poſſen. S. Lein.

Poſſimen.

S. Perſimons.

Poſt.

S. Kühnpoſt und Wachsbaum.

Poſthorn.

S. Nautilus und Tellerſchnecke.

Poſthorn, bandirtes, S. Gürtelſchnecke und Widderhorn.

Poſthorn, europäiſches, S. Waldhorn.

Poſthorn, gelbes, S. Schnirkelſchnecke.

Potaten.

S. Bataten.

Potentill.

S. Fingerkraut.

Pot- Pott-Fiſch.

Er wird auch Pott-Wallfiſch genannt, lat. Cete dentatus; franz. Cachelotte, Cachalot, Bom. holl. Kazilotten; eine Art, beſonders im Unterkiefer gezähnelter Wallfiſche; deſſen Geſchichte vom Zorgdrager S. 302. zuverläßig, und an dieſem Orte zureichend ſeyn wird. Dieſer im vorigen Jahre, um 1750. herum gefangene Fiſch wird gemeiniglich Cachelot oder Potfiſch genannt; iſt von dem Wallfiſche ganz und gar unterſchieden, ſuchet ein mit dem Wallfiſchaaſe gar nicht übereinkommendes Aas zur Nahrung, daher er ſich auch in andern Gegenden als in Grönland aufhalten muß. Man hält davor, es ſey einer dieſer Fiſche geweſen, der im Jahre 1635. auf der holländiſchen Küſte zu Scheveningen geſtrandet. Auch werden dann und wann einige von den Biſcayern auf ihrer Küſte gefangen. Doch ſind auch in den Jahren 1718. und 1719. einige in oder um Grönland und dem Nordcap gefangen worden. Der merkwürdigſte dieſer Fiſche war ſiebenzig Fuß lang; aus deſſen Haupte vier und zwanzig Tonnen Breyes herausgenommen und gefüllet worden, eine Materie, wovon das Sperma Ceti, Wallrat, bereitet wird. Die Geſtalt des Fiſches iſt folgende: des Hauptes Obertheil iſt überaus groß, und viel dicker als der Kopf der Wallfiſche; hat ſeine Blaslöcher vorn in dem Kopfe, zum Unterſchiede der Wallfiſche, welche dieſelben hinten auf dem Kopfe und oberhalb der Augen haben. Der Mund des jetzt gefangenen Fiſches war in dem Unterkiefer mit zwey und vierzig Zähnen verſehen, deren Abbildung, wie auch des Fiſches ſelbſt, hier, S. 91. vor Augen geleget wird. Die ſpitzige und dünne Zunge war von Farbe gelblicht. Es liefert dieſer Fiſch faſt bey fünf und zwanzig Fäſſer Speck, deſſen Thran von nicht geringerer Tugend iſt, als der Wallfiſche. Der Körper ſelbſt iſt mehr, als der Kopf, mit dem Wallfiſche in eine Vergleichung zu bringen; auch die Augen, Floßen und der flachliegende Schwanz; von Farbe iſt er auf dem Rücken braun, und unten am Bauche weiß. Die Pottfiſche ſollen, beſonders in der Straße Davis, in großen Heeren, und vor ihnen her ein König, der über hundert Fuß lang, herziehen, der ſein Heer, bey Wahrnehmung eines Schiffes, durch ſtarkes Blaſen warnet.

Bey unſerm Klein Miſſ. II. §. XV. gehöret der Cachelot oder Potfiſh des Zorgdragers oder vielmehr des Maubachs, unter die gezähnelten, mit einem glatten unbefloßten Rücken begabten, Wallfiſche, Balaenas dentatas, dorſo laevi apinnes; ſ. unſern Artikel Wallfiſch. Müller nennt insbeſondere

ſondere die zwote Gattung ſeiner Kachelote, Phyſeterum Linn. den Potfiſch, Phyſeter Macrocephalus, gen. 39. ſp. 2. und wir nehmen daher Gelegenheit, das eigentliche Geſchlechte des Linne', der Potfiſche oder Kacheloten, Phyſeterum, die unter den ſäugenden Seethieren, Cetis, nur allein Zähne im Unterkiefer haben, zu beſchreiben. Phyſeteres heißen, nach dem griechiſchen überhaupt, Blaſer, weil ſie Waſſer von ſich blaſen und ſpritzen; inſonderheit aber werden ſie hier Kacheloten, Potfiſche, genannt, welches die alte Benennung der Biſcayer geweſen. Die Geſchlechtskennzeichen ſollen nach dem Ritter ſeyn: eine einzige Spritzröhre, da hingegen der Wallfiſch zwo Spritzröhren habe; bey einigen ſitze ſelbige oben auf dem Kopfe, der Stirne, nahe am Nacken, bey andern aber vorne auf der Schnauze, und nur im Unterkiefer fände man krumme, ſichelförmige Zähne. Folgende vier Gattungen ſind davon zu bemerken:

1ſter Potfiſch, oder Kachelot, Phyſeter Catodon, der Mülleriſche Weißfiſch; Catodon, fiſtula in roſtro, des Artedi, ſyn. p. 108. ſp. 1. Balaena minor, in inferiore maxilla tantum dentata, ſine pinna aut ſpina in dorſo, des Sibbalds und Rajus. Katodon ſoll, nach dem griechiſchen, anzeigen, daß dieſer Fiſch Zähne im Unterkiefer habe; von ſeiner gelblichtweißen Haut aber nennen ihn die Grönlandsfahrer den Witfiſch. Man findet ihn an den Orcadiſchen Inſeln zu vier und zwanzig Fuß groß; doch auch eine kleinere Art von etwa ſechzehn Schuhen. Dieſe Fiſche haben keine Rückenfloße, und waren der Gegenſtand der engliſchen Fiſcherey, ehe der Wallfiſchfang recht bekannt war, geben aber nicht mehr als zwey Fäſſer Speck. Der Unterkiefer hat jeder Seits, nach dem Anderſon, acht kleine, etwas krumm gebogene, Zähne, die oben etwas plattrund ſind, und im Kiefer gleichſam auf dem Rücken liegen, woraus zu ſchließen, daß ſie nach vornen zu herüber hängen.

2ter Potfiſch oder Kachelot, Phyſeter macrocephalus, der eigentliche Potfiſch nach Müllern. Catodon, fiſtula in ceruice, des Artedi, ſyn. p. 108. ſp. 2. nach welchem er auch Cetus, Cluſio deſcriptus, Pot-Wallfiſh, Batauis, maris accolis dictus; Willughb. p. 41. und Balaena maior, in inferiore tantum maxilla dentata, macrocephala bipinnis, des Sibbalds und Rajus iſt. Nach dem Griechiſchen ſollte dieſer Fiſch wohl Großkopf heißen, weil er aber ſchon ſo lange Potfiſch heiße, ſo ſoll er auch dieſen alten deutſchen Namen behalten. Wie gut wäre es doch, wenn man allen Fiſchen gleiches Recht hätte wiederfahren

fahren

fahren laſſen wollen. Dieſer ſein großer Kopf ſieht aber auch über dieſes einem Pot oder Topfe ähnlich. Sie kommen von Grönland in den europäiſchen Ocean herunter. Anderſon ſahe einmal eine große Menge derſelben beyſammen, welche einen ſehr großen Fiſch zum Heerführer an ihrer Spitze hatten, aber auf den Anblick ſeines Schiffs ein fürchterliches Getöſe in dem Meere machten und ſich darauf auf die Flucht begaben. Cluſius beſchreibt die, bey einem im Jahre 1598 durch einen heftigen Orkan an den holländiſchen Strand geworfenen, befundene Geſtalt und Größe, da er noch zehn Stunden gelebet und acht Tage lang zu jedermanns Beſichtigung auf dem Strande liegen geblieben, folgendermaßen ſehr umſtändlich: die Länge war drey und funfzig Schuh, der Umfang über dreyßig Schuh. Von der Seite des Mauls bis an die Augen maß man funfzehn Schuh, der Unterkiefer aber war nur ſieben Schuh lang, und hatte zu beyden Seiten Zähne, deren Anzahl überhaupt zwey und vierzig waren. Der Oberkiefer hingegen hatte eben ſo viel Höhlen, um die untern Zähne aufzunehmen. Das Maul war ſtumpf. Oben im Nacken befand ſich eine Waſſeröffnung, die drey Schuh weit war. Das Ende der Zunge war ſo dick, als eine Biertonne; die Augen klein und vier Schuh von den Finnen entfernet, die Finnen oder Floßen ſelbſt waren einen Schuh dicke und vier Schuh lang. Der Nabel war ſechzehn Schuh von den Floßen entfernet und drey Schuh weiter befand ſich die Ruthe, die eine Länge von ſechs Schuhen hatte. Hinter derſelben maß man noch drey und einen halben Schuh bis zum After; von da noch dreyzehn und einen halben Schuh bis zum Schwanze, welcher dreyzehn Schuh breit war. Die Haut war auf dem Rücken ſchwarzbraun und am Bauche weiß.

Aehnliche Potfiſche, ſ. Jonſton, tab. 42. die bald größer, bald kleiner waren, ſind hernach öfters an der holländiſchen Küſte geſtrandet, wie denn noch erſt am 17ten und 18ten Jenner, 1762. drey Kachelots an der Inſel Flieland, und zween auf der Inſel Schelling, der Provinz Frießland gegen über, ſtrandeten; desgleichen ein anderer am holländiſchen Strande, der für neun hundert und neunzig Gulden verkaufet worden. Dieſes iſt der Fiſch, ſetzet Müller hinzu, deſſen Gehirne unter dem Namen Wallrath, Sperma Ceti, bekannt iſt, und in den Apotheken gebrauchet wird; denn das Gehirn dieſes Fiſches, welches in zwo Hirnkammern und in achtzehn Gehirnabtheilungen befindlich iſt, beſteht aus einer fetten, ölichten und brennbaren Materie, wovon diejenige, die ſich in der obern Gehirnkammer abſon-

abſondert, die beſte iſt; dergleichen im Jahre 1719 am Nordkap zu vier und zwanzig Tonnen aus dem Kopfe eines einzigen, ſiebenzig Schuh langen Potfiſches, oben angeführtermaßen, geholet wurde. Von dieſer obern Gehirnkammer geht ein weiter Kanal den ganzen Rückgrad herunter, welcher viele Aeſte durch den ganzen Körper austheilet, und beſtändig neuen Wallrath aus demſelben zuführet; denn man findet überall verſchiedene Bläschen, die eine ähnliche Materie enthalten und durch zurückführende Gefäße mit beſagtem großen Kanale, folglich auch mit der erſten oder obern Gehirnkammer, Gemeinſchaft haben. Die erſte Entdeckung des Wallraths war, daß man es auf der See ſchwimmend fand, daher man es für Wallfiſchſaamen hielt; die Art aber, wie ſolches auf dem Waſſer von den Kacheloten verſchüttet worden, muß wohl zufällig und vielleicht durch Beſchädigung von dem Einhorne, Schwerd- oder Sägefiſch, entſtanden ſeyn; denn das Gehirn des Kacheloten iſt nicht mit einer beinernen Hirnſchale, ſondern nur mit einer beſondern dicken, finnichten Haut bedecket. Von den neuerlichen Strandungen der Kachelote hat man auch den Urſprung des Ambers, Ambra gryſea, gefunden, welchen man bis dahin für ein wohlriechendes, von den Kacheloten verſchlucktes, Harz gehalten. Man trifft nämlich in manchen Kacheloten gewiſſe kugelrunde Körper von drey bis zwölf Zoll in der Dicke an, deſſen Gewichte ſich von anderthalb bis zwanzig Pfund erſtrecket. Dieſe Körper liegen frey, ſind aber in einen Beutel eingeſchloſſen, welcher ſich mit einem Gange in der Ruthe endiget, von der andern Seite aber einen Gang aus den Nieren empfängt. Dieſer Beutel iſt mit einer pomeranzenfärbigen Feuchtigkeit, die ſo dicke als Oel iſt, angefüllet, und die kugelrunden Körper ſind hart und ſcheinen wie Zwiebelſchalen, aus über einander angeſetzter Lage, zu beſtehen. Die Materie ſelbſt iſt anfänglich, wenn man ſie herausnimmt, ſtinkend, bekömmt aber hernach den lieblichen Ambergeruch. Iſt nun dieſer Beutel, wie einige meynen, die Harnblaſe? oder iſt die Feuchtigkeit nur ein abgeſonderter Saame? da man ſie nur bey dem Männchen antrifft; oder wohl gar der Unrath, der bey den Wallfiſchen roth iſt und lieblich riecht? Oder iſt es etwa bey dieſen Fiſchen, wie die Bieſambeutel bey den Landthieren? Alle dieſe Fragen können wir nicht beantworten. Zum Beſchluſſe müſſen wir noch erwähnen, daß man von dieſer Art Kachelote auch ſolche gefunden, welche auf dem Rücken bis zum Schwanze etliche Höcker oder Hervorragungen hatten; andere, bey denen

denen man im Oberkiefer zu jeder Seite vier Backenzähne antraf und übrigens nur Höhlen, um die untern Zähne zu empfangen. Wiederum andere, deren Kopf ſehr dicke und ſtumpf iſt; ſodann auch ſolche, die ihr Spritzloch ganz vorne auf der Naſe haben. Alles dieſes zuſammengenommen zeiget, daß die Arten noch nicht recht bekannt und aus einander geſetzet, ſind. Nach unſerm Klein iſt er alſo wohl, obangezeigtermaßen, die dritte Unterart der zwoten Gattung, des gezähnelten Wallfiſches bey einem glatten unbefloßten Rücken; das iſt, die Balaena Linkii; desgleichen Balaena Dudleii; der Dänen Dögling; ſ. dieſen unſern Artikel, B. II. S. 347. wo zugleich der Linkiſche Fiſch beſchrieben iſt. In Anſehung der Ambrae gryſeae neiget ſich auch Klein mehr auf Caſpar Neumanns Seite, der es nicht für ein Animale, ſondern für ein Minerale, Bituminoſum, ſo dem Succino am näheſten komme, in ſeiner ausführlichen Unterſuchung dieſes Minerals, Chymiae, P. II. S. 1155. ed. Zimmerm. erklärt. ſ. auch unſern Artikel, Ambra, B. I. S. 242.

3ter Potfiſch, oder Kachelot, Phyſeter Microps, das Kleinauge, nach Müllern; Phyſeter, maxilla ſuperiore longiore, pinna longa in dorſo, des Artedi, ſyn. p. 104. ſp. 1. Balaena major, inferiore tantum maxilla dentata, dentibus arcuatis, falciformibus, pinnam ſ. ſpinam in dorſo habens, des Sibbalds und des Rajus. Balaena dentata, dorſo laeui pinnata, ſp. 1. des Kleins. ſ. Wallfiſch. Die Benennung Microps und Kleinauge, geben dieſem Fiſche ſeine kleinen Augen, da er bey einer Länge von ſiebenzig Schuhen, noch viel kleinere Augen, als der Wallfiſch, hat. Er unterſcheidet ſich von den zwo vorherſtehenden Arten durch eine Finne auf dem Rücken, daher er auch mit den zwo kurzen Bauchfinnen drey Finnen oder Floßen beſitzt, und in dieſem Stücke mit dem Finnfiſche übereinkömmt, darinnen aber von demſelben unterſchieden bleibt, daß er im untern Kiefer eine Reihe von zwey und funfzig Zähnen hat, die dem Kiefer das Anſehen einer Säge geben, indem die Zähne, deren jeder zwey Pfund wiegt, lang, krumm gebogen und ſpitzig ſind. ſ. Ionſtons Tab. 41. no. 3. der ihn aber Balaena monſtroſa neñt.

Im Jahre 1723. fiengen die Bremer Fiſcher einen dergleichen, der einen zwölfſchuhichten Seehund ausſpye und eine ſehr große und weite Kehle hatte, daher einige dieſe Art von Kachelot für denjenigen Fiſch halten wollen, welcher im mittelländiſchen Meere den Jonam verſchlucket habe; denn alle andere Wallfiſche haben eine enge

Kehle, durch welche man kaum eine Hand bringen kann. In eben dem Jahre ſtrandeten ſiebenzehn dergleichen Kachelote im Amte Ritzebüttel; ſie gaben jeder vierzig bis funfzig Fäſſer Speck und vier bis fünf Fäſſer Wallrath. Man fand in ihren Unterkiefern zwey und vierzig Zähne. Jeder Zahn war zween Zoll breit und wie ein Wolfszahn gekrümmet. Herr Anderſon bekam davon acht Zoll lange Zähne, deren Umfang an der Wurzel ſieben Zoll lang, und im Durchſchnitte faſt zween Zoll hielten. Sie hatten nebſt dieſen Zähnen und Hundszähnen auch fünf Zoll lange Backenzähne, deren Mitte im Umfange fünf Zoll hielten, und oben mit verſchiedenen Spitzen verſehen waren. Im Jahre 1738 gerieth ein ähnlicher Fiſch auf den Eiderſtättiſchen Strand. Derſelbe hatte in der Spitze des Unterkiefers einen einzigen Zahn, und ſodann zu jeder Seite fünf und zwanzig, mithin zuſammen ein und funfzig Zähne, die alle ſichelförmig gekrümmt waren. Der ganze Fiſch war acht und vierzig Schuhe lang, zwölf Schuhe hoch, ſechs und dreyßig Schuhe im Umfange, und auf dem Rücken, nach dem Schwanze zu, hatte er einen Höcker, anderthalb Schuh hoch und vier Schuh lang. Der Schwanz war zwölf Schuh breit, die Ruthe am Körper einen Schuh im Durchſchnitte, und das Spritzloch hatte die Tiefe von anderthalb Schuhen.

4ter Potfiſch, oder Kachelot, Phyſeter Turſio, der Maſtfiſch, nach Müllern; Phyſeter, pinna dorſi altiſſima, apice dentium plano, des Artedi; ſyn. p. 104. ſp. 2. Balaena macrocephala tripinnis, quae in mandibula inferiore dentes habet minus inflexos, et in planum deſinentes, des Sibbalds und Rajus. Bey dem Klein iſt er die zwote Unterart der zwoten Gattung, Balaenae dentatae, dorſo laeui pinnatae; der Mular des Nierembergs, der, nach dem Rajus, unter der Stirne ſein Spritzloch, und eine erhabene Floße auf der Mitte des Rückens führet.

Der Name Turſio, oder Thurſio, wurde ſonſt dem Braunfiſche, (ſ. unſern Artikel, B. I. S. 953.) gegeben, und es wird wohl gar ein Stoehr aus ihm gemacht. Hier wird er von der auf ſeinem Rücken gerade in die Höhe errichteten ſehr langen Finne oder Floße, die einen Beſansmaſt vorſtellen könnte, Maſtfiſch genannt. Er iſt ſehr groß, hat einen abſcheulichen Kopf, und im Unterkiefer nicht ſo krumme, ſondern platt auslaufende Zähne. Man fieng einen dergleichen im Jahre 1687. an den Orcadiſchen Inſeln, der über hundert Schuh lang war, und ein Spritzloch vorn an der Stirne hatte. Im Jahre 1752 den

17ten December ſtrandete ein ſolcher Fiſch in dem franzöſiſchen Hafen de la Sebra; er war ſechzig Schuh lang, zwey und zwanzig und einen halben Schuh hoch; im Umfange drey und funfzig und einen halben Schuh, mithin weit dicker, als die gewöhnlichen Kachelots. Das Spritzloch war anderthalb Schuh weit; die Kehle aber war ſechs Schuh in der Oeffnung hoch und vier Schuhe breit. In der That groß genug für einen Jonas, um hinein zu ſpatzieren; wenn es nicht vielmehr der große Hayfiſch, Canis Carcharias geweſen, der den Jonas verſchluckte. ſ. unſern Artikel, Hundskopf, Cynocephalus albus, des Kleins, B. IV. S. 162.

Potſcherpen.

S. Kirſchbaum und zwar Traubenkirſche.

Pottaſche.

Cineres clauellati, iſt ein bläulicht weißes alkaliſches Salz, welches aus der Aſche verbrannter Hölzer, vornehmlich Eichen und Büchenholzes, durch Auslaugen, Einſieden und Calciniren bereitet wird. Es wird dieſelbe in Ländern, wo den Holzungen kein Schade und Abgang geſchieht, wie in Polen und Litthauen, in großer Menge gemacht. Es werden nämlich die Hölzer verbrannt, die Aſche geſiebt und ausgelaugt und die Lauge bis zur Trockne eingeſotten. Das eingeſottene Salz wird in einem beſondern Ofen ſo lange calciniret, bis es eine bläulichte Farbe erhält. Alsdenn wird daſſelbe in Fäſſer gepacket, wohl verwahret und verführet. Eine gute Pottaſche muß der Farbe nach bläulicht, recht trocken und vom Geſchmacke ſcharf ſeyn, und, wenn ſie mit Waſſer aufgelöſet wird, nicht gar zu viel unreines erdichtes Weſen zurücklaſſen. Außer dem alkaliſchen Salze und den erdichten Theilen enthält die Pottaſche auch ein Mittelſalz, welches bisweilen in mehrerer, bisweilen wenigerer Menge darinnen befindlich iſt, und die Natur eines vitrioliſirten Weinſteins hat. Es kann daſſelbe auf eine leichte Weiſe von dem alkaliſchen Salze geſchieden werden, wenn man die Pottaſche entweder im kalten oder heißen Waſſer auflöſet, da denn im erſtern Falle das Mittelſalz größtentheils unaufgelößt zurücke bleibt, im letztern Falle aber, wenn die Auflöſung durch heißes Waſſer geſchehen, das Mittelſalz zwar zugleich mit dem alkaliſchen Salze ſich auflöſet, ſich aber, wenn die Auflöſung erkaltet, cryſtalliſiret und alſo ſcheidet. Wenn man die Auflöſung alsdenn bis zur Trockne abdampfet, ſo erhält man das alkaliſche Salz der Pottaſche von dem beygemiſchten Mittelſalze und andern erdichten Theilen gereiniget,

reiniget, und kann ſolches als ein reines alkaliſches Salz gebrauchen.

Die Pottaſche, welche über Danzig und Königsberg kömmt, wird für die beſte und die Rigaiſche für die ſchlechteſte gehalten. Sie wird von Färbern, Seifenſiedern und Glasmachern häufig gebrauchet, und in der Chymie zu vielen Auflöſungen, Niederſchlägen, Bereitungen vieler Salze, zu Schmelzungen und vielen andern Operationen angewandt.

Pozzolanerde.

Terra Pozzolana, iſt eine röthlichbraune, oder gelblichtbraune ſtaubichte Erde, welche um Neapolis herum, vorzüglich bey Puzzol gefunden und für den Staub der Lava gehalten wird. Sie ſoll ſehr eiſenhaltig und ziemlich leichtflüßig ſeyn. Cronſtedt Mineral. S. 193. hält dieſelbe für einen Eiſenkalch, der mit einer unbekannten Erde vermiſchet iſt. Doch ſcheint er S. 262. der Meynung zu ſeyn, daß dieſe Erde, welche ſich mit dem Eiſenkalche vermiſchet hat, die von den feuerſpeyenden Bergen in kleinern und größern Körnern ausgeworfene Aſche ſey.

Prachtlilie.

Hierunter verſtehen wir das Pflanzengeſchlechte, welches Tournefort Methonica, und Herr von Linné Glorioſa, Hr. Planer aber wegen der Geſtalt der Blumenblätter Schwanzblume genannt. Die Blume hat keinen Kelch, ſondern nur ſechs lanzetförmige, ſehr lange, wellenförmig gekräuſelte und rückwärts gebogene Blumenblätter, ſechs kürzere Staubfäden, und einen längern, niederwärts gebogenen Griffel mit dreyfachem Staubwege. Der eyförmige Fruchtbalg öffnet ſich mit drey Klappen, zeiget drey Fächer und enthält viele kugelförmige, in zwo Reihen geſtellte Saamen. Es ſind nunmehro zwo Arten bekannt, als

1) die Prachtlilie mit gabelförmigen Blättern, die ſtolze Prachtlilie, Methonica Malabarorum Herm. Lugd. 688. Glorioſa ſuperba Linn. Sie wächſt in Malabar und Zeylon. Die knollichte, länglichte, weißlichte Wurzel treibt einen runden, etliche Schuh hohen und ſchwachen Stängel, an welchem wechſelsweiſe glatte, glänzende, völlig ganze lanzetförmige Blätter ſtehen, deren Spitze ſich in ein dünnes Gäbelchen verlängert, wodurch ſich ſelbige an die benachbarten Pflanzen anhängt. Die Blumen ſitzen am obern Theile des Stängels auf kurzen, ſchwachen Stielen, ſtehen beym Aufbrechen aufwärts und die Blumenblätter ſind gelblicht, wenn ſie aber völlig aufgeblühet ſind, hängen ſie unterwärts, die Blumenblätter erhalten eine

ſchöne rothe Farbe und ſchlagen ſich rückwärts. Die Blüthzeit fällt gemeiniglich in den Heumonath. Man vermehret dieſe vortreffliche Pflanze durch die Theilung der Wurzel, welche man im Herbſte, wenn der Stängel verwelket, aus der Erde nimmt, und den Winter über bloß, oder mit Sande bedecket, in einem warmen Orte aufbewahren, und im Frühlinge wieder in Töpfe, welche mit leichter Erde erfüllet ſind, pflanzen und auf das Lohbeet ſetzen muß. Die Töpfe ſollen nicht zu groß ſeyn; denn ehe die Wurzel ſelbige nicht ausgefüllet, wird der Stängel nicht hervortreiben. Im Sommer muß das Begießen öfters, aber mäßig geſchehen. Die Wurzel iſt eckelhaft bitter und wird für giftig gehalten.

2) Prachtlilie mit ſpitzigen Blättern, Glorioſa ſimplex L. Ihr Vaterland iſt Senegal. Die Blätter ſind glatt, haben einen ſtarken unangenehmen Geruch und laufen zwar ſpitzig aus, verwandeln ſich aber nicht in ein Gäbelchen. Die Blumen ſind blau. Wartung und Vermehrung geſchehen wie bey der erſten Art.

Präcipitation.

Niederſchlagen, Praecipitatio. In der Chymie verſteht man unter dieſer Benennung diejenige Operation, da die Subſtanzen oder Materien, welche ſich in flüßigen Auflöſungsmitteln unſichtbar befanden, von ſelbigen alſo getrennet werden, daß ſie nun ſichtbar zum Vorſchein kommen und ſich zu Boden ſetzen und niederſchlagen. Die niedergeſchlagene Subſtanz wird alsdenn ein Präcipitat, Praecipitatum, genannt.

Es entſteht ein Präcipitat, wenn in einem Auflöſungsmittel, welches einen Körper aufgelößt enthält, eine ſolche Veränderung verurſacht wird, daß der aufgelößte Körper die Verbindung mit dem Auflöſungsmittel verliert, dergeſtalt, daß er ſich nicht mehr in ſelbigem halten kann, ſondern von demſelben trennen und niederfallen muß. Ob nun gleich ohne Beymiſchung einer andern Subſtanz eine Präcipitation geſchehen kann, ſo entſtehen doch die meiſten Präcipitationen vermittelſt gewiſſer zugeſetzten flüßigen oder feſten Subſtanzen, welche mit dem Auflöſungsmittel eine Vereinigung eingehen, und alſo in der Natur deſſelben eine Veränderung verurſachen. So ſchlagen ſich z. E. die in einem ſauren Auflöſungsmittel aufgelößten Körper durch eine zugeſetzte flüßige oder feſte alkaliſche Subſtanz nieder, ſo wie ſich die in einem alkaliſchen Auflöſungsmittel aufgelößten Körper durch ein zugeſetztes Saure niederſchlagen. Bisweilen ſcheidet ſich ein aufgelößter Körper aus einem Sauren, und fällt nieder, wenn ein

Saures von einer andern Natur zugeſetzet wird, wie z. E. bey einigen mit Salpeterſauren gemachten Auflöſungen geſchieht, wenn man denſelben Salzſaures zuſetzet. Die Urſache hiervon iſt, daß durch die Vermiſchung des Salzſauren mit dem Salpeterſauren ein Königswaſſer entſteht, in welchem einige der Körper, die ſich im Salpeterſauren auflöſen, nicht auflöſen laſſen, und alſo wegen dieſer Veränderung ſich trennen und niederſchlagen.

Wenn man eine Präcipitation machen will, ſo muß man von der Subſtanz, welche zugeſetzet wird und das Niederſchlagen verurſachet, nicht mehr zuſetzen, als nöthig iſt, weil es ſonſt bisweilen geſchieht, daß der niedergeſchlagene Körper ſich wieder auflöſet und mit dem veränderten Auflöſungsmittel verbindet. So löſet ſich z. E. Kupfer, das in Salpeterſauren aufgelöſet war und durch ein flüchtiges Alkali niedergeſchlagen wird, ſogleich wieder auf, wenn man von dem flüchtigen Alkali zu viel zuſetzet. Man muß demnach mit dem Zuſetzen der niederſchlagenden Subſtanz ſogleich aufhören, ſo bald man gewahr wird, daß ſich nichts mehr niederſchlägt, oder wenn man ſieht, daß ſich bereits wiederum etwas auflöſet.

Die niedergeſchlagenen Subſtanzen oder Präcipitate behalten gemeiniglich von dem Auflöſungsmittel, oder von der niederſchlagenden Subſtanz, oder von beyden zugleich etwas an ſich, welches, wenn es nicht geſchieden werden kann, zu verſchiedenen und beſondern Wirkungen der Präcipitate Gelegenheit giebt. Manchmal hängen die zugekommenen Subſtanzen dem Präcipitate nur *leichte* und gleichſam von außen ohne feſte Verbindung an, ſo daß ſie bey dem Ausſüßen der Präcipitate mit bloßem Waſſer bald weggenommen und die Präcipitate rein erhalten werden. So laſſen ſich z. E. die bey der Präcipitation eines Körpers, der in einem ſauren Auflöſungsmittel aufgelöſet und mit einem Alkali niedergeſchlagen war, entſtandenen Theile eines Mittelſalzes, welches dem Präcipitate anhängt, leicht wegnehmen. Gemeiniglich aber bleibt mit dem Präcipitate, wenn auch durch das Ausſüßen die äußerlich anhängenden Theile weggenommen worden, demohngeachtet etwas verbunden, welches entweder gar nicht, oder ſehr ſchwer zu ſcheiden. Z. E. die meiſten metalliſchen Präcipitate behalten, wenn ſie auch nach dem Niederſchlagen aus den ſauren Auflöſungsmitteln mit Waſſer wohl ausgeſüßet werden, etwas an ſich, das ſich von dem Waſſer nicht gänzlich wegnehmen läßt. Silber im Salpeterſauren aufgelöſet und mit Salzſauren niedergeſchlagen, behält von beyden Säuren etwas

an ſich, das durch das ſorgfältigſte Ausſüßen mit Waſſer nicht weggenommen wird, und welches dem Silberpräcipitate die Eigenſchaft giebt, daß er bey gelindem Feuer ſich in eine halbdurchſichtige Maſſe, welche das Anſehen wie Horn hat, ſchmelzen, und bey ſtärkerm Feuer verflüchtigen läßt. Dieſe Eigenſchaft wird bey keinem auf andere Art gemachten Silberpräcipitate bemerket, zum deutlichen Beweiſe, daß demſelben von dem Sauren, womit er aufgelöſet und niedergeſchlagen worden, vorzüglich von dem Salzſauren etwas bey ſich behalten habe.

Bisweilen erhält man aus einer Auflöſung Präcipitate von verſchiedener Art, wenn man nämlich bey dem Präcipitiren nicht ſo lange mit dem Zuſetzen der niederſchlagenden Subſtanz fortfährt, bis ſich alles geſchieden, ſondern, ohne ſolches abzuwarten, aufhöret etwas zuzuſetzen, alsdenn das niedergeſchlagene ſcheidet und mit dem übriggebliebenen Auflöſungsmittel wiederum etwas von der niederſchlagenden Subſtanz vermiſchet und dieſes unterbrochene Präcipitiren ſo oft wiederholet, bis endlich alles aus dem Auflöſungsmittel geſchieden iſt. So kann man z. E. aus einer alkaliſchen Spießglasauflöſung, vermittelſt einer unterbrochenen, aber wiederholten Präcipitation, ſo durch ein Saures verurſachet wird, drey, vier und mehrere Präcipitate erhalten, welche alle ſowohl dem äußerlichen Anſehen, als der Wirkung nach ſehr verſchieden ſind. So viel iſt gewiß, daß die Präcipitation eine Operation iſt, welche die größte Aufmerkſamkeit verdienet, indem man nicht allein unzählige Producte erhält, welche auf verſchiedene Weiſe einen mannichfaltigen Nutzen haben, ſondern wodurch man auch zu einer genauern Kenntniß natürlicher Dinge gelangen kann.

Praſem.

Bradem, Brama, des Kleins; ſ. dieſen unſern Artikel, Band I. S. 932.

Praſer.

Praſius, iſt ein durchſichtiger, gelbgrünlichter Stein, welcher zu den Chryſolitharten gezählet und als eine Abänderung derſelben angeſehen wird.

Praſium.

Dieſen Linneiſchen Geſchlechtsnamen hat Herr Manetti mit Niccolinia vertauſchet, und auch Herr Planer dieſen angenommen. Da aber der Edle, Anton Niccolini, und deſſen Verdienſte außer Italien wenig bekannt ſeyn dürften, ſoll man lieber Hrn. v. Linne' folgen. Neſſelſtaude iſt ein unſchicklicher Name. Der weite, glockenförmige Kelch theilet ſich in

zwo Lippen, davon die obere und breitere dreyfach, die untere und kleinere aber zweyfach getheilet iſt. Auch das Blumenblatt zeiget zwo Lippen; die obere iſt aufgerichtet, eyförmig, ausgehöhlt, kaum merklich eingekerbet, die untere aber rückwärts geſchlagen und in drey Lappen getheilet; hiervon der mittelſte der größte. Zween kürzere und zween längere Staubfäden, ingleichen der Griffel liegen unter der obern Lippe. Der Griffel endiget ſich mit zween ungleichen Staubwegen. In dem Kelche liegen vier rundliche Beeren. Durch dieſen letzten Umſtand unterſcheidet ſich dieſes Geſchlecht von allen lippenförmigen Pflanzen. Herr von Linné giebt zwo Arten an.

1) Das große Praſium, die Italiäniſche unächte beerentragende Gamanderſtaude, Praſium maius Linn. wächſt in Sicilien und iſt ein dauerhaftes, immergrünendes, zween bis drey Fuß hohes Staudengewächſe. Die Blätter ſtehen einander gegen über auf kurzen Stielen und ſind eyförmig, am ganzen Rande ſägartig eingekerbet, glänzend. Die Blumen zeigen ſich den ganzen Sommer über; das Blumenblatt iſt weiß; die Beeren ſind ſchwarz.

2) Das kleine Praſium, Praſium minus Linn. hat gleiches Vaterland und Anſehen, und iſt vielleicht nur eine Abänderung. Die eyförmigen Blätter zeigen auf jeder Seite nur eine gedoppelte Kerbe.

Man unterhält die Stöcke in Töpfen und bringt dieſe im Herbſte in ein gemeines Glashaus, woſelbſt ſie Luft und Waſſer verlangen. Sie zehren ſtark und müſſen daher öfters verſetzet werden. Die Vermehrung geſchieht durch die Saamen und Zweige. Weder Schönheit, noch Nutzen empfehlen die Unterhaltung.

Preibuſch.

S. Kannenkraut.

Premna.

Dieſes neuerlich vom Hrn. von Linné beſtimmte Pflanzengeſchlechte hat einen glockenförmigen, in zween Lappen getheilten Kelch; ein röhrenförmiges, in vier ungleiche ſtumpfe Einſchnitte getheiltes Blumenblatt; zween längere und zween kürzere Staubfäden; einen kürzern Griffel mit geſpaltenem Staubwege und eine Beere, welche vier Fächer, und in jedem Fache einen ſteinartigen Saamen zeiget. Es ſind davon zwo Arten beſtimmet.

1) Ganzblätterichte Premna, integrifolia Linn. Cofaſſus Rumph. Amb. III. Tab. 134.

2) mit ſägartig eingekerbten Blättern, ſerratifolia Linn.

Beyde gehören unter die ſeltenſten Bäume, und werden in hieſigen

gen Gärten nicht leicht vorkommen.

Prenjadiljas.

In dem See, Ericocha, der Provinz Quito, findet man viele ganz kleine Fiſchchen in der Geſtalt der Seekrebſe, aber ohne Schalen. In dem Lande nennt man ſie Prenjadiljas. Man ſalzet ſie ein, und verführet ſie nach Quito, wo ſie ſehr hoch gehalten werden, weil dieſe Stadt ſonſt keine friſche Fiſche hat, und auch dieſe daſelbſt ſehr theuer ſind. Man findet dergleichen auch in dem See San Pablo. S. A. Reiſen, B. IX. S. 233.

Preßlinge.

S. Erdbeerkraut.

Preußelbeeren.

S. Heidelbeerſtrauch.

Priamus.

Dieſen Namen giebt der Ritter v. Linne einem oſtindiſchen Schmetterlinge aus der Claſſe der Tagvögel, den er wegen ſeiner anſehnlichen Größe und vorzüglichen Schönheit, in der erſten Abtheilung dieſes Geſchlechts, die er Trojaniſche Ritter nennt, oben an geſetzt hat. Dieſer ſchöne Schmetterling, welchen einige den grünen Sammtvogel nennen, iſt über zween Zoll lang und mit ausgeſtreckten Flügeln gegen ſieben Zoll breit. Der Kopf und die Füße ſind ſchwarz; der Hinterkörper iſt hochgelb und die Bruſt mit hochrothen Strichen beſetzet. Die Vörderflügel ſind oben ſammetartig grün mit einer ſchwarzen Einfaſſung und einem ſchwarzen Flecken. Die Hinterflügel haben eben dieſe Grundfarbe und ſind mit verſchiedenen ſchwarzen und röthlichen Flecken gezieret.

Priap.

S. Deſtillirkraut.

Pricke.

Pricke, ſonſt auch Bricke, Brücke, wird die Neunauge, von Brickeln, breckeln, einbraten, genannt. Die Art ſolcher Zubereitung nehmen wir aus dem Chomel, Art. Neunauge. Sie iſt nicht leicht über fumfzehn Zoll lang und über einen Daumen dicke oder breit. Sie halten ſich in Flüſſen oder Ströhmen auf und werden im Lüneburgiſchen, Bremiſchen und Mecklenburgiſchen, wie auch in Liefland und Pommern, von Martini an bis Oſtern häufig gefangen und von da zu uns gebracht, nachdem man ſie behörig vorbereitet, das iſt, auf folgende Art geſchleimet hat: man durcharbeitet ſie mit ſiedendem Waſſer, vermittelſt etwas reinen Reißholzes, damit der Schlamm und die ſchlierige Haut alle davon herunter gehe, und wenn ſie ein wenig im reinen Waſſer gelegen, alsdenn

werden ſie entweder friſch in Waſſer, Wein und Eſſig, mit Salz, Zwiebeln und Citronenſchalen, auch einem Stückchen Butter, weil ſie ſonſt nicht gern weich werden, geſotten, oder mit einer ſchwarzen Brühe angerichtet; oder aber auf dem Roſte gebraten, mit Baumöl beträufelt, und nachher in kleinen Fäßchen mit Gewürze in Eſſig geleget; und ſolche alſo, unter dem Namen, Bricken, in großer Menge in das Reich und andere Orte verſendet. Die Bremer und Lüneburger Bricken werden für die beſten gehalten. Die Liebhaber pflegen ſolche gleich aus der Lacke mit ein wenig Pfeffer zu verzehren, weil ſie ſonſten weiter keiner Zurichtung bedürfen; ſie werden auch öfters unter Italieniſchen Sallat, (den ſo genannten Sardellenſallat, ſtatt oder auch mit Muſcheln) rohe gebrauchet, oder auf folgende Art in Papiere gebraten: man ſchneidet nämlich die Bricken in gewiſſe Stücken und ſchabet ſie auf das allerreinſte mit einem Meſſer ab, machet hierauf kleine Fächlein mit Papier, leget die Bricken darein, gießt Baumöl dazu, ſchneidet kleine Citronenſchalen daran und ſetzet die Papierlein mit den Bricken auf einen Roſt, (es muß aber nicht viel Feuer darunter ſeyn) und drücket ſodann Citronenſaft darein, ſo ſind ſie fertig. Die alſo gebratenen Bricken kann man, Braunkohl oder Erbſen damit zu garniren, brauchen. Das Fleiſch dieſes Fiſches iſt zwar von gutem Geſchmacke, dienet aber nicht für kalte und ſchwache Magen, weil es ſehr ſchwer zu verdauen iſt. Dieſer Fiſch iſt bey dem Klein ein Petromyzon; Neunauge; ſ. dieſen unſern Artikel, unter deſſelben *aalförmigen Fiſchen*; B. I. S. 28. u. f. desgleichen auch unſer Richter in ſeiner Ichthyotheologie, S. 857.

Pricke, S. auch Seeigel.

Pricken.

Pricken nennt Müller das 129ſte Thiergeſchlecht des Ritters von Linné, Petromyzon, welches das erſte ſeiner ſchwimmenden Amphibien und mit zuſammengeſetzten oder vielen Luftwerkzeugen begabet iſt; insbeſondere aber ſieben Luftlöcher an den Seiten des Kopfes hat. ſ. unſern Artikel, *Fiſch*, B. III. S. 70. Es hat einige Aehnlichkeit mit den Schlangen; daher es der Ritter unmittelbar nach ſelbigen folgen laſſen. Der Geſtalt nach gleicht es auch den Aalen, als ein langgeſtreckter, glatter und ſchlüpfriger Fiſch, da er nämlich befloßet iſt, weswegen es auch unſer Klein als einen *aalförmigen Fiſch*, gleich nach den Aalen, aufgeführet hat. ſ. dieſen unſern Artikel, B. I. S. 28. unter gleichen Namen, Petromyzon, Neunaugen. Die Holländer und Nieder-

Niederſachſen haben den Namen Prikken wohl eingeführet, weil die am Halſe befindliche Luftlöcher aus- ſehen, als wenn ſie mit Priklen, Pfriemen, geſtochen wären. Von Lampride iſt wohl die Verwand- lung, auch nach Wegwerfung der erſten Sylbe, zu gekünſtelt, wie- wohl ſie von Alters her begünſti- get worden. Das griechiſche Πετρομύζον, und das lateiniſche Lampreta, iſt eins ſo ſchicklich als das andere, und bedeuten beyde einen Steinſauger.

Die Kennzeichen dieſes Ge- ſchlechts ſollen, nach dem Ritter, folgende ſeyn. An den Seiten des Halſes ſieben, in einer Reihe nach der Länge ſtehende, Luftlöcher, ohne ſo genannte Fiſchohren; oben auf dem Wirbel ein kleines Sprützloch oder Röhre; und am Körper weder Bruſt- noch Bauch- floßen. Nach dem Gronov ſoll auch der Körper keine Schuppen haben. Der Kopf iſt länglicht rund, ſo dicke als der Körper, das Maul zirkelrund; die Lippen wie Klappen zum Anſaugen gebildet. Inwendig haben die Kiefer eine unzählbare Menge kleiner Zähn- chen; der Rücken hat zwo Floßen, davon die hinterſte den Schwanz umgiebt. Die Finnen ſind knorp- licht und die Lungen vollkomme- ner, als bey den übrigen allen; auch mit einer ordentlichen Luft- röhre verſehen. Nach dem Ritter giebt es nur die drey folgenden Gattungen:

1ſte Pricke, nach Müllern Lamprete, Petromyzon Marinus; Petromyzon maculoſus, ordinibus dentium circiter viginti, des Artedi, Syn. p. 90. ſp. 2. und nach ſelbigem Lampreta, Lampreda, ſ. Muſtela, verſchiedener Schriftſteller; vielleicht auch Ἐχενέις des Oppianus. Lampreda, Lampreka, von Lampreta; Steinlecken; daher in Nordiſchen Gegenden, Steen-Suc, Steinſauger; der Engländer Lamprey und Lamprey-Eel; der Franzoſen Lamproye; der Holländer Zee-Lamprey; der Deutſchen Lamprete. Die Länge iſt gemeiniglich zu ein bis anderthalb Fuß, und die Dicke oder Breite zu einem Zoll; im Norden ſollen ſich Armsdicke und Ellenlange, finden; auch in der Elbe dann und wann drey- bis vierpfündige. Der Körper iſt länglichrund, faſt aalförmig; die Haut oben ſchwärzlich, mit einigen blaſſen eckichten Flecken; inwendig ſtatt eines knochichten Rückgrads ein knorplichtes, mit Mark angefülltes, Weſen; und vom Maule bis zum After geht ein gerader Canal. Das Maul iſt warzicht, und die letzte Rückenfloße vom Schwanze unterſchieden. Sie halten ſich eigentlich im Meere auf; doch ziehen ſie, gegen die Zeit der Begattung, in die

die Flüſſe. Petromyzon, 3. maculoſus, des Kleins, ein Neunauge. ſ. unſern Artikel, Aal, B. I. S. 31.

2te Pricke, Mülleriſcher Neunauge, Petromyzon Fluuiatilis; Petromyzon, vnico ordine denticulorum minimorum in limbo oris, praeter inferiores maiores, des Artedi, ſyn. p. 89. ſp. 1. davon er drey Unterarten angiebt, und die dritte Art, nämlich die zwote kleinere Art der Lamprete, des Gesners, S. 181. die Bärle, Berlin, Berling, für die eigentliche Bricke der Niederländer, mit dem Salvian und Jonſton, hält. Dieſer Fiſch ſollte vielmehr Siebenauge, wie zu Rouen Sept-Oil, von ſeinen ſieben Halslöchern, genennet werden. Er wird gemeiniglich zum Lockaas bey dem Kabeljaufang gebrauchet; er unterſcheidet ſich von der erſten Art durch die hinterſte eckichte Rückenfloße; und findet ſich vorzüglich in den Norwegiſchen und Märkiſchen Flüſſen, auch in Holland, auf der Themſe in England und in den franzöſiſchen Flüſſen, wo er auch Lampreyon oder Lamprillon heißt. Der bey der erſten Kleiniſchen Art befindlichen Beſchreibung ſetzen wir nur folgendes bey. Vom Schwanze bis an die Augen und Naſenlöcher iſt ein Lymphatiſches oder Waſſergefäße zu ſehen, welches ſeitwärts nach untenzu Aeſte abgiebt. Dieſes Gefäß hat Klappen, entſpringt im Kopfe, und führet durch den ganzen Körper eine reine Feuchtigkeit, welche zur Glattmachung der Haut dienet. Dieſer Fiſch iſt bey dem Klein, Petromyzon, 1. die erſte Neunauge. ſ. angeführten Artikel, B. I. S. 30.

3te Pricke, der Mülleriſche Kieferwurm, Petromyzon Branchialis; Petromyzon, pinna dorſali poſteriore lineari, labio oris poſteriore latere lobato. Faun. Suec. 292. Lampreta parua et fluuiatilis, des Rondelets, Gesners, Gronovs und Rajus; des Salvians Lampreta minor. Er iſt bey dem Klein die vierte Gattung der Neunaugen, Petromyzon; ſ. nur angeführten Artikel, Aal, B. I. S. 31. wo auch die Linné - Mülleriſche Beſchreibung. Aehnliche Kieferwürmer findet man auch Landwärts in einigen Europäiſchen Flüſſen und ſüßen Waſſern, die aber ſo groß nicht ſind, und deswegen von vielen zu den Würmern gerechnet, oder dafür angeſehen werden. ſ. unſern Artikel, Kiemenwurm, Lernaea Linn. B. IV. S. 471.

Primel.

Die Schlüſſelblume, oder Primula veris, machet mit der Auricula oder Bährenöhrlein, billig nur ein Geſchlecht aus, und

da

da wir bey der Aurikel im I. Bande S. 443. ſowohl die allgemeinen Kennzeichen dieſes vereinigten Geſchlechtes, als auch die Unterſcheidungszeichen der beyden Hauptarten angegeben, wollen wir hier nur die übrigen Arten beſchreiben, welche Herr von Linne' unter Primula angeführet.

1) Die Einblümige Primel mit runzlichten Blättern, Primula acaulis. Primula foliis hirſutis rugoſis dentatis, ſcapis vnifloris Hall. Helu. no. 608. wächſt in der Schweiz, Oeſterreich und Crain, vielleicht auch in Deutſchland, häufig in den Gärten. Die zäſerichte Wurzel riecht nach Aniß, und treibt viele Blätter, welche aus dem geflügelten Stiele ſich eyförmig ausbreiten, oberwärts glatt, unterwärts mehr rauh anzufühlen, auch auf der Unterfläche mit vorragenden Nerven beſetzet, und am Rande rundlich eingekerbet ſind. Zwiſchen dieſen treiben aus der Wurzel viele einfache, etwas längere Stiele, deren jeder eine Blume trägt. Der Kelch iſt ohngefähr halb ſo lang als die Röhre des Blumenblattes. Dieſes iſt groß, blaßgelb, der Rand platt und ausgebreitet; die fünf Einſchnitte ſind herzförmig, und beym Anfange mit einem dunkelgelben Flecke bezeichnet; die fünf Staubfäden ſtehen mitten in der Röhre; der Staubweg iſt kürzer als dieſe, keilenförmig und ausgehöhlet. Das übrige iſt bey der dritten Art angemerket.

2) Vielblümige geruchloſe Primel mit runzlichten Blättern, Primula elatior, inodora. Primula fol. rugoſis dentatis, ſcapis multifloris, floribus exterioribus nutantibus Hall. no. 609. Dieſe wächſt in Deutſchland in niedrigen, naſſen, fruchtbaren Wäldern häufig, blühet zeitig im Frühjahre, wird mit der folgenden öfters verwechſelt, und erhält auch gleiche Beynamen. Wurzel und Blätter gleichen der erſten Art; der nackende Stängel aber erreichet faſt einen Fuß Höhe, und endiget ſich mit einer einfachen Dolde, oder vielen kurzgeſtielten Blumen, davon die äußerlichen unterwärts, die übrigen aufwärts gerichtet ſind. Bey jedem Blüthſtiele ſteht ein lanzetförmiges Deckblatt. Das blaßgelbe Blumenblatt iſt beym Anfange der Einſchnitte dunkler, und der Rand ausgebreitet. Die Blüthen ſind ohne Geruch. Das übrige bey der folgenden Art.

3) Vielblümige wohlriechende Primel mit runzlichten Blättern, Himmelſchlüſſel, Schlüſſelblume, St. Petersſchlüſſel, Faſtenblume, Lerchenblume, Herba Paralyſeos offic. Primula veris odorata. Primula fol. rugoſis dentatis hirſutis, ſcapis multifloris, floribus omnibus

nutantibus Hall. no. 610. Dieſe blühet faſt vierzehn Tage ſpäter, als die vorige, und wächſt auf trocknen Wieſen, erhabenen Triften, in Baumgärten und Hecken, gleichet aber dem Anſehen nach der zwoten Art faſt gänzlich; daher auch Herr von Linné und deſſen Anhänger nicht allein dieſe beyden, ſondern auch die erſte Art, unter dem Namen Primula veris, mit einander vereiniget haben. Dieweil aber bey dieſer dritten Art die Stöckchen niedriger und wenig rauh anzufühlen, die Zähne der Blätter ſtumpf und ſparſamer, bey der zwoten aber häufiger und ſpitziger ſind, alle Blüthen, welche die Dolden ausmachen, unterwärts hangen, der Kelch bläſſer, und ſo lang als die Röhre des Blumenblattes, das Blumenblatt klein, dunkelgelb, nicht geflecket, ſondern mit ſafranfärbigen Linien geſtrichelt, und der Rand mehr aufgerichtet als ausgebreitet iſt, die Einſchnitte kürzer ſind, und die Blüthe einen angenehmen Geruch von ſich giebt, kann man dieſe von der zwoten, ſo wie beyde von der erſten billig unterſcheiden, und mit Herr von Hallern, Böhmern, Willichen, und andern als beſondere Arten annehmen, zumal durch angeſtellte Erfahrungen bewieſen, daß die angemerkten Unterſcheidungszeichen durch verſchiedene Wartung in dem Garten nicht verändert werden, obgleich jede in Anſehung der Blume andere Veränderungen leidet, und daher viele Spielarten in den Gärten vorkommen. Man findet einfache mit ganz weißen, purpur- und fleiſchfärbigen, auch verſchiedentlich geſtreiften Blumen; auch gefüllte von allen dieſen Farben, welche gemeiniglich aus zwey in einander ſteckenden Blumenblättern beſtehen, auch welche, deren Kelch gefärbet und größer iſt, und dadurch die Blume gedoppelt erſcheint. Und dennoch wird man bey allen dieſen Abwechſelungen meiſtentheils angeben können, zu welcher von den verzeichneten drey Sorten jede zu rechnen. Dieſe Spielarten ſind alle aus dem Saamen entſtanden, und jährlich wird man neue erhalten, wenn man mit der Ausſaat ſich abgeben will. Und es wird keinen Blumenliebhaber gereuen, dergleichen vorzunehmen, in dem gewiß ſo ſchön gefärbte Blumen von dem Primelnſaamen fallen, als man ſonſt von den Aurikeln erhält; nur Schade, daß die ſchönſten, welche zu der erſten Art gehören, keinen Geruch haben. Man ſammlet den Saamen von den ſchönſten, ſonderlich bundgefärbten Blumen, und ſäet ſolchen entweder bald, wenn er reif geworden iſt, oder auch im März des folgenden Jahres, in Käſten oder ins freye Land, und zwar nur oben auf das Erdreich; wird

ſolcher auch nur einen halben Finger breit mit Erde bedecket, wird das Auskeimen unterbleiben. Die Käſten, worinnen die Herbſtausſaat geſchehen, kann man den Winter über im freyen Garten ſtehen laſſen, oder auch in einen Keller ſtellen, und im Frühjahre, wenn die alten Primelſtöcke zu blühen anfangen, wieder in den Garten tragen, und an einen ſolchen Ort ſtellen, der nur der Vormittagsſonne ausgeſetzet iſt, indem dieſes Gewächſe einen allzuwarmen Stand nicht füglich verträgt. Hierauf wird der Saame bald hervorkeimen, und in dem Juni wird man die jungen Pflänzchen auf wohl zubereitete ſchattichte Beetchen ſechs Zoll weit von einander verſetzen können; die neu verſetzten Stöckchen ſoll man fleißig begießen, und beſtändig vom Unkraute reine halten. Die Frühlingsſaat muß man mit Mooß bedecken, bis das Auskeimen erfolget. Im folgenden Jahre nach der Ausſaat werden die Stöckchen ſchon blühen. Die Vermehrung der gegenwärtigen Sorten geſchieht leicht im Herbſte durch Theilung der Stöcke. Wenn dieſe einige Zeit an einem Orte geſtanden, arten ſie leicht aus, daher man ſolche öfters, auch wohl jährlich ausheben, von einander theilen, und in friſche Beete verſetzen, oder die alten Beete mit neuer Erde anfüllen ſoll. Schweres fettes Erdreich ſchicket ſich nicht für die Primeln, ſie lieben mehr ein lockeres, und einen etwas ſchattigen Standort. Im Frühjahre muß das Laub von den Beeten zeitig abgeräumet, und die Stöcke mit durchgeſiebten verfaulten Miſte, oder anderer fruchtbaren Erde erfriſchet und bedecket werden, zumal, wenn ſolche der Froſt in die Höhe gezogen hat. Die Primeln blühen öfters im Herbſte, wie die Aurikeln, zum zweytenmal. Die dritte Art wird in der Arzneykunſt gebrauchet, und obgleich auch von dieſer die Wurzel einen gewürzhaften Geruch hat, werden doch davon nur die Blätter, und vorzüglich die Blumen gewählet. Man will ſelbige als ein nervenſtärkendes und ſchmerzſtillendes Mittel bey Lähmungen, Schlagflüſſen, Kopfſchmerzen, und andern dergleichen Zufällen empfehlen, und dazu ſonderlich das abgezogene Waſſer von den Blüthen anrühmen. In neuern Zeiten wird wenig Gebrauch davon gemachet. In England bedienet man ſich der Blätter zu Salat. Es ſind ſelbige auch für das kranke Vieh ein heilſames Futter. Aus allen drey Arten tragen die Bienen viel Honig aus den Blumen. Es nehmen dieſe auch von allen dreyen eine grünlichte Farbe an, wenn man ſie trocknet,

und nur einigermaaßen zu faulen anfangen.

4) Einblümige Primel mit keilförmigen Blättern, kleinſte Schlüſſelblume, Primula minima L. wächſt in der Schweiz und den Oeſterreichiſchen Gebirgen. Die ausdaurende Wurzel beſteht aus vielen Köpfen. Die Wurzelblätter ſind ſehr klein, keilförmig und ſägartig ausgezahnet. Der Stängel iſt kaum einen Finger hoch, mit zwey ſchmalen ſpitzigen Deckblättern, und einer, auch zuweilen zwo Blumen beſetzet. Dieſe haben keinen Geruch. Der Kelch ſitzt platt auf, und iſt kürzer, als die Röhre des gelben oder fleiſchfärbichten, inwendig haarichten Blumenblattes.

5) Ganzblättrige Primel, Primula integrifolia L. wächſt auf den Schweizeriſchen und Pyreneiſchen Alpen. Die ausdaurende, harte Wurzel iſt mit Schuppen bedecket. Die Blätter ſind fleiſchicht, ey- oder lanzetförmig, am Rande haaricht, ſonſt aber völlig ganz. Der Blumenſchaft erreichet nur einige Zoll Höhe, und trägt eine, auch zwo Blumen. Der Kelch iſt glockenförmig, gefärbet, rauchlicht, mit ſtumpfen Einſchnitten. Die Lappen des röthlichten Blumenblattes ſind tief geſpalten.

6) Vielblümige Primel mit beſtäubten Blättern, mehlichte Primel, Primula farinoſa Linn. Die Schweiz iſt ihr eigenes Vaterland. Die daurende Wurzel treibt viele ſteife, lange, ſchmale, faſt eyförmige, ſchwach ausgezahnte, glatte, und auf der untern Fläche mit Mehl beſtäubte Blätter, deren Stiel blättricht oder geflügelt iſt. Die Blumen ſtehen am Ende des Stängels doldenweiſe bey einander aufgerichtet, und jede hat ein lanzetförmiges Deckblatt unter ſich. Der Kelch iſt auch beſtäubet und ſo lang als die Röhre des purpurfärbigen, oder mehr blauen Blumenblattes, und die Lappen von dieſem ſind ganz flach und herzförmig. Zwiſchen den Lappen ſitzen fünf gelbe Drüſen, und wegen dieſes Umſtandes hat Herr von Haller dieſe Art von der Primula abgeſondert, und mit der Aretia vereiniget.

Prinzenfahne.

Prinzenfahne, holländiſch Prinſe Vlag, wegen der niedlichen abwechſelnden Farben, und vielleicht wegen der roſenrothen Mündung Bulla virginea vom Herrn von Linné genannt, iſt eine Blaſenſchnecke, einen, oder anderthalb Zoll lang, und einen halben oder dreyviertel Zoll breit, ſehr dünnſchälicht, einem Kinkhorn ſehr ähnlich, und mit rothen, blauen, gelben oder andern Bändern umwunden. Je höher die Bänder gefärbet ſind, und je ſchöner ſie abwech-

abwechſeln, je mehr werden ſie geſchätzet, und dieſe heißen vornehmlich Prinzenfahne; weniger bandirte, und wenig ſchön gefärbte heißen Staatenfahnen. Die Schalen fallen ſehr verſchieden, man findet weiße, graue, braune, mit einem, zwey, drey und mehr Bändern, die quer über alle bäuchicht hervortretende Gewinde laufen. Aus den Afrikaniſchen Flüſſen und von den Antillen.

Prinzeſſin Begräbniß.

S. Dattelſchnecke.

Prinzmetall.

Metallum Robertianum; iſt ein durch die Kunſt zuſammengeſetztes Metall, welches nach einiger Meynung aus zween Theilen Kupfer und einem Theil Zink, nach anderer Vorſchrift aber aus acht bis zehn Theilen Kupfer, einem Theil Zinn oder Zink und einem Theil Arſenik gemacht wird. Nach letzterer Art wird ein ſilberweißes Metall erhalten, das aber ziemlich ſpröde iſt, ſich nicht hämmern läßt, und nur zu Gußarbeit gebrauchet werden kann. Da aber die Erfahrung gelehret, daß es ein ſchädliches Metall iſt, indem zu deſſen Zuſammenſetzung Arſenik kömmt, ſo müſſen aus ſelbigen keine Sachen, derer man ſich zum Speiſen bedienet, gemachet werden. Man ſaget, der Erfinder von dieſem Metall ſey ein engländiſcher Prinz, Namens Robert geweſen, woran aber die meiſten zweifeln. Andere wollen, daß der Name Prinzmetall ſo viel als Bronze Metall bedeute, und nichts anders als eine Zuſammenſetzung von Kupfer und Zink ſey.

Probirkunſt.

Docimaſia, Ars docimaſtica; heißt diejenige Kunſt und Wiſſenſchaft, welche lehret, wie die mineraliſchen Körper durch chymiſche Bearbeitung zu unterſuchen, und in ihren Miſchungen und Beſtandtheilen zu erkennen ſind. Im beſondern Verſtande verſteht man darunter diejenige Kunſt, durch deren Ausübung man erfahren kann, was für Metall jedes Erz und Bergart bey ſich führet, und wieviel ſelbige an Gold, Silber, Kupfer, Bley u. dgl. halte. Letztere iſt die gemeine Probierkunſt, wohin die Hütten- und Münzprobierkunſt gehöret, jene aber kann die höhere Probirkunſt genennet werden.

Wer die Probirkunſt, überhaupt betrachtet, in Ausübung bringen will, muß bereits in chymiſchen Wiſſenſchaften, wie auch in der Naturgeſchichte Kenntniſſe erlanget haben, damit er die Mittel, welche zur Unterſuchung der in die Probirkunſt gehörigen Gegenſtände erfordert werden, geſchickt anwenden, und alſo nützliche

liche Verſuche anſtellen kann. In Ausübung der Hütten- und Münzprobirkunſt werden zwar gemeiniglich keine Kenntniſſe von der Chymie und Naturgeſchichte verlanget, unterdeſſen aber iſt doch zum wenigſten nöthig, daß diejenigen, welche ſich derſelben widmen, mit den Erzen und Metallen Bekanntſchaft haben, und die phyſikaliſchen und mechaniſchen Werkzeuge kennen, vermittelſt welchen ſie Unterſuchungen in den Erzen und Metallen anſtellen wollen. Unter den phyſikaliſchen Werkzeugen ſind vorzüglich die aus Salpeter und Weinſtein bereiteten Flüſſe, als der rohe und ſchwarze, ingleichen der weiße und ſchnelle Fluß, ferner das Salpeterſaure oder Scheidewaſſer, wie auch das Königswaſſer und das Probirbley zu betrachten; indem vermittelſt der Flüſſe die Erze im Kleinen geſchmolzen, und die darinnen befindlichen metalliſchen Theile von den unmetalliſchen geſchieden, die befreyten metalliſchen Theile durch das Bley auf der Kapelle in dem Probirofen ferner abgetrieben, und, wenn ſie Gold und Silber halten, endlich in Scheidewaſſer oder Königswaſſer aufgelößt und durch dieſe Arbeiten alſo unterſuchet werden, damit man wiſſe und erfahre, was für Natur und Eigenſchaften das Erz habe, welche Metalle und in welcher Menge es ſelbige enthalte, und ob es der Mühe werth ſey, das Erz im Großen zu behandeln und zu ſchmelzen. Dieſemnach muß ein gemeiner Probirer, wenn er auch kein Chymiſt iſt, dennoch wiſſen, was für Eigenſchaften die Flüſſe, das Probirbley und die Scheidewaſſer haben, und wie dieſe phyſikaliſchen Mittel, wenn ſie die gehörige Wirkung haben ſollen, beſchaffen ſeyn müſſen. Z. E. es iſt nöthig, daß das Probirbley von allem Silber frey und gehörig rein ſey, damit die Probe auf der Kapelle richtig ausfalle. Folglich iſt auch nöthig zu wiſſen, wie man reines Bley zum Probiren erhalten könne. Dieſes Bley muß alsdenn gehörig gekörnt, und dem zu unterſuchenden Metall in erforderlicher Proportion zugeſetzet, und in dem Probirofen alſo behandelt werden, daß das Bley Gold und Silber von andern Metallen gehörig reinige, und dieſe mit ſich verſchlacke oder in die Kapelle ziehe, dergeſtalt, daß Gold oder Silber als ein reines Korn auf der Kapelle ſtehen bleiben.

Unter den mechaniſchen Werkzeugen iſt vorzüglich zu wiſſen nöthig, wie ein Probirofen und die Probir- oder Kornwage beſchaffen ſeyn müſſe. Der Probirofen, ſo gemeiniglich von Eiſenblech verfertiget, und inwendig eines Daumens dicke mit

Lehm oder zugerichteten Thon ausgeſchmieret wird, iſt ein zwölf- bis ſechzehnzolliges Viereck, das oben ſo hoch iſt, als es lang und breit iſt. Auf dieſes Viereck paßt eine abgekürzte viereckichte Pyramide, welche unten, wo ſie auf den Ofen ſitzt, zwölf bis ſechzehn Zoll weit, und acht bis zehn Zoll hoch iſt, und oben eine Oeffnung von acht bis zehn Zoll hat. Auf dieſe Oeffnung paßt ein Aufſatz mit einem cylindriſchen Rohr, welches ein bis zween Schuh hoch und bisweilen noch länger iſt. Dieſer Aufſatz mit dem Rohr iſt beweglich, damit er während der Arbeit nach Gutbefinden des Probirers abgenommen und wieder aufgeſetzet werden kann. Der Probirofen hat übrigens einen Aſchenheerd mit einer Oeffnung, und Thüre darzu, ingleichen einen eiſernen Roſt und einen Feuerheerd, zu welchen auch eine Oeffnung führet, die mit einer Thüre verſchloſſen iſt. Gleich über dieſer Thüre befindet ſich eine kleine Muffel, zu welcher man durch eine über der Feuerheerdsthüre befindliche Oeffnung kommen kann. Dieſe Oeffnung wird währender Arbeit mit einer glühenden Kohle vermachet, welche man auf das vor der Oeffnung befindliche Blech leget, dergeſtalt, daß man über ſelbige noch in die Muffel auf die Kapellen ſehen kann. In dieſem Ofen wird diejenige Operation verrichtet, die man Abtreiben nennet, da man nämlich vermittelſt des Bleyes, oder auch bisweilen vermittelſt des Wißmuths Gold und Silber von allen andern beygemiſchten Metallen befreyet und rein darſtellet. S. Abtreiben.

Das auf der Kapelle von andern Metallen gereinigte Gold- oder Silberkorn wird auf die Probir- oder Kornwage gebracht, um das Gewichte deſſelben zu unterſuchen. Dieſe Wage iſt unter allen bekannten Wagen die ſauberſte und empfindlichſte. Der Balken derſelben, welcher zehn bis zwölf Zoll lang iſt, iſt von dem feinſten Stahl, und zwar ſo fein gemachet, daß er nicht mehr als zwey Quentchen tragen kann, ohne ſich zu beugen. An dieſen Balken hängen vermittelſt ſeidner Fäden zwo kleine ſilberne Wageſchalen, welche dünne und flach ſind. Man ſetzet in ſelbige zwey kleine ſehr zart und fein gearbeitete ſilberne Schälchen, ſo man Eichſchälchen nennet. In das eine dieſer Schälchen trägt man das Gold- oder Silberkorn, und in das andere das Probirgewichte. Die Urſache, warum man ſich dieſer Schälchen bedienet, iſt dieſe, daß man durch die öftere Berührung mit der Hand die Wagſchalen nicht falſch mache. Ueberhaupt müſſen alle Theile der Probirwage und inſonderheit der

Wagebalken ſehr genau und aufs empfindlichſte gemacht ſeyn, damit das Gewichte des Korns auf das allergenauſte unterſuchet werden kann. Dieſe Wage wird überdieß in einem gläſernen Gehäuſe verwahret, um ſie vor allen Staub und Unreinigkeiten ſorgfältig zu hüten.

Was das Probiergewichte überhaupt betrifft, ſo iſt daſſelbe unterſchiedlich, und beſteht in Centner, Mark- Pfennig- und Karatgewichte. Das eigentliche Probirgewichte wird auch nach Centnern und Pfunden gerechnet, iſt aber überaus klein, indem ein Probircentner nicht ſchwerer als ein gemeines Quentchen iſt. Bey der Unterſuchung des Goldes und Silbers, als welche nach Marken gerechnet werden, bedienet man ſich des Mark- oder Pfenniggewichts. Es wird nämlich eine Mark in ſechzehn Loth, ein Loth in vier Quentchen, ein Quentchen in vier Pfennige und ein Pfennig in zween Heller getheilet. Die Probirgewichte ſind: ein Centner; nach ihm kommen die Gewichte von 64, von 32, von 16, von 8, von 4, von 2, von 1 Pfunde; alsdenn ein Probirgewichte von einem halben Pfunde, oder Mark, oder ſechzehen Lothen, von acht Lothen, von vier Lothen, von zwey Lothen, von einem Lothe, von einem halben Lothe oder zwey Quentchen, von einem Quentchen und von einem halben Quentchen. Die Probirmark wird eben ſo gerechnet, und kann man ſich hierzu des nur erwähnten Probirgewichtes von ſechzehn Pfunden bedienen, da denn ein Pfund Probirgewichte ein Loth des Pfenniggewichts, ein Viertel Pfund oder acht Loth ein Quentchen, zwey Loth einen Pfennig, und ein Loth einen Heller beträgt. An einigen Orten bedienen ſie ſich beym Probiren der Pfennigmark, welche in 12 Pfennige, jeder Pfennig aber in 24 Gran eingetheilet wird. Die Pfennigmark wiegt ein halbes Quentchen, welches das erſte Gewichte iſt, das andere ſoll 6, das dritte 3, das vierte 2, das fünfte 1 Pfennig, das ſechſte 12 Gran, das ſiebente 6, das achte 3, das neunte 2, und das zehnte 1 Gran halten. Dieſes wird gemeiniglich die *Niederländiſche Pfennigmark* genannt. Die Probirgewichte liegen in einem Käſtchen, in welchem ſich für jedes Gewichte ein ſauberes und mit Leder oder Tuch überzogenes Behältniß befindet. Man leget jedes Gewichte nach dem Probirwiegen wieder an ſeinen Ort, und hütet ſich, daß nicht mehr als eins in ein Behältniß kömmt, damit ſie ſich nicht an einander reiben und falſch werden.

Außer dieſer Wage bedient man ſich auch in der Probirkunſt einer großen

großen, aber genau gefertigten gemeinen Wage, auf welcher man ganze Stufen Erz, große Schweren Bley, Flüſſe u. d. wiegt. Nebſt dieſer hat man auch eine Einwäge oder Erzwage, welche einer Goldwage ähnlich iſt, und einen Wagebalken hat, der drey bis vier Loth tragen kann, ohne ſich zu biegen. Auf dieſer wiegt man das Erz, oder das Metall, das gekörnte Bley u. d. zum probiren.

Da es nicht allezeit möglich iſt, Gold oder Silber auf der Kapelle zu probiren, ſo bedienet man ſich des Probirſteins und der Streich- oder Probirnadeln. Der Probirſtein, Lapis Lydius, iſt ein ſchwarzer, mäßigfeſter Stein, welcher zu den gemiſchten thonartigen Schieferſteinen gehört und ſeinen Beſtandtheilen nach aus einer mit vielen Eiſentheilen vermiſchten Thonerde beſteht. Dieſer Stein wird zum Probiren viereckicht und glatt geſchliffen und muß derſelbe von derjenigen Art ſeyn, daß er durch das Anreiben die Farbe des Goldes, Silbers und Kupfers annimmt und die Anſtriche durch Scheidewaſſer wieder wegnehmen läßt, ohne daß er angegriffen und zerfreſſen wird. Wenn man nun Gold oder ſilberhaltiges Metall auf dem Probirſteine unterſuchen will, ſo wiſchet man den Probirſtein erſt mit einem Leder ab, und ſtreicht alsdenn das Metall, welches man vorher mit einer zarten Feile etwas abgerieben hat, auf den Probirſtein; hierauf nimmt man die Gold- oder Silberſtreichnadeln und ſtreicht eine nach der andern neben den erſtgemachten Strich des Metalles hin. Nimmt man nun an der Farbe des Metallſtrichs und des Strichs einer von den Streichnadeln eine Gleichheit gewahr, ſo iſt es ein Zeichen, daß das Metall wahrſcheinlicher Weiſe eben ſo verſetzet ſey, wie die Nadel, mit deren Strich der Metallſtrich eine Aehnlichkeit hat. Man kann aber hieraus niemals, wie bey den auf der Kapelle gemachten Proben, etwas gewiſſes urtheilen, weil das Metall, wegen anderer zugeſetzten Metalle und Halbmetalle, als Zink, Wißmuth, Zinn, Bley, Eiſen, Arſenik und Spießglaskönig eine falſche Farbe haben kann.

Die Probirnadeln auf Silber werden folgendermaaßen gemachet: da man die Mark Silber in ſechzehn Loth theilet, ſo machet man auch ſechzehn Streichnadeln, und kömmt zur erſten ſechzehn Loth fein Silber, zur andern funfzehn Loth Silber und ein Loth Kupfer; zur dritten vierzehn Loth Silber, zwey Loth Kupfer, und ſo geht es fort, bis die ſechzehnte oder letzte Nadel ein Loth Silber und funfzehen Loth Kupfer erhält.

Zu jeder Nadel wiegt man das Metall ſorgfältig ab, nimmt ſo viel Schmelztiegel, als man Nadeln machen will, reibt ſie inwendig mit calcinirten Borax aus, ſchmelzt die Maſſe, und gießt ſie in einen Innguß. Hierauf wird jede Nadel geſchlagen und nach ihrem Inhalte bezeichnet. Die erſte Nadel bezeichnet alſo ſechzehnlöthiges Silber, ſo wie die letzte nur einlöthiges Silber oder eine ſolche Silbermaſſe anzeiget, welche nur einen Theil feines Silber und funfzehn Theile Kupfer enthält.

Da die Mark Goldes in vier und zwanzig Karat getheilet wird, ſo machet man auch vier und zwanzig Probirnadeln: weil aber die Karatirung zweyerley iſt, nämlich die weiße und die vermiſchte, ſo machet man auch zweyerley oder wohl gar dreyerley güldene Streichnadeln. Zur weißen Karatirung oder Vermiſchung verſetzet man das Gold mit Silber; unter den Probirnadeln von dieſer Art beſteht die erſte aus feinem vier und zwanzigkaratigen Golde, das iſt, welches von aller Vermiſchung frey iſt; die zweyte Nadel beſteht aus drey und zwanzig Karat, ſechs Grän fein Gold, und ſechs Grän fein Silber; die dritte enthält drey und zwanzig Karat fein Gold und ein Karat fein Silber u. ſ. f. die vier und zwanzigſte oder letzte Nadel hat ein Karat fein Gold und drey und zwanzig Karat fein Silber.

Die vermiſchte Karatirung beſteht aus Gold, welches mit Kupfer und Silber verſetzet iſt. Da aber zur Verſetzung bald zween Theile Silber und ein Theil Kupfer, bald ein Theil Silber und zween Theile Kupfer genommen werden, ſo werden auch zur Unterſuchung der vermiſchten Karatirung zweyerley Nadeln gemachet. Die erſte Nadel iſt allezeit von feinem Golde gemachet, die andere aber beſteht aus drey und zwanzig Karat, ſechs Grän Gold, und entweder aus vier Grän Silber und zween Grän reinen Kupfer, oder aus vier Grän Kupfer und zween Grän Silber u. ſ. f.

Die metalliſchen Striche auf dem Probirſtein werden mit Trippel oder Zinnkalch oder kleinen Kohlen wieder abgerieben; übrigens iſt noch zu merken, daß, da die Farbe des Strichs mit der Zeit ſich verändert, die Striche, welche eine Zeitlang auf dem Stein geſtanden haben, mit den friſch aufgeſtrichenen nicht verglichen werden können, und demnach ſo oft ein Metall auf dem Probirſtein zu unterſuchen iſt, allezeit mit den Probirnadeln neue Striche zu machen ſind.

Was die übrigen in der Probirkunſt gebräuchlichen Inſtru-

mente betrifft, als Muffeln, Schmelztiegel, Kolben, Retorten, Kapellen, Zangen u. d. m. ſo wird man hiervon theils unter der Benennung chymiſche Inſtrumente, theils unter der Anzeige jedes einzelnen Werkzeuges insbeſondere als Muffel, Kapelle u. ſ. f. das nöthige angemerket finden.

Probirofen, Probirſtein und Probirwage.

S. Probirkunſt.

Prockia.

Es iſt von dieſem Pflanzengeſchlechte nur eine Art bekannt, welche auf der Inſel St. Crucis wächſt, und daher beym Herrn von Linne' Prockia Crucis heißt. An dem rundlichen Stängel und deſſen Zweigen ſtehen wechſelsweiſe geſtielte, eyförmig zugeſpitzte, ſägeartig ausgezahnte, glatte Blätter mit gleichbreiten Blattanſätzen. An den Enden der Zweige ſtehen die geſtielten und mit gleichbreiten Deckblättern beſetzten Blumen wechſelsweiſe. Die Blumendecke beſteht aus drey eyförmigen Blättern, welche man für den Kelch annimmt; zuweilen ſind dieſe noch mit zwey andern, aber viel kleinern, unterwärts umgeben; die Staubfäden ſind in großer Anzahl zugegen, und der einfache Griffel trägt einen ſtumpfen Staubweg. Die fünfeckichte Beere enthält viele Saamen.

Proſopis.

Dieſes neuerlich beſtimmte Pflanzengeſchlecht beſteht nur aus einer Art, welche beym Herrn von Linne' Proſopis ſpicigera heißt. Es iſt ſolche ein oſtindianiſcher Baum, an deſſen Aeſten wechſelsweiſe gefiederte Blätter ſitzen. Dieſe beſtehen gemeiniglich aus acht Paaren länglichten ſtumpfen Blättchen. Die kleinen Blumen wachſen theils aus dem Blätterwinkel, theils an den Enden der Aeſte ähꝛenweiſe hervor. Der Kelch iſt halb kugelrund und vierfach ausgezahnet, umgiebt aber fünf Blumenblätter, zehn Staubfäden und einen Griffel mit einfachem Staubwege. Die Frucht iſt eine lange aufgeblaſene Hülſe, in welcher eine Reihe länglichtrunder gefärbter Saamen liegen. Weil dieſe, wenn ſie ſich abgeſondert, ein Geräuſche machen, nennet Herr Planer dieſes Geſchlechte Klapperbaum; dergleichen es aber mehrere giebt.

Prunellen.

S. Braunelle und Pflaumbaum.

Pſoralea.

Wir behalten dieſen Linnäiſchen Geſchlechtsnamen. Planer wählet dafür Warzenkraut, und Gmelin in der Onomat. botan. Harzklee. Der Kelch iſt in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilet, da-

von der unterſte viel länger iſt. Die Blumenblätter ſind nach Art der ſchmetterlingsförmigen geſtellet; das rundliche, eingekerbte Fähnchen ſteht aufgerichtet; die beyden kleinern ſtumpfen Flügel ſind mondförmig, und das gleichfalls ſtumpfe, mondförmige Kielblättchen beſteht aus zween Theilen, daher man fünf Blumenblätter zählet; bey den meiſten Arten ſind neun Staubfäden in eine Scheide verwachſen, und der zehnte ſteht einzeln; bey einigen machen alle zehne eine Scheide aus; der aufwärts ſteigende Griffel trägt einen ſtumpfen Staubweg. Die Hülſe iſt nicht viel länger als der Kelch, zuſammengedrücket, und enthält nur einen nierenförmigen Saamen. Herr von Linne merket noch an, wie bey allen Arten der Kelch und die übrigen Theile der Pflanze mit kleinen Drüſen oder Wärzchen beſetzet, und die Blumenblätter mit gefärbten Adern durchzogen ſind. In der Murrayiſchen Ausgabe findet man achtzehn Arten verzeichnet. Die bekannteſten und merkwürdigſten ſind:

1) Gefiederte Pſoralea mit einzeln Blumen in dem Blätterwinkel, Spartium africanum. Riu. Pſoralea pinnata Linn. Dieſer immergrünende Strauch wächſt in Aethiopien, und erreichet bey uns einige Fuß Höhe. Die jüngern Stängel und Zweige ſind eckicht, geſtreifet, haaricht und mit glänzenden Punkten beſetzet; die gefiederten Blätter beſtehen aus zwo oder drey Paaren und einem einzelnen etwas haarichten, gedüpfelten, ſchmalen und lanzetförmigen Blättchen; bey dem Blattſtiele ſtehen zween lanzetförmige Blattanſätze; und an dem Winkel deſſelben ſtehen einzelne Blüthſtiele, welche nahe an dem Kelche mit vier Deckblättern umgeben ſind. Der Kelch iſt haaricht, mit glänzenden Punkten beſetzet, und der untere Einſchnitt nicht viel größer, als die vier obern. Das Fähnchen iſt bläulicht, unterwärts weißlicht, und kaum merklich eingekerbet; die Flügel ſind weißlicht und mit Anhängen verſehen; das Kielblättchen iſt mit dieſen faſt verwachſen, auch von gleicher Länge, weiß, und an der Spitze violet. Des Herrn Bergius Beſchreibung iſt von unſerer einigermaaßen verſchieden. Sollte der bemerkte Unterſchied, in den Deckblättern, der Größe der Kelcheinſchnitte und Beſchaffenheit der Blumenblätter vom Standorte abſtammen?

2) Gefiederte Pſoralea mit Blumenähren in dem Blätterwinkel, Neunblättriger Harzklee, Pſoralea enneaphylla L. Dieſes immergrünende, in hieſigen Gärten kaum zween Fuß hohe, ſchwache Sträuchchen wächſt in Carthagena, und ſoll daſelbſt nach

nach Jacquins Beſchreibung fünf Fuß Höhe erreichen. Die wechſelsweiſe geſtellten, gefiederten Blätter beſtehen bey uns aus vielen, nach Herr Jacquin aber nur aus zwey Paaren und einem einzelnen kleinen, eyförmigen, auf der untern Fläche gedüpfelten Blättchen. Aus dem Blätterwinkel treiben dichte Blüthähren. Der Kelch iſt nicht gedüpfelt, in zwo Lippen getheilet, und die beyden obern Einſchnitte ſind etwas kürzer als die drey untern. Die Blumenblätter ſind röthlicht, geadert; das Fähnchen iſt herzförmig, ausgehöhlet, die beyden Flügel ſtehen aufgerichtet und ſind etwas länger, und das Kielblättchen iſt zweymal länger als das Fähnchen. Alle zehn Staubfäden ſind verwachſen. Wenn man die friſchen Blätter zwiſchen den Fingern reibt, werden dieſe dergeſtalt gelb gefärbet, daß man die Farbe kaum abwaſchen kann; wirft man ſie ins kalte Waſſer, wird dieſes gleichfalls anfangs ſchwach, hernach aber dunkelgelb gefärbet.

3) Gefiederte Pſoralea mit Blüthähren an dem Ende der Zweige. Herr von Linné hat dieſes, in Amerika wachſende, Sommergewächſe ehedem als ein beſonderes Geſchlechte angeführet, und von dem bekannten Engländer Samuel Dale, Daleam genennet; nachher aber mit dieſem Geſchlechte vereiniget, und ſelbigem den Namen Pſoralea Dalea gegeben. Die zäſerichte Wurzel treibt einen, oberwärts mit einigen Zweigen verſehenen, ohngefähr einen Fuß hohen, glatten, ſchwach geſtreiften, aufrechtsſtehenden Stängel, welcher, wie auch die Zweige, ſich mit einzelnen Blüthähren endigen. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſind gefiedert, und beſtehen aus fünf Paaren und einem einzelnen länglichten, glatten, unterwärts gedüpfelten Blättchen. Bey jeder Blüthe ſteht ein lanzetförmiges, am Rande haarichtes Deckblatt. Der Kelch iſt haaricht, und die kleinen Blumenblätter ſind dunkelblau.

4) Dreyblättrige Pſoralea mit langgeſtielten Blüthköpfchen aus dem Blattwinkel, Trifolium bituminoſum Dod. Pſoralea bituminoſa L. wächſt in Sicilien und Italien, und iſt ein immergrünender, bey uns drey bis vier Fuß hoher, und in viele geſtreifte und haarichte Zweige verbreiteter Strauch. Die langgeſtielten Blätter beſtehen aus drey länglicht zugeſpitzten, vertieften Blättchen, und am Stiele ſtehen zween ſchmale Blattanſätze. Aus dem Winkel der obern Blattſtiele entſtehen einzelne, lange, aufgerichtete, ſchwach geſtreifte Blüthſtiele, welche ſich mit einem Blumenköpfchen endigen,

gen, und unter dieſem mit zwey auch dreyen platt anſitzenden, breiten, zwey- oder dreyſpaltigen Deckblättern beſetzet ſind. Der Kelch iſt geſtreifet, haaricht, ſchwärzlichgrün, und der unterſte Einſchnitt der längſte. Die Blumenblätter ſind blau, röthlicht und weißlicht vermiſchet. Ein Staubfaden ſteht einzeln. Der Kelch umgiebt die Hülſe genau, und dieſe iſt an dem obern Theile mit Haaren und ſchwachen Stacheln beſetzet, und mit dem ſichelförmigen Griffel geendiget. Blüthe und Früchte zeigen ſich den ganzen Sommer über. Das Blüthköpfchen riecht ſtark nach Harze, wenn man es reibt. Bergius beſchreibt hiervon eine Abänderung, welche in allen Theilen, auch an dem Kelche glatt iſt, viel ſchmälere, lanzetförmige Blättchen zeiget, und in Amerika wächſt.

5) Dreyblättrige Pſoralea mit kurzgeſtielten Blüthähren an dem Ende der Zweige, Pſoralea bracteata Linn. Ehedem rechnete ſelbige Herr von Linné zu dem Klee und nennte ſolche Trifolium fruticans. Aethiopien iſt das Vaterland. Der Stängel iſt ſtrauchartig. Die rundlichen Zweige ſind haaricht. Die kurzgeſtielten Blätter ſtehen wechſelsweiſe, und die drey Blättchen ſind eyförmig, mit einer gekrümmten Spitze, glatt und gedüpfelt; beym Blattſtiele ſitzen zween lanzetförmige, am Rande haarichte Blattanſätze. Die Zweige endigen ſich mit einer kuzen, dichten Blumenähre. Eyförmige, in eine lange Spitze verlängerte, am Rande haarichte, unterwärts drüſichte, weißlichte Deckblätter ſtehen zwiſchen den Blumen. Der Kelch iſt rauch, drüſicht, und der untere Einſchnitt etwas länger. Die Blumenblätter ſind violet, und geadert. Das Fähnchen und die Flügel haben faſt einerley Länge, das Kielblättchen aber iſt faſt um die Hälfte kürzer. Der eine Staubfaden ſtehet beſonders.

Die dritte Art zieht man aus dem Saamen in dem Miſtbeete, und läßt die Pflanzen, entweder daſelbſt wachſen, oder ſetzet ſie in Töpfe, dieſe an einen ſonnenreichen Ort, und bey kühlem Wetter hinter die Fenſter des Glashauſes, damit man wieder reifen Saamen erhalte. Die übrigen Arten vermehret man durch Saamen und Zweige, letztere ſchlagen von einigen, ſonderlich der vierten Art leicht Wurzeln. Dieſe iſt zwar nicht ſo zärtlich als die übrigen, wird aber doch im freyen Lande nicht, wie in der Onomat. botan. angegeben wird, ausdauern. Man muß ſie im Winter in einem mäßig warmen Glashauſe unterhalten, öfters verſetzen und im Sommer fleißig begießen. Die erſte, zweyte und fünfte Art können zwar auch den Sommer über

der freyen Luft ausgeſetzet, müſſen aber im Winter wärmer gehalten werden.

Pſyllienkraut.

Dieſes, oder Pſyllium Tourn. und Coronopus Tourn. vereinigen die neuern Kräuterlehrer billig mit der Wegebreite oder Plantago, indem zwiſchen dieſen in den Fruchttheilen kein Unterſchied zu finden, und das erſte nur wegen der blättrichten Stängel, das zweyte aber wegen der zerſchnittenen Wurzelblätter von der Wegebreite, welche nackende Stängel und ganze Blätter zeiget, unterſchieden iſt. Die allgemeinen Kennzeichen ſind: Ein kleiner, ſtehenbleibender, vierfach ausgezahnter Kelch; ein röhren- oder mehr kugelförmiges, in vier ſtumpfe Einſchnitte getheiltes, verwelkendes, aber nicht abfallendes Blumenblatt; vier aufgerichtete lange Staubfäden; ein kürzerer Griffel mit einfachen Staubwege, und ein eyförmiger Fruchtbalg, welcher ſich der Quere nach in zwo Hälften theilet, und in zwey Fächern viele länglichte Saamen enthält. Rupp und andere zählen zwar vier Blumenblätter, und wenn dieſe bey der zunehmenden Frucht verwelken, ſcheint es wirklich alſo; es wird aber alsdenn das ganze Blumenblatt zerreißen; bey der Blüthe hangen die Theile genau an einander, und ſtellen unterwärts eine Röhre vor. Von den Arten, welche Herr von Linne' unter Plantago angeführet, gehören nach Tourneforts Abtheilung, viere zu dem Pſyllio, als welche blättrige und mit Zweigen beſetzte Stängel haben.

1) Das krautartige Pſyllienkraut mit nackenden Blüthköpfchen, Flöhkraut, Flöhſaame, Pſyllium vulgare et officin. Plantago Pſyllium Linn. wächſt in Italien und Frankreich, auch hin und wieder in Deutſchland, treibt aus der jährigen, zäſerichten Wurzel, einen von unten bis oben mit röthlichten ausgebreiteten Zweigen beſetzten, ohngefähr zween Fuß hohen, krautartigen, wollichten Stängel, an welchem und den Zweigen die ſchmalen, langen, ſpitzigen, rückwärtsgebogenen, und mit einigen Zähnchen am Rande beſetzten, haarichten Blätter einander gegenüber und platt anſitzen. Aus dem Blätterwinkel kommen einzelne, lange, kahle Stiele, welche ſich mit einem kleinen Blumenköpfchen endigen. Dieſes iſt bey dieſer Art von keinen Blättern umgeben. Die Blumen ſind klein und weißlichtgrün; der Kelch iſt rauch; und die Deckblätter endigen ſich mit einer Granne. Die Saamen ſind platt, länglicht, braunglänzend. Man erziehe dieſe Art

ohne Kunſt, jährlich aus dem Saamen.

2) Krautartiges Pſyllienkraut mit umhüllten Blüthköpfchen, Plantago indica L. wächſt in Egypten, iſt auch ein Sommergewächſe, und der erſten Art faſt ähnlich. Die langen, rückwärts gebogenen Blätter aber ſind völlig ganz, hinterwärts mehr haaricht und oben an den Zweigen ſtehen gemeiniglich drey beyeinander. Das Blüthköpfchen umgeben vier lanzetförmige, längere Blätter, und zwiſchen den Blumen ſtehen keilförmige, ausgehöhlte Deckblätter. Die beyden untern Kelchblättchen ſind ſtumpf, auswärts merklich erhaben, und inwärts vertiefet. Das röhrenförmige Blumenblatt iſt faſt zweymal länger als der Kelch. Man erzieht dieſe Art aus dem Saamen auf dem Miſtbeete.

3) Strauchartiges Pſyllienkraut mit umhüllten Blüthköpfchen, Pſyllium perenne ſemperuirens. Plantago cynops L. wächſt in der Provence und Italien. Die Wurzel iſt lang, zäſericht und holzicht; die Stängel ſind holzicht, mit Zweigen verſehen, mehr geſtrecket, als aufgerichtet, und mit wechſelsweiſe geſtellten, haarichten, langen, ſchmalen, ſpitzigen, völlig ganzen, aufgerichteten Blättern beſetzet. Die Blüthköpfchen ſind mit ſpitzigen Schuppen umgeben, und zwiſchen den Blumen ſtehen eyförmige, vertiefte Deckblätter.

4) Strauchartiges Pſyllienkraut mit nackenden Blüthköpfchen, Pſyllium indicum. Plantago atra Linn. wächſt in Sicilien und der Barbarey. Der holzichte, aufrechtsſtehende und wollichte Stängel erreichet einen Fuß Höhe. Die Blätter ſind lanzetförmig, geſtreifet, ausgezahnet und rauchlicht. An den Enden der Zweige ſitzen nackende Blüthknöpfchen.

Dieſe beyde erhalten ſich in der Wurzel und dem Stängel mehrere Jahre, blühen im Juli und Auguſt, und müſſen durch den Saamen fortgepflanzet werden. Die dritte dauret füglich im freyen Lande; die letzte ſcheint zärtlicher und dürfte daher den Winter über in einem gemeinen Glashauſe zu unterhalten ſeyn.

Der Saame von der dritten, vielleicht auch von der erſten Art wird in den Apotheken aufbehalten. Es enthalten ſelbige viel Schleim, welcher ſich leicht mit Waſſer auflöſen läßt. Es hat aber dieſer vor dem Quittenſchleime, dem Arabiſchen Gummi und dergleichen nichts voraus, und überhaupt betrachtet nur eine lindernde Kraft. Boerhaave und andere wollen ſolchen zwar für ſchädlich ausgeben, und behaupten, wie ſich ſelbiger wegen ſeiner zähen

Beſchaffenheit zu ſehr an die Gedärme anhänge und Stockung in den kleinen Gefäßen, Schmerz und Krampf verurſache. Dieſes aber wird von allen dergleichen ſchleimichten Mitteln zu befürchten ſeyn, weñ man ſolche in allzugroßer Menge oder nicht gehörig verdünnt, gebrauchet. Vorſichtig angewandt wird dadurch die freſſende Schärfe in den erſten, auch den Urinwegen eingewickelt und die von dem Reize verurſachten Empfindungen gelindert werden. Aeußerlich bedienet man ſich deſſen bey Entzündung der Augen, Brandſchäden, aufgeriſſenen Lippen, auch in Clyſtieren bey der ſchmerzhaften güldenen Ader.

Ptelea.

Nachdem das Pflanzengeſchlecht Dodonaea, welches Hr. von Linné angenommen, nachher aber mit der Ptelea vereiniget, wieder als ein eigenes angeführet worden, iſt von der Ptelea nur eine Art übrig geblieben, welche zum Ueberfluſſe, oder wegen des Unterſchieds der Dodonaea, die dreyblätterichte genannt wird, Ptelea trifoliata Linn. Sie heißt auch Caroliniſcher Staudenklee, und bey Hr. Planern Lederblume oder Gewürzſtaude. Sie iſt bald mehr ſtrauch- bald mehr baumartig, blühet ſchon im jüngern Alter, wenigſtens im achten Jahre, und erreichet bey uns nicht über zwölf Fuß Höhe. Ob in Virginien, als dem eigentlichen Vaterlande, Höhe und Stärke anſehnlicher ausfalle, iſt uns unbekannt. Wechſelsweiſe an den Aeſten ſtehen die geſtielten Blätter, welche aus drey länglichten, an beyden Enden zugeſpitzten, völlig ganzen, auf beyden Flächen glatten und hellgrünen Blättchen beſtehen und gegen den Herbſt abfallen. Im Junius treiben die Blüthdolden hervor, welche einen angenehmen, der traurigen Nachtviole ähnlichen Geruch von ſich geben. Der kleine grünlichte Kelch iſt in vier ſpitzige Einſchnitte getheilet; die vier gelbgrünen, lederartigen, länglichten, ausgebreiteten Blumenblätter ſind viel größer, hingegen die vier Staubfäden ſehr kurz, und der gleichfalls kurze Griffel endiget ſich mit zween ſtumpfen Staubwegen. Die Frucht wird im October reif, hat einen Geruch wie der Hopfen, und iſt, der runden Geſtalt nach, der Frucht von der Rüſter ähnlich, weißgrünlich mit einem erhabenen Adergewebe durchzogen und zeiget in der Mitte zwo halbrunde Höhlen, in deren jeder ein Saame liegen ſollte, gemeiniglich aber iſt bey uns die eine leer und in der andern liegt ein länglichter, bräunlichter Saame. Oefters iſt die Frucht mit drey Flügeln beſetzet, welches nach Hrn. von Linné Wahrnehmung daher entſteht, wenn die Blume in dem Kelche, Blumenblättern und Staubfäden,

fäden, ſtatt der gevierten, die fünfte Zahl annimmt.

Die Vermehrung geſchieht am ſicherſten aus dem Saamen, und wenn man dieſen im Herbſte ausſäet, wird ſolcher im künftigen Frühjahre zeitig aufgehen. Die Ableger haben unſere Hoffnung nicht erfüllet. Nach Hrn. Müllers Angeben ſind die Stämmchen, welche ſchon im erſten Jahre drey Zoll hoch aufſchießen, gegen die Kälte empfindlich; Herr du Roi aber verſichert, daß ſolche in jedem Alter und Jahreszeit unbedeckt im freyen Lande aushalten. Da wir nur einen dergleichen Stock beſitzen, haben wir ſolchen aus Vorſicht im Scherbel unterhalten und den Winter über im Keller verwahret. In der Onomat. bot. VII. Bande iſt die Milleriſche Wartung wörtlich wiederholet worden. Der Geruch der Blumenbüſchel empfiehlt die Unterhaltung dieſes Bäumchen, noch ſchätzbarer aber würde uns dieſes ſeyn, wenn die Blätter auch bey uns denjenigen Nutzen leiſteten, welchen die Amerikaner davon erhalten ſollen. Es geben ſolche gerieben einen unangenehmen Geruch von ſich, und ſollen, als Thee getrunken, eine wurmtreibende Kraft äußern, auch zu Heilung äußerlicher Wunden gebrauchet werden.

Die Herren Fabricius und von Münchhauſen erwähnen eine fünfblätterichte Ptelea. Außer den fünf ſchmalen, auf einem gemeinſchaftlichen Stiele anſitzenden Blättchen zeigen ſich auch fünf Blumenblätter, fünf, ſechs bis acht Staubfäden, drey bis vier Staubwege und eine dreyeckichte Frucht. Man will ſolche nur für eine Spielart der dreyblätterichten ausgeben, wie denn überhaupt dieſe Ptelea zur Veränderung ſehr geneigt ſcheint. Herr Medicus will keine wahre Zwitterblumen, ſondern vielmehr männliche und weibliche auf verſchiedenen Stämmen beobachtet haben. Bey den männlichen hat derſelbe einen kleinen Fruchtkeim, kleinen Griffel und zween ſehr kleine Staubwege, hingegen bey den weiblichen kürzere Staubfäden und unanſehnliche Staubbeutel, aber einen größern Fruchtkeim, längern Staubweg, und längere rückwärts gebogene Staubwege wahrgenom̃en. Daß dieſe Geſchlechter wirklich getheilet und die Blumen nicht für Zwitter zu halten, will derſelbe handgreifliche Erfahrungen haben. Die ſo genannten männlichen blühen jährlich, haben aber niemals, hingegen die weiblichen, wegen Nachbarſchaft der männlichen, Saamen getragen. Auch die krüpelhaften Theile, wie Herr Medicus zu reden beliebet, welche das andere Geſchlecht andeuten ſollen, beweiſen dieſes ganz deutlich. S. hierüber die Bemerkungen der Kuhrpfälziſchen Phyſ. Oekon. Geſellſchaft

1774.

1774. S. 248. u. f. Uns ſcheint aber, als ob Herr Medicus ſich in Geſchlechtsbeſtimmung der Blumen geirret, mithin auch in ſeinem Urtheile über des Dillenii Abbildung übereilet habe, indem dieſer gewiß ſorgfältige Beobachter der Pflanzen die männlichen und weiblichen Theile in einer Blume in dem vollkommenſten Zuſtande gewiß nicht abgebildet hätte, wofern ſolche nicht alſo beſchaffen geweſen; überdieß hat Herr du Roi, ein eben ſo genauer und geſchickter Pflanzenkenner, von dem Unterſchiede des Geſchlechts in den Blumen nichts angemerket, und doch angeführet, wie aus den, in den Harbkeſchen Plantagen erzeugten und geſammelten Saamen viele junge Pflänzchen erzogen worden. Wir haben aus amerikaniſchen Saamen nur ein Bäumchen erzogen, auch iſt gewiß im Umkreiſe von vier Meilen keins dergleichen anzutreffen, und doch hat ſelbiges jährlich Früchte angeſetzet, welche auch einige Zeit ein gedeihliches Wachsthum gezeiget, endlich aber, und noch vor der völligen Reife, abgefallen. Wer mit Wartung ausländiſcher Gewächſe recht bekannt iſt, wird dergleichen Veränderungen und Mängel in der Blüthe und Frucht gar öfters wahrnehmen, ſich aber nicht einfallen laſſen, dasjenige, was in einem fremden Standorte ſich äußert, für das wahre und natürliche auszugeben. Nur derjenige, welcher in Amerika die Ptelea unterſuchet, wird beſtimmen können, ob ſelbige Zwitter- oder Blumen mit getrennten Geſchlechtern auf verſchiedenen Bäumen trage.

Pteronia.

Herr Planer überſetzt dieſen Geſchlechtsnamen Federträger. Die Blume iſt aus der Zahl der zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus lanzetförmigen, kielförmigen, wie Dachziegel über einander liegenden Schuppen. Alle Blümchen ſind röhrenförmige, fünffach eingekerbte Zwitter, mit dem verwachſenen walzenförmigen Staubbeutel und einem länglichten Fruchtkeime, deſſen Griffel ſich mit zween Staubwegen endiget. Es folgen länglichte, zuſammengedrückte Saamen, welche mit einer platt aufſitzenden Haarkrone beſetzet ſind. Auf dem Blumenbette ſtehen vielfach eingeſchnittene Spelzen. Hr. v. Linné führet zwo Arten an, welche in hieſigen Gärten nicht leicht vorkommen werden.

Pucoon.

Bekannter iſt zwar dieſes Gewächſe unter dem Namen Blutkraut, oder Sanguinaria, da aber der Saft, welcher aus ſelbigem herquillt, mehr ſaffrangelb als roth gefärbet iſt, haben wir obligen, bey den Amerikanern gebräuchlichen

lichen, beybehalten wollen; erinnern aber noch, wie auch die virginiſche Ochſenzunge, Anchuſa virginiana Linn. Phytolacca, und vielleicht mehrere, welche einen gefärbten Saft enthalten, von den Amerikanern alſo genannt worden. Es iſt von dieſem Geſchlechte nur eine Art bekannt, welche von ihrem Vaterlande Sanguinaria canadenſis, und in Canada Reedroot, auch Turmerick genannt wird. Die knollichte, ſeitwärts ſtreichende, ſaffranfärbige Wurzel treibt unterwärts viele Fäſerchen, und im Frühjahre oberwärts einzelne, geſtielte, von einander entfernte Blätter. Jeden Blattſtiel umgiebt unterwärts eine zweyblätterichte Scheide, und das Blatt ſelbſt iſt anfangs zuſammengewickelt und umgiebt den Blüthſtängel mit der Blüthe; nach und nach breitet ſich das Blatt aus, der Blüthſtängel aber verlängert ſich, und die am Ende anſitzende Blume öffnet ſich zeitiger, als das Blatt zu ſeiner Vollkommenheit gelanget. Das Blatt gleicht einer Mönchskappe, iſt in verſchiedene Lappen getheilet, ſteht faſt aufgerichtet und iſt innerlich dunkel- äußerlich hellgrün oder weißlich. Zwey eyförmige, vertiefte, aber abfallende Kelchblättchen umgeben acht längere, länglichte, ſtumpfe, weiße Blumenblätter, welche gleichſam in zwo Reihen geſtellet, und die vier innern etwas ſchmäler ſind. Die vielen Staubfäden ſind kürzer als die Blumenblätter und Herr von Linné hat daran unvollkommene Staubbeutel wahrgenommen, und daher gemuthmaßet, wie vielleicht männliche und weibliche auf verſchiedenen Wurzeln ſitzen möchten. Der Fruchtkeim trägt, ohne Griffel, einen dicken, geſtrieften, ſtehenbleibenden Staubweg. Der aufgeblaſene, an beyden Enden ſpitzige Fruchtbalg öffnet ſich mit zwo Klappen und enthält viele rundliche Saamen. Die Blüthe öffnet ſich im April und die Frucht wird im Junius reif. Die ganze Pflanze hat keinen Geruch. Der Saft in dem Blatte und deſſen Stiele iſt nicht ſo dunkelgelb als von der Wurzel und ſchmeckt bitter und ſcharf. Herr Dillen im H. Eltham. beſchreibt eine groß- und eine kleinblätterichte Sorte, auch eine Spielart mit gefüllter Blume. Die gekauete Wurzel ſoll das Gift der Klapperſchlange herausziehen, wenn man ſie auf den gebiſſenen Ort leget. Die getrocknete und zu Pulver geriebene Wurzel mit Bier abgekochet empfiehlt Herr Colden wider die Gelbſucht. Die Pflanze dauert auch bey uns im freyen Lande, man muß ſie aber an einen ſchattichten Ort und in lockern Boden ſetzen. Die Vermehrung geſchieht leicht durch die Wurzel, welche man im Auguſt oder September, am beſten

ein

ein Jahr um das andere, ausgräbt, theilet, und alsbald wieder einſetzet.

Puddingſtein.

Breccia ſilicea, iſt eine Felsſteinart, ſo durch eine Jaſpiserde zuſammen geleimet zu ſeyn ſcheint. In dieſer Erde ſitzen vielfärbige Steine, ſo meiſtentheils Kieſel- oder Agatarten ſind. Dergleichen Steine finden ſich vorzüglich in England, auch in Frankreich und an einigen Orten in Deutſchland. Sie laſſen ſich poliren und zu allerleyartigen Sachen verarbeiten.

Pudelſchnepfe.

Pudelſchnepfe, ſonſt auch Haarſchnepfe. Es iſt die kleinſte Schnepfe, ſcolopax minima; die deswegen Haarſchnepfe heißt, weil ihre Federn viel ſchmäler, als der übrigen Schnepfen ihre, und gleichſam haaricht ſind.

Puder. S. Stärke.

Puderſalm.

So nennt Müller die 27ſte Gattung der Salme, Salmo puluerulentus Linn. gen. 178. ſ. Salme.

Pudiano Verde.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, p. 146. den die Portugieſen Pudiano Verde nennen. Ein länglichter Fiſch, zehen Zoll lang, von dem Ende des Kopfes bis zu dem Anfange des Schwanzes gerechnet; ſein Körper iſt drey Zoll breit, ausgenommen gegen den Schwanz zu, wo er nur einen halben Zoll im Durchſchnitte hat. Er hat ein zugeſpitztes, nicht eben breites, Maul, deſſen oberer Kiefer vorwärts mit zween ſpitzigen, langen, und einer Reihe kleinen Zähnchen, verſehen; ſo wie die untern Kiefer mehr vorwärts vier lange, ſpitzige, und eine Reihe etwas kleinere weiße, Zähne zeigen. Die Augen ſind klein mit einem ſchwarzen Apfel und zween Ringen verſehen, deren erſterer goldfarbig, der äußere aber mehr weißlich erſcheint. Man bemerket an ihm ſieben Floßfedern, davon eine die ganze Länge des Rückens einnimmt, ſechs und einen halben Zoll lang, einen halben breit und mit Stacheln beſetzet iſt; zwo hinter den Kiemen, deren jede zween Zoll lang und etwas mehr als einen breit iſt; ferner zwo dicht neben einander ſtehende Bauchfloßen, davon die eine ſich von der Mitte des untern Theiles des Bauches bis an den Anfang des Schwanzes erſtrecket, vier Zoll lang und einen breit iſt. Die ſiebente machet den Schwanz aus, welcher ein Viereck oder Parallelogramm vorſtellet, zween Zoll lang und einen breit iſt, Der ganze Fiſch iſt mit breiten Schuppen überzogen, welche ſo geſtellet ſind, daß es ſcheint, als wenn

lauter Würfel in einander geſetzet wären; dieſe Schuppen ſind von einer goldgelben Farbe und mit einem hellblauen Streifen durchzogen. Der obere Theil des Kopfes iſt goldgelb mit einem großen Flecken von grüner Meerfarbe und blauem Rande, und der übrige Theil iſt mit blauen, gelben, grünlichen und weißen Streifen ſchattiret. Die beyden Seiten- oder Kiemenfloßen und die beyden Bauchfloßen ſind weißlich und blau gerändert. Die Rückenfloße iſt von goldgelber Farbe und mit blauen wellenförmigen, der Länge nach laufenden Streifen gezeichnet. Der Schwanz fällt mehr ins röthliche und hat blaue und meergrüne länglichte Streifen, am Ende aber wird er etwas grünlich. Ueberhaupt iſt es ein eßbarer Fiſch und von ſehr ſchönen Farben und wird im Meere gefangen.

Pudiano Vermelho.

So nennen die Portugieſen einen Braſilianiſchen Fiſch des Marcgravs, p. 145. Aipimixira. ſ. dieſen unſ. Artik. B. I. S. 164.

Püppchen.

S. Schnirkelſchnecke.

Püſter. S. Boviſt.

Pult. S. Täubchen.

Pulver.

Puluis. Dieſen Namen giebt man denjenigen trockenen Subſtanzen, welche in überaus kleine, faſt nicht fühlbare Theile gebracht worden, und nur in der Zuſammenhäufung mehr oder weniger merklich werden.

Pulverholz.

S. Faulbaum.

Pumpelmuß.

S. Citronbaum.

Pumpnaſen.

Pumpnaſen iſt eine Gattung von Fiſchen, welche in dem Fluſſe Seſthos oder Seſthio auf Guinea, nebſt Mullets, Schollen, Klippfiſchen, häufig gefangen, aber nicht beſchrieben werden. S. A. Reiſen, B. III. S. 480.

Punaru.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, p. 165. vier Zoll lang, hat einen länglichen Körper, dicken und vornen ſtumpf zugehenden, Kopf. Der Mund iſt ſehr klein, und nur der Unterkiefer zeigt zwey lange ſpitzige Zähngen. Die Augen befinden ſich an dem obern Theil des Kopfes, der Augenſtern iſt ſchwarz, und hat einen goldnen Augenring; über den Augen ſteht man zwey kurze, rothe, hervorragende Fäden; die Kiemendeckel ſind ſehr breit, ſo daß einer aus

zween zuſammengeſetzt zu ſeyn ſcheint. Hinter den Kiemen aber findet man zwo länglichte Floßen und unter dieſen gleich zwo ſehr ſchmale. Ferner ein wenig hinter dem Hintertheile des Kopfes fängt ſich eine Floße an, welche ſich bis an den Schwanz verjünget und erſtrecket, und mit hervorragenden Stacheln verſehen iſt. Eine ähnliche nimmt in der Mitte des Bauches ihren Anfang, und geht beynahe bis an den Schwanz. Dieſer iſt länglich und parallelogrammiſch. Er iſt mit einer dunkelbraunen Haut bedecket, und die Floßfedern ſind von gleicher Farbe.

Hier findet man auch noch eine ander Art des Punaru, welche nach der Geſtalt des Körpers der erſtern völlig ähnlich, aber ſchnabelförmige Kiefern hat, die gleichſam aus kleinen Zähnen zuſammengeſetzet zu ſeyn ſcheinen. Von dem obern Theile des Kopfes zieht ſich eine etwas breite Floßfeder bis an den Anfang des Schwanzes, welche mit weichen, aber nicht hervorragenden, Stacheln durchwebet iſt. Die Kiemen- Bauch- und Schwanzfloßen ſind mit der erſtern völlig gleich. Auch iſt ſie von eben der Farbe, nur daß ſie auf den Seiten krumme dunkel purpurrothe Linien hat. Beyde Arten halten ſich an den Felſen auf und ſchlüpfen auch wohl in die Gehäuſe der Schalenthiere. Hippurus, 3. des Kleins, ein Schwänzel, Doracke, ſ. Schwänzel.

Punctcoralle.

Aus dieſer Benennung iſt leicht abzunehmen, daß darunter ein Corallen- oder Meergewächſe zu verſtehen, welches nach der neuern Meynung von einem Polypen gebauet und bewohnet wird. S. Coralle und Meergewächſe. Und da dieſe bald aus Röhren, bald aus ſternförmigen oder krugartigen, gleichſam blätterichten, oder ganz kleinen trichterförmigen Löchern beſtehen, und daher, nach dem Ritter von Linné, vier Geſchlechter, als Tubipora, Röhrencoralle, Madrepora, Sterncoralle, Cellepora, Cellencoralle und Millepora, Punctcoralle, ausmachen, ſo rechnet man zu der Punctcoralle, oder Millepora, diejenigen Arten Corallen, welche auf der Oberfläche mit einer unzähligen Menge runder, trichterförmiger, nur durch das Vergrößerungsglas ſichtbarer Puncte oder Löcherchen beſetzet ſind. Hr. von Linné führet vierzehn Arten an; von welchen Zuckercoralle, Kalchcoralle und Steinſchwamm beſonders vorkommen; die übrigen wollen wir hier zugleich nach den Mülleriſchen Benennungen beſchreiben.

1) Rauhe Punctcoralle, Millepora aſpera, beſteht aus dicht bey einander geſtellten, fingerförmigen, warzichten und rauhen Aeſten

ſten, indem die hervortretenden Löcherchen an der untern Seite geſpalten ſind. Das Mittelländiſche Meer.

2) Punctirte Kräuſelcoralle, Millepora ſolida Linn. Man muß dieſe nicht mit einer andern Kräuſelcoralle verwechſeln, welches eine Art Sterncoralle und Madrepora turbinata Linn. iſt. Es wird ſolche an dem Gothländiſchen Strande ausgeworfen und hat eine kräuſelartig in die Höhe ſteigende Geſtalt; ſie unterſcheidet ſich von andern theils dadurch, daß die Löcherchen gleichſam eckicht und dicht aneinander ſtehen, theils aber, weil ſolche inwendig in der Höhle ein Zwergfell haben.

3) Cellenmillepore, Millepora truncata L. wird in der Tiefe des mittelländiſchen Meeres angetroffen, iſt gabelförmig und eckicht gebogen, in gerade, abgeſtutzte, weit von einander abſtehende, glatte, marmorartige, etwan acht Zoll hohe nnd höchſtens einen Federkiel dicke Zweige getheilet; im friſchen Zuſtande röthlich, ſonſt graulichtweiß. Durch das Vergrößerungsglas erſcheinen die Löcherchen urnenartig, und mit einem Deckel zugedecket. Der darinnen wohnende Polype ſoll dieſen mit zween Aermen aufheben, und ſein becherförmiges Maul herausſtrecken, ſolches aber auch wieder hineinziehen und den Deckel verſchließen.

4) Die gedrückte Millepore, Millepora compreſſa Linn. iſt braungelb, gabelförmig äſtig, plattgedrückt, mit vorragenden Löcherchen, welche die Oberfläche rauh machen. Das Mittelländiſche Meer.

5) Moosmillepore, Millepora Lichenoides Linn. gleicht gänzlich dem Corallenmooſe, wächſt auf einem Stiele, kriecht gabelförmig abgetheilt fort, iſt etwa einen Finger lang, wie ein Fächer ausgebreitet, weiß, brüchicht, und hat an der innern Seite der Aeſte hervorragende Löcherchen, wodurch die Aeſte eingekerbet ſcheinen. Im Mittelländiſchen Meere. Des Hrn. Pallas Millepora pinnata ſoll eine Abänderung davon ſeyn.

6) Geſtreifte Coralle, Millepora lineata, Die gabelförmigen Aeſtchen ſind etwa drey Zoll hoch, rund und ſchön roth, ſollen aber gelblicht werden. Die Löcherchen ſtehen dichte und reihenweiſe, daher das Gewächſe geſtreift ſcheint. Es wächſt auf andern Seegewächſen.

Hierbey erwähnt Hr. Müller auch einer andern rothen Millepore, welche Herr Pallas Millepora miniacea genannt, und nur einige Linien hoch, doch einigermaßen äſtig iſt und eingedrückte Löcherchen zeiget. Es erſcheint öfters nur als ein rother rauher Tropfen auf amerikaniſchen Seegewächſen.

7) Ban-

7) Bandcoralle, Millepora faſcialis Linn. holländiſch Lintkoraal. Es iſt ein hartes, graues, dünnblätterichtes, auf beyden Seiten punctirtes, auf mancherley Art gefaltenes Gewächſe, welches andere Corallen wie ein Band überzieht. Die Pori treten mit einer würfelartigen Erhöhung hervor und klaffen am obern Theile des Würfels mit einer kleinen Mündung. Herr Pallas bringt dieſe Art unter die Eſcharas, und führet einige Verſchiedenheiten an.

8) Netzcoralle, Millepora reticulata Linn. iſt ein dünnſchaliges, flachliegendes, durch viele ſchwache Aeſtchen in einander verſchlungenes Seegewächſe, welches oben viele vorragende Puncte hat und ſich mithin rauh zeiget, unten aber glatt iſt. In der Mitte zeiget ſich gemeiniglich ein Loch, um welches das Netz herum wächſt. Herr Müller erwähnet hierbey der Gittercoralle, Millepora clathrata des Pallas, auch der Laubcoralle, oder Eſchara cruſtulenta Pallas.

9) Spitzencoralle oder Neptunusmanſchette aus dem adriatiſchen Meere, Millepora celluloſa Linn. Dieſe ſchöne Art iſt nicht dicker, als ſtark Papier, blätterricht gebogen und gekräuſelt, röthlich oder gelblich, mit länglichen Löcherchen ganz durchbrochen. Dieſe ſtehen eins um das andere und einigermaßen reihenweiſe beyſammen. Zwiſchen dieſen Löchern iſt die Oberfläche noch mit faſt unſichtbaren Poris durchſtochen. In der See werden dergleichen Corallen über einen halben Schuh gefunden, wegen der Zerbrechlichkeit aber in den Cabinettern nur Stücke von zween oder drey Zoll Höhe.

10) Dratcoralle, Millepora reticulum Linn. Auf den Conchylien des Mittelländiſchen Meeres findet man ein netzartiges Gewebe von kalchartigen Haarfäden, faſt wie eine Spinnewebe, liegen, welches wegen ſeiner Feinheit von Houttuin Lobkoraal genannt wird. Poros, oder Puncte wird man daran nicht wahrnehmen können.

11) Ledercoralle, Millepora coriacea Linn. Dieſes halbkugelförmige, weiße und gleichſam kreidenartige Seegewächſe liegt als eine Decke mit vielen Kammern über andern Seegewächſen, und hat daher viele Aehnlichkeit mit einer Incruſtation vom Weinſteine. Auf der untern Seite befinden ſich einige Pori.

Punctirſchild.

S. Köchermuſchel.

Punctſchale.

S. Venusmuſchel.

Punct.

S. Röhrenſchnecke.

Punſch.
S. Citronbaum.

Pupin.

Der Name einer in der Erde wohnenden Meve, und die gleichſam ihren Namen, wie der Guckuck den ſeinigen zu rufen ſcheint. Lat. Pupinus, oder larus piger cunicularis. Der Schnabel wie ein Kybitzſchnabel, ſchwarz und ſchmal; Flügel und Schwanz ziemlich lang, Füße röthlich. Ihr Flug iſt ſchnell. Verſteckt ſich unter der Erde in hohlen Gängen und verbirgt ſich den Winter über, wie andere verſchwindende Vögel.

Puppe. S. Inſect.

Puraque.

De la Condamine ſah in den Gegenden um Para einen Fiſch, welcher Puraque hieß, deſſen Körper, wie der Lampreten ihrer, mit einer großen Anzahl Oeffnungen durchbohret iſt, und welcher überdieß noch eben die Eigenſchaft hat, wie der Torpedo oder Krampffiſch. Derjenige, welcher ihn mit der Hand, oder auch nur mit einem Stocke anrühret, empfindet in dem Arme eine ſchmerzhafte Betäubung, und wird zuweilen, wie man ſaget, davon umgeſtoßen. De la Condamine iſt kein Zeuge von dieſer That geweſen, er verſichert aber, die Beyſpiele davon ſeyn ſo häufig, daß ſie nicht in Zweifel gezogen werden können. S. A. Reiſen, B. XVI. S. 132. und 280. ſ. unſern Artikel, Meeraal, unter Aal, B. I. S. 15. und Engelsray des Kleins, Rhinobatus, 2. B. II. S. 594. wo er auch bey den Portugieſen Peixe Viola genannt wird.

Purgierdorn.
S. Creuzbeerſtrauch.

Purgierflachs.
S. Lein.

Purgierkörner.
S. Wunderbaum.

Purgiermoos.
S. Flechte.

Purgiernuß.
S. Brechnuß.

Purgierwinde.
S. Meerwinde.

Purpur.

Dieſe berühmte Farbe iſt urſprünglich in dem Einwohner verſchiedener Conchylien zu ſuchen. Wie ſolche entdecket worden, und welche Schnecken eigentlich dergleichen Saft enthalten, oder von ſich geben, ſind die Schriftſteller nicht einig. In den neuern Zeiten hat man bey vielen Schnecken ein beſonderes Purpurſäckchen entdecket,

decket, und den darinnen aufbehaltenen gefärbten zähen Saft für den ſo genannten Purpur angenommen. Es iſt aber dieſer Saft nicht bey allen von einerley Farbe. Bey den meiſten liegt das Purpurbeutelchen zwiſchen dem Herzen und der Leber S. II. B. 683 S. und der darinnen aufbewahrte Saft iſt bey einigen bloß purpurfärbig, bey andern blaßgelb und bey andern pomeranzenfärbig, daher auch nicht alle Schnecken zum Purpurſammlen erwählet, auch nicht auf einerley Art behandelt werden dürfen; woraus ſich vielleicht die widerſprechenden Nachrichten, ſo man vom Einſammeln des Purpurs aufgezeichnet findet, füglich vereinigen oder verſtehen laſſen. Viele von den ältern Schriftſtellern berichten, man müſſe die Schnecken mit einem Schlage zerſchlagen und den Saft geſchwinde ausdrücken; gienge man langſam damit zu Werke, ſo könnte man dieſen Saft nicht auspreſſen. Nach Plutarchus Berichte aber hat Alexander zu Suſa unter andern Koſtbarkeiten auch fünf tauſend Talente hermioniſcher Purpurſchnecken gefunden, welche 119 Jahre in Honig und Oel aufbehalten worden und ihre Farbe unverändert beybehalten, und Caſſiodorus meldet, daß die zerſtoßenen kleinen Purpurſchnecken ſechs Monathe aufbehalten werden könten, ehe ſolche zum Färben gebraucht würden. Auch war die Art und Weiſe, dieſen Saft zu erhalten, nicht einerley. Manche tödteten das Thier; zogen es aus dem Gehäuſe heraus, legten es auf die Hand, drückten und quetſcheten es mit einem Meſſer, riſſen hernach diejenigen Theile, wo ſich durch das Zuſammenpreſſen der Saft geſammelt hat, vom Körper ab, und warfen das übrige weg. Andere ſollen den Saft erhalten, ohne das Thier zu tödten, indem ſie ſolches ſo lange drücken, bis es dieſen färbenden Saft von ſich ſpeyet, nachher aber wieder an den Ort legen, wo ſie es weggenommen haben. Es ſollen die Thierchen ſich wieder erholen und nach einiger Zeit dergleichen Saft abermals, jedoch in weniger Menge, von ſich geben. Andere haben Gehäuſe und Thier zerſtoßen, mit Salz gekochet und den färbenden Theil geſammelt. Nach dieſer und andern verſchiedenen Zubereitungen mag die Farbe ſelbſt verſchieden geweſen ſeyn, daher auch einige Oerter beſonders wegen des daſelbſt bereiteten Purpurs berühmt, da bald dieſer, bald jener Purpur beſonders hochgeſchätzet worden. Die violfärbige wurde unter allen Purpurfarben für die ſchönſte geachtet. Columna berichtet, wie er am Fuße des Berges Veſuvii am Meerſtrande Schnecken angetroffen, welche unſern Erdſchnecken nicht ungleich waren.

waren, außer daß ſie nur drey Gewinde, und am Nabelloche einen Kranz hatten, welche, wenn er ſie in dem Nacken mit einer Nadel geſtochen, drey bis vier Tropfen eines Saftes ausgeſpritzet, welcher violblau gefärbet war, und durch kein Waſchen ausgelöſchet werden konnte. Ein anderer Purpur, wie ſonderlich der Tyriſche, war roth wie geronnen Blut, oder wie die Granatenblüthe. Noch eine andere Art von Meerblau oder graulicht, wie etwa die Wellen des Meeres zur Zeit des Sturms auszuſehen pflegen, welche für die ſchlechteſte gehalten wurde. Es ſoll auch die Purpurfarbe die beſondere Eigenſchaft beſitzen, daß die damit gefärbte Baumwolle zu verſchiedenen Stunden des Tages verſchiedene Farben, auch verſchiedenes Gewichte gezeiget, vornehmlich will man dieſes von den Purpurſchnecken behaupten, die im Hafen Nicaya geſammlet werden. S. allgemeine Hiſt. der Reiſen IX Th. 139 S. Die Purpurfarbe war in den ältern Zeiten ungemein theuer, und, wie vorgegeben wird, bloß deswegen, weil ſolche ſehr dauerhaft und lebhaft geweſen und nicht verſchoſſen. Sie verlohr durch das öftere Waſchen nichts von ihrem Glanze, vielmehr wurde ſie dadurch noch feiner und vergieng auch nicht durch den langen Gebrauch; wozu aber freylich noch kam, daß die Schnecken nur wenig Tropfen bey ſich hatten und man alſo eine ziemliche Menge derſelben haben mußte, um einige Loth Baumwolle damit zu färben. Jetzo iſt dieſe Farbe vielleicht nirgends mehr im Gebrauche, und man will ſolche unter die verlohren gegangenen Dinge rechnen. Daß aber dieſe Kunſt, der Baumwolle eine Purpurfarbe mitzutheilen, auch in neuern Zeiten nicht ganz außer Acht gelaſſen worden, findet man verſchiedene Zeugniſſe angeführet. Will. Cole hat an den Ufern der Grafſchaft Sommerſhet und Wallis 1685 gewiſſe Schnecken geſammelt, welche zu Bereitung dieſer königlichen Farbe geſchickt ſind. Er hat rothe, gelbe, ſchwärzliche und geſcheckte dazu gebrauchet, und den Einwohner von der Schale behutſam abgeſondert, und den färbenden Saft aus einer, in dem Thiere befindlichen weißen Ader geſammelt. Der Saft, auf ein weißes Tuch geſtrichen, färbet anfangs ſchön grün, wird aber an der Sonne in wenig Minuten dunkelgrün, meergrün, bläulicht und endlich purpurroth, und wenn die Farbe einige Stunden der Sonne ausgeſetzet geweſen, ſoll ſie dem ſchönſten Purpur gleichen und durch nichts verändert werden können. Auch die ältern Schriftſteller erwähnen bey Beſchreibung des Murex oder Buccinum einer weißen Ader, die von einem zähen Schleime voll iſt.

Plůmier verſichert, daß der Alten ihr Murex oder Purpurſchnecke den Amerikanern unter dem Namen Piſſeur bekannt ſey und ſolche, wenn man ſie von den Felſen, worauf ſie herumkriechen, wegnimmt, einen milchweißen Saft ſchnell von ſich ſpritze, welcher aus einer Falte kömmt, die das Thier auf dem Rücken hat. Jedes Thier ſoll ohngefähr eine Nußſchale voll dergleichen Saft bey ſich führen. Anfangs iſt dieſer Saft weiß, hernach grün und endlich ſchön roth, ſpielet aber etwas ins Violette. Das damit gefärbte Leinenzeug behält auch bey und nach dem Waſchen die Farbe unverändert. An einigen Küſten des ſüdlichen Meeres in der Provinz Nicharagua wird eine andere Art Purpur aus kleinen Schnecken, deren Gehäuſe von der Größe einer Biene und ganz dünne iſt, verfertiget. Dieſe ſammlen die Indianer in ein Gefäße voll Waſſer, bis ihrer genug zuſammengeſammelt ſind; hernach zerknirſchen ſie ſolche mit einem glatten Steine und weichen die Baumwolle darein. Die Farbe der Baumwolle wird durch das Waſchen ſchöner. Man kann von dieſen beyden Arten die Mem. de Trevoux 1703 und 1704 nachleſen.

Herr Reaumür hat eine andere Entdeckung gemachet, und an der Seeküſte bey Poitou unter den Steinen und dem Meerſande Conchylien gefunden, die mit länglich runden Körnern bedecket waren. Dieſe Körner enthielten einen weißgelben Saft. Reaumür zerdrückte einige davon auf ſeinen Manſchetten und ſie machten darauf einen Flecken ohne Farbe, eine halbe Viertelſtunde hernach aber waren die Flecke purpurroth geworden und konnten durch kein Waſchen und Bleichen wieder herausgebracht werden. Es ſoll aber dieſe Farbenmaterie nicht den Conchylien zugehören, vielmehr hält Herr Reaumür dieſe Körner für Fiſcheyer, obgleich ſelbiger nicht beſtimmen können, von welcher Art Fiſchen ſolche abſtammen. Du Hamel hingegen hat wirklich aus Schnecken, welche er in Frankreich geſammelt, eine Purpurfarbe bereitet, indem er den dicken, anfangs grünlichten, Saft der Sonne ausgeſtellet, und endlich nach mancherley Veränderungen der Farben eine ſchöne dunkelrothe Farbe erhalten. Man leſe die Schriften der Pariſer Akademie 1736.

Daß aber die Purpurfarbe von den Conchylien heut zu Tage wenig geſuchet und faſt gar nicht mehr gebrauchet werde, rühret wohl daher, weil man aus andern Sachen eine eben ſo ſchöne Purpurfarbe zu bereiten erlernet. Ob die Chineſer aus dem Blute der Affen eine dergleichen Farbe bereiten, wollen wir nicht unterſuchen, je gewiſſer aber iſt es, daß die

Cochinelle und der Kermes dazu angewandt werden. Außer dieſen Arten hat man auch mineraliſchen Purpur erfunden. Es iſt ſolcher ein Niederſchlag des aufgelößten Goldes durch Zinn. Die Bereitung mißräth öfters, daher Hr. Prof. Erxleben viele Verſuche angeſtellet, um ausfündig zu machen, worauf es eigentlich bey Verfertigung dieſes Pulvers ankomme. Er bedienet ſich hierzu einer Goldauflöſung in dem Königswaſſer, und einer Zinnauflöſung in dergleichen Königswaſſer. Bey dem letzten kömmt auf das Verhältniß der Salpeter- und Küchenſalzſäure viel an. Enthält das Waſſer von dieſer Säure zu viel, ſo wird der Zinn eher in einen weißen Kalch zerfreſſen, als aufgelöſet. Es iſt ferner nöthig, die Gold- und Zinnauflöſung mit viel Waſſer zu verdünnen, und hierzu ſoll das deſtillirte dem gemeinen Waſſer vorzuziehen ſeyn. Der Zinn dienet nur das Gold von ſeinem Auflöſungsmittel abzuſondern und ſolches aufs feinſte zertheilt zu erhalten, und Herr Erxleben führet Verſuche an, aus welchen deutlich folgt, daß das Gold, wenn es in recht zarte Theilchen getheilet iſt, eine Purpurfarbe habe, und dem Glaſe im Fluſſe dieſe Farbe mittheile; da jedoch durch kein ander Metall, wenn es auch in Königswaſſer aufgelöſet und mit der Goldauflöſung vermiſchet wird, das Gold in Purpur verwandelt, ſondern nur als ein zarter Goldſtaub niedergeſchlagen wird, ſo muß das Zinn ſelbſt etwas hierzu beytragen. Man leſe hierüber Götting. gel. Anz. 1774 S. 793. oder Berliniſche Samml. 8 Band 502 S.

Jedoch genug von der Purpurfarbe, wir erwähnen nunmehr diejenigen Conchylien, welche auch bey den neuern Schriftſtellern den Namen Purpurſchnecke erhalten. Herr Leſſer und einige andere rechnen die Purpurſchnecken zu den Kinkhörnern und verſtehen darunter ſolche, welche dickbäuchicht ſind, kurze Gewinde und eine faſt rundliche Mündung haben und oben in eine lange Röhre ausgehen, welche ſo lang, als alle Gewinde iſt; mithin verſteht er darunter diejenigen, welche ſonſt auch Schnepfen genannt worden. Hr. von Linné erwähnet dieſe zwar in dem Geſchlechte Murex, oder Stachelſchnecke, genannt; Herr Müller aber beleget nur die zwote Abtheilung dieſes Geſchlechts, nämlich diejenigen Stachelſchnecken, deren Näthe mit geblätterten Aeſten verſehen ſind, mit dem Namen Purpurſchnecken, indem man dafür hält, daß dieſe ſonderlich den Purpurſaft bey ſich führen. Und dieſe wollen wir hier zuerſt beſchreiben und hernach einige andere, als Bettzeug und Birnſchnecke erwähnen, weil ſolche von dem verſtorbenen Mitar-

beiter in dem erſten Bande dieſes Werkes auf Purpurſchnecke verwieſen worden.

Die zwote Abtheilung der Linnäiſchen Stachelſchnecken enthält vier Arten Purpurſchnecken, als

1) die Krausſchnecke, Murex ramoſus Linn. Die Holländer nennen diejenigen Conchylien oder vielmehr Stachelſchnecken Krullhoorens oder Kraußſchnecken, deren Schale wenigſtens mit drey Reihen, oder Näthen von blätterichten Aeſten der Länge nach beſetzt ſind. Die Näthe mit den blätterichten Aeſten ſind nichts anders, als die Ueberbleibſel der alten kräuſigen Mündungen, wovon die Säume mit den alten lappichten und gekräuſelten Blättern oder Zacken immer ſtehen geblieben ſind, und deren man drey, vier und mehrere zählet, nachdem das Thier kurze Felder angebauet hat. Die Krausſchnecken ſind in die Quere gerunzelt, der Länge nach blätterricht geribbt, ziemlich rund, mit einem kurzen, ſchmal abnehmenden Wirbel verſehen, an dem Schwanze abgeſtutzet, einer Fauſt groß, dickſchalicht, weiß mit braunen oder ſchwärzlichen ſehr kurzen Erhebungen, inwendig porzellanartig glatt, weiß und an der Mündung fleiſchfärbig. Nach Verſchiedenheit der geblätterten Ribben verändert ſich auch der Name; Argynſe Krulhooren nennt man die weißgelben mit fleiſchfärbigen gekräuſelten Zacken; welche den Namen Hartehoorens führen, ſind kleiner und graubunt, und die blätterichten Zacken gleichen den Hirſchgeweihen. Die Franzoſen gebrauchen anderer Namen, als Chauſſetrope, Cichorée, Cheval de Friſe. Der letzte bedeutet ſo viel als Spaniſcher Reuter. Der Deckel von dieſer Art wurde ehedem Blatta byzantina, oder Onyx marina genannt. S. Deckelſchnecke. Man trifft dergleichen in verſchiedenen Meeren an.

2) Scorpionſchnecke, Murex ſcorpio L. in neuern Zeiten nennen ſolche die Holländer Doodje. Die kleine Schale zeiget vier Reihen Krauſen, und an der Spitze des Wirbels ein Knöpfchen. Der Schwanz iſt abgeſtutzet. Es giebt weiße, braune, dunkelgraue und ſchwarze mit breiten oder ſchmalen ſpitzigen Zacken, einzeln oder doppelt beſetzet. Sie ſind rar und die ſchönen theuer. Oſtindien liefert dergleichen.

3) Brandhorn nennet Herr Müller, nach der Holländer Benennung, Brandaris, Murex ſaxatilis Linn. welches bereits im I. Band 941. S. beſchrieben worden. Das gedoppelte nennet Herr Regenfuß den doppelten ſpaniſchen Reuter.

4) Granatapfel iſt Murex erinaceus Linn. wird auch die

edle Harfe, Neptunusmanſchette und das blättrige Kinkhorn genennet. Die ganze Schale iſt vielfach krauſenartig rauh, oder wie gegittert; die Gewinde ſind mit Stachelſpitzen beſetzet, und der Schwanz iſt kurz. Man erhält dergleichen aus dem mittelländiſchen Meere. Herr Müller rechnet auch der Franzoſen Buccins feuilleteés hieher, welche aus den Magellaniſchen Inſeln kommen. Dieſe ſind gelblicht und mehr erhaben gegittert; jene weiß und vielfach geblättert.

5) Das Bettzeug gehöret zu denjenigen Stachelſchnecken, welche einigermaaßen dornicht, aber ungeſchwänzet ſind, und deswegen von Herr Müllern Kahlſchwänze genennet werden. Herr von Linne' nennet ſelbige Murex melongena. Der Name Bettzeug iſt von den breiten Streifen hergenommen, welche die Schale umgeben, und mit dem geſtreiften Barchent einige Aehnlichkeit haben. Es heißt dieſe Schnecke auch die dornichte Bettdecke. Wegen ihres Baues wird ſie auch von einigen unter die harfenartigen gerechnet, und Baſtardharfe genennet, von andern unter die birnförmigen Sturmhauben und heißt daher das ſtachlichte Caſquet mit Banden. Sie iſt dickſchalicht, mit einer, zwo, drey auch vier Reihen Knoten umgeben, zuweilen auch glatt, ohne Knoten, und auf einem gelben, oder bläulichten Grunde gelb oder braun, auch manchmal blau und weiß bandiret. Die doppeltgezackten werden wohl ſo groß als eine Fauſt. Aus Weſtindien in den Antillen.

Ferner beſchreiben wir die hieher verwieſenen Birnſchnecken, welche zwar zu den Stachel- aber nicht zu den eigentlichen Purpurſchnecken gehören. Es erhalten drey Arten von der Birne ihren Namen, und man unterſcheidet die gebratene, getrocknete und Achatbirne, die beyden erſtern gehören zu den Warzenſchnecken, die letztere zu den Spindeln.

6) Die gebratene Birne der Holländer nennet Herr von Linne' Murex Lotorium. Sie hat viele Aehnlichkeit mit dem Fußhorne, S. I. Band 241. S. nur iſt ſie nicht ſo vollkommen dreyeckicht, ſondern der Rücken mehr flach, führet in der Mündung Zähnchen und iſt mehr gelb. Der Schwanz iſt etwas gebogen, und der Rücken kreuzweiſe mit dicken Näthen beſetzet, welche die Länge herunter knotige Reihen machen; am Rande des erſten Gewindes zeigen ſich gemeiniglich ein auch zwo größere Erhebungen. Aſien und Amerika.

7) Getrocknete Birne. Von einigen wird auch die vorherſtehende Art alſo genennet; die Holländer aber verſtehen eigentlich darun-

darunter Murex pileare L. Sie iſt nicht dreyeckicht, ſondern rund, braungelb mit dunklern Flecken meliret, in die Quere gerunzelt, und mit kleinen Erhebungen an den Gewinden beſetzet, in der Mündung gezähnelt und am Schwanze etwas in die Höhe gehoben. Das mittelländiſche und amerikaniſche Meer.

8) Die Achatebirne. Dieſes iſt jetzo der gebräuchliche Name in Holland, ehedem wurde dieſe Schnecke die kurze Spindel, oder Tulpe, und daher auch vom Ritter Murex Tulipa genennet. Auch der Name achatfarbenes Tritons- oder Spitzhorn kommt bey einigen vor. Die Schale iſt bäuchicht, überall glatt, an den Gewinden mit einer doppelten Nath, an der Oeffnung mit einer Falte und mit einem trichterförmigen Schwanze verſehen. Es giebt gelbe, braune, auch buntgefleckte; viele ſind mit gleichweitigen feinen ſchwarzen Linien umzogen, und erreichen die Länge eines halben Schuhes. Amerika.

Purpurbeutelchen.

S. Erdſchnecke.

Purpurbrachſem.

Purpurbrachſem, wird von Müllern die ſechzehnte Linneiſche Gattung der Meerbrachſeme, Sparus ſynagris, genennet. Synagris, 12. des Kleins ein Meerbraſem; ſ. dieſen unſern Artikel, B. V. S. 478.

Purpurfiſch.

Der Purpurfiſch bey Tyrus iſt eigentlich eine Schnecke, führet aber auch den Namen eines Fiſches, daher die Purpurfarbe. Richter. Mehrere Nachricht giebt von dieſem unächten Fiſche, Chomel.

Purpuriten.

Purpurites, ſind eine Art verſteinerter gewundener Schnecken, welche überall mit Knoten, Streifen und Zacken beſetzet ſind, und eine kleine runde Oeffnung haben. Waller. Mineral. S. 476.

Purpurköpfchen.

Einer Baumklette, die vom Seba mit dem ausländiſchen Namen Nochtototl beleget wird, giebt Herr Klein dieſe ſchicklıche Benennung. Er hat das Anſehen unſerer Europäiſchen Baumkletten, nur ſchönere Farben, und den Geſang der Nachtigallen. S. Baumklette. Unter den Enten giebt es eine Art weſtindiſcher, die am Kopfe ſehr dicke mit purpurrothen Federn beſetzet ſind, und weiße Backen haben. Dieſerhalb hat man ſie Purpurköpfchen mit weißen Backen genennet.

Purpurklepper.

Purpurklepper oder purpurfar-

bener Dickſchnabel, Coccothrauſtes purpurea. Gehöret zu den Dickſchnäblern, als der dritten Zunft der Sperlinge, wovon unter Dickſchnabel zu ſehen iſt. Seiner Purpurfarbe wegen führet er den Namen, hat über den Augen, an der Kehle und am Schwanze rothe Flecken.

Puſchiſucoens.

Bey dem Hafen Puripalem ſahen wir in der See, noch andere Fiſche, die einer großen Eidechſe glichen; waren nicht ſo dicke und lang, wie jene, (die Peixes-Mantas) aber grün und ſchwarz geſprenget, mit drey Reihen ſpitziger Stacheln, von der Dicke eines Pfeiles, auf dem Rücken. Sie richten ſolche zuweilen auf, wie die Stachelſchweine; ihre Schnauze iſt ſehr ſpitzig, und mit einem zwo Spannen langen Hacken bewaffnet, welche die Chineſen Puſchiſucoens nennen, und den Waffen einer wilden Sau nicht unähnlich ſehen. S. A. Reiſen B. X. S. 398.

Puur.

Ein kleiner Fiſch in Norwegen, der ſich in ſüßen Waſſern aufhält; den ich, (Pontoppidan, Norw. Naturhiſt. II. 264.) aber hier niemals geſehen; er ſoll ſich in den Nordländiſchen Flüſſen aufhalten, dem Hering ſehr ähnlich, und angenehm zu ſpeiſen zu ſeyn.

Pyramide.

Unter den Kräuſelſchnecken, und beſonders unter denjenigen, welche genabelt ſind und eine durchbohrte Spindel zeigen, hat Herr Müller zwey Arten mit dieſem Namen beleget, und eine die glatte, die andere die knotige genennet.

1) Die glatte Pyramide iſt Trochus niloticus L. Dieſe und andere, welche den nämlichen Bau haben, nennen die Holländer Bagyne Drollen und die Franzoſen, ſonderlich die kleinern oſtindiſchen Arten, Bouton de la Chine. Sie wird auch der Meertopf, die topfartige Schraubſchnecke und gefleckte Pyramide genennet. Die Schale iſt ſchwer, vollkommen kegelförmig und faſt glatt, ſo, daß auch nicht einmal die Gewinde durch eine ſtarke Nath abſetzen; die Mündung iſt perlenmutterartig; der Grund fleiſchfärbicht und dunkelroth geflammet; die Hauptart einer Hand hoch, und am Boden einer Handfläche breit; die Nebenarten ſteigen von zween bis drey Finger breit hoch, und ſind zuweilen weiß, blau, braun, roth und grün marmoriret.

2) Knotige Pyramide, Trochus maculoſus Linn. Das Anſehen gleichet der vorherſtehenden, die Gewinde aber ſind mit kleinen Knoten beſetzet. An der innern

Lippe kann man zween ſchwache Lappen unterſcheiden. Es giebt kleine, auch große, die letztern ſind ohngefähr drey Querfinger hoch, und eben ſo breit am Boden. Sie haben allerhand Farben; man findet gelbe, rothe, fleiſchfärbige, grüne, auch melirte. Der gelblichtweiße Einwohner ſtecket gleichſam in einem dunkelbraunen Sacke, hat ein braunes Maul, ſchwarze Augen, und ſchwarze kurze Fühlhörner. Der dünne glänzende Deckel iſt vollkommen rund, aber biegſam, wodurch ſolcher die ovale Mündung völlig ſchließen kann. Der amerikaniſche und aſiatiſche Ocean.

Pyramidenſchnecke.

S. Tute.

Pyramidenwurm.

S. Flügelwurm.

Pyrometer.

Dieſen Namen, welcher ſoviel als Feuermeſſer bedeutet, giebt man einem gewiſſen, von dem berühmten Muſchenbroeck erfundnen Inſtrumente, vermittelſt deſſen man unterſuchen kann, um wieviel ſich die Metalle und andere feſten Körper durch die Hitze ausdehnen. Schon Muſchenbroeck hatte dieſes Inſtrument ſo eingerichtet, daß man dadurch eine Ausdehnung, die nur $\frac{1}{12500}$ eines rheinländ. Zolls beträgt, und von ihm ein Grad genannt wird, leicht und deutlich bemerken konnte. Er fand dadurch, daß ſich die Ausdehnung der Körper, welche das Feuer verurſachet, weder nach ihrem Gewichte, noch nach ihrem Zuſammenhange, ſondern nach gewiſſen, noch ganz unbekannten Regeln richtet, wie man aus den von ihm und andern angeſtellten Verſuchen ſehen kann. Denn vermittelſt eben deſſelben Feuers wird das Eiſen 80, der Stahl 85, das Kupfer 89, das Meſſing 110, und das Zinn 153 Grade ausgedehnet. Da eine Beſchreibung dieſes Inſtruments ohne Kupfer unſern Leſern nicht verſtändlich genug ſeyn würde, ſo wollen wir ſtatt derſelben blos einige Schriftſteller anführen, wo man außer richtigen Beſchreibungen, auch Abbildungen davon antrifft. Die Muſchenbröckſche Erfindung wird in den Tentam. acad. del Cimento P. II. p. 12. beſchrieben. Von andern Erfindungen dieſer Art aber kann man die Phil. Tranſact. Vol. XLVIII. P. II. p. 598. Nollets Kunſt phyſikaliſche Verſuche anzuſtellen 3 B. S. 114. der deutſchen Ueberſetzung, und Martins Philoſophia Britannica 1 Th. S. 148. der deutſchen Ausgabe nachſehen.

Pyrotechnie.

Pyrotechnia; der eigentlichen Beſchaffenheit dieſes Wortes nach hat

hat man hierunter die Kunſt vom Feuer zu verſtehen, oder die Wiſſenſchaft, welche lehret und zeiget, wie das Feuer und die Wärme gehörig zu gebrauchen, und welcher Nutzen durch die Anwendung deſſelben in mancherley Künſten und vorzüglich im gemeinen Leben zu ſtiften. Da nun die Chymie ſich vorzüglich mit der Betrachtung des Feuers und der rechten Anwendung deſſelben beſchäftiget, und der größte Theil der chymiſchen Operationen vermittelſt des Feuers geſchieht, ſo iſt von einigen unter dem Worte Pyrotechnie eben das verſtanden worden, was man ſonſt gemeiniglich unter der Chymie verſteht. Einige haben auch unter dieſem Namen die Feuerwerkskunſt verſtanden.

Pyſang.

S. Piſang.

Q.

Quackenkraut.

S. Winde.

Quacker.

Quacker, oder nach den Holländern Kwaaker nennet man eine herzförmige Venusmuſchel, welche Herr von Linné nach einer, von der Stadt Eryce, hergenommenen Benennung der Venus, Venus erycina heißt. Wenn das Thier die beyden Schalen aufthut, auch wenn man zwo ledige Schalen auf einander legen will, bemerket man einen quackenden Ton. Die Schalen haben viel Aehnlichkeit mit dem Spieldoubler, ſind in die Quere gleichweitig grubicht, und haben ſtumpfe Ribben. Der Vorderzwickel iſt glatt und der After oval. Europa.

Quadratulus.

Ein Vierecke von den Platteißen; Quadratulus des Rondelets; Paſſer, 1. des Kleins, ein Flünder; oder auch ein Scharden, des Schonevelds; Paſſer, 3. des Kleins. ſ. unſern Artikel, Flünder, B. III. S. 150. 151.

Quäcker.

Dieſen Namen giebt Hr. Klein dem ganzen Froſchgeſchlechte, wie ſchon im dritten Theile unter dem Artikel Froſch S. 200. angemerket worden iſt.

Quäcker, ein in manchen Gegenden gebräuchlicher Name des

des Bergfinken, oder des Wald- und Tannenfinken, Fringilla montana. S. Fink.

Quäckreyger.

Eine Art weißer Reyger mit gelbem Schnabel, ſchwarzen Füßen, und grüner Einfaſſung um die Augen, Ardea ſtellaris alba. S. Reyger.

Quäſtchen. S. Adelie.

Qual.

Qual wird in Dänemark und Norwegen der Wallfiſch, auch Hvalfiſk, genennet; Pontoppid. Norw. Naturhiſt. II. 223. ſ. unſ. Artikel, Hvalfiſk, B. IV. S. 131.

Qualeſey.

Qualeſey, iſt in Norwegen eine Art Sey, der däniſch Graaſey, der Köhler genennet wird; und der, wenn er älter wird, Pale heißt. Nachher wird eben dieſer Fiſch Seyofs, genennet, und wieder in den Sommerſey, der zugleich mit dem Sommerhering ankommt, und in den Qualeſey unterſchieden. ſ. Sey, und unſern Artikel, Pale, B. VI. S. 278.

Qualle.

Qualle oder Kwalle, bedeutet ſoviel als Rotz oder Schleim, und die holländiſchen Seefahrer belegen mit dieſem Namen ein Geſchöpfe, welches einen Rotzklumpen oder gallertartigen Halbkugel ähnlich iſt. Es gehöret dieſes zu demjenigen Geſchlechte der gegliederten Würmer, welches Herr von Linné Meduſa genennet, weil einige Arten an ihrem Umfange mit langen Faſern oder Fühlern beſetzet ſind, welche ſie ausbreiten und damit ihren Raub fangen; mithin ſelbige mit den erdichteten fliegenden Schlangenhaaren der Meduſa einige Aehnlichkeit haben. Einige Arten ſollen die beſondere Eigenſchaft beſitzen, daß, wenn man ſie mit der Hand oder bloßen Haut berühret, ein brennendes Jucken erreget wird, und deswegen nannte man ſolche in den ältern Zeiten Vrticas marinas oder Seeneſſel. Doch wollen einige neuere Naturforſcher dieſe Wirkung keiner Art zugeſtehen, ſondern es ſollen bloß ihre Fühlerchen ſcharf und klebricht anzufühlen ſeyn, wenn man ſie mit dem Finger berühret. Auch ſoll dieſe Schärfe nur alsdenn fühlbar werden, wenn das Thier den Finger zu ergreifen ſuchet; es ſtrecket alsdenn aus der ganzen Oberfläche des Fühlerchens eine Menge überaus kleiner Saugeröhrchen heraus, welche, indem ſie ſich an die kleinen Hautwarzen feſt anſetzen, die Empfindung einer Schärfe hervorbringen, welche aber nichts weniger, als ſchmerzhaft iſt. Da es nun mehrere Arten Seeneſſeln giebt,

und dieſe unter ſich den beſondern Unterſchied zeigen, daß einige ſich feſte an andere Körper anfangen, andere aber frey herumſchwimmen, und die erſtern beſonders Seeneſſeln genennet wurden, hat Herr Müller auch den Namen Seeneſſel bey dieſen, welche das Geſchlecht Actinia L. ausmachen, beybehalten, die andern frey herumſchwimmenden aber, und das ganze Geſchlechte Meduſa, Quallen genannt. Man könnte dafür auch Seegallert wählen, woferne nicht ein ander Geſchlechte, nämlich Vorticella, mit dieſem Namen beleget worden. Pulmo marinus, und Vulua marina nannten die ältern Schriftſteller eine und die andere Art der Quallen. In Frankreich heißen die Quallen Chapeau cornu, oder Fleiſchmütze, indem ſolche ſich zu einer weichen mützen- oder hutartigen Geſtalt ganz füglich ſchicken.

Die Quallen erkennet man an dem rotz- oder gallertartigen, runden und gedrückten Körper, an welchem ſich unten in der Mitte das Maul befindet. Zu ihren beſondern Eigenſchaften gehöret ſowohl das Vermögen eine juckende Empfindung auf der Haut zu erregen, als auch im finſtern zu leuchten. Sie ſchwimmen frey im Meere herum, liegen aber auf dem Meeresgrunde, oder auf den Klippen wie ein Schleimkuchen ſtille, ſehen einer Halbkugel gleich, deren erhabener Theil nach oben zu gekehret iſt, nehmen aber auch allerhand Geſtalten an, nachdem ſie ſich mehr ausbreiten oder zuſammenziehen.

Herr von Linné hat dreyzehn Arten von dieſem Geſchlechte angemerket. Von dieſen iſt die Creuzqualle bereits angeführet worden, die übrigen ſind nach den Mülleriſchen Benennungen folgende.

1) Steinqualle. Iſt ein kleiner, runder, theils gallert-, theils knorpelartiger Körper, etwas größer als eine Lupinenbohne, oben platt und mit einem ſammetartigen Weſen überzogen. Man findet dergleichen in dem indianiſchen Meere auf dem Seegraſe, Sargazzo genannt. Herr von Linné nennet dieſe Art Meduſa porpita. Porpites nannten die Alten ein Steinchen, welches die Geſtalt dieſer Qualle hatte, und es iſt faſt zu vermuthen, daß dieſe Qualle das Original zu jenem Steine iſt, indem es bekannt iſt, daß man auch die Quallen, wie andere weiche Meergeſchöpfe, verſteinert findet.

2) Das Dreyeck, Meduſa hyoſcella L. Iſt ſcheibenartig platt, oben erhaben rund, und mit ſechzehn Strahlen verſehen, wovon jede ein gleichſeitiges Dreyeck ausmachet, indem ſie lanzetförmig und durch braunrothe

che Punkte zuſammengeſetzet ſind; die untere Seite iſt hohl gewölbet, und in der Mitte mit vier Fühlern beſetzet, welche länger, als der Durchmeſſer, lanzetförmig und mit rothen geſtreiften Lappen verſehen ſind; das gallertartige Häutchen iſt mit gelben Punkten angeſprenget. Man hat dieſe Art in dem Tagus bey Liſſabon gefunden.

3) Rothzirkel, Meduſa aequorea L. Im großen Weltmeere zwiſchen Europa und Amerika, auch in den Gewäſſern bey Harlem hat man eine ſcheibenförmige und platte Qualle gefunden, deren Rand, wegen der vielen daran befindlichen Fühlerchen, rauh anzufühlen iſt. Das holländiſche Exemplar hatte die Größe eines Conventionsthalers, und der Rand beſtand aus zween gleichweitigen ſchön rothen Zirkeln. Herr Profeſſor Schwenke in Haag hat dieſe Qualle ſechs Wochen in einem Glaſe mit Waſſer lebendig erhalten, und Herr Müller beſchreibt die verſchiedenen Geſtalten, welche ſolche annehmen kann.

4) Ohrenqualle, Meduſa aurita L. Sie iſt rund, wie Gallert durchſichtig, oben erhaben, unten gewölbet, mit vier Höhlungen in der Mitte, welche durch einen dunkelfärbigen bogigen Strich von mehr als zwanzig gleichweitigen Punkten beſtimmet werden, und am Rande einigermaaßen haaricht ſind; mitten aus der Scheibe treten inwendig vier ſichelförmige, am äußern Rande gleichfalls faſerichte Fortſätze hervor; man findet dergleichen die öfters eine Elle im Durchmeſſer halten in dem ſüdamerikaniſchen Meere und in der Oſtſee. Sie leuchtet bey Tage, wenn die Sonne darauf ſcheint, und wenn ihrer viele, wie gar oft geſchieht, auf dem Meere ſchwimmen, ſieht die Oberfläche am Tage, wie der Himmel mit den funkelnden Sternen des Nachts. Auch dieſe Art ſoll ein ſtarkes Brennen auf der Haut erregen, welches jedoch nicht immer geſchieht.

5) Haarqualle, Meduſa capillata L. Der mürbe, durchſichtige, gallertartige Körper iſt erhaben rund, am Rande in ſechzehn Ausſchnitte abgetheilet, und unten mit vielen Haaren oder Fühlerchen verſehen, welche ein bis zween Faden lang ſind, und ſich wie die Strahlen der Sonne ausbreiten. Zuweilen ſcheinen dieſe Haare ganz zu fehlen. Der Aufenthalt iſt in der Nordſee, beſonders im Eismeere und um Lappland.

6) Seemütze, Meduſa pilearis L. Im Ocean hat man dieſe Qualle wahrgenommen, deren Scheibe oben eine erhabene Spitze hat, am Rande acht Löcher führet, und untenher gewölbet und haaricht iſt.

7) Meertaſche, Meduſa marſupialis L. Dieſe Art iſt halb eyrund; ſieht einer Taſche ähnlich, und hat am Rande vier Fühler. Der Aufenthalt iſt im mittelländiſchen Meere. Plancus nennet ſelbige die freye beutelartige Seeneſſel.

8) Halbkugel, Meduſa hemiſphaerica L. Der Körper gleichet einer halben Kugel, mit vier, in die Quere laufenden Ribben; der Rand iſt nicht ausgeſchnitten aber mit vielen Fühlerchen beſetzet. Die Nordſee an den holländiſchen Küſten.

9) Seeſchwärmer, Meduſa pelagica. In den Südamerikaniſchen Gewäſſern findet man dieſe Halbkugelförmige, erhabene und unten gewölbte Qualle, deren Rand gekerbet, umgekrümmt und mit acht Fühlerchen beſetzt iſt, unter der Scheibe aber ſieht man vier Lappen.

10) Armqualle, Meduſa brachiata L. Im großen Weltmeere wohnet dieſe ſcheibenartige Qualle, welche neun Arme und neun Spitzen zeiget, davon die äußere mit neun Fühlerchen beſetzet iſt.

11) Faſernqualle, Meduſa ciliata. Dieſe hat Herr v. Linné in den Supplementen angeführet; ſie hält ſich in dem mittelländiſchen Meere auf, iſt rund, am Rande des Körpers mit unzähligen Faſern umgeben und unterwärts mit fünf ohrförmigen Oeffnungen verſehen, dergleichen bey der Ohrqualle viere zugegen ſind.

12) Segelqualle, Meduſa vetella Linn. Unter dem Linnäiſchen Beynamen war dieſe Art längſt bekannt, und der griechiſche Armeniaſtri, worunter der Italiener Carburi ſolche beſchrieben, hat faſt gleiche Bedeutung: Armeno heißt ein Seegel, und Stari bezieht ſich auf das kleine Körnlein, welches in der Mitte befindlich, und härter als der übrige Theil des Körpers iſt. Es hat nämlich dieſe Qualle eine eyförmige Geſtalt und führet oberwärts ein halb zirkelrundes Seegel, welches niedergelaſſen und ausgeſpannet werden kann und durch deſſen Hülfe ſelbige auf dem Mittelländiſchen oder großen Weltmeere herumſchwimmt. Der Mittelpunct des Körpers ſteht erhaben und die Oberfläche iſt durch ein Schild von Strichen, die ſich um dieſen Mittelpunct gleichweitig ziehen, gleichſam bedecket. Der Rand iſt fäſericht und die Unterfläche platt. Das ganze Weſen beſteht in einer gallertartigen himmelblauen Maſſe. Wenn das Segel ausgeſpannet wird, nimmt der Körper eine faſt dreyeckichte Geſtalt an. Die Fäſerchen am Rande ſcheinen durchbohret und der Länge nach mit eingedrückten Scheibchen beſetzet zu ſeyn, wodurch dieſe Qualle einige Aehnlichkeit mit

den Blackfiſchen zeiget. Ueberhaupt dürfte man ſolche lieber als ein eigenes Geſchlechte betrachten, und Peter Maria Dana erinnert ganz recht, wenn man die ſtechende und brennende Empfindung, welche es auf der Haut hervorbringt, und die Eßbarkeit ausnimmt, welche ſie mit den übrigen, zu dem Meduſengeſchlechte gehörigen, Meerneſſeln gemein hat, ſo iſt kaum ein anderer Grund anzugeben, warum es unter dieſelben zu rechnen ſey; denn ſie kömmt weder in Anſehung der Structur der Theile mit den übrigen Meduſengattungen überein; noch iſt bey dieſer eine durch den ganzen Körper vertheilte knorplichte, oder dem Knorpel ähnliche Beſchaffenheit anzutreffen, und endlich iſt auch kein unteres, gerade in der Mitte befindliches Maul an der Velella zu bemerken. Eine umſtändlichere Beſchreibung dieſer Segelqualle hat Marc. Carburi in der Nuova raccolta d' opuſcoli, To. III. gegeben, welche überſetzt zu finden in dem allgemeinen Magaz. X Th. 150 S. u. f. mit der Abzeichnung einer Schnecke, welche man vielleicht für das Wohnhaus dieſer Qualle halten und glauben könnte, als ob ſie dieſes nur einige Zeit bewohnte, nachher aber leer zurückließe und nackend oder allein vor ſich herumirrte. Eine andere Art oder Abänderung dieſer Velella, auch zwo andere Meduſenarten, hat Joh. Pet. Maria Dana in den Melanges de la ſoc. roy. de Turin, 1762. beſchrieben, von welchen die Ueberſetzung im neuen Hamb. Magaz. VIII Band 34 u. f. S. Der blaue Schleim, womit das ganze Thier überzogen iſt, hat einen angenehmen Geſchmack von einem ſäuerlichen Salze, nebſt einem gewürzmäßigen Geruche; der Körper ſelbſt und das Seegel ſind ganz ohne Geſchmack. Die Einwohner von Cephalonien ſchätzen ſolchen ſonderlich zur Faſtenzeit hoch. Das lebendige Thier erreget einiges Brennen auf der Zunge, das todte aber nicht. Wenn man den blauen Schleim abwäſcht, erſcheint das Thier alsdenn faſt ganz weiß.

Quallenboot.

Dieſe ungenabelte Schnirkelſchnecke, welche die Holländer Kwalle Bootje, und Hr. v. Linné Helix ianthina nennen, ſcheint die Behauſung verſchiedener Quallen zu ſeyn, welche ſich in großer Menge bey einander in dem Abgrunde des Meeres aufhalten, bey heftigen Stürmen aber zum Vorſcheine kommen, ſich pyramidenartig aus der weiten Mündung der Schale hervorbegeben und in dieſer Stellung in ihrer Schale, als in einem Boote, auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen. Die Schale iſt rund, ſtumpf, niedrig gewunden, durchſichtig und

ſehr zart, die Mündung hinten breit mit einer ausgerandeten Lippe, von der Größe einer Gartenſchnecke. Die ächte, welche ſchön violetblau iſt, kömmt aus Oſtindien und wird auch der kleine blaue Nautilus genannt; die andere aus dem Europäiſchen Meere, und iſt entweder gelb mit einem dunkeln Striche in der Mitte umzogen, oder roſenfärbig mit violet untermenget. Die Schale der Seegelqualle, welche Carburi abgezeichnet, ſcheint von dieſer Art nicht verſchieden zu ſeyn. S. Qualle, no. 12.

Qualm.

Qualm, ſonſt auch Seequalm, oder Meerneſſel, ſ. dieſen unſern Artikel, B. V. S. 526.

Qualſterbeere.

S. Ebereſchenbaum.

Quandelbeerbaum.

S. Birnbaum und Miſpel.

Quaperva.

Quaperva, vielmehr Guaperva, ein Fiſch in Amerika und in Indien, nach dem Richter und dem Edward, der ihn auch Ribbandfiſch genannt; Chaetodon Lanceolatus, Linn. gen. 164. ſp. 23. der Mülleriſche Lanzenfiſch ſeiner Klippfiſche. ſ. dieſen unſern Artikel, B. IV. S. 567.

Quappe.

Aalquappe, Aalequabbe, Meeraalquappe; Gadus Muſtela, Linn. gen. 154. ſp. 15. Enchelyopus, 13. des Kleins, ein Aalbaſtart. ſ. dieſen unſern Artikel, B. I. S. 26. Aalequabbe iſt in Norwegen gemeiniglich nicht über eine halbe Elle lang, ſonſt aber dem Aale ähnlich, doch ſind der Kopf und der Mund merklich davon unterſchieden; denn dieſer iſt ſehr breit und einem Froſche ähnlich; er hat auch ſtatt der Zähne zween ſcharfe beinerne Knochen, wie Scheeren. Um den Nabel herum hat er auf der braunen Haut einen weißen Flecken. Roggen hat er eben ſo wenig, als ein anderer Aal; aber, daß er lebendige Junge zeuget, daran zweifelt man gar nicht. Pontoppidan, Naturhiſtorie, II. 204.

Quappe. Aalraupe, Aalruppe, Muſtela nobilis maculoſa. Gadus Lota, Linn. gen. 154. ſp. 14. Enchelyopus, 14. des Kleins, ein Aalbaſtart; ſ. dieſen Artik. B. I. S. 27.

Quappenkönig.

Ein Leiter oder Führer der Quappen; eine Seequappe. Richter, S. 552. ſ. unſern Artikel, Könige der Fiſche, B. IV. S. 656.

Quapſoe.

Quapſoe wird in Dännemark

das Weibchen, das Männchen Stenbid, genannt. Cyclopterus Rarior, Linn. gen. 139. ſp. 1. c. Crayracion, 11. des Kleins, ein Kropfiſch; ſ. dieſen unſern Artik. B. IV. S. 793.

Quaquare.

Statt dieſes Namens ſetzen andere auch Radix Sina, und beſchreiben darunter eine knollichte Wurzel, welche aus China nach Japan gebracht, daſelbſt im großen Werthe gehalten und damit ein ſtarker Handel getrieben werden ſoll. Beyde Nationen bedienen ſich derſelben wie des Ginſengs und Ninſi zur Arzney. Mehrere Nachricht haben wir nicht finden können.

Quart.

Quartiren, Quartatio, wird in der Probirkunſt genannt, wenn man dem mit Silber vermiſchten Golde, ſo man durch das Scheidewaſſer ſcheiden will, ſo viel Silber zuſetzet, daß die Miſchung aus drey Theilen Silber und einem Theile Gold beſteht, da denn das Scheidewaſſer das Silber auflöſet und das Gold rein fallen läßt. Wenn weniger als drey oder wenigſtens zween Theile Silber bey der Goldvermiſchung ſind, ſo greift das Scheidewaſſer das Silber nicht recht an und es bleibt ein beträchtlicher Theil Silber mit dem Golde unaufgelößt liegen.

Quarz.

Quarzum, iſt eine mehr und weniger durchſichtige Steinart, welche auf dem Bruche glasartig und ſo harte iſt, daß ſie gegen den Stahl Feuer ſchlägt. Der Quarz läßt ſich wohl ſchleifen und nimmt eine Politur an, tauget aber wegen ſeiner Splitter nicht wohl zum Schleifen. Im ſtärkſten Feuer leidet er zwar einige Veränderung und brennt ſich mürbe, kömmt aber, wenn er rein iſt, nicht zum Fluſſe; mit Pottaſche hingegen vermiſchet kömmt er in Fluß und giebt eines der feſteſten Gläſer. Man findet den Quarz theils ungeformt von einer unebenen und körnichten Fläche, theils cryſtalliſirt. Beyde Arten kommen entweder weiß und ungefärbt oder gefärbt vor. Zu dem cryſtalliſirten Quarze werden gemeiniglich der Bergcryſtall, die Quarzdrüſen und die ſo genannten Flüſſe, als der Rubin, Smaragd, Amethyſtfluß u. d. gerechnet. Wallerius Mineral. S. 137. zählet von dem Quarze neun Arten; als 1) Truckner Quarz, Kalzenkieſel; 2) Fetter Quarz; 3) Klarer Quarz, Kryſtallſtein; 4) Milchaderichter Quarz; 5) Gefärbter Quarz; 6) Körnichter Quarz, Salzſchlag; 7) Wurmfreßiger Quarz, Rheinſcher Mühlſtein; 8) Quarzdruſe; 9) Granatartiger Quarz. Da aber, wie Lehmann Mineralog. S. 85.

nicht ohne Grund anmerket, die angeführten äußerlichen Geſtalten keinen weſentlichen Unterſchied machen, ſo hat man die vom Wallerius angeführten Quarze nicht für beſondere Arten, ſondern allenfalls als Abänderungen zu betrachten.

Cronſtedt Mineral. S. 55. theilet den Quarz in reinen und unreinen Quarz: zu dem reinen zählet er 1) fetten Quarz, welcher unfühlbare Theile und eine glänzende Fläche hat, und ungefärbt, durchſichtig, oder weiß, blau und violet iſt; 2) Trockenen Quarz, welcher im Bruche körnig iſt; 3) ſpatartigen Quarz, ſo als die ſeltenſte Art beſchrieben wird, und nicht mit weißen Feldſpat zu verwechſeln iſt; 4) Cryſtalliſirten Quarz, Bergcryſtall, Quarzcryſtall, welcher entweder halbdurchſichtig und von Farbe weiß oder milchfarbig, roth oder carneolfarbig und ſchwarz iſt, oder durchſichtig und von Farbe ſchwärzlich braun, Rauchtopas genannt, oder gelb, oder violet, als Amethyſt, oder ungefärbt, als Bergcryſtall und böhmiſcher Stein gefunden wird. Die ſo genannten Flüſſe ſind bey ihm diejenigen cryſtalliſirten Quarzarten, welche bey der Farbe keine Durchſichtigkeit haben.

Die zwote Art, nach Cronſtedts Eintheilung, iſt der unreine Quarz, das iſt, welcher mit fremden Subſtanzen vermiſchet iſt; als mit Eiſen in Form eines ſchwarzen Kalchs, oder mit Kupfer in rother Kalchform; ersterer iſt ſchwarz und auf dem Bruche glänzend, und ſoll viel Eiſen halten; letzterer aber iſt roth.

Die Grunderde des Quarzes iſt eine Kieſelerde, das iſt, eine ſolche Erde, welche im Feuer unverändert bleibt. Wird dieſe Erde durch die Waſſer in die Klüfte und Ritze angeſetzet, ſo ſcheint ſich der ungeformte Quarz zu erzeugen. Der cryſtalliſirte Quarz aber ſcheint durch die Vermiſchung eines ſaliniſchen Weſens zu entſtehen, ſo wie die Farbe der Quarze wahrſcheinlicher Weiſe ihre Entſtehung von einer metalliſchen Subſtanz hat.

Quaſſie.

Dieſen Namen hat Herr von Linné einem Baume gegeben, welcher in Surinam als ein geheimes Arzneymittel gebrauchet, im Jahre 1760. aber von einem Negerſclaven, Quaſſi genannt, dem Herrn Dahlberg entdecket worden. Dieſer hat bey ſeiner Rückreiſe aus Surinam einen Zweig nebſt Blättern, Blumen und Frucht nach Schweden überbracht, und hiervon Herr v. Linné 1763. eine Beſchreibung und Abbildung gegeben, welche deſſen Amoenit. Acad. Vol. VI. einverleibet iſt. Der Quaſſienbaum, welcher auch, wegen des vorzüg-

vorzüglich bittern Geſchmackes, Bitterholzbaum genennet wird, treibt wenige Aeſte, und enthält unter der aſchgrauen, ziemlich glatten Rinde ein weißes Holz. Die Blattſtiele ſtehen wechſelsweiſe, ſind ohngefähr einer Spanne lang, auf beyden Seiten mit einer flügelförmigen Haut eingefaſſet, und tragen gefiederte Blätter, welche aus drey oder vier Paar eyförmig zugeſpitzten, völlig ganzen, glatten, hellgrünen Blättchen beſtehen. Dieſe fallen gegen den Herbſt ab. An den Enden der Aeſte ſtehen die Blumenbüſchel. Jede Blume zeiget fünf eyförmige, kleine Kelch- fünf lanzetförmige Blumenblätter, fünf eyförmige, haarichte, mit den Staubfäden vereinigte Schuppen, welche das Honigbehältniß ausmachen; ferner zehn Staubfäden, und in der Mitte ein fleiſchichtes, tellerförmiges, aber erhöhetes Blumenbette, auf welchem fünf Fruchtkeime ruhen, deren jeder einen Griffel mit ſtumpfen Staubwege trägt. Die Frucht beſteht aus fünf eyförmigen, ſtumpfen, zweyklappigen Bälgen, welche auf dem beſchriebenen Blumenbette ſitzen, und jeder einen kugelförmigen Saamen enthält. Ob die Blumen wirkliche Zwitter ſind, oder ob vielmehr männliche und weibliche auf verſchiedenen Stämmen wachſen, ſcheint noch nicht völlig ausgemachet; doch hat Hr. v. Linné das letzte in den neueſten Schriften angenommen, und dem Baume ſeinen Platz in der Claſſe von ganz getrennten Geſchlechtern angewieſen. Herr Bergius in der neuerlich herausgegebenen Materia medica läßt die Quaſſia am alten Orte unter den zehnmännrigen ſtehen, erwähnet aber eine andere Art, welche in den Blüthen getrennte Geſchlechter zeiget, und die Simaroubarinde geben ſoll.

Die Wurzel dieſes Baumes iſt nunmehr auch bey uns eingeführet, und als ein kräftiges Arzneymittel empfohlen worden. Ob wir dieſes Mittel dem Quaſſi und Herr Dahlbergen zu verdanken haben, oder ob ſolches ſchon zuvor, wie Herr Fermin in der Beſchreibung von Surinam vorgiebt, auch meldet, daß der Sclave Coiſſi und nicht Quaſſi geheißen, in Europa bekannt geweſen; wollen wir nicht unterſuchen. Genug daß ſolches jetzo allenthalben in den Apotheken zu haben, und deſſen kräftige Wirkung durch vielfache Erfahrungen beſtätiget worden. Die Wurzel hat eine ungemeine Bitterkeit, und übertrifft darinnen alle andere, bisher bekannte bittere Sachen. Dieſe aber ſoll, dem Vorgeben nach, nicht unangenehm ſeyn, auch keinen Geruch von ſich geben; beydes haben wir anders gefunden. Die ſtarke Bitterkeit iſt ſchon vor

ſich ekelhaft und durch den beſondern dumpfigen Geruch, welchen wir bey dem wäßrigen Aufguſſe empfunden, iſt dieſes Mittel uns und andern aufs äußerſte widerwärtig geweſen. Wir pflegen daher auch das zart geraſpelte Holz lieber in Pillen, als Pulver, und ſelten in Waſſer oder Wein aufgelöſet zu verordnen. Von einem Quentchen Wurzel wird eine halbe Kanne Waſſer den ſtärkſten bittern Geſchmack erhalten, obgleich das Waſſer faſt nicht merklich gefärbet wird. Die vornehmſte Kraft dieſes Holzes beſteht demnach in dem bittern Weſen, und man kann ſicher hiervon alle diejenigen Wirkungen hoffen, welche von dem Tauſendgüldenkraute, Fieberklee und andern dergleichen durch die Erfahrung erwieſen worden. Alle dieſe ſind gute zertheilende oder auflöſende, und ſtärkende Mittel. Ob man aber von der Quaſſie mehr als andern dergleichen erwarten könne, ingleichen ob dieſe der Chinarinde vorzuziehen ſey, ſcheint uns ſehr ungewiß. Ehe man von neuen Mitteln hinlängliche Erfahrungen erhält, wird eine längere Zeit erfodert, als die Quaſſie bekannt iſt; daher die folgende Zeit den Ausſchlag geben muß. In Surinam wird die Wurzel vorzüglich in bösartigen Wechſel- und anhaltenden Fiebern gebrauchet, und die Herrn v. Linne', v. Haller, Tiſſot, Schleger und andere, haben ſelbige bey der Hypochondrie, zurückgetretenen Podagra, geſchwächter Verdauung, Säure in den erſten Wegen, nächtlichen Schweißen und Durchfalle, bey Schwindſüchtigen, wider den weißen Fluß u. ſ. f. empfohlen. Man erhält von den Materialiſten nicht immer einerley Holz. Herr Spielmann hat aus Holland ein Holz von weit dunkler und aſchgrauer Farbe und mit einer röthlichten, mit gelben Warzen beſetzten Rinde überzogenes Holz, als das ächte, erhalten, deſſen Geſchmack von einer weit geringern Bitterkeit geweſen. S. Paarmann Diſſ. de Quaſſia Argent. 1772. Herr Murray in der medicinischen Bibl. 1. Band, 142 S. vermuthet, daß dieſes Stücke von der Wurzel genommen worden, hingegen das in den Apotheken gewöhnliche, ein Theil des Stammes ſey. Und doch ſoll in Surinam die Wurzel allein gebrauchet werden. Nach Herr Fermins Berichte gebrauchet man daſelbſt nur die Rinde der Wurzel. Die Stücke in hieſigen Apotheken ſind von verſchiedener Stärke, gemeiniglich ohne Rinde und gelblicht. Friſch ſollen ſie weiß ſeyn, an der Luft aber gelblicht werden. Es iſt zähe, leicht und zeiget, der Quere nach zerſchnitten, viele von dem Mittelpunkte ausgehende Stralen. Herr Paar-

Paarmann hat mit der Quaſſie außer dem menſchlichen Körper Verſuche angeſtellet, um die der Fäulniß widerſtehende Kraft derſelben genauer zu erkennen; und dabey gefunden, wie ſie zwar das Verderben von Thieren und Pflanzen verhüte, aber viel ſchwächer, als die Chinarinde, mithin ganz ſicher geſchloſſen, daß die Chinarinde vor der Quaſſie in fäulichten Krankheiten einen Vorzug habe. Es ſetzet derſelbe auch dieſes Holz der Chinarinde bey Wechſelfiebern weit nach, und berufet ſich auf Erfahrungen, die in Straßburg angeſtellet worden. Wir könnten dieſe beſtätigen, wollen aber gern zugeben, daß auch Fieber durch die Quaſſie geheilet worden, wo die Rinde nicht angeſchlagen, oder aus beſondern Umſtänden nicht ſtatt gehabt. Dergleichen Fälle ließt man in dem 58ſten Bande der Philoſ. Tranſactions, nach welchen die Patienten die China nicht vertragen können, und ſolche wieder von ſich gebrochen, die Quaſſia aber bey ſich behalten und dadurch curiret worden. Wenn Herr Buchotz in dem erſten Theile ſeiner Briefe zu erweiſen ſuchet, daß die Quaſſie der Chinarinde weit vorzuziehen ſey, und alle Kräfte und Tugenden der Rinde beſitze, ohne die ſchädlichen Wirkungen derſelben zu haben, wird jeder erfahrner Artzt leicht einſehen, daß alles, Schaden und Tugend, übertrieben ſey. Der größte Theil dieſes Briefes iſt eine Ueberſetzung der Linnäiſchen Streitſchrift.

Quecken.

Quecken, auch Hundsgras, Rechgras, Pädengras, Spitzgras, Knöpfliegras genannt, iſt nach der Blüthe und Frucht eine wahre Art Waitzen und heißt beym Herrn von Linne' Triticum repens, oder wegen der Wurzel, der kriechende Waitzen, und in den Apotheken ſchlechtweg Graman, oder radix Graminis. Die Geſchlechtskennzeichen werden unter Waitzen angegeben werden, hier betrachten wir allein dieſe Art, indem ſolche nach obigen Namen überall bey uns bekannt iſt. Wächſt überall in Deutſchland und faſt in ganz Europa auf den Aeckern und andern angebauten Feldern, und wird leicht ein beſchwerliches Unkraut; indem die weißlichte, dünne, kriechende Wurzel überall aus den, mit einer Scheide umhüllten, Gelenken und Knoten Zäſerchen treibt, ſich weit ausbreitet, und ein jedes abgeriſſenes Stückchen einen neuen Stock ausmachet. Der aufgerichtete Halm, dergleichen nach der Länge der Wurzel mehrere aufſchießen, wird einige Schuhe hoch, iſt dünne, glatt, und hin und wieder mit dicken Knoten verſehen, an welchen die Blatt-

ſcheide anſitzet. Die Blätter ſelbſt ſind breit, flach und gemeiniglich auf beyden, wenigſtens auf der obern Fläche haaricht. Die Aehre iſt einige Zoll lang, ihr Hauptſtiel hin und her gebogen, und auf deſſen Zähnchen ſtehen die Zweige der Aehre zween oder drey bey einander, auch unterwärts nur einzeln. Jedes Zweiglein der Aehre enthält zwey, drey, bis acht Blümchen. Die zwey Bälglein ſind nervicht, beſtäubt, ſtumpf, von ungleicher Länge, kürzer als die Spelzen, und endigen ſich entweder nur mit einer Spitze, oder einer Granne. Die beyden Spelzen ſind auch von ungleicher Länge; die mehr äußerlich geſtellte iſt am Rande mit feinen Stacheln beſetzet, und trägt mehrentheils eine röthlichte Granne; innerhalb den Spelzen liegen drey länglichte, blättrige Honigſchuppen. Der Saame iſt länglicht, dünne, zuſammengedrücket, und liegt ganz frey in den Spelzen. Die Länge der Blüthähre und die Anzahl der Blüthen, welche die Zweige derſelben, oder die kleinen Aehrchen ausmachen, iſt ſehr verſchieden. Eine Abänderung, welche niedriger bleibt, und deren Aehrchen nur aus vier Blümchen beſtehen, pfleget man Laufquecke zu nennen; hierbey ſind die Spelzen gemeiniglich ſtumpf und ohne Granne, und die zugeſpitzten Bälglein mit dieſen von gleicher Länge. Eine andere heißt man Schnurquecke; dieſe wächſt höher und ſtärker, und jedes Zweiglein der Aehre beſteht aus fünf bis acht Blümchen.

Von dieſem Gewächſe kann man Schaden und Nutzen erlangen. Schädlich iſt ſolches dem Ackersmanne, indem es leicht auf dem Acker überhand nimmt, das Land ausſauget und die gute Saat erſticket. Daher man ſolches auszurotten, alle Mühe anwenden ſoll. Es iſt dieſes aber ſchwerer, als man glauben ſollte. Jedes Stückchen Wurzel, welches beym Ausrotten ſtecken bleibt, wächſt fort und erzeuget neue Wurzeln; auch ausgegrabene, und dem Anſcheine nach vertrocknete leben leicht wieder auf, wenn ſie nur einigermaaßen mit Erde bedecket werden. Durch das öftere Graben, Pflügen und Egen nach der Erndte und vor der Ausſaat, ingleichen durch den Gebrauch des Queckenhackens, und vornehmlich des Queckenpfluges wird man dieſe Wurzel auf die Oberfläche der Erde bringen, davon abſondern, und entweder von dem Acker abführen, oder daſelbſt vertrocknen und zu Aſche verbrennen können. Das letztere iſt bey uns gar gebräuchlich, und wir können ſolches auch nicht tadeln, wenn man nur wegen des Feuers, alle Vorſicht anwendet, und

und die Quecken haufenweiſe zu Aſche verbreñt, indem die Aſche dem Acker als eine Düngung zuträglich iſt. Weil aber durch das Feuer die fettigen und andere düngende Theilchen aus der Erde gezogen, mithin dieſe vieles verliert, welches durch die Queckenaſche nicht wieder erſetzet werden dürfte, ſo iſt es dienlich, die Quecken außer dem Acker, auf den Wegen, oder andern ungebauten Oertern zu verbrennen, und die Aſche hernach auf die Aecker zu ſtreuen. Es werden dabey nicht leicht einige Stückchen Wurzel übrigbleiben, und zum neuen Auskeimen geſchickt erhalten werden. Welches aber viel eher geſchieht, wenn die ausgerotteten Wurzeln nur getrocknet, und nachher auf dem Acker umher geſtreuet, oder auch tief untergegraben werden. Auch die getrockneten ziehen die Feuchtigkeit leicht wieder an ſich, und erhalten dadurch ein neues Leben. Jedoch kennen wir Landwirthe, welche den Ackerbau recht gut verſtehen, und die Quecken zwar ausrotten und trocknen, ſolche aber auch wieder, als eine gute Düngung, unterpflügen, und den neuen Auswuchs nicht befürchten. Noch andere fahren die Quecken nach Hauſe, ſtreuen ſolche, ſtatt des Strohes, dem Viehe unter, oder alsbald auf den Miſthaufen, und fahren ſie, wenn ſie gehörig gefaulet, als Dünger, wieder auf den Acker. Man will zwar bey dieſer Benutzung eher eine Vermehrung der Quecken, als des Düngers befürchten, indem ſie im Stalle und Miſthaufen nicht verfaulen, ſondern ihre keimende Kraft noch behalten, und im andern Jahre, wenn ſie von daher auf den Acker gebracht werden, wieder auswachſen ſollen. Es kann dieſes freylich geſchehen, wird aber auch nicht erfolgen, wenn dieſe Wurzeln nur lange genug in dem Stalle, und auf dem Miſthaufen verwahret, und durch die auflöſende Kraft der Miſtjauche aufgelöſet und vernichtet worden. Der Schaafmiſt ſoll ſich hierbey am kräftigſten beweiſen, daher man auch vorzüglich die Quecken in den Schaafſtällen zur Unterlage einſtreuen kann. Wenn aber auch die, bey Ausrottung der Quecken aufzuwendenden, Koſten auf dieſe Weiſe nicht einigermaaßen vergütet werden könnten, ſo kann man ſich doch auf andere Art ſchadlos halten, und ſolche zu Verbeſſerung der Wege, und Feſthaltung des Flugſandes nützlich anwenden. Es werden ſolche in kurzer Zeit ſich in einander ſchlingen und verwirren, dadurch das Erdreich befeſtigen, und einen grünen beraſeten Weg machen. Zäune und Wälle auf dergleichen Art aufgeführet, wird man in Schleſien

hin und wieder antreffen, und in dem 13ten Stücke der Schleſiſch. Oeconom. Sammlung kann man davon mehrere Nachricht leſen. Auch die Ränder der Gräben könnte man ſchicklich damit einfaſſen, und dadurch vor dem öftern Einfallen verwahren; überhaupt verbindet die Quecke das Erdreich, daher ſie auch im feſten Boden ſich nicht ſo häufig aufhält und beſtocket, als im lockern und ſandigen, und wenn man dergleichen ganz, oder in kleinere Stücke zerſchnitten, friſch und bey feuchter Witterung in den Flugſand leget, wird ſie daſelbſt fortwachſen und in kurzer Zeit den Sand mit einem Raſen überziehen. Das eigentliche Verfahren hierbey hat Herr Gleditſch weitläuftig beſchrieben. Die Quecken geben auch ein gutes und geſundes Futter für das Vieh ab. Der Name Queck ſoll davon ſeinen Urſprung haben, indem ſolcher nach der alten deutſchen Mundart ein Rind heißt. Man darf die friſch ausgegrabenen nur abwaſchen, trocknen, auf der Futterbank klein ſchneiden, und dem Viehe unter dem Hexel vorlegen. Pferde und Kühe werden ſie gerne freſſen, auch die Schaafe nicht leicht liegen laſſen, zumal wenn ſie noch jung ſind. Nur die Schweine ſollen ſie liegen laſſen, wie Herr v. Linné vorgiebt. Es ſind die Quecken dem Viehe viel geſünder, und nahrhafter als das Stroh, und die Butter würde gewiß ein ganz ander Anſehen haben, wenn im Winter die melkenden Kühe viel dergleichen Futter erhielten. Man kann auch bey Mißwachs und Theurung Brod daraus backen; indem die getrockneten und klein zerſchnittenen Wurzeln ſich auf der Mühle in Mehl verwandeln, und mit einigem Zuſatze von andern Mehle gut backen laſſen. Endlich iſt auch dieſe Wurzel ein vortreffliches Arzneymittel. Sie beſitzt ein ſeifenartiges Weſen, und der davon abgekochte, wäſſerichte und ſüßlicht ſchmeckende Trank wird bey Verſtopfung der Eingeweide ſowohl des Unterleibes als der Bruſt die kräftigſten Wirkungen äußern. Boerhaave hat bey Verhärtung der Leber und daher abſtammenden Zufällen den Queckentrank allen andern eröffnenden Mitteln vorgezogen. Es werden auch dadurch die Säfte des thieriſchen Körpers gereiniget, verſüßet, abgekühlet, und daher der Gebrauch bey vielen andern Krankheiten erſprießlich ſeyn, wenn nur mit dem Gebrauche einige Zeit angehalten würde.

Herr Hofr. Gleditſch, welcher die Queckenwurzel ſehr hoch geſchätzet, und behauptet, daß ſelbige mehr werth ſey, als ein gemeiner Hauswirth davon verſteht, lehret auch, wie der gekochte und geläu-

geläuterte honigartige Saft davon alle Eigenſchaften einer aufgelöß- ten feinen Manna habe, und bey der Engbrüſtigkeit von Schwäche und Verſchleimung gute Dienſte leiſte. Man hat auch aus den Quecken Brandwein machen wol- len. Daß dieſes Vorgeben aber falſch, und die Wurzel hierzu nicht geſchickt ſey, wird in den Auszügen der Leipz. Oekon. Geſell- ſchaft, Oſtern 1773. S. 37. be- wieſen; jedoch daſelbſt angege- ben, wie man ein leichtes Bier da- von bereiten könne.

Queckſilber.

Mercurius, Argentum viuum, Hydrargyrum, iſt eine weiße me- talliſche Subſtanz, welche ſehr ſchwer iſt, und von allen andern metalliſchen Körpern ſich dadurch unterſcheidet und zu erkennen giebt, daß es flüßig und im Feuer gänzlich flüchtig iſt. Es vereini- get ſich faſt mit allen Metallen und Halbmetallen, am liebſten mit Gold, Silber, Bley und Zinn, et- was ſchwerer mit Zink und Wiß- muth und am allerſchwerſten mit Kupfer, Eiſen und Spießglaskö- nig, doch aber nicht anders, als wenn dieſe vorher aufgelöſet und in einen Kalch verwandelt wor- den. Mit dem Kobolt will es gar keine Vereinigung eingehen. Die Vereinigung des Queckſilbers mit einem Metall wird ein Amal- gama genannt. Vom Salpeter- ſauren läßt das Queckſilber ſich leicht auflöſen, vom Vitriolſauren aber nicht anders, als wenn es mit ſelbigem gekochet wird. Mit dem Salzſauren geſchieht die Auflö- ſung nicht eher, als bis das Queck- ſilber durch andere Säuren aufge- löſet worden, und zwar geſchieht die Vereinigung des Salzſauren mit Queckſilber am beſten, wenn die Säuren ſich in Dampfsge- ſtalt befinden, wie ſolches bey der Vermiſchung des Queckſilbers mit calcinirtem Vitriole und Kochſalze geſchieht, wenn ſelbige in einem Kolben vermittelſt des Feuers in Bewegung geſetzet werden, ſo daß ſie in einander wirken; da denn das Queckſilber mit dem Salzſau- ren in die Höhe ſteigt, und ſich als ein feſter ſaliniſcher Körper an die Seiten des Gefäßes anlegt, und dasjenige Product giebt, welches der giftige und ätzende Queckſil- berſublimat genannt wird. Mit dem Schwefel läßt ſich das Queck- ſilber entweder durch bloßes Rei- ben vereinigen, oder über einem gelinden Feuer, ſo daß der Schwe- fel in Fluß kömmt, vereinigen, und alsdenn, wenn die Maſſe hart ge- worden, durch das nachmalige Rei- ben in ein ſchwarzes Pulver ver- wandeln, welches mineraliſcher Mohr, Aethiops mineralis, ge- nannt wird. Unterwirft man dieſen der Sublimation, ſo erhält man einen röthlichtſchwarzen Sub- limat, welcher ſich zu einem ſchö- nen

nen rothen Pulver reiben läßt und künſtlicher Zinnober heißt.

Bey allen dieſen Auflöſungen und Vereinigungen läßt ſich das Queckſilber, ob es ſchon verſchiedene Geſtalten angenommen hat, demohngeachtet nicht aus ſeiner Miſchung ſetzen, indem es durch leichte Veränderungen von den anhängenden Subſtanzen befreyet und in ſeiner vorigen Geſtalt wieder hergeſtellet werden kann.

Das Queckſilber wird unter der Erde entweder gediegen oder vererzet gefunden. Das gediegene kömmt entweder in den Gruben in laufender Geſtalt zum Vorſcheine, ſo daß es mit Gefäßen geſchöpfet werden kann und Jungfernqueckſilber genannt wird, oder es ſteckt in Erden und Steinen, aus welchen es durch bloßes Klopfen, oder nach einer gelinden Erwärmung herauströpfelt. Von dem vererzten Queckſilber hat man zur Zeit nur ein einziges Queckſilbererz, nämlich den Bergzinnober, Cinnabaris natiua, welcher aus Queckſilber und Schwefel beſteht. Von dem Bergzinnober giebt es der Farbe nach verſchiedene Arten, als hellrothen, dunkelrothen, gelbrothen und braunrothen Zinnober. Unter dieſen iſt der hellrothe der reinſte, die übrigen Arten ſind unrein, doch immer eine Art mehr als die andere. Cronſtedt Mineralogie S. 202. gedenket außer dem Bergzinnober noch einer andern Art eines Erzes, welches aus Queckſilber, Schwefel und Kupfer beſtehen, von Farbe ſchwarzgrau und im Bruche glasartig ſeyn ſoll. Außerdem geſchieht es auch bisweilen, daß das Queckſilber in andern Erzarten gefunden wird, welches aber für etwas zufälliges zu halten iſt.

Das Queckſilber wird aus ſeinen Erzen, nämlich aus dem Zinnober, durch die Deſtillation erhalten; hat das Queckſilbererz nichts als Queckſilber und Schwefel, ſo wird demſelben Eiſen zugeſetzet; hat es aber eine kalkichte Erde bey ſich, ſo wird es ohne Zuſatz der Deſtillation unterworfen, welches auch geſchieht, wenn das Queckſilber in Erden und Steinen ſtecket. Das laufende Queckſilber, da es bisweilen etwas unrein iſt, wird entweder durch ein Leder gedrücket, oder vorher mit Brandwein oder einer Seifenlauge oder mit Eſſig gewaſchen. Das von den Betrügern durch Bley und Wißmuth verfälſchte Queckſilber, welches durch die Auflöſung mit Scheidewaſſer einen weißen Bodenſatz machet und ſich auf dieſe Weiſe zu erkennen giebt, wird am beſten durch die Deſtillation gereiniget, nicht aber durch das Durchdrücken durch das Leder, indem das Bley und auch Wißmuth mit durchs Leder geht.

Ein gereinigtes oder reines Queckſilber muß ſehr flüßig ſeyn, auf

auf dem Papiere leicht laufen, ohne etwas unreines zurück zu laſſen, und bey der Auflöſung im Scheidewaſſer nichts fremdes zu Boden werfen. Iſt es aber unrein oder verfälſchet, ſo muß man es entweder, wie bereits angezeiget worden, durch ein Leder drücken, oder welches am ſicherſten iſt, der Deſtillation unterwerfen.

Das gereinigte Queckſilber wird in der Chymie, in der Heilkunſt und verſchiedenen Künſten, entweder unverändert gebrauchet, oder nachdem es durch chymiſche Bereitung verſchiedentlich verändert worden. Die vornehmſten und gebräuchlichſten Bereitungen aus dem Queckſilber ſind: 1) die Vermiſchung des Queckſilbers mit Metallen oder Amalgama; 2) die Bereitung des mineraliſchen Mohrs und des aus ſelbigem bereiteten künſtlichen Zinnobers; 3) die Bereitung des ätzenden, wie auch milden Queckſilberſublimats; 4) der rothe Präcipitat. Unſerer Abſicht gemäß übergehen wir hier viele andere Queckſilberbereitungen, welche vorzüglich in chymiſchen Schriften zu ſuchen; von der Vermiſchung des Queckſilbers mit Metallen und von dem mineraliſchen Mohre handeln die Artikel Amalgama und Zinnober; hier wollen wir nur allein den ätzenden und milden Queckſilberſublimat und den rothen Präcipitat betrachten.

Die gebräuchlichſte Art den ätzenden Queckſilberſublimat zu bereiten, iſt folgende: Man löſet zwey Pfund gereinigtes Queckſilber in Scheidewaſſer auf, dampfet die Auflöſung bis zur Trockne ab, vermiſchet die weiße Maſſe mit drey Pfund weißcalcinirtem Vitriol und eben ſo viel decrepitirten oder gebrannten Kochſalze, füllet hiermit den dritten Theil eines gläſernen Kolbens an, ſetzet ſelbigen in eine Sandkapelle, verſtopfet die Oeffnung des Kolbens nur mit Papier, giebt anfänglich ein gelindes Feuer und vermehret ſelbiges nach und nach, bis ſich nichts mehr ſublimiret; alsdenn läßt man alles erkalten, ſprengt den Kolben unter dem Sublimate ab, nimmt ſelbigen heraus und verwahret ihn, als eins der heftigſten Gifte, mit vieler Behutſamkeit in wohl verſchloſſenen Gefäßen. Es hat derſelbe das Anſehen einer ſchneeweißen etwas dichten ſaliniſchen Maſſe, welche zugleich glänzend iſt. Dieſer Queckſilberſublimat hat wegen des ſehr concentrirten Salzſauren, ſo ſich mit dem Queckſilber genau verbunden, eine ſehr beitzende und nagende Eigenſchaft, und iſt alſo in Betrachtung des thieriſchen Körpers eines der heftigſten Gifte; doch hat die Erfahrung gelehret, daß ein Gran von dieſem Sublimate in zwo bis drey Unzen Brandwein oder auch eines deſtillirten Waſ-

ſers, welches weder öhlicht noch aromatiſch iſt, aufgelöſet mit Nutzen von vernünftigen und geſchickten Aerzten gebrauchet worden. Wer aber nicht mediciniſche Kenntniß genug hat, muß ſich demohngeachtet des Gebrauchs dieſes Mittels enthalten.

Wenn der ätzende Queckſilberſublimat mit lebendigen Queckſilber zuſammengerieben wird, und zwar ſo lange, bis der Sublimat kein Queckſilber mehr annimmt, ſo erhält man ein ſchwärzliches Pulver, welches gehörig ſublimirt eine dichte weiße und glänzende Maſſe giebt, ſo milder Queckſilberſublimat, Mercurius ducis, genannt wird. Dieſer Sublimat hat keine beizende Eigenſchaft mehr, und kann in dieſer Betrachtung ohne Gefahr als ein auflöſendes Mittel gebrauchet werden. Es wird aber demohngeachtet verlangt, daß dieſen Sublimat niemand gebrauchen kann, als wer in der Heilkunſt die erforderlichen Kenntniſſe erlanget hat. Der mehreſte Gebrauch dieſes Mittels wird vorzüglich in der Luſtſeuche und andern veneriſchen Krankheiten gemachet.

Der rothe Präcipitat, Mercurius praecipitatus ruber, welcher eigentlich dieſen Namen gar nicht verdient, wird auf folgende Art bereitet: man löſet nämlich eine beliebige Menge Queckſilber in Scheidewaſſer auf, zieht die Feuchtigkeit in einer Retorte bis zur Trockne ab und giebt alsdenn einen genugſam ſtarken Grad des Feuers, ſo daß die Retorte eine Zeitlang im Glühen erhalten wird. Wenn das Gefäße kalt geworden, findet man auf dem Boden der Retorte ein rothes Pulver, welches den Namen des rothen Präcipitats hat. Es iſt ſelbiges ein Queckſilber, an welchem ſich concentrirte Theile des Scheidewaſſers befinden, daher es eine ätzende Kraft hat, und vorzüglich in der Wundarzneykunſt äußerlich als ein beizendes Mittel gebrauchet wird.

Alle dieſe und noch mehrere Queckſilberzubereitungen, derer hier nicht Meldung geſchehen, ſind von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß zwar das Queckſilber in Betrachtung ſeiner äußerlichen Geſtalt eine Veränderung erlitten, bey dem allen aber doch noch eben das iſt, was es vorher geweſen; das iſt, es iſt daſſelbe in ſeiner Miſchung nicht verändert, und keine Trennung ſeiner Theile verurſacht worden, indem es auf eine leichte Art wieder in ſeine vorige flüßige Geſtalt gebracht werden kann. Ob jemals eine wirkliche Trennung ſeiner Beſtandtheile bewerkſtelliget werden kann wird einzig und allein durch die Erfahrung zu beſtimmen ſeyn.

Queckſterz.

Mit dieſem Namen beleget man die Art der weiß und ſchwarzen Bachſtelze, die ſonſt gemeiniglich Kloſterfräulein (ſ. dieſen Artik.) genannt wird. Der Vogel gehöret zu den Bruſtwenzeln, und iſt das bekannte graue Schwarzkehlchen.

Quelle.

Da der Begriff, den man mit dieſem Worte verbindet, überall hinlänglich bekannt iſt, ſo würde wohl eine Erklärung deſſelben ganz überflüßig ſeyn. Wir wollen alſo nur dieſes anmerken, daß die Wörter Quelle und Brunn zwar oft mit einander verwechſelt, gemeiniglich aber ſo von einander unterſchieden werden, daß man durch Quellen ſolche Oerter, wo das Waſſer von ſelbſt aus der Erde fließt, durch Brunnen aber künſtliche Gruben verſteht, in denen ſich das Waſſer aus den benachbarten Quellen ſammlet.

Die Quellen entſpringen gemeiniglich an Bergen und geben eine ſolche Menge Waſſer, daß daraus nicht nur die kleinern Bäche und Flüſſe, ſondern auch die größten Ströhme ihren Urſprung nehmen. Nämlich einige zuſammenfließende Quellen machen einen Bach, aus mehrern Bächen entſteht ein Fluß, und aus dem Zuſammenfluſſe etlicher kleinern Flüſſe entſtehen die größern Flüſſe oder Ströhme, die ſich zuletzt in das Meer ergießen.

Einige Quellen ſind viel kälter, andere aber viel wärmer als die Atmoſphäre. Viele enthalten auch Schwefel, Eiſen und andere mineraliſche Subſtanzen in ſich, wie bereits im erſten Theile unter dem Artikel mineraliſche Brunnen S. 999 u.f. angemerket worden iſt. Von dieſen fremden Theilchen rühren die merkwürdigen Eigenſchaften her, die man bey dem Waſſer einiger Quellen und Brunnen antrifft.

Es giebt Brunnen, worinnen die hineingelegten Sachen mit Tropfſtein oder mit Kupfer oder mit einer andern Materie überzogen werden, nachdem die fremden Theilchen beſchaffen ſind, welche in dem Waſſer ſchwimmen. Man findet Quellen, welche ſich wie der Weingeiſt entzünden, ſobald man ſich ihnen mit einem angezündeten Lichte nähert; welches gemeiniglich von der darauf ſchwimmenden Naphtha herrühret.

Bey vielen Quellen wird ein großer Abgang des Waſſers bemerket, wenn es lange Zeit nicht geregnet hat; einige Quellen aber geben faſt zu allen Jahreszeiten und bey jeder Witterung gleich viel Waſſer. Bey manchen iſt ſogar bey großer Hitze der Vorrath an Waſſer noch größer, als bey naſſer Witterung. Man findet auch Quellen, die einige Stunden

nach

nach einander Waſſer und hernach eben ſo lange wieder kein Waſſer geben. Hieraus läßt ſich ſchließen, daß nicht alle Quellen einerley Urſprung haben können. Ariſtoteles und verſchiedene andere Naturforſcher leiteten ehemals die Quellen aus der unterirdiſchen in Waſſer verwandelten Luft her, welches ſich nach ihrer Meynung mit den aus den Wolken herabfallenden Feuchtigkeiten vermiſchte. Allein da ſich eine ſolche Verwandlung der Luft in Waſſer gar nicht erweiſen läßt, ſo haben die neuern Naturforſcher dieſe Meynung mit Recht verlaſſen. Unterdeſſen iſt man doch auch heut zu Tage über den Urſprung der Quellen noch nicht recht einig. Verſchiedene Naturforſcher ſtellen ſich dieſe Sache mit dem berühmten franzöſiſchen Philoſophen Descartes folgendergeſtalt vor. Sie glauben die ganze Erde ſey mit lauter Höhlen oder Kanälen verſehen, in welchen das Waſſer aus dem Meere bis unter die entlegenſten Berge und andere Gegenden, wo Quellen nöthig ſind, geleitet, alsdenn von dem unterirdiſchen Feuer in Dünſte verwandelt, dadurch von dem beygemiſchten Salze und andern fremden Materien gereiniget und in die Höhe getrieben werde. Dieſe Dünſte ſchwitzen, nachdem ſie ſich wieder abgekühlet haben, tropfenweiſe aus den Ritzen und Klüften der Erde heraus und kommen endlich in der Geſtalt der Quellen wieder zum Vorſchein.

Vielen neuern Naturforſchern aber will dieſe Erklärung von dem Urſprunge der Quellen nicht gefallen, weil ſich nicht überall das Daſeyn ſolcher Kanäle, in denen das Seewaſſer unter die Berge geleitet werden ſoll, erweiſen läßt; weil man nicht angeben kann, wo das viele, aus dem Seewaſſer zurückgebliebene Salz hinkomme, und weil alsdenn auch diejenigen Quellen, die bey großer Hitze vertrocknen, beſtändig Waſſer geben müßten; da die trockene Witterung nicht bis in das Innere der Erde eindringen und den Lauf des Meerwaſſers in den unterirdiſchen Kanälen verhindern könne. Aus dieſer Urſache ſind viele Naturforſcher der Meynung, daß alle Quellen von dem Regen, Schnee, Thau und andern aus der obern Luft herabfallenden wäſſerichten Dünſten ihren Urſprung haben. Von den meiſten Quellen, beſonders denjenigen, welche bey dürrem Wetter ſchwächer laufen oder wohl gar vertrocknen, bey naſſer Witterung aber anſchwellen, iſt wohl dieſes höchſt wahrſcheinlich. Daß aber auch einige aus dem unter der der Erde fortgeleiteten Seewaſſer entſtehen mögen, läßt ſich aus verſchiedenen Erfahrungen der neuern Naturforſcher ſchließen. So hat man z. E. gefunden, daß Großbritannien nicht mehr, als die

Hälfte von demjenigen Waſſer, welches in ſeinen Bächen und Flüſſen enthalten iſt, durch Regen, Schnee und Thau erhält. Es giebt auf hohen Bergen ſolche anſehnliche Quellen und ſtehende Gewäſſer, die ihren Urſprung nicht ganz aus dem Regen und Schnee haben können. Einige von den beſtändigen Quellen entſpringen viel tiefer unter der Erde, als der Regen oder der geſchmolzene Schnee eindringen kann. Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß wirklich einige Quellen aus dem, in unterirdiſchen Kanälen fortfließenden Seewaſſer ihren Urſprung nehmen. Denn ob ſich gleich nicht überall das Daſeyn unterirdiſcher Kanäle beweiſen läßt, ſo hat man doch hinlängliche Erfahrungen, welche zeigen, daß es wirklich unter einigen Bergen große mit Waſſer angefüllte Höhlen giebt. Man hat auch Beyſpiele, daß Quellen vertrocknet und wieder mit Waſſer angefüllet worden ſind, nachdem man den unterirdiſchen Dünſten einen freyen Ausgang verſchaffet, oder dieſen Ausgang wieder verſtopfet hat, wie in Lulofs Einleitung zu der mathem. und phyſ. Erkenntniß der Erdkugel S. 307. der deutſchen Ueberſ. ausführlich gezeiget wird.

Quellergras.

S. Schmiele.

Quendel.

Serpillum, wird billig mit dem Thymo vereiniget, und dieſes Geſchlechte auch in Deutſchen lieber Thymian, als nach Planers Nomenclator Quendel genennet. Es heißt ſonſt der Quendel auch Quenelchen, Feldkümmel, Kühnlein, Gundelkraut, Hünerkohl, wilder Thymian, und obgleich die Schriftſteller verſchiedene Sorten davon angemerket, machen ſolche doch nur eine Art aus, und dieſe iſt Thymus Serpillum Linn. Wir beſchreiben zuerſt dieſe Stammart und erwähnen hernach die bekannteſten Abänderungen. Es wächſt der Quendel in Deutſchland überall, und gemeiniglich auf magern Triften und ſandigen Hügeln; hat eine zarte, aber ausdauernde, holzichte, fäſerichte Wurzel; viele in Zweige abgetheilte, etwas rauche, geſtreckte, an dem obern Theile aufgerichtete Stängel; einander gegenüber und platt anſitzende, eyförmige, hinterwärts am Rande mit zarten Haaren gezierte, ſonſt aber glatte und völlig ganze Blätter, und lockere kleine Blüthwirtel. Die Blüthzeit fällt in den Junius und Julius. Der Kelch iſt in zwo Lippen getheilet, und die Röhre deſſelben oberwärts mit Haaren verſchloſſen; die obere breitere Lippe zeiget drey, und die untere

untere zween dünnere haarichte Einſchnitte. Des röthlichten Blumenblattes Röhre hat mit dem Kelche gleiche Länge, theilet ſich auch in zwo Lippen, die obere aber iſt kurz, aufwärts gerichtet, platt, ſtumpf, eingekerbet, und die untere länger, in drey Einſchnitte getheilet, und der mittelſte davon breiter als die beyden seitwärts geſtellten. Von den vier Staubfäden ſind zween etwas kürzer, und zween länger, und dieſe erreichen kaum die Höhe der Röhre des Blumenblattes. Der Griffel trägt zween ſpitzige Staubwege. Wenn das Blumenblatt abgefallen, zieht ſich der Kelch im mittlern Theile zuſammen, und umgiebt vier kleine rundliche Saamen. Man findet mancherley Abänderungen. Die Stängel ſind gemeiniglich geſtrecket, und ſchlagen auch aus dem Blätterwinkel öfters neue Wurzelfaſern, doch ſtehen ſolche zuweilen mehr aufgerichtet, ſie ſind auch manchmal ganz glatt, ein andermal mehr rauch. Eben ſo verhalten ſich die Blätter, und der kleine rauche kriechende Heide- oder Bergquendel, Serpillum anguſtifolium hirſutum C. B. P. welcher in den dürren unfruchtbaren Kienheiden wächſt, ſcheint eine beſondere Art auszumachen, indem alles dichte mit Haaren beſetzet und ganz rauch iſt, auch dieſen Ueberzug behält, wenn man es im Garten, es ſey im freyen Lande oder Töpfen, unterhält. Die Blätter ſind auch größer und breiter, oder ſchmäler und länger, und die Blume, ob zwar immer klein, dennoch größer und kleiner, röthlicht oder weiß. Im Garten nnterhält man eine Spielart mit ſcheckichten, oder weiß und grünen Blättern. Die ſchönſte Abänderung, die man auf erhabenen Feldwieſen antrift, iſt der Citronquendel, welcher den ſtärkſten Citrongeruch von ſich giebt, und ſich leicht dadurch unterſcheidet, obgleich aller Quendel einen angenehmen Geruch hat. Herr von Haller hatte zwar in der erſten Ausgabe der Schweizerpflanzen dieſe alle nicht für Spielarten erkennet, ſondern einige davon als wahre Arten angenommen, in der neuern Ausgabe aber ſchreibt derſelbe: Es kommen beym Quendel faſt unzählbare Abänderungen vor, welche ich aber nicht weiter unterſcheiden will, da alle andere Schriftſteller ſelbige vereinigen; und ſetzet noch hinzu, wie der Hauptunterſchied in den größern und kleinern Blumen zu ſuchen ſey. Scopoli in der zwoten Ausgabe ſeiner Flor. Carniolicae hat eilf Abänderungen angemerket, und durch beſondere Kennzeichen unterſchieden. Zuweilen erſcheinen die obern Theile der Zweige ganz wollicht, Serpillum

pillum capitulis tomentoſis C. B. welches von einem Inſekte herrühret. Die rauche und ſcheckichte Sorte unterhält man öfters in den Gärten; die letzte wuchert in einem lockern warmen Boden ungemein, und überzieht in wenig Jahren ganze Beete, daher man ſolche zuweilen umpflanzen muß. Die rauche Sorte hält man gemeiniglich in Töpfen, da denn die Zweige über dieſe weglaufen, und von außen den ganzen Topf bedecken. Dieſe Sorte ſcheint zärtlich zu ſeyn; der Froſt hat uns manchmal ganze Töpfe voll getödtet. Setzet man dieſe den Winter über in ein mäßig warmes Glashaus, werden ſie immer grünend bleiben. Das Verſetzen muß ein Jahr ums andere geſchehen.

Der Quendel hat einen ſtarken, gewürzhaften, angenehmen Geruch, und beſitzt wirklich diejenigen Kräfte, welche man von andern, zumal einheimiſchen, gewürzhaften Pflanzen erwarten kann. Man wird durch ihren rechten Gebrauch die feſten Theile ſtärken, die Bewegung der flüßigen befördern, auch die ſtockenden Säfte auflöſen, und daher in der Schwäche der Nerven, Lähmungen und Bruſtkrankheiten, welche von einem zähen Schleim abhangen, u. ſ. f. guten Nutzen davon erlangen können. Herr von Linne' empfiehlt den wäßrigen Aufguß bey Kopfſchmerzen, welche nach einem Schmauße erfolget. Und dieſes iſt leicht zu glauben, indem dadurch der Magen geſtärket und die Blähungen ausgetrieben werden. Man kann ſolchen ſowohl äußerlich als innerlich gebrauchen. Man bedienet ſich gemeiniglich der ganzen und blühenden Pflanze als einen Thee. Seltner wird der Aufguß mit Wein veranſtaltet. Zum äußerlichen Gebrauche bereitet man daraus Bäder und Umſchläge, oder bedienet ſich des abgezogenen Geiſtes, und weſentlichen Oeles; dieſe beyden können auch zum innerlichen Gebrauche dienen. Alle Arten des Quendels ziehen die Bienen ſtark nach ſich, und geben vielen und guten Honig. Auch ſollen, wegen des flüchtigen campherartigen Antheiles, faſt alle Thiere durch den Genuß deſſelben munter gemachet werden, wie Hr. Gleditſch angiebt. Nach Millers Berichte aber ſoll kein Thier dieſe Pflanze freſſen. Und gewiß man würde die Stöcke nicht ſo häufig finden, wenn das Vieh davon fräße. Das Kraut mit Bier abgerieben, dieſes ausgepreſſet, und den Schaafen eingegeben, ſoll ſelbigen, wenn ſie ſchwindelicht ſind, ſehr wohl bekommen. Ueberhaupt erinnern wir, daß der Quendel bis hieher noch nicht genugſam

nugſam von den Aerzten erkannt und unterſuchet worden.

Quendel, römiſcher, S. Thymian.

Quenelchen.

S. Quendel.

Quequadores.

Kleine Fiſche, damit der Hayfiſch gemeiniglich umgeben iſt, und die ſich auch an ihn anhängen; ſ. unſern Artikel, Hayen, B. III, S. 699.

Queria.

Herr Löfling hat dieſes Pflanzengeſchlecht einem Spanier, Joſ. Quer gewidmet, welcher die in Spanien wachſenden Pflanzen aufgezeichnet, ſolche mit nützlichen Anmerkungen erläutert, auch dabey manches wider die Linnäiſche Lehrart erinnert. Die Blume hat nur eine Decke, welche aus fünf länglicht zugeſpitzten und ſtehenbleibenden Blättchen beſteht, und daher für den Kelch angenommen wird; dieſer umgiebt drey kurze Staubfäden, und drey gleich lange Griffel mit einfachen Staubwegen. Der rundliche Fruchtbalg öffnet ſich mit drey Klappen und enthält nur einen Saamen. Es iſt dieſes, wie Hr. v. Linne' ſelbſt erinnert, mit der Minuartia genau verwandt, und der Unterſchied beſteht nur in der Saamenzahl; indem bey dieſer ſtatt eines, mehrere in der Frucht enthalten ſind. Da aber Herr von Linne' bey andern Geſchlechtern dieſen Unterſchied zu Beſtimmung der Geſchlechter nicht für hinreichend gehalten, hat Herr Böhmer ſolches mit der Minuartia vereiniget. Herr von Linne' führet zwo Arten an.

1) Vielblümige Queria, Queria hiſpanica Linn. wächſt in Spanien, iſt ein Sommergewächſe und ganz weiß. Die Blumen ſtehen in einem Köpfchen bey einander, welches mit borſtenartigen und auswärts gekrümmten Deckblättern beſetzet iſt, wodurch das Köpfchen ſich an die vorübergehenden anhängt und leicht abgeht.

2) Einzeln blühende Queria, Queria canadenſis Linn. wächſt in Canada und Virginien. Die zäſerichte Wurzel iſt ausdaurend; der Stängel ſehr zart, zweyſpaltig und ohngefähr eine Spanne hoch; die Blätter ſtehen einander gegenüber, ſind lanzetförmig, völlig ganz, auf beyden Flächen weiß gedüpfelt und mit ſpitzigen Anſätzen verſehen; die kleinen grünlichten Blümchen ſtehen einzeln in dem Theilungswinkel des Stängels.

Quermuſchel.

Quermuſchel nennet Herr Müller unter den Gienmuſcheln die Chama cordata L. Sie iſt in die Quere geſtreifet, und hat zwar eine herzförmige Geſtalt, läuft aber an der einen Seite, die zugleich etwas gedrücket iſt, in die Quere. Die Ribben zeigen ſich nur oben, und gehen nicht bis an den Rand. Die Farbe iſt gelblicht, oder ziegel- oder roſtfärbicht.

Querſtrichmuſchel, auch eine Müllerische Benennung von Mytulus diſcors L. welche unter die bäuchichten Mißmuſcheln gehört. Die Schalen ſind ohngefähr von der Größe einer Saubohne, braun, mit einem grünen Rande, eyförmig, hornartig, faſt durchſichtig, vorne die Länge herab, hinten aber in die Quere geſtreifet. Die Angeln ſind rückwärts gebogen. Der Aufenthalt iſt an den Küſten von Norwegen und Island.

Queſtenkraut.

S. Hauhechel.

Queyte.

Queite, wird in Norwegen auch der Helleflynder genennet. ſ. dieſen unſern Artikel, B. III. S. 755.

Quickenbaum.

S. Ebereſchenbaum.

Quickmühle.

Mola amalgamationi inſerviens, wird diejenige Mühle genannt, in welcher das Gold vermittelſt des Queckſilbers von unmetalliſchen Theilen befreyet, und mit ſelbigem vereiniget wird. Die Arbeit wird Verquicken genennet. Die Quickmühle iſt ſo eingerichtet, daß ſie auf der einen Seite die Steinart, welche Gold enthält, zerſtampfet, auf der andern Seite aber in dem erſten Behältniſſe zu einem feinen Mehle mahlet, und in drey andern Behältniſſen, worinnen ſich Waſſer und Queckſilber befindet, das Gold mit dem Queckſilber amalgamirt oder zuſammenreibt. Agricola beſchreibt dergleichen Mühle in ſeinem Buche de Re metallica p. 234. woſelbſt ſich auch eine Zeichnung von ſelbiger befindet.

Quikoußes.

Quikoußes ſollen, nach dem Richter, große Fiſche zu Kongo in Afrika ſeyn; es gedenket derſelben namentlich, ohne alle andere Beſchreibung, Dapper in der Naturgeſchichte von Kongo; S. A. R. B. V. S. 93.

Quinquina.

S. Chinarinde.

Quintwurm.

S. Fadenwurm.

Quirinuskraut.

S. Huflattig.

Quirl.
S. Fichte und Wirtel.

Quiſpelbinſe.
S. Wollengras.

Quitſchbeeren.
S. Ebereſchbaum.

Quitte, wilde, oder Bergquitte.
S. Miſpelbaum.

Quittenbaum.

Der Quitten- oder Küttenbaum, Cotonia oder Cydonia, machte bis auf die Zeiten des Herrn von Linne' ein eigenes Geſchlechte aus, wurde aber von dieſem mit der Birne und dem Apfel vereiniget, und das Geſchlechte Pyrus genannt. Es ſind auch hierinnen faſt alle neuern Schriftſteller gefolget, und der Herr von Haller, obgleich derſelbe in dem Verzeichniſſe der Göttingiſchen Gewächſe nur Birnen und Aepfel vereiniget, und die Quitte, wegen der zerriſſenen Kelcheinſchnitte, als ein beſonderes Geſchlechte beybehalten, hat doch in der Schweizeriſchen Pflanzengeſchichte dieſes gleichfalls abgeſchaffet, und die Vereinigung dieſer drey Geſchlechter angenommen. Was demnach von den Geſchlechtskennzeichen bey dem Apfel im I. Band, 344 S. angemerket worden, gilt auch von der Quitte; indeſſen iſt es doch ſehr leicht, dieſe von Aepfel- und Birnbäumen zu unterſcheiden. Herr von Linne' nimmt zwar nur die völlig ganzen Blätter und einzeln Blüthen bey der Quitte zum Unterſcheidungszeichen an, und nennet daher ſolche Pyrus foliis integerrimis, floribus ſolitariis, man findet aber mehrere, welche Herr von Münchhauſen im III. Theile des Hausvaters S. 325. ganz richtig angegeben.

1) Die Quitten tragen einzelne Blumen, Aepfel und Birnen blühen büſchelweiſe; 2) bey jener kommt die Blume aus der Spitze eines neu ausgewachſenen Reiſes, wenn der Baum ſchon grüne iſt; dieſe hingegen blühen unmittelbar aus denen ſchon vorm Jahre gebildeten Knoſpen, ehe die Blätter hervortreiben; 3) die Blumenblätter bey der Quitte ſind viel größer, mehr gefärbet und rund umher ausgezahnt; 4) auch die Kelcheinſchnitte ſind ausgezahnt und größer, bleiben auch an der Frucht unverändert, und behalten die grüne Farbe; 5) die Frucht iſt mit einem wollichten Weſen dichte überzogen; 6) in jedem Saamengehäuſe liegen mehr als zween Körner; 7) der Stiel der Frucht iſt ganz kurz und mit dieſer genau verwachſen; 8) die Blätter ſind am Rande völlig ganz und auf der untern Fläche merklich wollicht.

licht. Nach dieſen Umſtänden wird man leicht einen Quittenbaum erkennen, wir wollen jedoch ſolchen nach allen Theilen beſchreiben, wenn wir zuvor angemerket haben, wie Herr von Linne und die meiſten neuern Kräuterlehrer nur eine wilde Stammart erkennen und annehmen wollen, welche durch die Wartung verwandelt und zugleich dadurch die Geſtalt der Frucht verändert worden, hingegen Herr Miller die verſchiedene Geſtalt der Frucht als einen weſentlichen Unterſchied angenommen, und die ſo genannte Birnen- und Aepfelquitte als beſondere Arten unterſchieden, und noch eine dritte hinzugeſetzet. Herr dû Roi iſt dieſem durchgehends gefolget und wir wollen ein gleiches thun; überlaſſen übrigens einem jeden die Wahl, ſolche entweder als wahre Arten, oder nur als Spielarten anzuſehen, und bemerken nur, wie die verſchiedene Güte der Frucht von dieſem Unterſchiede abhängt.

1) Die Birnquitte, Cydonia oblonga Mill. und dû Roi. Der Stamm bleibt niedrig und im Wuchſe unregelmäßig. Die Rinde an den Aeſten iſt braunroth. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe an den Aeſten, ſind länglich eyförmig, völlig ganz, auf der obern Fläche hellgrün, auf der untern, wegen des feinen dichten wollichten Weſens, weißlich. Die Blumen kommen im May hervor und haben keinen beſondern Stiel. Die Kelcheinſchnitte ſind eyförmig zugeſpitzet, am Rande fein ausgezahnt, ſo lang als die Blumenblätter und ſtehen ausgebreitet. Die Blumenblätter ſind ausgehöhlt und roſenroth; die Staubfäden röthlich, die Beutel gelb und die Griffel grüngelblicht, kürzer als die Staubfäden. Die Frucht wird im October reif, erreichet zween bis fünf, auch ſechs Zoll Höhe, und zween bis vier Zoll Breite, iſt der Geſtalt nach einer Birne ähnlich, doch laufen beyde Enden ſtumpf zu; der Länge nach iſt ſie mit Erhebungen verſehen und wird dadurch eckicht. Das Auge ſteht in einer von acht bis zehn Vorragungen eingeſchloſſenen Vertiefung, und in einer ähnlichen ſteht auch der Stiel. Die Schale iſt gelb mit einer feinen Wolle bedecket, die ſich aber leicht abwiſchen läßt und alsdenn glatt erſcheint. In jeder der fünf Saamenhöhlen liegen acht bis zehn Kerne. Man findet dieſe Art in Geſtalt eines niedrigen Strauchs in Ungarn, Mähren, Thüringen, u. ſ. f. Sie wächſt gern in abſchüßigen ſteinichten Bergen unten an dem Buſchholze um die kleinen Waſſerfälle und Bäche. Das eigentliche Vaterland aber ſoll Cydon, eine Stadt auf der Inſel Creta, ſeyn, woher auch der Na-

me Cydonia abzuleiten. Von da iſt ſolche nach Italien gekommen.

2) Die Apfelquitte, Cydonia maliformia Miller. und du Roi, wächſt mit kleinen Früchten an den felſichten Ufern der Donau wild, und gleicht der Birnquitte gänzlich, nur ſcheinen die Blätter mehr eyförmig und die Früchte ſind kürzer, runder, und daher mehr einem Apfel ähnlich.

3) Die portugieſiſche großblätterichte Quitte, Cydonia luſitanica Miller und du Roi. Der Stamm wächſt unter den Quitten am höchſten; die Blätter ſind auch größer und faſt mehr herz- als eyförmig, ſonſt aber unterwärts wollicht; die mittlere Ader iſt auf der untern Fläche roth gefärbet; die Früchte ſind ebenfalls größer; die Dicke nimmt gegen das Auge, welches in einer tiefen, und mit Erhebungen umgebenen Grube liegt, merklich ab, nach dem Stiele hingegen laufen ſolche in eine lange ſtumpfe Spitze aus und ſind daher birnartig. Dieſe ſind am ſchmackhafteſten, weniger herbe und mehr zart von Fleiſche, und erhalten beym Kochen eine mehr rothe Farbe. Dieſer Baum aber trägt nicht ſo häufig, als die beyden erſten Sorten.

Dieſe Quittenbäume werden durch die Kerne, Wurzelſchößlinge, Ableger, Schnittlinge und am gewöhnlichſten durch das Pfropfen der Zweige auf Birnſtämme vermehret, ſo wie auch die aus Saamen erzeugten Quittenſtämmchen oder Schößlinge zum Ocuiliren und Pfropfen der Birn- und Aepfelzweige gebrauchet werden. Dergleichen auf Quitten gepfropfte Früchte werden nach Beſchaffenheit der Sorten und anderer Umſtände zuweilen merklich verbeſſert, zuweilen aber auch verſchlimmert. Der Grund für die Quittenſtämme ſoll nicht zu leichte, ſandig und trocken, ſondern etwas feuchte, fett und zugleich locker ſeyn. Der Quittenbaum trägt häufig, wenn er nicht ſehr beſchnitten wird, daher ſolcher lieber hochſtämmig, als in Hecken und Pyramiden zu erziehen.

Das Holz vom Quittenſtamme iſt zwar hart, aber ſchwer zu bearbeiten, daher ſich der Nutzen allein auf die Frucht einſchränket, welche ſich auch ſchon durch den beſondern und angenehmen Geruch empfiehlt. Herr von Linné hält dafür, daß durch die Poma heſperidum und goldnen Aepfel der älteren Zeiten die Quitten zu verſtehen. Wir bedienen uns dieſer Früchte ſowohl zur Speiſe, als auch Arzney, und weil ſelbige wegen des herben Geſchmacks nicht füglich roh gebrauchet, auch nicht lange Zeit gut erhalten werden können, genießt man ſolche gekocht,

kocht, auf verſchiedene Art mit Zucker eingemachet, auch getrocknet, ingleichen die getrocknete Schale. Wollte man die Quitten in einem Zuſtande erhalten, welcher dem friſchen faſt gleich kömmt, kann man die beſten Früchte ausſuchen, die Kelchblättchen oben am Auge, auch den Stiel wegſchneiden, die Wolle rein abwiſchen und ſie ſchichtweiſe in einen ſteinernen Topf legen; hierauf andere ſchlechtere und ſchadhafte Früchte klein zerſchneiden oder zerreiben, davon einen Saft kochen, und dieſen, wenn er mehrentheils kalt iſt, doch ehe er gerinnet, über die Quitten im Topfe gießen, daß ſie damit bedecket ſind. Da die Quitten unter dem Safte leicht in die Höhe ſteigen möchten, leget man etwas ſchweres darauf, damit ſie unter dem Safte erhalten werden. Hierauf wird der Topf zugebunden und an einem trockenen kühlen Orte aufbewahret. Wenn man davon Gebrauch machen will, nimmt man von den Früchten, auch von dem Safte ſo viel als nöthig iſt heraus, ſchälet die Früchte und ſchmoret ſie, gleich den friſchen Quitten, mit dem Safte. Man darf aber die Früchte nicht eher herausnehmen, als bis ſie gekocht werden ſollen, indem ſie gleich ſchwarz werden, wenn ſie an der Luft liegen. Wenn man gleich anfangs viel Waſſer und etwas Wein dazuſetzet, und ſie langſam kochen läßt, damit ſie genung Brühe behalten, werden ſie ſchön roth. Wie die Quitten auf verſchiedene Art einzumachen, Quittenſaft, Quittenbrod oder Käſe, auch Wein daraus zu bereiten, hat Herr von Münchhauſen am angeführten Orte deutlich beſchrieben. Der Quittenwein iſt am leichteſten zu verfertigen. Man preſſet geriebene Quitten durch ein Tuch, thut den Saft in ein Glas, läßt ihn eine Nacht über darinnen ſtehen, daß er ſich ſetzet, ſeiget ihn hierauf durch ein Haartuch, gießt das Klare in Bouteillen, oben auf ein wenig Baum- oder Mandelöl, ſtöpſelt die Flaſchen und ſetzet ſie in den Keller. Es hält ſich dieſer Wein einige Jahre bey gutem Geſchmacke. Das Quittenelixir, deſſen Zubereitung Herr von Münchhauſen beſchrieben, wird ſich wegen des Geſchmacks und Nutzens empfehlen, daher wir ſolche auch hier angeben wollen. Man ſchneidet Quitten klein, gießt Wein darauf, und zieht dieſen auf die gewöhnliche Art über die Quitten. Zu vier Quartieren von dieſem abgezogenen Weine nim̃t man ein halb Pfund Zim̃t, zerbricht ſolchen in kleine Stückchen, legt ihn in eine Bouteille und gießt den Wein darüber; ferner ſchneidet man Quitten klein, preſſet davon etwa ein Viertel Quartier aus,

läßt ſolchen mit einem halben Pfunde Zucker läutern und gießt dieſes, wenn es erkaltet, zu jenem, darauf läßt man es auf einem warmen Ofen acht bis vierzehn Tage ſtehen und verwahret hernach dieſes Elixir in der Bouteille in einem kühlen Orte. Ein Löffel voll davon eingenommen, wird diejenige Wirkung leiſten, welche man ſonſt von den Quitten erwarten kann. Die vornehmſte Kraft der Quitten beſteht in Stärkung der feſten Theile, ſonderlich der erſten Wege und werden daher bey geſchwächter Verdauung, Durchfällen und dergleichen Krankheiten nützliche Dienſte leiſten. Der Trank von abgekochten Schalen iſt ein gutes Gurgelwaſſer, wenn das Zäpfchen und andere Theile im Munde ſchlapp und durch angehäuften Schleim geſchwollen ſind. An der Schale der Saamen, auch wenn ſie getrocknet ſind, klebet viel ſchleimichtes Weſen, welches ſich in dem aufgegoſſenen Waſſer leicht auflöſet. Es hat ſolches vor andern dergleichen nichts beſonders, und beſitzt eben die Kräfte, welche wir oben bey dem Pſyllienſaamen angemerket haben. Mit Roſenwaſſer aufgelöſet wird ſolches vorzüglich bey entzündeten und ſchmerzhaften Augen empfohlen.

Herr Siefert hat mit der Rinde in Abſicht auf die Färberey Verſuche angeſtellet, woraus man ſich aber nichts ſonderliches verſprechen kann. S. Kenntniß der Pflanzen, die Malern und Färbern nützen, S. 419.

Quittenhänfling.

Linaria pectore ſubluteo, eine Art Hänflinge mit gelber Kehle und gelbgraulicher Bruſt.

Quojas-Morrow.

Es giebt eine große Art von Pavianen, Quojas-Morrow, oder Morrow, und von den Portugieſen el Selvage, oder der Wilde, genannt. Er iſt häßlich, wohl fünf Fuß lang, mit einem großen Kopfe, dickem Leibe und Aermen. Er lernet leicht auf den Hinterfüßen gehen, ein Gefäß mit Waſſer auf dem Kopfe tragen, und dergleichen Arbeit verrichten. Er iſt der Oran-Utang von Borneo und Java, oder der Champaniz, davon einer letzt aus Afrika nach England gebracht worden; und ſcheint der ſchon oben, auf der 264 S. beſchriebene Pavian zu ſeyn. S. a. Reiſen, B. III. S. 321. und B. V. S. 90. ſ. auch Müllers Naturſyſtem, B. I. Artikel, der Nachtmenſch, S. 109. und folgende; desgleichen unſere Artikel, Affe und Oran-Utang.

Folgende Artikel ſind zu den angemerkten Seiten einzuſchalten.

Zu S. 82 b.

Nebbe-Sild.

Nebbe-Sild wird auch Sül, ingleichen Acus Mariae, Mariä Sye-Naal, die Nähnadel Mariä, nach Pontoppidans Norwegiſcher Naturhiſtorie, Th. II. S. 261. vermuthlich wegen deſſen langer und ſehr ſchmaler Geſtalt, genannt. Ich beſitze einen, ſchreibt der Autor, der über drey Viertel einer Elle lange, und dabey am Leibe nicht dicker, als eine Schreibefeder, iſt, und ſein Schwanz, der faſt die Hälfte des Fiſches ausmachet, iſt nur ſo dünne, wie ein Strohhalm, zuletzt aber ganz ſpitzig, wie ein Zwirnsfaden. Der Kopf ſowohl, als das übrige, iſt eckicht, und der Mund iſt wie ein Schnabel, doch hat er, ganz am äußerſten Ende, eine kleine Erhöhung oder Fläche, wie eine Schnauze. Es iſt nicht ſeine Weiſe im Waſſer ſelbſt ſich aufzuhalten und zu verwahren, ſondern man findet ihn im naſſen Sande am äußerſten Ende des Ufers. Daſelbſt pfleget man ihn mit einem Spaten auszugraben, und ihn hernach als Köder an die Angelruthe zu hängen; denn zu etwas anders wird er hier nicht gebrauchet; aber wohl im Mittelmeere, wo er, nach Gesners Berichte, S. 49. geſalzen, als etwas delicates, geſpeiſet wird. In Nordland, wie man ſaget, ſoll er auch von einigen eingeſalzen und mit Vergnügen geſpeiſet werden. Der Ueberſetzer, J. A. Scheibe, ſetzet hinzu: der Beſchreibung nach ſcheint dieſer Fiſch eben derſelbe zu ſeyn, der im X. Theile der Schwediſchen Abhandlungen, S. 197. Lumbricus punctis prominulis, oder Lumbricus marinus, ingleichen Pyr, oder Sandorm, Sandwurm, genannt wird. Daß dieſer Pyr oder Sandwurm aber ein anderer Fiſch ſey, als derjenige, der im folgenden unter dieſem Namen, Pür, vorkömmt, wird man gar bald ſehen; obſchon Herr Kalm die Geſtalt ſeines Pyrs zu beſchreiben vergeſſen hat. Bey dem Bellonius iſt er Typhle marina; auch nach Gesnern. Nach eben dem Pontoppidan, Dän. Naturhiſtorie, S. 191. heißt er auch Stork, Havnaal d. i. Seenadel, und iſt Syngnathus Acus, Linn. gen. 141. ſp. 2. ſ. unſern Artikel, Nadelfiſche, die zwote Gattung und Havnaal, B. III. S. 694.

Zu S. 83 a.

Negenogen.

Negenogen, oder Steen-Sue, däniſch, d. i. Neunaugen, Steinſauger, wird nach Undalins Berichte in Store-Mioes, wie auch in andern friſchen Waſſern gefangen, inſonderheit in den Ströhmen Mandal und Undal, wo er oft ſo dicke iſt, wie ein Arm, obſchon die Länge nur eine Elle beträgt. Allhier wird er nicht ſo, wie außerhalb Landes, für eßbar, ſondern am wenigſten für einen ſchmackhaften Fiſch gehalten. Nach dem Willughb. p. 104. iſt dieſe, von ihm ſo genannte Muraena ob venenatam qualitatem non immerito ſuſpecta; quin et mandentibus, vt recte Aldrouandus, ſuis ariſtis plurimum faſtidii parit. Dieſer Fiſch pfleget, ſo wie der Lachs, gegen die Waſſerfälle zu ſpringen, um hinauf in die Flüſſe zu kommen; wie auch mit ſeinen ſcharfen Zähnen ſich in den Klippen feſt zu beißen, daher er auch den nordiſchen Namen, Steen-Sue, Steinſauger, erhalten hat. Pontoppid. Norw. Naturhiſt. Th. II. S. 262. Nach eben demſelben, Dän. Naturhiſt. p. 185. iſt er, Petromyzon fluuiatilis, Linn. gen. 129. ſp. 2. Neunauge, Lamprete. ſ. dieſe Artikel, beſonders unter unſern aalförmigen Fiſchen, B. I. S. 28. u. f. Noch merket unſer däniſcher Schriftſteller mit an, daß dieſer Fiſch von einigen für eine Art einer Seeſchlange, aber ganz unrichtig, angeſehen werde; denn, da er Finnen habe, ſey er ein Fiſch. Er habe nicht neun Augen, ſondern ſo viele Flecke, und werde für delikat gehalten.

Zu S. 128 a.

Neſſelkönig.

Neſſelkönig oder Winterkönig, paſſer trochlodytes, wird diejenige Art der Zaunkönige genannt, die den Winter hindurch bey uns bleiben, und ſich an Zäunen und Gemäuern fleißig ſehen laſſen. Er heißt deswegen auch Schneekönig. S. Zaunkönig.

Zu S. 404 b.

Pege Reyes.

Pege Reyes iſt eine Art von Königsfiſchen; ſ. dieſen unſern Artikel, B. IV. S. 654.

Zu S. 405 a.

Peixes-Mantos.

Wir ſahen in dieſer See bey den Hafen Puri palem, auf neun und vierzig Grad Norderbreite, Rochen, die wir Peixes mantos nenneten, von vier Faden im Umfange, und mit Schnauzen, wie ein

Ochſe.

Ochſe. S. A. Reiſen, B. X. S. 398.

Zu S. 405 a.

Peixe Viola.

Peixe Viola nennen die Portuſen den Braſilianiſchen Fiſch des Marcgravs, Puraque; ſ. dieſen baldfolgenden Artikel.

Zu S. 405 b.

Pelikan.

Ein alter Name, welcher der Kropfgans zukömmt. ſ. dieſen Artikel, auch Löffelgans.

Zu S. 474 a.

Pferd-Makrele.

Müller nennt zwar den Scomber Hippos. Linn. gen. 107. ſp. 7. den Pferdbrachſem, der aber der Engländer Horſemakrell iſt, und alſo eigentlicher Pferdmakrele zu nennen. ſ. unſern Artikel, Makrele, B. V. S. 326.

Zu S. 489 a.

Pfinnen.

Pfinnen ſind, nach dem Chomel, eine Gattung gar kleiner Fiſchlein, welche, abſonderlich in Oeſterreich ob der Ens, in dem ſo genannten Kammer- oder Atterſee, meiſtentheils um Michaelis, in die ſechs Wochen nach einander, auch wohl zuweilen im May, jedoch alsdenn nicht ſo häufig, gefangen werden, und keine ordentliche Laichzeit haben. Dieſe Art Fiſchlein iſt ſo delicat und zart, daß ſie abſtehen, ſo bald ſie aus ihrem Mutterwaſſer kommen, und müſſen daher ſogleich geſotten werden.

Quidquid in his igitur vitii malus abſtulit error,
Emendaturus, ſi licuiſſet, eram.

In dem Artikel, Krampffiſch, B. IV. S. 736. lin. 11. ließ nach Torpedo Linn. — doch hat er der aalförmigen Art der Torpille am Beſchluſſe mit erwähnet. — nach Gymnot. El. l. — nicht gemachet, mit welchem neuerlichſt Hunter, — nach Torpedo Linn. l. — mit dieſern und dem Gymnotus — ſtatt derſelbe, — l. und dieſelben — ſtatt Gymn. El. l. Raia, gemacht zu Livorno. — S. 739 lin. 8. ließ Torpedo Raia — ſtatt nämlich — l. nicht — nach Gymn. El. Linn. muß (Rai. Torped. Linn.) wegfallen. — S. 740. lin. 20. ließ nach Torpedo-Raia, iſt Kämpfer übergangen — nach angeführt — ließ — es haben aber beyde ſolches — und letzterer nicht von dem damals noch ſehr unbekannten Gymn. El. behauptet. ſ. unſern Tractat: Hiſtoria Torpedinum repetita, c. III. Tabb. aenn. Wittenb. 1778. 4to.

Ende des ſechſten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langguth, Georg August, 1711-1782

Neuer Schauplatz der Natur nach den richtigsten Beobachtungen und Versuchen in alphabetischer Ordnung

Bd.: 6

Leipzig 1778

H.nat. 394-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10076451-6
VD18 90181921